Onkel Tom's Hütte.

Ausgabe Nr. 1 ohne Illustrationen.

Ausgabe Nr. 2. mit acht Illustrationen.

Ausgabe Nr. 3. mit sechzehn Illustrationen.



Weger Sengen u Lpzg

H B Stowe

Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte."

Onkel Toms Hütte,

oder

Negerleben in den Sklavenstaaten von Amerika.

Von

Harriet Stowe,

geb. Beecher.

Mit der Biographie der Verfasserin und einer Vorrede

von

Elihu Burritt.

Vollständige und wohlfeilste

Stereotyp-Ausgabe.

Neunte Auflage.

Nebst dem Portrait der Mrs. Stowe.

Leipzig, 1853.

G. H. Friedlein.

Vorrede.

Mit welchen Worten sollen wir dieses wundervolle und wunderwirkende Buch in die höchsten Kreise der Gesellschaft und in die bescheidensten Hütten einführen? Welche kritische Analyse seiner Verdienste, welche Lobpreisung seines Genius, würde sie auch mit dem Weihrauche der wärmsten Sympathien des Herzens dargebracht, das es bis in seine innersten Falten ergriffen hat; welche wohlstudirte Schmähung, wäre sie auch so glänzend oder so beißend wie die künstlichsten Pfeile Junius' oder Jeffrey's; — was von dem Allen, oder was sonst, mag es diesem Bande vorausgeschickt oder angehängt werden, kann Einfluß auf die Fluth der Gefühle haben, mit denen der Leser im Palast wie in der Hütte, durch Kapitel von ergreifender Wahrheit den Strom des „Lebens unter den Geringen"*) verfolgt, von den trüben Kummerbächen, welche das ganze, unter dem Fluche der Sklaverei lastende Gebiet mit Thränen bewässern, bis hinab zu dem todten See der Sünde und des Verderbens, in den sie sich in einem breiten, tiefen und bitteren Strome ergießen, wie der Mississippi in den mexikanischen Meerbusen fällt, nachdem er seine tausend Zuflüsse in sich aufgenommen hat? Wer es versuchte, zu der ersten englischen Ausgabe dieses außerordentlichen Werkes eine emfehlende oder erklärende Vorrede zu schreiben, muß, wenn anders er ein empfängliches und fühlendes Herz besaß, schon damals erkannt haben, daß ihm keine Worte zu Gebote standen, um den Eindruck zu verstärken oder zu modificiren, den es auf das Gemüth der ganzen Menschheit machen konnte und mußte. Es wäre thöricht gewesen, zu erwarten, daß die schwachen Strohhalme der kalten Kritik, oder der glühendste Odem der beredtesten Bewunderung den Strom des Gefühls und des Interesses, in welchen dieses Erzeugniß des christlichen Genius die Seelen von vielen Millionen zu beiden Seiten des Atlantischen Oceans gezogen hat, hemmen oder schwellen könnte. Wie nach den politischen Rechten und Gebräuchen mancher Länder ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit unmittelbar und allein dem Urtheile und der Entscheidung des Volks unterbreitet wird, um seinen Willen und seine Entschließungen nicht zu beeinträchtigen, so hat dieses Buch mit seinem einfachen und anspruchslosen Titel durch die bloße Gewalt seiner ergreifenden Wahrheit und Schönheit den Weg zu den Schranken der öffentlichen Meinung gefunden, ohne erst durch die vorläufigen Instanzen der literarischen Kritik zu gehen. Und über alle seine charakteristischen Eigenschaften und Vorzüge, durch welche es das große Herz der gesammten Menschheit rührt und das Gefühl zu wunderbarer Erregung hinreißt, hat die öffentliche Meinung ein Urtheil ausgesprochen, daß die kunstvollsten Bemühungen der gelehrten Casuistik nie wieder umstoßen können. Dieses Universalverdict beantwortet im voraus jede Frage in Bezug auf die Verdienste des Werks, so daß es fast eben so anmaßend er-

*) Der Titel der amerikanischen Originalausgabe war: **Uncle Tom's Cabin; or Life among the Lowly.**

scheint, seine Genialität zu behaupten, als sie zu leugnen. Denn wer könnte es wagen, selbst unter dem Banner der anerkanntesten literarischen Autorität zu beweisen, warum es diese Macht besitzt, angesichts der nächtlichen Lampen, welche seine fesselnden Kapitel erleuchten, in den prächtigsten Wohnungen der Reichen, wie in den bescheidensten Stübchen der Armen, in den stolzesten Schlössern der britischen Aristokratie, wie in den ärmlichsten Hütten der neuen Welt? Wer könnte es unternehmen, seine Ansprüche auf die allgemeine Bewunderung durch Argumente von analytischer Spitzfindigkeit zu motiviren und festzustellen, wenn in den höchsten Kreisen des gesellschaftlichen Lebens, in den auserwähltesten literarischen Zirkeln, in zufälligen Versammlungen von Fremden, im Postwagen, im Eisenbahnwagen, auf den Dampfböten der amerikanischen Seen und Flüsse, in den kleinen Gasthäusern des Alleghanygebirges, wie in den einsamen Hütten auf der Sonnenseite des schottischen Hochlandes, in der Hütte des canadischen Schiffers und in der ärmlichen Wohnung des englischen Bergmanns, fast die erste Frage, welche man hört, diese ist: „Haben Sie Onkel Tom's Hütte gelesen?“ Jedes specielle Attribut seines Genius hat seinen Antheil von dieser erhabenen und freiwilligen Huldigung der öffentlichen Meinung errungen, sein feierlicher Ernst sowohl, wie sein unübertrefflicher Humor. Denn welches Gemälde menschlicher Erfahrungen entlockte jemals in Zeit von einem halben Jahre mehr Thränen der Theilnahme mit Kummer und Leiden, als diese treue Geschichte des Sklavenlebens? Und hat je ein Humor die Gefühle, welche der Ernst zu Thränen rührte, glücklicher gemildert als der, welcher gleich einer Strahlengarbe im reichsten Farbenwechsel die tragischesten Scenen dieser meisterhaften Erzählung umspielt? Lord Carlisle spricht in seiner treffenden und beredten Würdigung der Verdienste dieses Werks die Ueberzeugung aus, daß „sein Erscheinen in der literarischen sowohl wie in der Sittengeschichte der Zeit eine Art von Epoche bezeichnet hat.“ Das glänzendste Resultat desselben ist in der That der große und seltene Ruhm, mit dem es ohne Zweifel in den kommenden Jahren gekrönt werden wird. Es kann nicht anders sein. Hegen wir die frohe Ueberzeugung, daß es die christliche Aera der Volksliteratur eröffnen und einweihen wird und muß. Es ist gerade zu dem rechten Zeitpunkte der Umgestaltung dieser Art der Lectüre erschienen. Wer die bedeutendsten belletristischen Werke der letzten zwanzig Jahre liest und sie mit denen der vorhergehenden Jahre des gegenwärtigen Säculums vergleicht, dem müssen die Beweise und Fortschritte dieser Umgestaltung in die Augen springen. Auf eine Schule glänzender Schriftsteller, welche in ihren Geistesprodukten nach keinem höheren Ziele zu streben scheinen, als angenehme Erregung mit fruchtlosem Interesse an romantischen Phantasiegebilden zu verbinden, folgte eine andre Klasse, welche durch Dickens, Jerrold, Hood, Howitt und Andere dieser Richtung repräsentirt wird. Diese scheinen eine neue Schule gegründet und die „humanitarische“ Aera der Volksliteratur eröffnet zu haben. Nicht in fürstlichen Palästen und Schlössern, nicht in grauen Sagen aus den Zeiten des Feudalismus, nicht in den Kriegen des Mittelalters suchten sie ihren Stoff; sondern sie stiegen hinab in die finstersten und abschreckendsten Winkel, in denen Armuth, Unwissenheit, Sünde und Verbrechen ihre häßlichen Gestalten und Gesichter verbergen; in die Gefängnisse, in die Arbeitshäuser und in die kalten Kammern der bleichen, hungernden Nätherinnen stiegen sie hinab und woben in ihre Erzählungen ergreifende Thatsachen des wirklichen Lebens mit so unwiderstehlicher Wahrheit, mit so grellen und treuen Farben, daß die Herzen des Volkes, zu denen sie sprachen, wärmer und lauter schlugen für die Leidenden und Bedrängten im Schooße der Gesellschaft.

Hier aber haben wir ein Buch, das in Bezug auf den menschenfreundlichen Zweck den besten Erzeugnissen der angeführten Namen gleichkommt und damit noch die Eigenschaften einer erhabenen Genialität verbindet, einer Genialität, welche mit dem reizendsten Humor und dem edelsten Pathos die herrlichsten Lehren des christlichen Glaubens mit solchem Glück und mit so unwiderstehlicher Gewalt vereinigt, daß es gleichsam in speciellem und höherem Auftrage zu allen Klassen und Ständen der Menschheit zu kommen scheint. Wie viele Herzen wird es noch für diese Lehren empfänglich machen, die sich bisher ungläubig von allen Argumenten abwendeten, welche die Religion ihnen entgegenhielt? Wie viele mit glänzendem Verstande begabte Menschen, welche über die Spitzfindigkeiten des Sophismus in Zweifel strauchelten, werden noch den unwiderstehlichen Beweisen von ihrer Wahrheit und ihrer Lebenskraft lauschen und Gehör geben, welche Onkel Tom aus dem unerschöpflichen Borne seines religiösen Glaubens in das Herz des skeptischen, aber edlen St. Clare überströmen läßt? Und dann der erhabene Triumph dieses Lebens! Wie werden sich die Armen, die Bedrückten, die Verstoßenen, die Unwissenden, die Verblendeten, die Sündhaften und Verderbten aller Länder, in welche dieses Buch kommt, um die Peitsche und um das Kreuz dieses demüthigen Jüngers Christi schaaren und mit Thränen der Bewunderung vor der Stärke und dem Siege seines Glaubens das Knie beugen! In dieser Beziehung und Richtung wird es eine hohe und heilige Sendung in der Welt erfüllen, wenn einst die Thränen, die er den Augen von Millionen entlockt hat, die Ketten des letzten amerikanischen Sklaven zerfressen haben.

Elihu Burritt.

Einige Notizen über Harriet Beecher-Stowe und ihre Familie.*)

Die Familie, zu der Mrs. Stowe gehört, ist in den Vereinigten Staaten weit und breit bekannt. Sie besteht aus folgenden Personen: 1) Lyman Beecher, der Vater, Doktor der Theologie, Expräsident des Lane-Seminariums und ehemaliger Pastor einer presbyterianischen Kirche zu Cincinnati im Staate Ohio; 2) William Beecher, Pastor zu Chillicothe in Ohio; 3) Edward Beecher, Pastor zu Boston in Massachusetts; 4) Henry Ward Beecher, Pastor in der Stadt New-York; 5) Charles Beecher, Pastor zu Newark in New-Jersey; 6) Thomas Beecher, Pastor zu Williamsburg in New-Jersey; 7) George Beecher, ebenfalls Geistlicher, starb vor einigen Jahren; 8) James Beecher, Kaufmann in Boston; 9) Miß Catherine Beecher; 10) Mrs. Harriet Beecher Stowe; 11) Mrs. Perkins; 12) Mrs. Hooker.

Zwölf Personen also — die apostolische Zahl. Und von den zwölfen verkünden sieben das Evangelium von der Kanzel und zwei durch die Presse, nach der Weise des 19ten Jahrhunderts. Von den drei anderen ist einer durch den in Amerika vorherrschenden Handelsgeist absorbirt worden, und zwei, die Frauen von achtbaren Rechtsgelehrten und Familienmütter, haben sich den Sorgen und Pflichten des häuslichen Lebens gewidmet. Wie es heißt, stehen diese, was geistige Eigenschaften betrifft, den neun, welche eine öffentliche Stellung eingenommen, keineswegs nach. Ja, ihre vertrauten Freunde sind zweifelhaft, welchem von den zwölf sie den Vorrang zuerkennen sollen. Bei allen Nuancen, welche stets verschiedene Individualitäten bezeichnen, findet eine merkwürdige Aehnlichkeit unter ihnen statt, die sich nicht nur auf ihren physischen, sondern auch auf ihren intellectuellen und sittlichen Charakter erstreckt. Sie sind alle von ungefähr mittler Größe, weder zu stark, noch zu schmächtig, sondern compact und kräftig gebaut. In ihren Bewegungen und Geberden macht sich etwas von der Schroffheit und dem Mangel an Grazie bemerklich, die dem Yankee-Lande eigen sind, wo die Oper und der Tanzsaal als Pflanzschulen des Teufels betrachtet werden. Ihre Züge sind massiv und unregelmäßig, in den Männern zwar nicht ohne eine gewisse männliche Schönheit, aber in den Frauen nur durch den Ausdruck des Geistes und der Intelligenz, der sie beseelt und namentlich in den bläulich-grauen Augen strahlt, vor dem Vorwurf der Häßlichkeit gerettet.

Sie besitzen alle eine Energie des Charakters, rastlose Thätigkeit, Ausdauer und Opferfreudigkeit, die sie vorzugsweise zu Leitern einer Propaganda befähigen. In den kirchlichen und socialen Kämpfen, welche die Vereinigten Staaten in Bewegung setzen, haben Vater und Söhne stets im Vordertreffen gefochten und sich zu einer engen Phalanx zusammengeschaart. Die Mäßigkeitsfrage, die auswärtigen und einheimischen Missionen, die Errichtung von theologischen Seminaren, die Volkserziehung, die Colonisation, die Abolition — an allen diesen Gegenständen haben die Beecher's energischen Antheil genommen. Als Bürger einer Republik sind sie natürlich auch der Politik nicht fremd; einer von ihnen wurde von der Stadt New-York gewählt, um Kossuth bei

---

*) Aus dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" nach Fraser's Magazine.

seiner Ankunft zu begrüßen. Das Merkwürdigste dabei ist, daß, trotzdem sie oft in heftige Kollision mit den Mißbräuchen des amerikanischen Gesellschaftssystems gekommen sind, man ihnen nie unlautere Beweggründe zugeschrieben hat. Die Verleumdung, das gewöhnliche Loos der Reformatoren, scheint sie verschont zu haben, zum Theil aus Achtung für ihre nicht zu leugnende Uneigennützigkeit, zum Theil aber auch, weil sie mit einer den Yankees eigenthümlichen Vorsicht nur dann zum Angriff schritten, wenn sie eine mächtige Partei hinter sich hatten, und endlich vielleicht deshalb, weil die ganze Familie in den Ruf einer etwas excentrischen Geistesrichtung steht. Als Redner erheben sie sich weit über die Mittelmäßigkeit; ihre Sprache ist nicht elegant, aber beredt, mit einer lebhaften Verachtung des Gemeinen und einer Empfänglichkeit für den Humor, die sich in prägnanten Witz, treffender Satyre und in der Hitze der Improvisation nicht selten in bitterem Sarkasmus kundgiebt.

Neun von den Beecher's sind Schriftsteller. Man hat von ihnen Predigten, Reden, „Essays", Rezensionen und Abhandlungen über die mannigfachsten Themata, größtentheils von lokalem oder momentanem Interesse. Alle diese Schriften zeichnen sich durch Kraft des Gedankens, sehr wenige durch künstlerische Vollendung aus. Nähere Erwähnung verdienen „sechs Mäßigkeits-Predigten", von Dr. Beecher; „die Jungfrau und ihr Sohn", ein poetisches Werk von Charles Beecher, mit einer Einleitung von Mrs. Stowe; einige Aufsätze über biblische Literatur, von Edward Beecher; mehrere Erzählungen von Miß Catherine Beecher; „häusliche Oekonomie", von Derselben; „zwölf Vorlesungen an junge Männer", von Henry Ward Beecher; „Einleitung zu den Werken der Charlotte Elisabeth" (einer englischen religiösen Schriftstellerin), von Mrs. Stowe, und eine Sammlung von Erzählungen, unter dem Titel „The May Flower",*) von Mrs. Stowe, Verfasserin von „Uncle Tom's Cabin". Ehe das letztgenannte Buch erschien, war der Name Mrs. Stowe's kaum so allgemein bekannt, als der ihrer Schwester Catherine, deren unermüdliche Anstrengungen zur Beförderung des Unterrichts ihr hohe Achtung erworben hatten. Die Vereinigten Staaten verdanken ihr die Gründung einer überaus nützlichen Association zur Bildung von Lehrerinnen für den „Far West", die sie mit eben so viel Takt als Energie zu organisiren und in gedeihliche Wirksamkeit zu bringen wußte.

Dies ist die Familie, aus deren Schoos Harriet Beecher hervorgegangen ist. Man wird uns erlauben, einige Augenblicke bei der ehrwürdigen Gestalt des Vaters zu verweilen, dem die Ehre gebührt, dem Geiste der Kinder einen so kräftigen Stempel aufgedrückt zu haben. Doktor Lyman Beecher hat jetzt sein achtundsiebzigstes Jahr erreicht. Vor der amerikanischen Revolution geboren, hat er bis ganz kürzlich mit Thätigkeit und Geschick der Erfüllung von Pflichten obgelegen, die für die meisten Männer in der Blüthe des Lebens zu schwer sein würden. Er ist der Sohn eines Schmiedes in Neu-England und trieb in seiner Jugend das väterliche Gewerbe. Erst in reiferem Alter ließ er den Amboß im Stich, um seine Studien zu Newhafen im Yale-Kollegium zu beginnen. Zehn Jahre später finden wir ihn als Pastor einer Kirche zu Litchfield, wo er als Kanzelredner bald großes Aufsehen machte. Seine sechs Predigten über die Mäßigkeit verbreiteten seinen Ruhm durch die ganze Union

---

*) „The May Flower" so hieß das Fahrzeug, auf welchem die „Pilgerväter" im Jahre 1620 nach Amerika schifften, um dort die erste Niederlassung in der Bai von Plymouth zu gründen.

und sogar bis nach Europa, indem sie in England eine Reihe von Auflagen erlebten und in mehrere Sprachen des Kontinents übersetzt wurden. Er erhielt jetzt einen Ruf an die erste presbyterianische Kirche in Boston, wo er bis zum Jahre 1832 blieb. Um diese Zeit war es, daß ein von jenem Theil der Presbyterianer, dessen aufgeklärte Religiosität und freisinnige Tendenzen ihm den Namen der neuen Schule erworben, längst gehegter Plan, die Stiftung eines literarisch-theologischen Seminariums, in Ausführung gebracht wurde. Es hatte den Zweck, junge Leute zum geistlichen Stande vorzubereiten, indem man ihnen zugleich Gelegenheit gab, durch ihrer Hände Arbeit so viel zu verdienen, um die Kosten ihrer Erziehung bestreiten zu können. Beecher wurde als der Einzige betrachtet, der fähig sei, eine Anstalt zu leiten, die, wie man hoffte, die Möglichkeit beweisen würde, Geist und Körper zugleich auszubilden; die Missionsbestrebungen sollten hierdurch neue Energie gewinnen und die presbyterianische Kirche umgestaltet werden. In Begleitung einer ausgewählten Schaar von Gehilfen begab sich Beecher nach seiner neuen Heimat in der Nähe von Cincinnati, wo er sich bis zum Jahre 1850 aufhielt.

Der eben so orginelle als wohlwollende Charakter Beecher's hat zu zahllosen Anekdoten über ihn Veranlassung gegeben. Da sich die Familie nur eines bescheidenen Einkommens erfreut, so pflegte ihn seine Freigebigkeit häufig in Verlegenheiten zu bringen. Eines Tages hatte ihm seine Frau aus der ihrer Verwaltung anvertrauten Kasse fünfundzwanzig oder dreißig Dollars gegeben, mit der Anweisung, sich einen Rock zu kaufen, dessen er eben sehr bedurfte. Er machte sich demzufolge nach Cincinnati auf, kehrte aber unterwegs bei einem Meeting ein, in welchem eine Predigt zu Gunsten der Missionsvereine gehalten wurde, und als der Klingelbeutel herumging, legte er seine Rolle von Banknoten mit hinein. Ueber dem Eifer für die Bekehrung der Sandwich-Insulaner hatte er seinen Rock vergessen.

Harriet Beecher wurde um das Jahr 1812 zu Litchfield (im Staate Connecticut) geboren. Nachdem die Familie nach Boston gezogen war, hatte sie Gelegenheit, in dieser Stadt eine treffliche Erziehung zu erhalten. In der Absicht, sich für das Lehrfach auszubilden, befleißigte sie sich nicht nur der bei Damen gewöhnlichen Studien, sondern auch mancher Wissenschaften, die in der Regel dem männlichen Geschlecht vorbehalten sind. Schon früh unterstützte sie ihre ältere Schwester Catherine in der Leitung einer von derselben errichteten Töchterschule. Als der Vater sich nach dem Westen begab, begleiteten ihn die Schwestern und eröffneten eine ähnliche Anstalt in Cincinnati.

Die Stadt Cincinnati liegt an dem nördlichen Ufer des Ohioflusses. Die Hügelkette, welche von Pittsburg hinab sich mehrere Hunderte von Meilen weit dem Strome anschließt, weicht hier in Gestalt eines Halbzirkels zurück und läßt ein Bassin von einigen Quadratmeilen Umfang frei. Auf diesem Raume erhebt sich die geschäftige Handels- und Fabrikstadt, welche 1832 kaum vierzigtausend Einwohner enthielt und jetzt deren hundertzwanzigtausend zählt — eine Zunahme, die größtentheils dem Verkehr mit den Sklavenstaaten zuzuschreiben ist. Der hohe Berg, dessen Gipfel, dem die jüngst erbaute Sternwarte zum Schmuck dient, die Stadt von Osten her beschattet, wirft seine Ausläufer weit nach Osten und Norden in das Land hinein. Hier ist das Lane-Seminarium, der Wohnsitz Mrs. Stowe's während eines Zeitraums von achtzehn Jahren, gelegen. In der Nähe des akademischen Gebäudes erblickt man einige niedliche backsteinerne Häuser, von grünen Rasenplätzen umgeben und halb begraben in Gebüschen von Akazien und Rosenbäumen und dem sie umrankenden Geißblatt und Clematis. Diese wurden von dem Direktor des

Instituts und den Professoren bewohnt. Es giebt auch andere Gebäude von anspruchsvollerem Aeußern, in welchen sich Banquiers, Kaufleute und wohlhabende Particuliers angesiedelt haben. Das so entstandene Dörfchen führt den Namen Walnut-Hills (Wallnußberge) und gehört zu den Zierden der Umgebungen Cincinnati's.

Mehrere Jahre nach ihrer Ankunft an diesem Ort fuhr Harriet Beecher fort, in Gemeinschaft mit ihrer Schwester als Lehrerin zu wirken, bis zu ihrer Heirath mit Calvin E. Stowe, Professor der biblischen Literatur an dem Seminarium, dem ihr Vater vorstand. Herr Stowe galt schon damals für einen der ausgezeichnetsten Theologen Amerika's. Nachdem er im Bowdoin-Kollegium, im Staate Maine, promovirt hatte, war er zum Professor am Dartmouth-Kollegium im Staate New-Hampshire ernannt worden, von wo er einem Ruf an das Lane-Seminarium folgte. Mrs. Stowe's eheliches Leben liefert ein Bild jenes gleichmäßigen und nüchternen Glückes, welches in den Familien amerikanischer Geistlichen so gewöhnlich ist. Von einer zahlreichen Nachkommenschaft, mit der es gesegnet wurde, befinden sich noch fünf am Leben. Mrs. Stowe hat oft am Krankenbette ihrer Lieben gewacht und den Kummer gekannt, der allen andern Schmerz übersteigt — den einer Mutter, der ihr Kind entrissen wird. Einen großen Theil ihrer Zeit hat sie der Erziehung ihrer Kinder gewidmet, während die gewöhnlichen häuslichen Geschäfte von einer Freundin oder entfernten Verwandten besorgt wurden, die seit ihrer Verheirathung bei ihr gewohnt hat. In ihren Mußestunden schrieb sie Aufsätze über verschiedene Gegenstände, Erzählungen und Novellen für Magazine und Zeitungen. Ihre Schriften, in welchen sich ein hoher moralischer Sinn äußerte, fanden verdienten Beifall. Nur ein kleiner Theil von ihnen ist in der schon erwähnten Sammlung, „The May Flower“, enthalten. Kurz, das Leben Harriet Stowe's, in literarischen Beschäftigungen, häuslichen Freuden und Sorgen und dem Umgang mit religiösen und intelligenten Freunden verbracht, würde so ruhig und glücklich dahingeflossen sein, wie es sich nur mit den Wechselfällen des menschlichen Daseyns verträgt, wäre es nicht jeden Augenblick durch den unheilbringenden Schatten der Sklaverei verfinstert worden.

Diese „eigenthümliche Institution des Südens“ war bestimmt, das Lebensziel des alten Beecher und seines Schwiegersohns zu vereiteln. Als sie Beide ihre gesicherte Stellung in den östlichen Staaten aufgaben, um eine große presbyterianische Lehranstalt im Thale des Ohio zu errichten, thaten sie es mit aller Aussicht auf Erfolg. Nie wurde ein pädagogisches Unternehmen unter hoffnungsvolleren Auspizien begonnen. Der Name und die Zahl der Professoren hatte viele Hundert Studirende aus allen Theilen der Union angezogen, und zwar nicht schwächliche Treibhauspflanzen, die Kinder reicher Aeltern, sondern rüstige und intelligente junge Leute, welche sich unter Arbeit und Entbehrungen zu einem höheren Wirkungskreise vorbereiteten. Ein Jahr lang ging Alles gut. Das Seminar war der Stolz und die Hoffnung der Kirche. Zum Unglück hatte dieser erfreuliche Zustand nur eine kurze Dauer.

Die französische Revolution von 1830, die Bewegung in England, welche zu der Aufhebung der Negersklaverei in Westindien führte, die Verurtheilung von amerikanischen Bürgern zu Geldstrafen und Gefangenschaft, weil sie den Sklavenhandel im Innern der Republik angegriffen hatten — alles dieses hatte dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit einiger amerikanischer Philanthropen auf die Uebel der Sklaverei zu richten. Einige Jahre zuvor war ein Verein gebildet worden, der den Zweck verfolgte, Kolonieen von freien Negern an der Küste Afrika's anzulegen. Der Plan wurde von manchen Sklavenhaltern

befördert, die die Berührung freier Schwarzen mit ihrem menschlichen Eigenthum fürchteten, und von schwachen oder schlecht unterrichteten Leuten im Norden gebilligt, die sich durch ihr Gewissen gedrängt fühlten, zur Abschaffung der Sklaverei mitzuwirken, deren Vorsicht oder Unbekanntschaft mit der Frage sie aber verleitete, das von den Sklavenhaltern angeregte Projekt zu acceptiren. Wie nützlich auch für Afrika die Einwanderung von civilisirten und gesitteten Negern sein mag, so wird doch jetzt allgemein zugestanden, daß es abgeschmackt wäre, von der Colonisation die Vernichtung der Sklaverei zu hoffen. Das war auch die Ansicht des Abolitionisten-Konvents, der im Jahre 1833 zu Philadelphia zusammentrat und den ersten Impuls zu der Bewegung gab, welche die Republik seitdem ergriffen hat.

Der Präsident des Convents, Herr Arthur Tappan, war einer von Denjenigen, die am freigebigsten zur Gründung des Lane-Seminariums beigesteuert hatten. Er sandte die von der Versammlung beschlossene Adresse an die Studirenden ein, und es entstand darüber bald eine allgemeine Discussion. Anfangs erregte der Gegenstand nur wenig Interesse, aber nach und nach loderte das Feuer auf. Viele von den Studirenden waren in den Sklavenstaaten gereist oder hatten dort Unterricht ertheilt, mehrere waren die Söhne von Sklavenhaltern und einige besaßen selbst Sklaven. Sie hatten der Sklaverei Auge zu Auge gegenübergestanden und konnten Thatsachen erzählen, grausenvoller als die Scenen, welche die meisten unserer Leser in „Uncle Tom's Cabin" erschüttert haben. Die Discussion war schnell zu Ende, denn Alle waren einer Meinung, aber die Zusammenkünfte dauerten einen Abend nach dem anderen, eine Woche nach der anderen fort. Das Gefühl stieg zur Begeisterung, die schwache Flamme verwandelte sich in einen verzehrenden Brand. Die Sklavenbesitzer unter den Studirenden gaben ihren Sklaven die Freiheit; der Gedanke, sich zu auswärtigen Missionen vorzubereiten, wurde von sich gewiesen, da es daheim ja noch Heiden gab; Einige verließen ihre Studien, sammelten die farbige Bevölkerung von Cincinnati um sich und predigten ihr das Evangelium; Andere luden die jungen Männer zu Abendschulen und die Kinder zu Tagesschulen ein und widmeten sich ihrem Unterricht; noch Andere bildeten wohlthätige Gesellschaften zu ihrer Unterstützung und Waisen-Anstalten für hilflose und verlassene Kinder, und nicht Wenige entsagten allen anderen Aussichten, um flüchtigen Sklaven nach Kanada fortzuhelfen oder gegen die Sklaverei zu predigen. Dieser Fanatismus hatte etwas Erhabenes an sich; jeder Student schien sich für einen Petrus Eremita zu halten und handelte, als ob die Abschaffung der Sklaverei von seinen persönlichen Anstrengungen abhinge.

Diese Bewegung war zuerst von dem Präsidenten und den Professoren des Seminars aufgemuntert worden; als sie jedoch fanden, daß alle regelmäßigen Studien dadurch in Stockung geriethen, hielten sie es für hohe Zeit, ihr Einhalt zu thun. Es war zu spät; die Strömung war zu gewaltsam, als daß sie ihr widerstehen konnten. Die Handelsinteressen Cincinnati's standen auf dem Spiel; die Kaufleute fürchteten den Verlust des südlichen Handels. Das Publikum forderte die Unterdrückung der Agitation. Die Sklavenbesitzer kamen aus Kentucky herüber und feuerten den Pöbel zu Gewaltthätigkeiten an. Mehrere Wochen lang liefen das Seminarium und die Wohnungen Dr. Beecher's und Professor Stowe's Gefahr, von trunkenen Volkshaufen in Brand gesteckt oder niedergerissen zu werden. Es mögen dies Wochen der tödtlichsten Angst für Harriet Beecher gewesen seyn. Das Kuratorium des Instituts legte sich jetzt dazwischen und suchte die Aufregung zu beschwichtigen, indem es alle fernere Erörterung der Sklaverei in dem Seminarium verbot. Die Studirenden

antworteten dadurch, daß sie in Masse austraten; wo früher Hunderte gewesen, blieb kaum eine Handvoll zurück. Das Lane-Seminarium verödete. Volle siebzehn Jahre harrten Beecher und Stowe aus, sich umsonst bemühend, die ehemalige Blüthe der Anstalt zurückzuführen. Im Jahre 1850 zogen sie sich endlich nach den östlichen Staaten zurück, mit dem bitteren Gefühl, in der großen Aufgabe ihres Lebens gescheitert zu sein. Nach einem kurzen Aufenthalt in Maine nahm Professor Stowe den ihm angebotenen Lehrstuhl der biblischen Literatur im theologischen Seminar zu Andover in Massachusetts an — einem Institut, welches in den Vereinigten Staaten eines hohen Ansehens genießt.

Diese Ereignisse brachten im Herzen der Familie Beecher eine schmerzhafte Reaction hervor. Zurückgestoßen ebensowohl durch den Fanatismus der Widersacher, als durch die Brutalität der Anhänger der Sklaverei, glaubten sie ihre Zeit noch nicht gekommen und gaben ihrem Abscheu gegen die Knechtung ihrer Nebenmenschen keinen öffentlichen Ausdruck. Sie hofften, daß der Sturm sich legen und die Wahrheit in ruhigeren Zeiten an's Licht kommen werde. Alle Versuche, sie für die Vertheidigung der Sklaverei zu gewinnen oder sie zum Anschluß an die Abolitionspartei zu bewegen, wurden von ihnen abgelehnt. Auf diese Periode spielte Mrs. Stowe an, als sie im Schlußkapitel ihres Buches sagte: „während mehrerer Jahre ihres Lebens habe die Verfasserin alle auf die Sklaverei bezügliche Lektüre, alle Erwähnung dieses Gegenstandes vermieden, da sie ihn für zu schmerzhaft hielt, um untersucht zu werden, und von den Fortschritten der Aufklärung und der Civilisation dessen Beseitigung erwartete." Die furchtbaren Scenen, welche zwischen 1835 und 1847 in Cincinnati vorfielen, mußten die Abneigung einer Frau, eine thätige Rolle in diesem Kampfe zu spielen, vermehren. Jene Stadt war das vornehmste Schlachtfeld der Freiheit und der Sklaverei. Kein Monat verging, ohne daß sich etwas zutrug, was die Erinnerung an den Kampf auffrischte: es wurde entweder eine Presse zerstört, oder ein Haus geplündert, oder ein freier Neger entführt, oder der Fluchtversuch eines Sklaven vereitelt, oder ein bewaffneter Angriff auf den von Negern bewohnten Stadttheil gemacht, oder eine Negerschule spoliirt, oder es tödtete ein Schwarzer sein Weib und seine Kinder im Gefängniß, um sie nicht als Sklaven verkauft zu sehen. Die 1835 von James G. Birney, dem nachherigen Kandidaten für die Präsidentenwürde der Vereinigten Staaten, errichtete Abolitionistenpresse, welche später unter der Leitung des Dr. Bailey stand — des jetzigen Herausgebers der National Era in Washington, in der „Uncle Tom's Cabin" zuerst in wöchentlichen Lieferungen erschien — wurde fünfmal zerstört. Die Behörden dachten so wenig daran, diesen Unordnungen zu steuern, daß der Mayor von Cincinnati einst die Ruhestörer, die so eben die Häuser einiger Farbigen niedergerissen hatten, um Mitternacht mit folgenden Worten entließ: „Nun, meine Jungen, laßt uns nach Hause gehen, wir haben für heute genug gethan." Eine von diesen Emeuten ist dadurch bemerkenswerth, daß ihre Opfer das thätige Mitgefühl Mrs. Stowe's für sich in Anspruch nahmen. Im Jahre 1840 griffen die Sklavenhäscher, von der Hefe des Volks unterstützt und durch gewisse Staatsmänner und Kaufherren aufgemuntert, den Bezirk an, der hauptsächlich von Schwarzen bewohnt wird. Einige der Häuser wurden durch Kanonen niedergeschossen. Mehrere Tage hindurch war die Stadt der Gewalt und dem Blutvergießen preisgegeben. Die Negerhäuser wurden erstürmt und geplündert, die Eigenthümer ermordet und ihre verstümmelten Körper auf die Straße geworfen; Frauen wurden genothzüchtigt und starben nachher an den erlittenen Verletzungen, und Männer, Weiber und Kinder wurden in der Verwirrung aufgegriffen und in die Sklaverei geschleppt.

Von dem Abhange des Berges, auf dem ihre Wohnung stand, konnte Mrs. Stowe das Geschrei der Unglücklichen, das Wuthgeheul des Pöbels und den Donner der Musketen und Kanonen vernehmen und die Flammen der brennenden Häuser sehen. Mehr als einem der zitternden Flüchtlinge gab sie ein Asyl und weinte mit ihnen bittere Thränen. Nachdem die Wuth des Haufens ausgetobt hatte, sammelten viele von den Farbigen die wenigen Habseligkeiten, die ihnen geblieben waren, und machten sich auf nach Kanada. Hunderte von ihnen kamen an Mrs. Stowe's Wohnung vorbei. Einige waren auf kleine Wagen gepackt, Andere gingen zu Fuß, ihre Kinder an der Hand führend; ja, man sah Mütter, die, ihre Säuglinge an der Brust, mühsam einherschritten und ihre todten oder von den Sklavenhäschern fortgeschleppten Gatten beweinten.

Die Straße, welche durch Walnut-Hills, einige Fuß von Mrs. Stowe's Hausthür, führte, war eine der Hauptrouten der „unterirdischen Eisenbahn", deren in „Uncle Tom's Cabin" so oft gedacht wird. Man hatte diesen Namen einer von Quäkern und anderen Abolitionisten gebildeten Linie gegeben, die, in Zwischenräumen von 10, 15 oder 20 Meilen zwischen dem Ohioflusse und den nördlichen Seen vertheilt, eine Art von Association zur Forthelfung flüchtiger Sklaven errichtet hatten. Der Flüchtling ward des Nachts zu Pferde oder in verdeckten Wagen von Station zu Station gebracht, bis er auf freiem Boden stand und das Löwenbanner des brittischen Reichs über seinem Haupte flatterte. Die erste Station nördlich von Cincinnati war einige Meilen oberhalb Mill-Creek, im Hause des edlen und hochherzigen John Vanzandt, der im neunten Kapitel von „Uncle Tom's Cabin" als John Van Tromp figurirt. Mrs. Stowe wurde oft durch das Gerassel der Wagen und das Pferdegetrampel der sie verfolgenden Konstabler und Sklavenhäscher aus dem Schlafe geweckt. Der ehrliche John war stets bereit, mit seinem Gespann hervorzukommen, und es gelang den Menschenjägern nur selten, ihn zu erreichen. Er schlummert jetzt in dem dunklen Grabe eines Märtyrers. Der gigantische Körper, von welchem die Verfasserin spricht, wurde endlich durch Mangel an Schlaf, Entbehrungen und Sorgen aufgerieben, und sein Muth ward durch die Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, gebrochen. Mehrere Sklavenbesitzer, die durch seine Dazwischenkunft ihr Eigenthum verloren hatten, brachten gerichtliche Klagen gegen ihn vor, und eine Verurtheilung nach der anderen beraubte ihm seiner Farm und seines ganzen Vermögens.

Während ihres langen Aufenthaltes an der Grenze der Sklavenstaaten hatte Mrs. Stowe zu wiederholten Malen Gelegenheit, ihnen Besuche abzustatten. Ohne Zweifel machte sie damals die Beobachtungen, die sie später in den Stand setzten, edle, großmüthige und menschliche Sklavenhalter in der Person des Fabrikanten Wilson, Mrs. Shelby's und ihres Sohnes George, St. Clare's und seiner Tochter Eva, des wohlwollenden Käufers bei der Auktion in Neu-Orleans, der Herrin Susan's und Emmeline's und des gutmüthigen Symmes, der Elisa und ihrem Knaben den Uferdamm des Ohio ersteigen half, zu schildern. Mrs. Stowe hat die Sklaverei in allen ihren Phasen beobachtet; sie hat Herren und Sklaven in ihrer Häuslichkeit, die Märkte von Neu-Orleans, Flüchtlinge, freie Farbige, der Sklaverei holde Politiker und Priester, Abolitionisten und Colonisationisten gesehen. Sie und ihre Familie haben unter den Folgen dieses Systems gelitten; siebzehn Jahre ihres Lebens sind dadurch getrübt worden. Während dieser ganzen Zeit kämpfte sie die stärksten Gefühle ihres Herzens nieder, und nur ihre vertrautesten Freunde wußten, was sie empfand. Jetzt endlich hat sie ihnen freien Lauf gegeben: „Uncle Tom's Cabin" ist der Ausbruch jener Verzweiflung, welche Jahre lang die innerste Seele einer hochsinnigen Frau erfüllte.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Der Leser macht die Bekanntschaft eines humanen Mannes.

Ein rauher Februartag neigte sich bereits dem Abend zu, als in der Stadt P — in Kentucky zwei Männer in einem hübsch möblirten Speisezimmer beim Weine saßen. Sie waren völlig allein, hatten ihre Stühle an einander gerückt und schienen sich mit großem Eifer über irgend einen Gegenstand zu besprechen.

Der Eine war ein kleiner, untersetzter Mann mit grobem Alltagsgesicht, und der renommistischen, anspruchsvollen Miene, welche den gemeinen Mann bezeichnet, der bemüht ist, sich in der Welt emporzudrängen. Er war stark geputzt und trug eine bunte, grellfarbige Weste und ein blaues, mit gelben Punkten übersäetes Halstuch, welches er mit einer prätentiösen Schleife, die der allgemeinen Haltung des Mannes vollkommen entsprach, umgebunden hatte. Seine großen, groben Hände waren reichlich mit Ringen geschmückt und er hatte eine schwere goldene Uhrkette mit einem Petschaftbündel von ungeheurer Größe und großer Farbenverschiedenheit daran hängen, mit welchem letzteren er im Eifer des Gesprächs mit offenbarer Selbstzufriedenheit zu spielen und zu klimpern pflegte. Seine Unterhaltung bewegte sich in Ausdrücken, die allen Regeln der Grammatik Trotz boten und wurde von Zeit zu Zeit mit profanen Redensarten gespickt, die uns selbst der Wunsch eine vollkommen bezeichnende Darstellung von ihm zu geben, nicht bewegen soll, hier wieder mitzutheilen.

Sein Gesellschafter, Mr. Shelby, besaß das Aeußere eines Gentlemans und die Einrichtung des Hauses und der Wirthschaft verkündete behagliche und sogar wohlhabende Umstände. Die Beiden befanden sich, wie bereits gesagt, mitten in einem eifrigen Gespräche.

„Das ist die Art, wie ich die Sache in Ordnung bringen würde," sagte Mr. Shelby.

„Ich kann auf diese Weise kein Geschäft abschließen — ich kann es wahrhaftig nicht, Mr. Shelby," sagte der Andere, indem er ein Glas Wein zwischen sein Auge und das Licht hielt.

„Ei, Haley, Tom ist wirklich ein ungewöhnlicher Bursche; er ist die Summe sicherlich überall werth — er ist ruhig, ehrlich und gescheidt, so daß er mein ganzes Gut wie ein Uhrwerk im Gange erhält."

„Sie meinen, ehrlich wie die Neger eben sind," sagte Haley, indem er sich ein Glas Branntwein einschenkte.

„Nein, ich meine es in Wahrheit. Tom ist ein guter, arbeitsamer, vernünftiger, frommer Bursche; er ist vor vier Jahren bei einer Feldpredigtversammlung religiös geworden, und ich glaube, daß seine Frömmigkeit die rechte

Sorte ist. Ich habe ihm seitdem Alles, was ich besitze — Geld, Haus, Pferde — anvertraut, und ihn unbehindert im Lande umhergehen lassen, und ihn in Allem treu und rechtschaffen befunden."

„Manche Leute glauben nicht, daß es fromme Neger giebt, Shelby," sagte Haley mit einer Handbewegung, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen; „aber ich thue es. Ich hatte unter der letzten Truppe, die ich nach Orleans brachte, einen Kerl — es war so gut wie eine Predigt, die Kreatur beten zu hören, und er war sanft und ruhig wie Keiner. Er hat mir auch ein hübsches Sümmchen eingebracht, denn ich hatte ihn wohlfeil von einem Manne gekauft, der sein Gut verkaufen mußte und erhielt Sechshundert für ihn. Ja, ich betrachte die Religion bei einem Neger als eine werthvolle Sache, wenn sie die echte unverfälschte Waare ist."

„Nun, Tom hat die echte Waare, wenn sie je ein Mensch besessen hat," entgegnete Jener. „Erst im vergangenen Herbste noch habe ich ihn allein nach Cincinnati gehen lassen, um dort Geschäfte für mich abmachen zu lassen und fünfhundert Dollars mitzubringen. Tom, sagte ich zu ihm, ich vertraue Dir, weil ich glaube, daß Du ein Christ bist — ich weiß, daß Du mich nicht betrügen wirst. Tom kam auch richtig wieder — ich wußte, daß er es thun würde. Ich habe gehört, daß einige gemeine Kerle zu ihm gesagt hätten: „Tom, warum machst Du Dich nicht nach Canada auf den Weg?" — „O der Herr hat mir vertraut, und ich kann es nicht thun!" Man hat mir die ganze Geschichte erzählt. Es thut mir leid, mich von Tom zu trennen, das muß ich gestehen. Sie sollten ihn für die ganze Schuld annehmen und Sie würden es thun, Haley, wenn Sie ein Gewissen hätten."

„Nun, ich habe so viel Gewissenhaftigkeit, wie ein Geschäftsmann nur irgend behalten kann — ein wenig um darauf zu schwören, wissen Sie!" sagte der Handelsmann scherzhaft; „und ich bin bereit, Alles, was sich mit der Vernunft verträgt, zu thun, um meinen Freunden gefällig zu sein; aber das hier, sehen Sie, wäre doch ein wenig zu stark für mich — ein wenig zu stark."

Der Handelsmann stieß einen beschaulichen Seufzer aus und schenkte sich noch ein Glas Branntwein ein. —

„Nun, Haley, wie wollen Sie denn das Geschäft machen," sagte Mr. Shelby nach einer unbehaglichen Pause.

„Haben Sie denn keinen Jungen oder kein Mädchen, das Sie mit Tom in den Kauf geben könnten?"

„Hm! — ich habe kein Kind, das ich gern weggeben möchte. Die Wahrheit zu gestehen, ist es nur die harte Nothwendigkeit, die mich überhaupt zum Verkaufen geneigt macht. Es ist mir zuwider, mich von irgend einem meiner Leute zu trennen, das können Sie mir glauben."

Hier öffnete sich die Thür und ein kleiner vier- bis fünfjähriger Quadronknabe trat in das Zimmer. Sein Aeußeres war auffallend schön und einnehmend; sein schwarzes, seidenartiges Haar hing in schimmernden Locken um seine runden Grübchenwangen, während ein paar große, dunkle Augen voll Feuer und Weichheit unter den dichten, langen Wimpern hervorschauten, als er neugierig spähend in das Gemach blickte. Ein buntes, sorgfältig gemachtes und nett angepaßtes Kleidchen von scharlachroth und gelb gewürfeltem Stoffe zeigte seine dunkle üppige Schönheit auf das Vortheilhafteste und eine gewisse, mit Schüchternheit gemischte, komische Zuversicht bewies, daß er gewohnt war, von seinem Herrn gehätschelt und beachtet zu werden.

„Hollah, Jim Crow!" rief Mr. Shelby, indem er pfiff und ihm eine Rosinen-Traube zuwarf, „da, heb' das auf!"

Das Kind sprang so schnell es konnte, unter dem Lachen seines Herrn auf den Leckerbissen zu.

„Komm her, Jim Crow," sagte Jener.

Das Kind kam heran und der Herr streichelte ihm den Lockenkopf und griff ihm unter das Kinn.

„Nun Jim, jetzt zeige diesem Herrn, wie Du tanzen und singen kannst."

Der Knabe begann eines von den wilden grotesken Liedern, wie sie unter den Negern gewöhnlich sind, mit voller, heller Stimme zu singen und begleitete sich dazu mit komischen Bewegungen und Verdrehungen der Hände, Füße und des ganzen Körpers.

„Bravo!" sagte Haley, indem er ihm eine viertel Orange zuwarf.

„Jetzt gehe wie der alte Onkel Cudgo, wenn er den Rheumatismus hat, Jim," rief sein Herr.

Die geschmeidigen Glieder des Kindes nahmen augenblicklich ein mißgestaltetes, verzerrtes Aussehen an; es krümmte den Rücken und schwankte, den Stock seines Herrn in der Hand, mit kläglich verzogenem Gesichte und bald nach rechts, bald nach links ausspeiend, im Zimmer umher.

Beide Männer lachten aus voller Kehle.

„Nun, Jim," sagte der Herr, „jetzt zeige uns, wie Robbins, der Kirchenvorsteher, den Psalm anstimmt."

Der Knabe ließ sein rundes Gesicht die größtmögliche Länge annehmen und stimmte mit unerschütterlicher Gravität eine Psalmmelodie durch die Nase an.

„Hurrah! Bravo! das ist ein Junge!" rief Haley, „das ist ein ganzer Kerl. Ich will Ihnen etwas sagen," fügte er plötzlich hinzu, indem er Mr. Shelby auf die Schulter klopfte; „geben Sie mir den Burschen zu, so soll das Geschäft abgemacht sein. Sie werden einsehen, daß ich nicht mehr verlange, als recht ist."

In diesem Augenblicke wurde die Thür leise geöffnet und eine junge Quadronin von, wie es schien, etwa fünfundzwanzig Jahren, trat in das Zimmer.

Es bedurfte nur eines Blickes von dem Kinde auf sie, um sie als dessen Mutter zu erkennen. Sie besaß dasselbe glänzende, volle dunkle Auge mit seinen langen Wimpern, dasselbe wollige seidenartige, schwarze Haar. Das Braune ihrer Hautfarbe wich auf der Wange einer deutlich sichtbaren Röthe, welche sich verstärkte, als sie den Blick des fremden Mannes mit dreister, unverholener Bewunderung auf sich geheftet sah. Ihre Kleidung paßte ihr wie angegossen und zeigte ihre schön geformte Gestalt auf das Vortheilhafteste. Eine zart gemodelte Hand und ein netter Fuß und Knöchel waren Gegenstände, die dem scharfen Auge des Handelsmannes, welches gewohnt war, die guten Eigenschaften eines schönen weiblichen Handelsartikels auf den ersten Blick zusammenzufassen, nicht entgingen.

„Nun, Eliza," sagte ihr Herr, als sie stehen blieb und ihn unschlüssig anblickte.

„Verzeihen Sie, Herr, ich wollte Harry holen," und der Knabe sprang auf sie zu und zeigte ihr seine Beute, die er in seinem Kleidchen zusammengefaßt hatte.

„Nun, so nimm ihn mit fort," sagte Mr. Shelby, und sie entfernte sich hastig mit dem Kinde, welches sie auf ihren Arm genommen hatte.

„Beim Jupiter!" sagte der Handelsmann bewunderungsvoll zu ihm gewendet, „das nenne ich einen Artikel! Mit dem Mädchen dort könnten Sie in Orleans Ihr Glück machen, wenn Sie wollen. Ich habe schon mehr wie Tausend für Mädchen bezahlen sehen, die um kein Haar hübscher waren."

„Ich habe nicht die Absicht durch sie zum reichen Manne zu werden," sagte Mr. Shelby trocken, und er suchte das Gespräch auf etwas Anderes zu leiten, indem er eine frische Weinflasche öffnete und seinen Gesellschafter über den Inhalt um seine Ansicht befragte.

„Ausgezeichnet, Sir! — erste Qualität!" antwortete der Händler, wendete sich darauf aber sogleich wieder um, klopfte Shelby vertraulich auf die Schulter und fügte hinzu: „Nun, wollen Sie ein Geschäft mit dem Mädchen machen? — was soll ich auf sie bieten, was wollen Sie haben?"

„Mr. Haley, Sie kann nicht verkauft werden," antwortete Shelby, „meine Frau würde sie nicht hergeben, wenn man sie ihr mit Gold aufwöge."

„Ja, ja, die Weiber sagen dergleichen Dinge beständig, weil sie nicht rechnen können. Zeigen Sie ihnen nur wie viele Uhren, Federn und Juwelen man mit einer Goldlast von der Schwere eines Menschen kaufen kann, so wird sich die Sache bedeutend verändern; dafür bürge ich."

„Ich sage Ihnen, Haley, hiervon kann nicht die Rede sein; ich habe es schon einmal abgeschlagen und bleibe bei meinen Worten," erwiederte Shelby entschieden.

„Nun, den Jungen geben Sie mir aber doch!" sagte der Händler. „Sie müssen zugeben, daß ich ein sehr hübsches Gebot auf ihn gethan habe."

„Was in aller Welt können Sie mit dem Kinde thun wollen?" sagte Shelby.

„Nun, ich habe einen Freund, der die Branche des Geschäfts betreibt, daß er hübsche Jungen aufkauft, um sie für den Markt zu erziehen. Es sind nichts als Phantasieartikel, die als Aufwärter u. s. w. für reiche Leute abgehen, welche einen hübschen Burschen bezahlen können. Ein wirklich hübscher Bursche, der die Thür öffnet und die Aufwartung verrichtet, ist eine Zierde für ein großes Haus; sie bringen eine hübsche Summe und das kleine Teufelchen hier ist eine so komische, musikalische Range, daß er für den Zweck vollkommen paßt."

„Ich möchte ihn nicht gern verkaufen," meinte Shelby nachdenklich; „ich bin ein humaner Mann, Sir, und es widerstrebt mir, den Jungen von seiner Mutter zu reißen, Sir."

„Oho, haben Sie etwas von der Natur an sich? ich verstehe Sie vollkommen! Es ist mitunter sehr schwer mit dem Weibsvolk auszukommen; ich hasse die Schrei- und Kreischanfälle ebenfalls. Sie sind mächtig unangenehm, aber auf die Art, wie ich das Geschäft betreibe, vermeide ich sie gewöhnlich, Sir. Wie wäre es, wenn Sie das Mädchen auf einen Tag oder auf eine Woche hinwegschickten? Die Sache würde sich dann in aller Ruhe abmachen lassen und vorüber sein, ehe sie wieder nach Hause kommt. Ihre Frau könnte ihr ein Paar Ohrringe oder ein neues Kleid oder einen ähnlichen Tand kaufen, um sie zu beruhigen."

„Ich fürchte, daß das nicht hinreichen würde."

„Du lieber Gott, recht gut! Die Geschöpfe sind nicht wie die Weißen, wissen Sie — sie verwinden Alles, wenn man es nur recht anfängt. Man sagt," meinte Haley, indem er eine offenherzige, vertrauliche Miene annahm, „daß mein Geschäft die Gefühle ertödte, aber ich habe das nie gefunden. Wahrhaftig, ich habe es nie auf die Weise betreiben können, wie viele Andere. Ich habe Leute gesehen, die im Stande waren, einem Weibe das Kind von den Armen zu reißen und zum Verkauf auszusetzen, während das Frauenzimmer wie toll kreischt — sehr schlechte Politik — beschädigt den Artikel — macht ihn zuweilen vollkommen dienstunfähig. Ich habe in Orleans einmal ein wirklich hübsches Mädchen gesehen, das durch eine solche Behandlung völlig ruinirt wurde. Der Mann, der sie kaufte, wollte ihr Kind nicht haben und sie war von einer hochfahrenden

Sorte, wenn ihr Blut in Wallung gerieth. Ich sage Ihnen, sie drückte das Kind fest an sich und sprach und benahm sich wahrhaft furchtbar. Es graust mir, wenn ich daran denke, und als man ihr das Kind abnahm und sie einsperrte, wurde sie rasend und acht Tage darauf war sie todt. Ein reiner Verlust von tausend Dollars, Sir, und nur aus Mangel an Vorsicht — das war das Ganze. Meinen Erfahrungen nach ist es immer am Besten human zu verfahren."

Und der Händler lehnte sich in seinen Stuhl zurück und kreuzte die Arme mit einer so tugendhaften Miene, daß er sich für einen zweiten Wilberforce zu halten schien.

Der Gegenstand schien ihm ein tiefes Interesse einzuflößen, denn während Mr. Shelby nachdenklich eine Orange schälte, begann Haley von Neuem mit geziemender Bescheidenheit, aber als ob er wirklich von der Macht der Wahrheit getrieben würde, noch einige weitere Worte zu sagen.

„Es steht freilich nicht gut aus, wenn sich Einer selbst lobt, aber ich sage es nur, weil es die Wahrheit ist. Ich glaube den Ruf zu besitzen, daß ich stets die schönsten Negerheerden mitbringe, die es giebt — wenigstens hat man es mir in's Gesicht gesagt und nicht nur einmal, sondern mehr als hundertfach — sie sind Alle von guter Beschaffenheit — dick und ansehnlich, und ich verliere so Wenige, wie nur irgend Einer in meinem Geschäft. Ich schreibe das eben nur meiner Behandlungsweise zu, und von der ist die Humanität der Grundpfeiler, Sir."

Mr. Shelby wußte nicht, was er antworten sollte und sagte daher nur: „Wirklich!"

„Ich bin wegen meiner Ideen ausgelacht worden, Sir, und man hat mir deshalb Vorstellungen gemacht; sie sind nicht beliebt und gewöhnlich, aber ich habe an ihnen festgehalten, Sir, ich habe an ihnen gehalten und schönes Geld damit verdient; ja, Sir, sie haben ihre Reise bezahlt, das kann ich wohl sagen!" und der Händler belachte seinen Witz.

Es lag etwas so Pikantes und Originelles in diesen Ansichten über Humanität, daß Mr. Shelby sich nicht enthalten konnte, in sein Gelächter einzustimmen. Vielleicht lachst Du auch, lieber Leser, aber Du weißt, daß sich die Humanität heutzutage in einer Menge von sonderbaren Formen zeigt und daß humane Leute häufig curiose Dinge reden und thun.

Mr. Shelby's Gelächter munterte den Handelsmann zum Fortfahren auf.

„Es ist wirklich sonderbar, daß ich dies den Leuten nie habe in die Köpfe hämmern können. Sie sollten Tom Loker gekannt haben, meinen alten Compagnon unten in Natchez. Tom war ein gescheidter Bursche — das war er, aber ein wahrer Teufel gegen die Nigger — er that es nur aus Grundsatz, sehen Sie, denn ein gutmüthigerer Bursche hat nie Brod gegessen. Es war sein System, Sir. Mitunter machte ich Tom Vorstellungen. Ei Tom, pflegte ich zu sagen, was nutzt es, Deine Mädchen über den Kopf zu schlagen und sie zu knuffen, wenn sie sich härmen und weinen? Es ist lächerlich! sagte ich, und nutzt nicht das Mindeste. Ich meinestheils sehe nichts Böses in ihrem Weinen, sagte ich, es ist natürlich, sagte ich, und wenn die Natur nicht auf die eine Weise einen Ausweg finden kann, so thut sie es auf eine andere. Uebrigens Tom, sagte ich, verdirbt es Dir Deine Mädchen; sie werden kränklich und melancholisch und mitunter gar häßlich, — besonders die gelben Mädchen, und es ist eine verteufelte Mühe, sie zu dressiren. Ei, sagte ich, warum willst Du ihnen nicht lieber gute Worte geben und ihnen schmeicheln? Verlaß Dich darauf, Tom, daß eine kleine Beimischung von Humanität viel mehr wirkt als alle Dein Schelten, und mehr einbringt; darauf kannst Du Dich verlassen, sagte ich. Aber Tom konnte sich

nie darein finden und verdarb mir so viele, daß ich mich von ihm trennen mußte, trotzdem daß er ein gutmüthiger Bursche und ein tüchtiger Geschäftsmann war."

„Sie finden also Ihre Weise des Geschäftsbetriebs besser als die Tom's?" sagte Mr. Shelby.

„Jawohl, Sir, das ist nicht zu leugnen. Sehen Sie, wenn ich es nur immer vermag, so nehme ich bei den unangenehmen Theilen des Geschäfts beim Verkaufen von Kleinen u. s. w. ein wenig Rücksicht — ich schaffe die Mädchen aus dem Wege — aus den Augen, aus dem Sinn, wissen Sie; und wenn es geschehen ist und sich nicht mehr ändern läßt, so gewöhnen sie sich daran. Es ist nicht so, wissen Sie, als ob es weiße Leute wären, die in der Erwartung erzogen sind, ihre Weiber und Kinder zu behalten u. s. w. Die Neger, wissen Sie, haben, wenn sie gehörig erzogen sind, gar keine Hoffnungen, so daß ihnen alle dergleichen Dinge leichter ankommen."

„Dann muß ich fürchten, daß die Meinen nicht gehörig erzogen sind," sagte Mr. Shelby.

„Das glaube ich selbst. Ihr Kentuckyer verzieht alle Eure Nigger, Ihr meint es mit ihnen gut, es ist aber doch nicht die wahre Güte. Sehen Sie, ein Neger muß in der Welt umhergeschleudert und an Hans und Kunz, und Gott weiß wen verkauft werden, so daß es keine Güte ist, ihm Ideen und Hoffnungen zu geben und ihn zu gut zu erziehen, denn die Widerwärtigkeiten kommen ihm nachher um so schwerer an. Ich bin überzeugt, daß Ihre Nigger an einem Orte, wo manche von den Plantagenniggern wie Besessene singen und jauchzen würden, sicherlich ganz niedergeschlagen wären. Ein Jeder denkt natürlicher Weise von seiner eigenen Manier am Besten, Mr. Shelby, und ich denke, daß ich die Neger so gut behandle, wie es bei ihnen nur immer der Mühe verlohnt."

„Es ist ein Glück zufrieden zu sein," sagte Mr. Shelby mit einem leisen Achselzucken und einigen erkennbaren Gefühlen von unangenehmer Natur.

„Nun," meinte Haley, nachdem Beide eine Zeitlang schweigend ihre Nüsse geknackt hatten; „was sagen Sie zu meinem Vorschlage?"

„Ich will die Sache überlegen und mit meiner Frau darüber sprechen," sagte Mr. Shelby. „Unterdessen aber gebe ich Ihnen den Rath, Haley, Ihr Geschäft in dieser Gegend nicht bekannt werden zu lassen, wenn Sie die Sache auf die ruhige Weise, von der Sie sprechen, betreiben wollen. Es wird unter meinen Burschen herumkommen, und sobald sie es wissen, wird sich Keiner von ihnen in der Stille fortschaffen lassen, das kann ich Ihnen sagen."

„O gewiß! natürlich ist es am besten, den Mund zu halten; aber ich sage Ihnen, ich habe verteufelte Eile und möchte so bald als möglich wissen, woran ich mich zu halten habe!" antwortete er, indem er aufstand und seinen Ueberrock anzog.

„Nun, kommen Sie heute Abend zwischen Sechs und Sieben wieder, dann sollen Sie eine Antwort haben," sagte Mr. Shelby; und der Handelsmann complimentirte sich aus dem Zimmer.

„Wäre ich nur im Stande gewesen, den Burschen mit seiner unverschämten Zuversicht die Treppe hinab zu werfen," sagte er zu sich, sobald er die Thür geschlossen sah; „aber er weiß, wie sehr er gegen mich im Vortheil ist. Wenn mir je ein Mensch gesagt hätte, daß ich Tom nach dem Süden an einen von den schurkischen Händlern verkaufen würde, so hätte ich sicher geantwortet: Ist Dein Knecht ein Hund, daß er dies thun sollte? und jetzt sehe ich doch, daß es so kommen muß. Und dann Eliza's Kind! ich weiß, daß ich deshalb mit meiner Frau einen Auftritt haben werde, und wegen Tom's gewiß ebenfalls. Das kommt

von den Schulden!" — Er seufzte! „Der Bursche erkennt seinen Vortheil und will ihn verfolgen."

Im Staate Kentucky ist wohl die mildeste Form der Sklaverei zu sehen. Das allgemeine Vorwalten ländlicher Beschäftigungen von ruhiger und allmäliger Natur, welches die periodischen Epochen der Eile und des Drängens, die in den südlicheren Distrikten nöthig sind, nicht erfordert, macht die Arbeit des Negers gesünder und weniger anstrengend, während der Herr, welcher sich mit einem allmäligeren Vermögenszuwachs begnügt, nicht die Versuchungen zur Hartherzigkeit kennt, welche die schwache, menschliche Natur stets überwältigen, wenn die Aussicht auf plötzlichen, schnellen Gewinn in der einen Wagschale liegt, während sich in der andern nur die Interessen schutz- und hilfloser Geschöpfe befinden.

Wer einige von den dortigen Gütern besuchte und Zeuge von der gütigen Nachsicht mancher Herrn und Herrinnen und dem liebevollen Gehorsam mancher Sklaven wurde, könnte sich versucht fühlen, von der fabelhaften poetischen Legende einer patriarchalischen Einrichtung zu träumen. Aber über den dortigen Verhältnissen liegt immer noch ein düsterer Schatten — der Schatten des Gesetzes; — so lange das Gesetz alle diese menschlichen Wesen mit ihren klopfenden Pulsen und liebenden Herzen nur als Dinge betrachtet, die einem Herrn gehören — so lange der Bankerott, oder das Unglück, oder die Thorheit, oder der Tod des gütigsten Besitzers sie täglich dazu bringen kann, ein Leben voll freundlichen Schutzes und Nachsicht mit einem Leben voll hoffnungslosen Elends und voll Mühseligkeiten zu vertauschen — so lange ist es unmöglich, selbst in der bestgeordneten Art der Sklaverei, etwas Schönes oder Erwünschtes zu finden.

Mr. Shelby war ein guter Mann, wie man sie häufig findet, gutmüthig und freundlich und zur Nachsicht gegen die ihn Umgebenden geneigt. Er hatte es nie an etwas mangeln lassen, was zum physischen Wohlsein der Neger auf seinem Gute beitragen konnte, er hatte jedoch bedeutend unkluge Spekulationen gemacht, hatte sich tief in Schulden gestürzt und seine Wechsel, zu einem hohen Belaufe, waren in die Hände Mr. Haley's gefallen.

Diese kleine Mittheilung wird den Schlüssel zu der vorhergegangenen Unterhaltung liefern.

Nun hatte Eliza zufällig, als sie sich der Thür näherte, genug von dem Gespräche gehört, um zu wissen, daß ein Handelsmann ihrem Herrn Anerbietungen für Jemand mache.

Sie wäre gern an der Thür stehen geblieben, um zu horchen, als sie hinaus gegangen war, aber da sie eben von ihrer Herrin gerufen wurde, sah sie sich genöthigt, hinweg zu eilen.

Dennoch glaubte sie den Händler ein Gebot auf ihren Knaben machen gehört zu haben — konnte sie im Irrthum sein? Ihr Herz pochte und sie drückte ihn unwillkürlich so fest an sich, daß der kleine Bursche erstaunt in ihr Gesicht blickte.

„Eliza, Mädchen, was fehlt Dir heute?" sagte ihre Herrin, nachdem sie den Wasserkrug über das Arbeitstischchen umgeworfen hatte, als sie zerstreut ihrer Herrin einen langen Schlafrock statt des Seidenkleides darbot, welches sie ihr aus der Garderobe zu bringen befohlen hatte.

Eliza schrak zusammen.

„O, Missis!" sagte sie, ihre Augen erhebend, und dann brach sie in Thränen aus und setzte sich auf einen Stuhl und begann zu schluchzen.

„Ei, Eliza, Kind, was fehlt Dir?" fragte ihre Herrin.

„O, Missis! o, Missis!" antwortete Eliza; „unten im Sprechzimmer ist ein Händler, der mit dem Herrn redet — ich habe ihn gehört —"

„Nun, Du einfältiges Kind, wenn es nun so ist!“ —

„O, Missis, denken Sie wirklich, daß der Herr meinen Harry verkaufen würde?“ — und das arme Geschöpf warf sich in ihren Stuhl zurück und schluchzte krampfhaft.

„Ihn verkaufen! nein, Du thörichtes Mädchen, Du weißt, daß Dein Herr nie mit den südlichen Händlern Geschäfte macht und nie einen von seinen Dienern verkaufen wird, so lange sie sich gut betragen. Ei, Du einfältiges Kind, wer denkst Du könnte Deinen Harry kaufen wollen? Denkst Du, daß die ganze Welt so auf ihn versessen ist, wie Du, Du Gänschen? Komm, erheitere Dich und heftele mein Kleid zu — so, jetzt bringe mein Haar in die hübsche Flechte, die Du neulichst gelernt hast und horche nicht mehr an den Thüren.“

„Nun aber, Missis, Sie würden doch nie Ihre Einwilligung geben, wenn — wenn —“

„Unsinn, Kind! natürlich würde ich es nicht. Weshalb sprichst Du so? ich würde eben so gern eines von meinen eignen Kindern verkaufen, aber wahrhaftig, Eliza, Du bist viel zu stolz auf das Bürschchen. Es kann kein Mann seine Nase zur Thüre herein stecken, ohne daß Du denkst, daß er gekommen sei, um ihn zu kaufen.“

Von dem zuversichtlichen Tone ihrer Herrin wieder ermuthigt, leistete ihr Eliza über ihre eigenen Befürchtungen lachend, bei ihrer Toilette behenden und geschickten Beistand.

Mrs. Shelby war ein, sowohl in intellektueller, wie in moralischer Beziehung, hochstehendes Weib; sie verband mit der angeborenen Gutherzigkeit und dem Edelmuth, welche so oft den kentuckyschen Frauen eigen sind, ein hohes moralisches und religiöses Gefühl und Grundsätze, welche mit großer Energie und Geschicklichkeit zu praktischen Resultaten geführt wurden. Ihr Gatte, der keine besonderen Ansprüche auf Religiosität machte, verehrte und schätzte die Festigkeit der ihren, und empfand wohl sogar einige Ehrfurcht vor ihren Ansichten. Nach seinem Gespräch mit dem Händler lag die seinen Geist am schwersten bedrückende Last in der vorausgesehenen Nothwendigkeit, seiner Frau das beabsichtigte Auskunftsmittel mitzutheilen und dem Widerstande entgegenzutreten, welchen er mit Sicherheit und mit gutem Grunde erwartete.

Mrs. Shelby, die sich über die Geldverlegenheiten ihres Gatten in völliger Unwissenheit befand und nur die allgemeine Güte seines Charakters kannte, war in der Ungläubigkeit, womit sie Eliza's Verdacht begegnet hatte, vollkommen aufrichtig; in der That schlug sie sich die Sache, ohne weiter daran zu denken, aus dem Sinne, und da sie eben mit Vorbereitungen zu einem Abendbesuche beschäftigt war, so entfiel ihr dieselbe völlig.

2. Die Mutter.

Eliza war schon als Kind in das Haus ihrer Herrin gekommen, und als ihr Günstling aufgezogen worden.

Derjenige, welcher den Süden bereis't hat, muß oft die eigenthümliche Politur, die Sanftheit der Stimme und des Wesens bemerkt haben, welche in vielen Fällen eine besondere Gabe der Quadronen und Mulattenfrauen zu sein pflegt. Diese natürliche Anmuth vereinigt sich bei den Quadronen häufig mit der blendendsten Schönheit und fast stets mit einem einnehmenden und angenehmen persönlichen Aeußeren. Unsere Beschreibung Eliza's ist keine Phantasieskizze, sondern der Erinnerung entnommen, da wir sie vor Jahren in Kentucky

gesehen haben. Von der schützenden Fürsorge ihrer Herrin beschirmt, hatte Eliza ihre Frauenreife erlangt, ohne auf die Versuchungen zu stoßen, welche die Schönheit für eine Sklavin zu einem so verderblichen Erbtheil machen; sie war an einen begabten und talentvollen jungen Mulatten verheirathet, welcher als Sklave auf einem benachbarten Gute arbeitete und den Namen George Harry's führte.

Dieser junge Mann war von seinem Herrn zur Arbeit in einer Sacktuchfabrik vermiethet worden, wo er wegen seiner Geschicklichkeit und seines Scharfsinns als der erste Arbeiter betrachtet wurde. Er hatte eine Maschine zur Reinigung des Hanfes erfunden, welche, wenn man die Erziehung und die Umstände des Erfinders in Betracht nahm, eben so großes mechanisches Genie bewies, wie Whitney's Baumwollen-Reinigungsmaschine.

Er besaß eine hübsche Persönlichkeit und gefällige Manieren und war in der Fabrik ein allgemeiner Günstling. Trotzdem waren, da das Gesetz diesen jungen Mann nicht als einen Menschen, sondern als ein Ding betrachtete, alle diese höheren Geistesgaben der Herrschaft eines gemeinen, engherzigen, tyrannischen Herrn unterworfen. Dieser hatte den Ruhm der Erfindung George's vernommen und war nach der Fabrik geritten, um zu sehen, was jenes verständige Hausthier angegeben habe und wurde von dem Fabrikherrn, der ihm zum Besitz eines so werthvollen Sklaven Glück wünschte, mit großem Enthusiasmus empfangen.

George führte ihn in der Fabrik umher, zeigte ihm die Maschinerie und sprach in seinem Enthusiasmus so fließend, hielt sich so aufrecht, sah so hübsch und mannhaft aus, daß sein Herr ein unbehagliches Bewußtsein der Inferiorität zu empfinden begann. Wer hatte seinem Sklaven erlaubt, im Lande umher zu laufen, Maschinen zu erfinden und in Gesellschaft von Weißen den Kopf hoch zu tragen? Er wollte dem bald ein Ende machen; er wollte ihn zurücknehmen und ihn zum Hacken und Graben verwenden und „sehen, ob er dann noch so umherstolzieren würde." Der Fabrikherr und alle seine Arbeiter wurden daher in Erstaunen versetzt, als er plötzlich George's Lohn verlangte und seine Absicht, ihn mit nach Hause zu nehmen, ankündigte.

„Aber, Mr. Harrys," wendete der Fabrikherr ein, „ist es nicht etwas unerwartet?"

„Nun, wenn es das auch ist, gehört der Mann nicht mir?"

„Wir würden gern die Vergütung erhöhen, Sir!"

„Darauf kommt es mir gar nicht an, Sir, ich habe es nicht nöthig, irgend einen von meinen Leuten zu vermiethen, wenn ich nicht will."

„Aber, Sir, er scheint für dieses Geschäft besonders begabt zu sein."

„Das will ich schon zugeben, er ist nie besonders zu irgend einer Arbeit begabt gewesen, an die ich ihn gestellt habe."

„Aber, bedenken Sie doch nur, daß er diese Maschine erfunden hat!" wendete einer von den Arbeitern sehr unzeitig ein.

„Jawohl — eine Maschine zur Arbeitsersparniß, nicht wahr? Es wundert mich nicht, daß er das erfunden hat, dazu ist ein Nigger jederzeit gut; sie sind Alle selbst arbeitsersparende Maschinen! Nein, er soll sich auf die Beine machen."

George hatte wie erstarrt dagestanden, als er sein Urtheil so plötzlich von einer Gewalt, die, wie er wußte, unwiderstehlich war, aussprechen hörte. Er schlug seine Arme übereinander, preßte seine Lippen fest zusammen, aber in seiner Brust glühte ein Vulkan von bittern Gefühlen und sendete Feuerströme durch seine Adern. Er athmete schwer und seine großen, dunkeln Augen blitzten wie

angefachte Kohlen und er wäre vielleicht auf eine gefährliche Weise aufgebraust, wenn nicht der freundliche Fabrikherr seinen Arm berührt und mit leisem Tone gesagt hätte:

„Gieb nach, George, geh für jetzt mit ihm, wir wollen versuchen, ob wir Dir nicht noch helfen können.“

Der Tyrann bemerkte das Flüstern und vermuthete dessen Bedeutung, obgleich er nicht hören konnte, was gesagt wurde und er bestärkte sich innerlich in seinem Entschlusse, die Gewalt, welche er über sein Opfer besaß, geltend zu machen.

George wurde nach Hause gebracht und zu den niedrigsten Arbeiten auf dem Gute verwendet. Er war im Stande gewesen jedes unehrerbietige Wort zu unterdrücken, aber das blitzende Auge, die düstere, gerunzelte Stirn waren eine natürliche Sprache, die sich nicht unterdrücken ließ — unzweifelhafte Zeichen, die nur zu deutlich bewiesen, daß der Mensch nicht zu einem Dinge werden konnte.

George hatte während der glücklichen Periode seiner Beschäftigung in der Fabrik seine Frau gesehen und geheirathet. Um diese Zeit hatte er, da ihm sein Arbeitsgeber vertraute und ihn begünstigte, die vollkommene Freiheit besessen, nach Belieben zu kommen und zu gehen. Die Verbindung wurde von Mrs. Shelby höchlichst gebilligt und diese fühlte mit frauenhaftem Gefallen am Ehestiften Freude daran, ihren hübschen Günstling mit einem Manne ihrer Klasse, der in jeder Hinsicht für sie zu passen schien, zu vereinigen, und so waren sie in dem großen Gesellschaftszimmer ihrer Herrin getraut worden und ihre Herrin hatte selbst das schöne Haar der Braut mit Orangeblüthen geschmückt und den Brautschleier, welcher sicher auf keinem schöneren Kopfe liegen konnte, darüber geworfen, und es hatte nicht an weißen Handschuhen, Kuchen und Wein und an Gästen gemangelt, die die Schönheit der Braut und die Freigebigkeit und Großmuth der Gebieterin bewunderten.

Ein paar Jahre hindurch sah Eliza ihren Ehemann häufig und ihr Glück wurde nur durch den Verlust zweier Kinder unterbrochen, an denen sie leidenschaftlich gehangen hatte und die sie mit einem so glühenden Schmerz betrauerte, daß ihre Herrin sanfte Vorstellungen gegen sie anwenden und mit mütterlicher Besorgniß die leidenschaftlichen Gefühle in die Schranken der Vernunft und Religion weisen mußte.

Nach der Geburt des kleinen Harry war sie jedoch allmälig ruhig und gefaßt geworden und die verwundeten Gefühle und überreizten Nerven, welche sich von Neuem mit diesem kleinen Leben verschlangen, schienen gesund und kräftig zu werden, und Eliza war bis zu der Zeit, wo ihr Gatte rauh von seinem gütigen Brodherrn hinweggerissen und unter die eiserne Ruthe seines gesetzlichen Eigenthümers gestellt wurde, eine glückliche Frau.

Der Fabrikherr besuchte, seinem Worte getreu, Mr. Harrys ein paar Wochen nach Georges Entführung, sobald er hoffte, daß die Hitze jenes Tages verraucht sei und versuchte alle möglichen Mittel, um ihn zur Rückgabe an seine frühere Beschäftigung zu vermögen.

„Sie brauchen sich keine weitere Mühe zu geben,“ erwiderte er halsstarrig, „ich weiß, was ich zu thun habe, Sir.“

„Ich habe mir nicht herausgenommen, Ihnen etwas vorzuschreiben, Sir; ich dachte nur, daß Sie es als vortheilhaft für sich selbst betrachten würden, wenn Sie Ihren Sklaven unter den vorgeschlagenen Bedingungen uns liehen.“

„O, ich verstehe die Sache vollkommen, ich habe Sie an dem Tage, wo ich ihn aus der Fabrik nahm, wohl blinzeln und flüstern sehen, aber Sie bewegen

mich auf diese Weise nicht. Wir leben in einem freien Lande, Sir; der Mann ist mein und ich thue mit ihm, was mir beliebt — das ist es!"

Und so fiel George's letzte Hoffnung — er sah vor sich nur noch ein Leben der Mühe und Anstrengung, welches durch alle schmerzhaften Neckereien und Kränkungen, die ein tyrannischer Scharfsinn zu erfinden vermochte, noch mehr verbittert wurde.

Ein menschlicher Jurist hat einst gesagt: „Der schlechteste Gebrauch, den man von einem Menschen machen kann, ist der, ihn zu hängen." Nein, es giebt einen noch schlimmeren!

3. Der Gatte und Vater.

Mrs. Shelby war ausgegangen, um ihren Besuch zu machen und Eliza stand in der Veranda und blickte niedergeschlagen der verschwindenden Kutsche nach, als eine Hand auf ihre Schulter gelegt wurde. Sie wendete sich um und ein heiteres Lächeln erhellte ihre schönen Augen.

„George, bist Du es! wie Du mich erschreckt hast. Nun, ich bin froh, daß Du gekommen bist, die Herrin kommt den ganzen Nachmittag nicht wieder nach Hause; komm also mit in mein Zimmerchen, wo wir völlig ungestört sein werden."

Mit diesen Worten zog sie ihn in ein nettes Zimmerchen, welches auf die Veranda ging und wo sie meist im Bereiche der Stimme ihrer Gebieterin bei ihrer Näharbeit saß.

„Wie froh ich bin! Warum lächelst Du nicht? Sieh nur Harry an, wie er wächst!" Der Knabe hielt sich fest an den Kleidern seiner Mutter und betrachtete seinen Vater scheu durch seine Locken. „Ist er nicht schön?" sagte Eliza, indem sie ihm das lange Haar aus der Stirn strich und ihn zärtlich küßte.

„Ich wollte er wäre nie geboren!" seufzte George bitter; „ich wollte, ich wäre nie geboren!"

Eliza setzte sich überrascht und erschreckt nieder, legte den Kopf an die Schulter ihres Mannes und brach in Thränen aus.

„Wahrhaftig, Eliza, es ist abscheulich von mir, Dich so zu kränken, armes Geschöpf!" sagte er zärtlich; „es ist zu arg! o hättest Du mich doch nie gesehen — Du würdest vielleicht jetzt glücklich sein!"

„George, George, wie kannst Du nur so reden. Was hat sich Entsetzliches zugetragen — oder was soll sich zutragen? Wir sind bis ganz vor Kurzem doch sehr glücklich gewesen."

„Du hast recht, Theuerste," erwiderte George und dann zog er sein Kind auf seine Knie, blickte fest in dessen schöne, dunkele Augen und strich mit der Hand durch seine dichten Locken. „Er sieht Dir ganz ähnlich, Eliza, und Du bist das hübscheste Frauenzimmer, das ich je gesehen habe und das beste, das ich je zu sehen wünsche. Aber ach! ich wollte, ich hätte Dich nie gesehen, noch Du mich!"

„O George, wie kannst Du nur so reden."

„Ja, Eliza, es ist elend! elend! elend! mein Leben ist wermuthbitter; das Leben brennt mir aus den Adern; ich bin ein armes, elendes verlassenes Lastthier! ich werde Dich nur mit mir hinab ziehen. Was nützt es zu versuchen, irgend etwas zu thun, irgend etwas zu lernen, irgend etwas zu werden? — was nützt das Leben? — ich wollte ich wäre todt."

„O lieber George, das ist recht böse von Dir ich weiß, was Du fühlst, weil Du Deine Stelle in der Fabrik verloren hast und Du hast einen harten

Herrn, aber ich bitte Dich, geduldig zu sein, und vielleicht wird noch etwas —"

„Geduldig!" unterbrach er sie, „bin ich nicht geduldig gewesen? habe ich ein Wort gesagt, als er kam und mich ohne allen Grund von dem Orte riß, wo Alle gegen mich freundlich waren? Ich habe ihm meinen Lohn bis auf den letzten Cent gegeben und Alle sagen, daß ich gut gearbeitet habe."

„Nun, es ist entsetzlich!" sagte Eliza, „aber Du weißt, er ist doch Dein Herr."

„Mein Herr! und wer hat ihn zu meinem Herrn gemacht? Das ist es, woran ich denke — welches Recht hat er auf mich? Ich bin eben so gut ein Mensch wie er; ich bin ein tüchtigerer Mensch wie er; ich verstehe von den Geschäften mehr wie er; ich kann besser lesen wie er; ich schreibe eine bessere Hand und habe es Alles selbst gelernt, ohne ihm etwas zu verdanken — ich habe es trotz der Hindernisse gelernt, die er mir in den Weg legte; und nun möchte ich wissen, welches Recht er dazu hat, mich zu einem Karrengaul zu machen? — mich von Dingen wegzunehmen, die ich thue und die ich besser thun kann wie er, und mich zu Arbeiten zu verwenden, die jedes Pferd zu verrichten im Stande ist. Ich versuche es zu thun; er sagt, daß er mich bescheiden machen und demüthigen wolle, und er stellt mich absichtlich an die schwersten Arbeiten, an die niedrigsten und schmutzigsten Arbeiten."

„O George, George! Du setzest mich in Schrecken. Ich habe Dich nie so sprechen hören; ich fürchte, daß Du etwas Entsetzliches thun wirst! ich wundere mich nicht mehr über Deine Gefühle, aber ach, sei vorsichtig — bitte, bitte! — um meinetwillen, um Harry's willen!"

„Ich bin vorsichtig, ich bin geduldig gewesen, aber es wird immer schlimmer und schlimmer. Fleisch und Blut können es nicht mehr ertragen. Er benutzt jede Gelegenheit, die er finden kann, um mich zu beleidigen und zu quälen; ich hatte gedacht, daß wenn ich meine Arbeit gut verrichtet und mich ruhig verhalten habe, ich ein wenig Zeit behalten würde, um außer den Arbeitsstunden zu lesen und zu lernen, aber, je mehr er sieht, daß ich thun kann, desto mehr ladet er mir auf. Er spricht, daß er, wenn ich auch nichts sage, doch sehen könne, daß ich einen Teufel in mir habe, und er gedenkt ihn zum Ausbruche zu bringen und er wird bald einmal auf eine Weise, die ihm nicht gefällt, zum Ausbruche kommen, oder ich müßte mich sehr irren."

„O Himmel, was sollen wir thun?" sagte Eliza wehmüthig.

„Erst gestern," fuhr George fort, „als ich Steine auf den Wagen lud, stand der junge Mr. Tom dabei und klatschte so nahe bei dem Pferde mit der Peitsche, daß das Geschöpf unruhig wurde. Ich bat ihn so freundlich als ich konnte, daß er aufhören möge, aber er that es darauf gerade recht arg. Ich bat ihn von Neuem und dann wendete er sich gegen mich und begann mich zu schlagen. Ich hielt ihm die Hand und darauf schrie er und stieß mit den Beinen um sich und lief zu seinem Vater und sagte, daß ich ihn prügle. Dieser kam wüthend herbei und sagte, daß er mir lehren wolle, wer mein Herr sei, und band mich an einen Baum und schnitt Ruthen für den jungen Herrn ab und sagte ihm, daß er mich schlagen möge, bis er müde sei, und er that es wirklich. Er soll schon noch einmal daran denken!"

Und die Stirn des jungen Mannes runzelte sich und seine Augen glühten in einem Ausdrucke, welcher seine junge Frau zum Erzittern brachte.

„Wer hat jenen Mann zu meinem Herrn gemacht? das ist es, was ich wissen möchte," sagte er.

„Nun,“ meinte Eliza betrübt, „ich habe immer gedacht, daß ich meinem Herrn und meiner Herrin gehorchen müsse, sonst kann ich keine Christin sein.“

„In Deinem Falle liegt etwas Vernünftiges darin. Sie haben Dich erzogen wie ein Kind, Dich genährt und gekleidet, Nachsicht mit Dir gehabt und Dich unterrichtet, so daß Du eine gute Erziehung besitzest — das ist schon ein Grund zu Ansprüchen auf Dich; aber ich bin mit Füßen getreten und geschlagen und mit Verwünschungen überhäuft und im besten Falle nur unbeachtet gelassen worden. Und was bin ich ihm schuldig? Ich habe meinen Unterhalt wohl hundertfach bezahlt; ich will es nicht ertragen, nein, ich werde es nicht!“ rief er zornig die Hände ballend.

Eliza zitterte und schwieg. Sie hatte ihren Gatten noch nie in dieser Stimmung gesehen und ihre sanfte Sittenlehre schien in den Wogen solcher Leidenschaften wie ein Rohr zu schwanken.

„Du erinnerst Dich noch des armen kleinen Carlo, den Du mir gegeben hast,“ fügte George hinzu; „das Thierchen ist der ganze Trost gewesen, den ich gehabt habe. Es hat des Nachts bei mir geschlafen und ist mir des Tags gefolgt und hat mich angeschaut, als ob es verstehe, was ich fühlte. Nun, einst fütterte ich es mit einigen Abfällen, die ich an der Küchenthür aufgelesen hatte und der Herr kam dazu und sagte, daß ich es auf seine Kosten füttere und daß er es nicht bestreiten könne, daß jeder Nigger seinen Hund halte, und befahl mir, ihm einen Stein an den Hals zu binden und es in den Teich zu werfen.“

„O George, Du hast es doch nicht gethan?“

„Es gethan? — ich nicht, aber er that es — der Herr und Tom warfen das arme ertrinkende Geschöpf noch mit Steinen. Das arme Ding! es blickte mich so trübselig an, als ob es sich wundere, weshalb ich es nicht rette. Ich mußte eine Tracht Schläge hinnehmen, weil ich es nicht selbst thun wollte. Ich machte mir nichts daraus. Der Herr wird ausfindig machen, daß ich Einer von denen bin, die sich nicht durch Schläge zähmen lassen. Mein Tag wird noch kommen, ehe er es sich versieht.“

„Was willst Du thun? o George thue nichts Böses, vertraue auf Gott und versuche recht zu handeln, so wird er Dich erlösen.“

„Ich bin nicht christlich gesinnt wie Du, Eliza; mein Herz ist voll Bitterkeit; ich kann nicht auf Gott vertrauen! warum läßt er solche Dinge geschehen?“

„O George, wir müssen Glauben haben. Die Herrin sagt, daß Gott Alles zum Besten kehre, wenn für uns auch Alles auf das Schlimmste auszuschlagen scheint.“

„Das können Leute, die auf ihrem Sopha sitzen oder in ihrer Kutsche fahren, leicht sagen; aber sie mögen nur einmal an meine Stelle treten, und dann denke ich mir, würde es ihnen schwer ankommen. Ich wollte, ich könnte gut sein, aber es brennt mir im Herzen und ich kann mich nicht mit meinem Schicksale aussöhnen. Du könntest es an meiner Stelle auch nicht, Du kannst es jetzt nicht, wenn ich Dir Alles sage, was ich Dir mitzutheilen habe. Du weißt noch nicht Alles.“

„Was kann jetzt noch kommen?“

„Nun, vor Kurzem hat mein Herr gesagt, daß er ein Narr gewesen sei, als er mir erlaubt habe, mich auswärts zu verheirathen. Er hasse Mr. Shelby und seine ganze Familie, weil sie stolz seien und die Köpfe höher trügen wie er, und daß ich von Dir stolze Ideen angenommen habe, und er sagt, daß er mich nicht mehr hierher kommen lassen werde, und daß ich eine Frau nehmen und mich auf seinem Gute niederlassen solle. Anfangs schalt und murrte er diese

Dinge nur heraus, aber gestern sagte er mir, daß ich Mina zur Frau nehmen und mich mit ihr in einer Hütte einrichten solle, sonst würde er mich flußabwärts verkaufen."

„Ei, Du bist ja mir vom Pfarrer angetraut worden, als ob Du ein Weißer wärest," sagte Eliza einfach.

„Weißt Du nicht, daß sich ein Sklave nicht verheirathen kann? Das Gesetz erlaubt es in diesem Lande nicht. Ich kann Dich nicht zur Frau behalten, wenn er uns trennen will; das ist der Grund, weshalb ich wünsche, daß ich Dich nie gesehen hätte! — weshalb ich wollte, daß ich nie gekommen wäre; es würde für uns Beide besser gewesen sein. Es wäre für dieses arme Kind besser gewesen, wenn es nie geboren wäre. Alles das kann ihm noch zustoßen."

„O, unser Herr ist so gut!"

„Ja, aber wer weiß, er kann sterben und das Kind kann an Gott weiß wen verkauft werden. Welche Freude ist es für uns, daß es hübsch und klug und talentvoll ist. — Ich sage Dir, Eliza, für jedes gute und angenehme Ding, was Dein Kind ist, oder hat, wird ein Schwert durch Deine Seele gehen — es wird den Knaben zu werthvoll machen, als daß Du ihn behalten könntest."

Diese Worte fielen schwer auf Eliza's Herz. Die Gestalt des Händlers trat vor ihre Augen und sie erbleichte und rang nach Athem, als ob ihr Jemand den Todesstreich zugefügt hätte. Sie blickte ängstlich auf die Veranda hinaus, wohin sich der des ernsthaften Gesprächs müde gewordene Knabe zurückgezogen hatte und wo er im Triumph auf Mr. Shelby's Spazierstocke hin und her ritt. Sie wollte sprechen, um den Gatten ihre Befürchtungen mitzutheilen, that sich aber noch Einhalt.

„Nein, nein, der arme Bursche hat genug zu tragen," dachte sie, „nein, ich will es ihm nicht sagen, und übrigens ist es nicht wahr. Die Missis täuscht uns nie."

„Also, Eliza," sagte der junge Mann trübe; „bleibe guten Muthes und lebe wohl, denn ich gehe."

„Du gehst, George! wohin?"

„Nach Canada!" sagte er sich hoch aufrichtend, „und wenn ich dort bin, so werde ich Dich kaufen. Das ist die ganze Hoffnung, die uns noch übrig bleibt. Du hast einen guten Herrn, der sich nicht weigern wird, Dich zu verkaufen. Ich werde Dich und den Knaben kaufen — mit Gottes Hilfe werde ich es thun."

„O entsetzlich! — wenn Du gefangen würdest!"

„Ich werde nicht gefangen werden, Eliza, lieber will ich sterben. Ich werde frei sein oder sterben."

„Du wirst Dich doch nicht selbst umbringen?"

„Dessen bedarf es nicht. Man wird mich bald genug tödten, man wird mich nicht lebend den Fluß hinab bringen."

„O George, sei um meinetwillen vorsichtig! thue nichts Böses, lege weder an Dich, noch an sonst einen Menschen Hand. Deine Versuchungen sind zu groß, aber thue es nicht — Du mußt gehen — aber gehe vorsichtig und klug. Bete zu Gott, daß er Dir helfen mag."

„Nun, Eliza, so höre meinen Plan. Der Herr hat es sich in den Kopf gesetzt, mich mit einem Billet an Mr. Symmes, der eine Meile weiterhin wohnt, hier vorüber zu schicken; ich glaube, daß er erwartet hat, daß ich hierher gehen würde, um Dir zu erzählen, wie es mir geht. Es würde ihm ein Vergnügen sein, wenn er dächte, daß das „Shelby-Volk", wie er sie nennt, sich darüber ärgern würden. Ich gehe vollkommen ergeben, als ob Alles vorüber wäre, wie-

der nach Hause, verstehst Du mich! Ich habe bereits einige Vorbereitungen getroffen, und ich kenne Leute, die mir helfen werden; und etwa im Laufe einer Woche werde ich eines Tages unter den „Vermißten“ sein. Bete für mich, Eliza, vielleicht wird der gute Gott Dich hören.“

„O bete selbst, George, und gehe mit Vertrauen auf ihn, dann wirst Du nichts Böses thun.“

„Nun, so lebe wohl!“ sagte George, Eliza's Hand ergreifend und mit einem langen Blicke in ihre Augen.

Sie standen schweigend da, dann kamen die letzten Worte und Seufzer und bitterliches Weinen — es war eine Trennung, wie sie bei Solchen vorkommen, deren Hoffnung auf Wiedersehen nicht stärker ist, als das Gewebe der Spinnen — und Mann und Weib waren geschieden.

4. Ein Abend in Onkel Tom's Hütte.

Die Hütte Onkel Tom's war ein kleines Blockgebäude dicht bei dem „Hause“, wie die Neger vorzugsweise die Wohnung ihres Herrn nannten. Vor derselben befand sich ein nettgehaltenes Gartenfleckchen, wo jeden Sommer Erdbeeren, Himbeeren und eine Menge anderer Früchte und Gemüse unter sorgfältiger Pflege wuchsen. Die ganze Vorderseite derselben war mit einer großen Scharlach-Bignonia und einer einheimischen Monatsrose überzogen, die sich mit einander so verschlungen hatten, daß kaum noch eine Spur von den unbehauenen Balken zu sehen war. Hier fanden auch im Sommer verschiedene bunte einjährige Blumen ein Winkelchen, worin sie ihren Glanz entfalten konnten und den Stolz und die Freude des Herzens der Tante Chloe bildeten.

Treten wir in das Gebäude. Die Abendmahlzeit im Hause ist vorüber und Tante Chloe, die als Ober-Köchin die Zubereitung derselben geleitet, hat den Unterbeamten der Küche das Geschäft des Aufräumens und Tellerwaschens überlassen und ist in ihr eignes schmuckes Gebiet herausgekommen, um „ihrem Alten“ das Abendbrod zu besorgen. Zweifelt daher nicht, daß sie es ist, die Ihr am Feuer seht, wo sie mit besorgtem Interesse gewisse zischende Gegenstände in einer dampfenden Pfanne beaufsichtigt, und dann und wann mit gravitätischer Würde den Deckel einer Backform, aus welcher unzweifelhafte Anzeichen von etwas „Gutem“ aufdampfen, emporhebt. Sie hat ein rundes, schwarzes, glänzendes Gesicht, welches so glatt ist, daß es Einen auf die Idee bringt, daß sie vielleicht mit Eiweiß überzogen sei, wie ihre selbstgefertigten Theebrodchen. Ihr ganzes dickes Antlitz strahlt unter ihrem gutgestärkten karrirten Turban vor Zufriedenheit und Vergnügen, trägt jedoch, wenn wir es gestehen müssen, ein wenig von dem Selbstbewußtsein, welches der ersten Köchin der Gegend, wofür Tante Chloe allgemein anerkannt war, zukommt.

Sie war von ganzem Herzen und von ganzer Seele Köchin. Jedes Huhn, jeder Truthahn, jede Ente im Hofe machte ein ernsthaftes Gesicht, wenn sie sie herankommen sah und schien offenbar Todesbetrachtungen anzustellen, und so viel ist gewiß, daß sie stets im Grade der Vollkommenheit geeignet war, jedem lebenden, denkenden Hausvogel Schrecken einzuflößen, der an das Rupfen, Stopfen und Braten dachte. Ihre Kuchen waren in allen ihren Varietäten für weniger geübte Künstlerinnen ein erhabenes Geheimniß und sie lachte, daß ihr dicker Leib vor Stolz und Lustigkeit erbebte, wenn sie die fruchtlosen Versuche erzählte, welche die eine oder andere ihrer Colleginnen gemacht hatte, um sich zu ihrer Höhe zu erheben.

Die Ankunft von Gästen im Hause und das Anordnen von glänzenden Diners und Soupers erweckte alle ihre Seelenkräfte und es gab für sie keinen willkommeneren Anblick, als den eines Haufens von Reisekoffern unter der Veranda, da sie dann neue Thaten und Triumphe vor sich erblickte.

Im gegenwärtigen Augenblicke schaute Tante Chloe jedoch in die Backform und wir werden sie bei dieser angenehmen Operation lassen, bis unser Bild der Cottage beendigt ist.

In der einen Ecke derselben stand ein mit einer schneeweißen Decke versehenes Bett und vor diesem lag ein Teppich von ziemlicher Größe. Auf diesen Teppich berief sich Tante Chloe, wenn sie beweisen wollte, daß sie unzweifelhaft den höheren Ständen angehöre und er sowohl wie das Bett, vor welchem er lag, und die ganze Ecke der Hütte wurden mit ausgezeichneter Rücksicht behandelt und so viel als möglich vor den Einfällen und Entweihungen geringer Leute bewahrt. Kurz, jene Ecke war das Gesellschaftszimmer des Gebäudes. In der andern Ecke befand sich ein Bett von weit bescheideneren Ansprüchen, welches offenbar zum G e b r a u c h e bestimmt war. Die Wand über dem Kamin schmückten einige sehr bunte Lithographien mit Scenen aus der heiligen Schrift und ein Portrait des Generals Washington, das auf eine Weise gezeichnet und kolorirt war, welche diesen Helden sicherlich in Erstaunen gesetzt haben würde, wenn er je auf seines Gleichen gestoßen wäre.

Auf einer grob zugehauenen Bank in der Ecke beaufsichtigten ein paar wollköpfige Knaben mit blitzenden schwarzen Augen und dicken, glänzenden Wangen die ersten Gehversuche des jüngsten Kindes, welche, wie gewöhnlich, darin bestanden, daß es sich auf seine Füße erhob, einen Augenblick schwankte und dann wieder zu Boden fiel, während jedes solche Mißlingen als etwas höchst Geschicktes mit heftigem Beifall begrüßt wurde.

Ein Tisch mit etwas rheumatischen Beinen war vor das Kaminfeuer gezogen und mit einem Tuche bedeckt worden und ließ Tassen mit grellfarbiger Malerei nebst anderen Symptomen einer herannahenden Mahlzeit wahrnehmen. An diesem Tische saß Onkel Tom, Mr. Shelby's bester Arbeiter, den wir, da er zum Helden unserer Geschichte bestimmt ist, für unsere Leser daguerreotypiren müssen. Er war ein großer, breitschultriger, kräftig gebauter Mann von tiefem, glänzendem Schwarz und einem Gesicht, dessen echt afrikanische Züge ein Ausdruck von mit großer Herzensgüte verbundener, ernster und ruhiger Verständigkeit charakterisirte. Sein ganzes Aeußere hatte etwas Würdevolles und von Selbstachtung Erfülltes an sich, womit sich jedoch eine bescheidene, vertrauende Einfachheit verknüpfte.

Er war in diesem Augenblicke mit einer vor ihm liegenden Schiefertafel beschäftigt, auf welcher er sich sorgfältig und langsam bemühte, einige Buchstaben zu kopiren, eine Operation, bei der ihm der junge Mr. George, ein hübscher dreizehnjähriger Knabe, welcher die Würde seiner Lehrerstellung vollkommen zu erkennen schien, beaufsichtigte.

„Nicht so, Onkel Tom, nicht so!" sagte er als Tom bedächtig den Schweif seines „G" auf die unrechte Seite brachte; „siehst Du, das giebt ein „Q." "

„Du lieber Gott, thut es das wirklich?" sagte Onkel Tom und schaute mit ehrerbietiger bewundernder Miene zu, während sein junger Lehrer flüchtig unzählige Q'e und G'e zu seiner Belehrung hinkritzelte, und dann nahm er den Stift wieder in seine dicken, schwerfälligen Finger und begann geduldig von Neuem.

„Wie leicht den weißen Leuten Alles wird!" sagte Tante Chloe, indem sie ihre Beschäftigung, einen Rost mit einem Stück Speck, welches sie auf ihrer

Gabel hielt, zu bestreichen, unterbrach und den jungen Mr. George mit Stolz betrachtete. „Wie er schreiben kann! und lesen dazu! und dann, daß er des Abends hierher kommt und uns seine Lektionen vorlies't — es ist ungeheuer interessant."

„Aber Tante Chloe, ich bin ungeheuer hungrig," sagte George, „ist der Kuchen in der Form noch nicht bald fertig?"

„Beinahe ganz, Mr. George," sagte Tante Chloe, indem sie den Deckel erhob und hineinschaute. „Er bräunt sich wunderschön; es ist ein liebliches Braun. O, darin kommt mir keine gleich. Die Missis ließ neulich Sally versuchen, einen Kuchen zu backen, um es ihr zu lernen, wie sie sagte. O, gehen Sie weg, Missis, sagte ich, es thut mir wirklich weh, gute Speisen auf die Weise verderben zu sehen. Der Kuchen ist nur auf der einen Seite aufgegangen — er hat kein Schick und sieht eher aus wie mein Schuh. — Gehen Sie weg!"

Und mit diesem Ausbruche der Verachtung gegen die Unerfahrenheit Sally's nahm Tante Chloe den Deckel von der Kuchenform und ließ einen gut gebackenen Biscuitkuchen erblicken, dessen sich kein Stadtzuckerbäcker zu schämen gebraucht hätte. Dieser war offenbar der Mittelpunkt des Schmauses und Tante Chloe begann sich jetzt geschäftig den übrigen Theilen des Abendessens zuzuwenden.

„Marsch da, Moses und Peter, aus dem Wege, ihr Nigger! geh weg Polly, mein Honigkind! Die Mama wird ihrem Kindchen bald etwas geben. Nun, Mr. George, legen Sie die Bücher bei Seite und setzen Sie Sich zu meinem Alten, ich will die Bratwürste vornehmen, und der erste Rost voll Maiskuchen soll im Handumdrehen auf den Tellern sein."

„Ich habe im Hause zu Abend essen sollen," sagte George, „aber ich wußte zu gut, was schmeckt, um das zu thun, Tante Chloe."

„Das wußten Sie — das wußten Sie, Honigkind," sagte Tante Chloe, die jetzt die dampfenden Maiskuchen auf seinem Teller häufte. „Sie wußten, daß Ihr altes Tantchen das Beste für Sie bereiten würde. O, das weiß Keiner so gut — gehen Sie weg!"

Und hiermit gab die Negerin George einen scherzhaften Stoß mit ihrem Finger in die Seite und wendete sich geschäftig wieder zu ihrem Roste.

„Nun an den Kuchen," sagte Mr. George, sobald sich die Thätigkeit des Rostdepartements einigermaßen gelegt hatte und hiermit schwang das Bürschchen ein großes Messer über den erwähnten Artikel.

„Gott behüte Sie, Mr. George!" rief Tante Chloe, indem sie ihm schnell den Arm zurückhielt. „Sie wollen ihn doch nicht mit dem großen schweren Messer schneiden? Sie würden Alles niederdrücken — den hübschen Auflauf ganz verderben. Hier habe ich ein dünnes, altes Messer, das ich dazu immer scharf halte. Da sehen Sie — es geht so leicht auseinander wie eine Feder. Essen Sie nur zu — Sie werden nicht leicht etwas Besseres finden."

„Tom Lincon sagt," sprach George mit vollem Munde, „daß seine Jinny eine bessere Köchin sei als Du."

„Die Lincon's sind ganz und gar nichts Besonderes," sagte Tante Chloe verächtlich; „ich meine, wenn man sie neben unsere Leute setzt; sie sind ganz respektable Leute in einer gemeinen Weise, was aber die Eleganz betrifft, so haben sie noch gar nicht angefangen, eine Idee davon zu erhalten. Wie kann man Mr. Lincon neben Mr. Shelby stellen! Guter Gott! und Missis Lincon! Kann sie wohl in ein Zimmer rauschen, wie meine Missis, — so großartig, wissen Sie! — O, gehen Sie weg, reden Sie mir nicht von den Lincon's!"

Und Tante Chloe warf den Kopf auf, als sei sie eine Person, die hoffentlich die Welt kennt.

„Nun, ich habe Dich aber doch sagen hören," meinte George, „daß Jinny eine ganz leidliche Köchin sei." —

„Das habe ich auch gesagt," antwortete Tante Chloe; „ich kann das wohl sagen. Eine gute, einfache und gemeine Küche kann Jinny führen. Sie macht gutes Brod — ihre Kartoffeln sind gut gekocht — ihre Maiskuchen aber sind nichts Extraes, gar nichts Extraes, das sind Jinny's Kornkuchen gar nicht; aber sie sind recht hübsch. Du lieber Gott, wenn sie an die höhere Kochkunst kommt, was kann sie aber da thun. Sie macht freilich Pasteten — sie macht sie allerdings, aber was für eine Rinde dazu. Kann sie wohl den echten Blätterteig machen, der Einem im Munde zergeht und aufläuft wie eine Kugel? Ich bin einmal hinüber gegangen, als Miß Mary sich verheirathete und Jinny zeigte mir die Hochzeitspasteten. Sie wissen, Mr. George, daß Jinny und ich gute Freunde sind. Ich sagte nichts, aber gehen Sie weg, Mr. George, ich könnte eine Woche lang kein Auge zuthun, wenn ich solche Pasteten gemacht hätte. Ei, sie waren gar nichts."

„Jinny hat aber doch wohl gedacht, daß sie ausgezeichnet gut seien," sagte George.

„Sie hat es gedacht! freilich hat sie es! Sie hat sie mir in aller Unschuld gezeigt. Sehen Sie, die Sache ist die, daß es Jinny nicht besser weiß. Gott, die Familie ist gar nichts. Man kann es nicht von ihr erwarten. Es ist nicht ihre Schuld. Ach, Mr. George, Sie wissen nicht halb, wie gut Sie es haben und wie gut Ihre Familie ist."

Hier seufzte Tante Chloe und blickte bewegt zum Himmel.

„Wahrhaftig, Tante Chloe; ich kenne alle meine Pasteten- und Pudding-Vorzüge," sagte George. „Frage nur Tom Lincon, ob ich mich nicht jedesmal, gegen ihn darauf berufe."

Tante Chloe lehnte sich in ihren Stuhl zurück und gab sich einem herzlichen Gelächter über diesen Witz des jungen Master hin. Sie lachte, daß die Thränen über ihre schwarzen, glänzenden Wangen liefen und gab dieser Leibesübung dadurch Abwechselung, daß sie Mr. George spaßhaft schlug und in die Seite stieß und ihm sagte, daß er weggehen solle und daß er ein Bösewicht sei — daß er sie gewiß noch einmal umbringen würde, und ließ zwischen einer jeden von diesen grausigen Prophezeihungen ein Gelächter hören, welches mit jedem Male länger und heftiger wurde, so daß George wirklich zu denken begann, daß er ein sehr gefährlich witziger Bursche sei und daß es ihm gezieme nicht so scherzhaft zu reden, als er könne.

„Sie haben es also Tom gesagt? o Himmel, was die Jugend nicht thut! Sie haben sich über Tom lustig gemacht? o Gott! Mr. George, Sie könnten einen Hirschkäfer zum Lachen bringen."

„Ja," antwortete George. „Ich habe immer zu ihm gesagt, Tom, Du solltest Tante Chloe's Pasteten sehen, die sind von der rechten Sorte."

„Wie schade, daß es Tom nicht gekonnt hat," sagte Tante Chloe, auf deren menschenfreundliches Herz die Idee der Unwissenheit Toms einen starken Eindruck zu machen schien. „Sie sollten ihn einmal hierher zum Essen einladen, Mr. George," fügte sie hinzu, „es würde sehr hübsch von Ihnen sein. Wissen Sie, Mr. George, Sie sollten sich wegen Ihrer Vorzüge über keinen Anderen stellen, weil alle unsere Vorzüge uns von oben her gegeben sind. Wir müssen das stets im Sinne behalten," meinte Tante Chloe, indem sie ein äußerst frommes Gesicht machte.

„Nun, ich gedenke Tom künftige Woche einmal hierher einzuladen," sagte „Mache Deine Sache so hübsch Du kannst, Tante Chloe, der soll ein-

mal die Augen aufreißen. Er soll so stark essen, daß er es in vierzehn Tagen nicht verdauen kann."

„Ja, ja, gewiß," sagte Tante Chloe entzückt, „Sie werden schon sehen. Gott, wenn man nur an unsere Diners denkt! Wissen Sie noch, die große Hühnerpastete, die ich machte, als wir dem General Knor das Diner gaben? Es war nahe daran, daß ich wegen der Rinde mit der Missis in Streit gerieth. Ich weiß nicht, was sich die Damen mitunter in den Kopf setzen; aber manchmal, wenn man so zu sagen die schwerste Verantwortlichkeit auf sich liegen hat, und ernstlich beschäftigt ist, wählen sie gerade die Zeit, um Einem im Wege umherzulaufen und sich einzumischen! Die Missis verlangte, daß ich Dies auf jene Weise und Jenes auf diese Weise thun solle, und endlich wurde ich böse und sagte: „Nun, Missis, sehen Sie nur einmal Ihre schönen weißen Hände an, mit den langen Fingern und den funkelnden Ringen, wie meine weißen Lilien, wenn der Thau darauf liegt, und dann meine großen, schwarzen, dicken Hände. Nun, denken Sie nicht, daß der liebe Gott mich dazu geschaffen haben muß, den Pastetenteig zu machen, und Sie, um im Gesellschaftszimmer zu bleiben. Ja, so unverschämt war ich, Mr. George."

„Und was sagte meine Mutter?" fragte George.

„Was sie sagte? Ei, sie lachte mit ihren Augen, mit ihren großen, hübschen Augen und sagte: „Nun, Tante Chloe, ich denke, daß Du recht hast, sagte sie, und dann ging sie in das Gesellschaftszimmer. Sie hätte mir eines über den Kopf geben sollen, weil ich so unverschämt war, aber so ist es. Ich kann in der Küche mit den Damen nichts anfangen."

„Ja, das Diner hast Du gut eingerichtet — ich weiß noch, daß Alle so sagten," entgegnete George.

„Nicht wahr? ich stand an jenem Tage hinter der Speisezimmerthür und habe ich nicht gesehen, wie der General seinen Teller dreimal hinreichte, um sich noch mehr von der Pastete geben zu lassen? Und er sagte, Sie müssen eine ganz ungewöhnlich gute Köchin haben, Mrs. Shelby! Gott! ich hätte mich todt lachen können."

„Und der General weiß was Kochen heißt," fügte Tante Chloe hinzu, indem sie sich stolz aufrichtete. Ein netter Mann, der General! Er stammt aus einer von den allerersten Familien in Altvirginien. Er weiß, was gut ist, so gut wie ich. Ja, das weiß der General. Sehen Sie, Mr. George, es giebt in allen Pasteten Feinheiten, aber nicht Jeder weiß, was sie sind, oder sein sollten. Aber der General weiß es. Ich erkannte es an den Bemerkungen, die er machte. Ja, er weiß, worin die Feinheiten liegen."

Jetzt war George an dem Punkte angelangt, auf welchen unter ungewöhnlichen Umständen selbst ein Knabe kommen kann, wo er nämlich keinen Bissen mehr essen konnte und daher Muße hatte, die Reihe von Wollköpfen und glänzenden Augen zu beobachten, welche seine Operationen hungrig aus der entgegengesetzten Ecke betrachteten.

„Hier Moses, hier Peter!" sagte er, indem er große Stücken abbrach und den Kindern zuwarf. „Nicht wahr, Ihr wollt auch etwas haben? Nun, Tante Chloe, backe ihnen doch auch einige Kuchen."

Und George und Tom begaben sich auf einen bequemen Sitz an der Kaminecke, während Tante Chloe, nachdem sie einen hübschen Haufen von Kuchen gebacken hatte, ihr Kleinstes auf den Schooß nahm und abwechselnd dessen Mund und ihren eigenen zu füllen und Stücken an Moses und Peter zu vertheilen begann, welche Letzteren die ihren mit besonderem Behagen zu verzehren schienen,

indem sie sich unter dem Tische auf dem Boden umherwälzten, einander kitzelten und von Zeit zu Zeit das Kleinste an den Zehen zupften.

„O geht mir weg," sagte die Mutter, welche dann und wann ohne besonders zu zielen, mit dem Fuße unter den Tisch stieß, wenn die Bewegung zu aufrührerisch wurde; könnt ihr Euch nicht anständig betragen, wenn weiße Leute kommen, um Euch zu besuchen. Wollt Ihr denn gar nicht aufhören? Paßt auf, daß ich Euch nicht um ein Knopfloch tiefer zuknöpfe, wenn Mr. George fort sein wird."

Es ist schwer zu sagen, welche Idee unter dieser furchtbaren Drohung verborgen lag, aber so viel ist gewiß, daß ihre schaurige Undeutlichkeit auf die jungen Sünder, an die sie gerichtet war, nur einen sehr geringen Eindruck hervorzubringen schienen.

„Du lieber Gott," sagte Onkel Tom, „sie sind so voll Kitzel, daß sie sich nicht lassen können."

Hier krochen die Jungen mit syrupbedeckten Händen und Gesichtern unter dem Tische hervor und begannen das Schooßkind heftig zu küssen.

„Marsch fort," sagte die Mutter, indem sie ihre wolligen Köpfe hinwegschob, „Ihr werdet Alle zusammenkleben und nicht wieder los kommen, wenn Ihr es auf die Weise thut. Geht an den Brunnen und wascht Euch," sagte diese, ihre Mahnung durch einen Schlag unterstützend, welcher äußerst gefährlich klang, der aber die Jungen nur zu um so lauterem Lachen brachte, als sie eilig über einander hinweg aus der Thür stürzten, und sobald sie im Freien waren, in überströmender Lustigkeit zu kreischen anfingen.

„Haben sie je so ungezogene Jungen gesehen?" sagte Tante Chloe mit einiger Selbstgefälligkeit, indem sie ein altes für dergleichen Fälle bestimmtes Handtuch zum Vorschein brachte, aus der zerbrochenen Theekanne ein wenig Wasser darauf schüttete und den Syrup von dem Gesicht des kleinen Mädchens abzureiben begann. Sobald sie es glänzend abpolirt hatte, setzte sie es auf Tom's Schooß, während sie geschäftig das Speisegeschirr hinwegräumte. Das Kind benutzte die Zwischenzeit dazu, um Tom an der Nase zu zupfen, sein Gesicht zu kratzen und die dicken Händchen in seinem Haar zu vergraben, welche letztere Operation demselben besonders Vergnügen zu machen schien.

„Ist sie nicht eine vorwitzige Dirne?" sagte Tom, indem er sie von sich abhielt, um sie vollständig zu besichtigen; und hierauf erhob er sich, setzte sie auf seine breite Schulter und begann mit ihr umherzuspringen und zu tanzen, während Mr. George mit seinem Taschentuch nach ihr schnippte und Moses und Peter, welche jetzt zurückgekehrt waren, hinter ihr her brüllten wie die Bären, bis endlich Tante Chloe behauptete, daß sie ihr mit ihrem Lärm den Kopf abrissen. Da ihrer eignen Angabe zufolge diese chirurgische Operation in der Hütte täglich vorkam, verminderte die Behauptung die Lustigkeit nicht im Geringsten, bis sich Alle ruhig geschrieen und gesprungen und getanzt hatten.

„Ich will hoffen, daß Ihr jetzt endlich fertig seid," sagte Tante Chloe, welche mittlerweile einen einfachen Kasten mit einem Bett hervorgezogen hatte; „da, Moses und Peter, legt Euch hinein, wir werden eine kleine Gemeinde hier haben."

„O, Mutter, wir haben keine Lust, wir möchten gern die Versammlung mit ansehen; es ist so kurios; wir haben es gern."

„Nun, Tante Chloe, schiebe das Bett hinweg und laß sie aufbleiben," sagte Mr. George entschieden, indem er der rohen Maschine einen Stoß gab.

Tante Chloe, die auf diese Weise den Schein gerettet hatte, schien höch-

lichst entzückt zu sein, die Maschine hinabstoßen zu können und sagte, indem sie dies that:

„Nun, vielleicht wird es ihnen etwas nutzen.“

Das Haus lös'te sich jetzt in ein Comité sämmtlicher Mitglieder auf, um die Anordnungen für den Abend zu überlegen.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, woher wir die Stühle nehmen sollen,“ sagte Tante Chloe; da die Versammlung bei Onkel Tom seit unendlicher Zeit schon ohne weitere Stühle gehalten worden war, so schien einiger Grund zu der Hoffnung vorhanden zu sein, daß sich auch diesmal ein Ausweg finden würde.

„Der alte Onkel Peter hat vergangene Woche beide Beine aus dem ältesten Stuhle dort gesungen,“ meinte Moses.

„Mach, daß Du fortkommst, Du hast sie sicher herausgezogen, es wird eine von Deinen Ungezogenheiten sein,“ sagte Tante Chloe.

„Nun, er wird schon stehen, wenn er an die Wand gelehnt wird,“ sagte Moses.

„Dann darf Onkel Peter nicht darauf sitzen, denn er rückt beständig, wenn er zu singen anfängt. Neulichst Abend hat er beinahe das ganze Zimmer durchrückt,“ sagte Peter.

„Dann sollte er sich gerade darauf setzen,“ sagte Moses, „und dann würde er anfangen: „Kommt, fromme Leut' und Sünder, o, kommt und höret mich an,“ und dann würde er zu Boden purzeln!“ und Moses ahmte die Nasentöne des alten Mannes nach und ließ sich niederfallen, um die erwartete Katastrophe darzustellen.

„Könnt Ihr nicht anständig sein?“ sagte Chloe, „schämt Ihr Euch nicht?“

Mr. George stimmte jedoch in das Lachen des Missethäters ein und behauptete entschieden, daß Moses ein „Weltskerl“ sei. Die mütterliche Ermahnung schien daher ihre Wirkung so ziemlich zu verfehlen.

„Nun, Alter,“ sagte Tante Chloe, „Du wirst die Fässer herein bringen müssen.“

„Die Fässer der Mutter sind gerade wie die der Witwe, von der Mr. George neulichst im guten Buche laß — sie gehen nie aus,“ sagte Moses bei Seite zu Peter.

„Eines davon brach vergangene Woche zusammen,“ antwortete Peter und sie stürzten Alle mitten im Singen nieder; „nennst Du das nicht ausgehen?“

Während dieses bei Seite zwischen Moses und Peter gesprochen wurde, waren zwei leere Fässer in die Hütte gerollt worden, und nachdem man sie durch auf beiden Seiten untergestützte Steine vor dem Ausweichen bewahrt hatte, legte man Breter über sie, durch welche Anordnung in Verbindung mit dem Umkehren einiger Zuber und Eimer und dem Aufstellen der schwankenden Stühle endlich die Vorbereitungen vervollständigt wurden.

„Mr. George ist ein so guter Leser, daß er sicher bei uns bleiben wird, um uns vorzulesen,“ sagte Chloe. „Ich denke, daß es dadurch für uns um so interessanter werden wird.“

George willigte gern ein, denn die Knaben sind stets zu Allem bereit, was ihnen Wichtigkeit ertheilt.

Das Zimmer war bald mit einer bunten Versammlung von dem alten grauköpfigen achtzigjährigen Patriarchen an bis zu den jungen funfzehnjährigen Mädchen und Burschen gefüllt. Es erfolgte ein harmloses Geplauder über verschiedenartige Gegenstände, wie z. B., wo die alte Tante Sally ihr neues, rothes Kopftuch her habe, und wie die Missis beabsichtige, Lizzy das gesprenkelte Mousselinkleid zu geben, sobald sie ihre neue Garderobe erhalten haben würde.

und wie Mr. Shelby daran denke, ein neues braunes Füllen zu kaufen, welches die Herrlichkeiten des Gutes um eine neue vermehren werde. Einige von den Anwesenden gehörten benachbarten Familien, die ihnen die Erlaubniß, der Betstunde beizuwohnen, ertheilt hatten und brachten verschiedenartige Nachrichten über das Thun und Treiben ihrer Herrschaften mit, welche als eben so gute Münze in Umlauf kamen, wie ähnliches Geschwätz in höheren Kreisen.

Nach einiger Zeit begann das Singen zur offenbaren Freude aller Anwesenden. Selbst die Nachtheile der näselnden Intonation vermochten die Wirkung der schönen Naturstimmen in den wilden und begeisternden Melodien nicht ganz zu zerstören. Die Worte waren zuweilen die der bekannten Hymnen, welche gewöhnlich in den benachbarten Kirchen gesungen wurden, zuweilen aber auch von einem wilderen, formloseren Charakter von der Art, wie man sie bei den Feldpredigten aufgelesen hatte.

Hierauf erfolgten Ermahnungen oder Erzählungen über gemachte Erfahrungen und endlich las Mr. George auf Ansuchen die letzten Kapitel der Offenbarung Johannis, worin er oft von Ausrufen unterbrochen wurde.

Während diese Scene in der Hütte des Dieners stattfand, gab es im Saale des Herrn eine ganz andere.

Der Händler und Mr. Shelby saßen beisammen in dem vorerwähnten Speisezimmer an einem mit Papieren und Schreibmaterial bedeckten Tisch.

Mr. Shelby beschäftigte sich mit dem Zählen einiger Banknotenpäckchen, die er, sobald sie gezählt waren, dem Händler hinüberschob, worauf dieser sie ebenfalls durchsah.

„Alles in Ordnung,“ sagte der Händler, „und nun wollen wir diese hier unterzeichnen.“

Mr. Shelby zog hastig die Verkaufsdokumente zu sich und unterzeichnete sie wie ein Mann, der ein unangenehmes Geschäft gern so schnell als möglich abfertigt und schob sie darauf mit dem Gelde hinüber. Haley nahm aus einem vielbenutzten Mantelsacke ein Pergament, welches er, nachdem er es einen Augenblick betrachtet, an Mr. Shelby übergab, der es mit einer Geberde unterdrückter Begier empfing.

„Nun, jetzt ist die Sache abgemacht,“ sagte der Händler, indem er aufstand.

„Sie ist abgemacht!“ sprach Mr. Shelby mit nachdenklichem Tone, athmete tief auf und wiederholte: „sie ist abgemacht!“

„Es scheint mir, als ob Sie nicht besonders froh darüber wären,“ sagte der Händler.

„Haley,“ antwortete Mr. Shelby, „ich hoffe, daß Sie sich erinnern werden, daß Sie mir auf Ihre Ehre versprochen haben, Tom nicht zu verkaufen, ohne daß Sie wissen, in welche Hände er übergeht.“

„Ei, Sie haben es soeben selbst gethan, Sir,“ sagte der Händler.

„Sie wissen recht gut, daß ich durch Umstände gezwungen worden bin,“ antwortete Shelby hochfahrend.

„Nun sehen Sie, mich könnten die Umstände ebenfalls zwingen,“ meinte der Händler; „ich werde jedoch mein Bestes thun, um Tom eine gute Stelle zu verschaffen, und was das betrifft, daß ich ihn schlecht behandeln sollte, so brauchen Sie nicht das Mindeste zu fürchten. Wenn ich Gott für irgend etwas danke, so ist es das, daß ich niemals grausam gewesen bin.“

Nach der Darlegung, welche der Händler vorher von seinen humanen Grundsätzen gegeben hatte, fühlte sich Mr. Shelby von dieser Erklärung keineswegs besonders beruhigt, da sie aber der beste Trost war, den die Sache ge-

stattete, so ließ er den Händler in Frieden scheiden und zündete sich eine einsame Cigarre an.

5. Welches die Gefühle lebenden Eigenthums beim Wechsel seiner Besitzer sind.

Mr. und Mrs. Shelby hatten sich in ihr Schlafgemach begeben. Er saß in einem weiten Lehnstuhle und durchlas einige Briefe, die mit der Nachmittagspost gekommen waren, und sie stand vor ihrem Spiegel und löste die Locken und Flechten auf, welche Eliza ihrer Herrin geordnet, denn sie hatte ihre bleichen Wangen und ihre verstörten Augen bemerkt, sie für diesen Abend ihres Dienstes entlassen und zu Bett geschickt. Die Beschäftigung brachte sie natürlich genug auf das Morgengespräch mit dem Mädchen und sie wendete sich zu ihrem Gatten und sagte nachlässig:

„Apropos, Arthur, wer war der ungezogene Mensch, den Du heute mit zu Tische brachtest?"

„Er heißt Haley," sagte Shelby, indem er sich etwas unbehaglich in seinem Stuhle umwendete, ohne aber seine Augen von dem Briefe zu erheben.

„Haley! wer ist er? und darf ich fragen, was sein Geschäft hier ist?"

„Nun, er ist ein Mann mit dem ich Geschäfte gemacht habe, als ich das letzte Mal in Natchez war," sagte Mr. Shelby.

„Und er hat sich darauf hin herausgenommen, sich hier heimisch zu machen, und Dich zu besuchen, um bei Dir zu essen."

„Ich habe ihn eingeladen. Ich hatte Rechnungen mit ihm abzumachen," sagte Shelby.

„Ist er ein Sklavenhändler?" fragte Mrs. Shelby, die eine gewisse Verlegenheit in dem Benehmen ihres Gatten entdeckte.

„Ei, Liebste, wer hat Dir das in den Kopf gesetzt?" fragte Shelby aufblickend.

„Nichts — nur daß Eliza heute nach dem Essen in großer Verstörtheit zu mir kam und weinend und schluchzend sagte, daß Du mit einem Händler redetest und daß sie gehört habe, wie er Dir ein Gebot für den Knaben gethan hat — das lächerliche Gänschen."

„Hat sie das gethan?" sagte Mr. Shelby, wieder auf sein Papier blickend und einige Momente eifrig darin zu lesen scheinend, ohne zu bemerken, daß er es verkehrt hielt.

„Es muß herauskommen," sagte er bei sich, „und es ist eben so gut, wenn es jetzt geschieht, wie später."

„Ich habe Eliza gesagt," fuhr Mrs. Shelby fort, ohne das Ordnen ihrer Haare zu unterbrechen, „daß sie eine kleine Närrin sei und daß Du nie mit dergleichen Personen etwas zu thun gehabt habest. Natürlich wußte ich, daß Du nie einen von unsern Sklaven zu verkaufen gedenkst und am wenigsten an einen solchen Menschen."

„Nun, Emilie," antwortete ihr Gatte, „das habe ich stets gefühlt und gesagt, aber meine Geschäfte befinden sich in der Verfassung, daß ich es thun muß. Ich werde einige von meinen Leuten verkaufen müssen."

„An jenes Subjekt unmöglich, Mr. Shelby, Du kannst nicht im Ernst sprechen."

„Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß es der Fall ist," erwiderte Mr. Shelby, „ich habe eingewilligt, Tom zu verkaufen."

„Wie, unsern Tom! — das gute, treue Geschöpf! — das von Jugend auf Dein treuer Diener gewesen ist, o Mr. Shelby — und Du hast ihm seine Freiheit versprochen — wir Beide haben ihm mehr als hundertmal davon gesagt. Nun, jetzt kann ich Alles glauben, jetzt kann ich glauben, daß Du im Stande wärest, den kleinen Harry, das einzige Kind der armen Eliza zu verkaufen," sagte Mrs. Shelby in einem Tone, der zwischen Schmerz und Entrüstung die Mitte hielt.

„Nun, da Du doch Alles erfahren mußt — es ist so — ich habe eingewilligt, Tom und Harry zu verkaufen, und weiß nicht, weshalb ich gescholten werden soll, als ob ich ein Ungeheuer wäre, weil ich das thue, was ein Jeder täglich thut."

„Aber warum wählst Du gerade diese?" fragte Mrs. Shelby, „warum verkaufst Du sie vor allen Andern auf dem Gute, wenn Du überhaupt verkaufen mußt?"

„Weil sie von Allen die höchste Summe einbringen — das ist der Grund. Ich könnte eine andere Person wählen, wenn Du so sagst; der Mensch hat mir ein hohes Gebot auf Eliza gethan, wenn Du das besser nennst," sagte Mr. Shelby.

„Der Bösewicht! rief Mrs. Shelby heftig.

„Nun, ich habe auch keinen Augenblick darauf gehört — ich habe es aus Rücksicht auf Deine Gefühle nicht thun wollen. Gestehe mir also ein Lob zu."

„Vergieb mir Lieber," entgegnete Mrs. Shelby, die sich jetzt wieder gesammelt hatte. „Ich bin übereilt gewesen, ich war überrascht und vollkommen unvorbereitet, aber Du wirst mir doch gewiß erlauben, mich für diese armen Geschöpfe zu verwenden. Tom ist ein herrlicher, treuer Bursche, wenn er auch schwarz ist. Ich glaube, Mr. Shelby, daß er, wenn es nöthig wäre, sein Leben für Dich hingeben würde."

„Ich weiß es, ich glaube es wohl, aber was nützt das Alles? ich kann es nicht ändern."

„Warum nicht ein Geldopfer bringen? Ich bin bereit, meinen Theil an den Unbequemlichkeiten zu tragen. O, Mr. Shelby, ich habe es versucht, auf das getreuste versucht, wie es einem christlichen Weibe geziemt — meine Pflicht gegen diese armen, einfältigen, abhängigen Geschöpfe zu erfüllen. Ich habe mich um sie gekümmert, sie unterrichtet, über ihnen gewacht und seit Jahren alle ihre kleinen Sorgen und Freuden gekannt, und wie kann ich je wieder unter ihnen mein Auge aufschlagen, wenn wir um eines kleinen erbärmlichen Gewinnes willen ein treues, vortreffliches, vertrauensvolles Geschöpf wie den armen Tom verkaufen und ihm in einem Augenblicke Alles, was wir ihm lieben und hochschätzen gelehrt haben, entreißen. Ich habe den Leuten die Pflichten der Familie, der Eltern und Kinder und Gatten und Ehefrauen gelehrt, und wie kann ich dieses offene Anerkenntniß, daß wir im Vergleich mit dem Gelde auf kein Band, keine Pflicht, kein Verhältniß, wie heilig es auch sein mag, Rücksicht nehmen, ertragen? Ich habe mit Eliza über ihren Knaben geredet, ihr ihre Pflichten auseinander gesetzt, als eine christliche Mutter über ihn zu wachen, für ihn zu beten und ihn als Christen zu erziehen und was kann ich jetzt sagen, wenn Du ihn hinwegreißest und ihm mit Leib und Seele an einen profanen, grundsatzlosen Mann verkaufen willst, nur um ein wenig Geld zu gewinnen? Ich habe ihr gesagt, daß eine Seele mehr werth ist, als alles Geld auf Erden und wie soll sie mir glauben, wenn sie sieht, wie wir hingehen und ihr Kind verkaufen — es vielleicht zu seinem sichern Leibes- und Seelenverderben verkaufen!"

„Es thut mir leid, daß Du so darüber fühlst, Emilie, es thut mir wirklich

leid," sagte Mr. Shelby, „und ich achte Deine Gefühle, wenn ich auch keinen Anspruch darauf mache, sie in ihrem vollen Umfange zu theilen. Aber ich sage Dir jetzt feierlich, daß es nichts nutzt — ich kann mir selbst nicht helfen; ich habe es Dir nicht sagen wollen, Emilie, aber kurz und gut, ich habe keine Wahl zwischen dem Verkauf dieser Beiden und dem Verkauf des ganzen Gutes. Entweder müssen Sie gehen oder alle Uebrigen. Haley ist im Besitz einer Hypothek gelangt und wenn ich sie nicht sofort an ihn abtrage, so wird er dafür Alles nehmen; ich habe zusammen gescharrt und geborgt und beinahe gebettelt — und der Preis dieser Beiden war nöthig, um die Summe voll zu machen, und ich mußte sie abtreten. Haley fand Gefallen an dem Kinde; er willigt ein, die Sache auf diese Weise und auf keine andere in Ordnung zu bringen. Ich befand mich in seiner Macht und mußte es thun. Wenn Du über ihren Verkauf solche Gefühle hegst, wie würde es Dir gefallen, wenn sie Alle verkauft würden?"

Mrs. Shelby stand wie vom Schlage getroffen da, endlich wendete sie sich nach ihrem Toilettentische um, stützte ihr Gesicht in ihre Hände und stöhnte tief auf. —

„Das ist Gottes Fluch, der auf der Sklaverei lastet! — es ist eine bittere, bittere, mit tiefem Fluche beladene Sache, ein Fluch für den Herrn, wie für den Sklaven. Ich war eine Thörin, zu denken, daß ich aus einem so furchtbaren Uebel etwas Gutes machen könne! es ist eine Sünde, unter Gesetzen wie die unsern, einen Sklaven zu besitzen. Ich habe stets gefühlt, daß es so sei. Ich habe stets so gedacht, als ich noch ein Mädchen war — ich habe mich noch mehr überzeugt, nachdem ich mich verheirathet hatte, aber ich dachte, daß ich es übergolden könne — ich glaubte durch Güte und Fürsorge und Unterricht die Lage der Meinen besser machen zu können, als die Freiheit — ich Thörin!"

„Ei Frau, Du wirst ja eine wahre Abolitionistin!"

„Eine Abolitionistin! wenn die Abolitionistinnen mit Allem bekannt wären, was ich von der Sklaverei weiß, so könnten sie reden. Wir bedürfen ihrer nicht, um es uns zu sagen. Du weißt, daß ich die Sklaverei nie für recht gehalten — nie danach begehrt habe, Sklaven zu besitzen."

„Nun, darin weichst Du von vielen weisen und frommen Männern ab," sagte Mr. Shelby; „erinnerst Du Dich noch an die Predigt, welche Mr. B. neulichst Sonntag gehalten hat?"

„Ich will keine solche Predigt hören; ich wünsche dem Mr. B. nie wieder in unserer Kirche zu sehen. Die Geistlichen können dem Uebel vielleicht nicht abhelfen — können es eben so wenig heilen wie wir; — aber es vertheidigen — es ist mir stets wider meinen gesunden Menschenverstand gegangen, und ich denke eben so wenig, daß Du viel von jener Predigt gehalten hast."

„Nun," sagte Shelby, „ich muß gestehen, daß die Prediger die Dinge zuweilen weiter treiben, als wir armen Sünder es zu thun wagen würden. Wir Weltmänner müssen die Augen über verschiedene Dinge zumachen und uns an Manches gewöhnen, was nicht gerade sein sollte, und es behagt uns nicht, wenn Weiber und Geistliche gerade herausſprechen und in Dingen der Scham oder Moral weiter gehen als wir. So viel ist gewiß. Nun aber, Liebste, hoffe ich, daß Du die Nothwendigkeit der Sache erkennen wirst und Du siehst, daß ich das Beste gethan habe, was die Umstände gestatten."

„Jawohl, jawohl!" antwortete Mrs. Shelby hastig und spielte zerstreut mit ihrer goldnen Uhr. „Ich habe nicht besonders viele Juwelen, aber," fügte sie nachdenklich hinzu, „würde diese Uhr nicht Einiges thun? — sie hat viel Geld gekostet, als sie gekauft wurde; wenn ich nur wenigstens Eliza's Kind retten könnte, so würde ich Alles, was ich besitze, opfern."

„Es thut mir leid, sehr leid, Emilie," sagte Mr. Shelby, „es thut mir leid, daß sich dieser Gedanke Deiner so sehr bemächtigt, aber es wird nichts nützen; siehst Du Emilie, die Sache ist geschehen, der Verkaufskontrakt ist bereits unterzeichnet und in Haley's Händen und Du mußt Gott danken, daß es nicht schlimmer steht. Der Mann hat es in seiner Macht gehabt, uns Alle zu ruiniren, aber jetzt ist er uns vom Halse; wenn Du den Mann so gut kenntest wie ich, so würdest Du denken, daß wir nur mit genauer Noth entronnen sind."

„Ist er denn so hart?"

„Nun, er ist nicht gerade ein grausamer Mann, aber ein Mann von Leder — ein Mann, der sich um nichts kümmert, als um Vortheil und Gewinn — kalt und rücksichtslos und erbarmenslos wie der Tod und das Grab — er würde seine eigene Mutter verkaufen, wenn er einen guten Preis dafür erhielte — ohne deshalb der alten Frau etwas Böses zu wünschen."

„Und dieser Elende ist der Eigenthümer des guten, treuen Tom und des Kindes Eliza's?"

„Nun, Liebe, es kommt mir allerdings etwas schwer an; es ist eine Sache, an die ich nicht gern denke, Haley möchte die Sache beeilen und morgen Besitz nehmen; ich werde mein Pferd in aller Frühe nehmen und mich aus dem Staube machen; ich kann Tom nicht sehen; so viel ist gewiß und Du würdest am besten thun, irgend wohin zu fahren und Eliza mitzunehmen. Laß die Sache geschehen, wenn ihr das Kind aus den Augen ist."

„Nein, nein," erwiderte Mrs. Shelby, „ich will in keiner Beziehung bei dieser Grausamkeit Hilfe oder Beistand leisten; ich werde den armen alten Tom aufsuchen. Gott helfe ihm in seiner Noth. Sie sollen auf alle Fälle sehen, daß ihre Herrin für sie und mit ihnen fühlen kann. Was Eliza betrifft, so wage ich nicht an sie zu denken, der Herr verzeihe uns! Was haben wir gethan, daß diese grausame Nothwendigkeit bei uns eintreten sollte."

Dieses Gespräch wurde von einer Zuhörerin belauscht, von welcher sich Mr. und Mrs. Shelby nichts ahnen ließen.

Dicht neben ihrem Zimmer befand sich ein großer Alkoven, der durch eine Thür mit dem äußern Gange in Verbindung stand. Als Mrs. Shelby Eliza zu Bett geschickt, hatte dieser ihr fieberhaft aufgeregter Geist den Gedanken an diesen Alkoven eingegeben und sie hatte sich dort versteckt und mit dicht an eine Ritze der Thür gepreßtem Ohr kein Wort des Gespräches verloren.

Sobald die Stimmen verklangen, erhob sie sich und schlich vorsichtig hinweg. Mit ihrem bebenden Körper, ihren bleichen, starren Zügen und zusammengepreßten Lippen sah sie wie ein ganz anderes Wesen aus, als das sanfte, schüchterne Geschöpf, welches sie bisher gewesen war. Sie bewegte sich vorsichtig durch den Gang, blieb einen Augenblick an der Thür ihrer Herrin stehen, hob ihre Hand in stummem Gebet zum Himmel, wendete sich darauf ab und glitt in ihr eignes Zimmer. Es war ein stilles Gemach in demselben Geschoß, wie das ihrer Herrin; hier war das angenehme, sonnige Fenster an dem sie oft singend bei ihrer Nätherei gesessen hatte; hier befand sich ein kleines Bücherregal, auf dem verschiedene Kleinigkeiten, die sie an Weihnachtstagen zum Geschenk erhalten hatte, aufgestellt waren; hier lag ihre einfache Garderobe in den Kommoden; kurz, hier war ihre Heimath, die im Ganzen genommen bisher für sie eine glückliche gewesen war. Hier auf dem Bette lag aber ihr schlummernder Knabe, dem die langen Locken nachlässig über das ahnungslose Gesicht fielen; sein rosiger Mund war halb offen, seine kleinen dicken Hände lagen auf der Bettdecke und ein Lächeln breitete sich gleich einem Sonnenstrahl über sein ganzes Antlitz.

„Armer Junge, armer Bursche!“ sagte Eliza, „man hat Dich verkauft, aber Deine Mutter wird Dich noch retten.“

Keine Thräne fiel auf das Kissen. In solchen Nöthen hat das Herz keine Thränen zu geben; es vergießt nur Blut und verblutet sich im Stillen. Sie nahm ein Stück Papier und einen Bleistift und schrieb hastig.

„O Missis — liebe Missis! halten Sie mich nicht für undankbar; denken Sie nicht schlimm von mir — ich habe Alles gehört, was Sie und der Herr heute Abend sagten. Ich werde den Versuch machen, meinen Knaben zu retten. Sie werden mich nicht tadeln. Gott segne und belohne Sie für alle Ihre Güte.“

Nachdem sie dies hastig zusammengebrochen und adressirt hatte, ging sie an eine Kommode und machte ein kleines Kleiderbündel, und die Fürsorge einer Mutter ist so zärtlich, daß sie selbst in dem Schrecken dieser Stunde nicht vergaß, in das kleine Päckchen ein Paar von seinen Lieblingsspielsachen zu legen, während sie einen buntbemalten Papagey zurückbehielt, um ihn damit zu unterhalten, wenn es nöthig geworden sein würde, ihn zu wecken.

Es kostete einige Mühe, den kleinen Schläfer zum Erwachen zu bringen, aber nach einigen Anstrengungen richtete er sich auf und spielte mit seinem Papagey, während seine Mutter Hut und Shawl anlegte.

„Wohin gehst Du, Mutter?“ fragte er, als sie sich mit seinem Röckchen und Mützchen dem Bette näherte.

Seine Mutter kam näher und blickte so eindringlich in seine Augen, daß er sofort errieth, daß etwas Ungewöhnliches im Werke sei.

„Still, Harry,“ sagte sie, „Du darfst nicht laut sprechen, sonst hört man uns. Es ist ein böser Mann gekommen, um den kleinen Harry von seiner Mutter hinwegzunehmen und ihn im Finstern fortzuschaffen; aber die Mutter wird das nicht zulassen. Sie wird ihren kleinen Knaben die Mütze aufsetzen und das Röckchen anziehen und mit ihm davonlaufen, damit ihn der häßliche Mann nicht fangen kann.“

Unter diesen Worten hatte sie die einfache Kleidung des Knaben befestigt und sie nahm ihn auf ihren Arm, flüsterte ihm zu, daß er sehr still sein möge, öffnete eine Thür ihres Zimmers, die auf die äußere Veranda hinausführte und glitt geräuschlos aus dem Hause.

Es war eine funkelnde, frostige, sternenhelle Nacht und die Mutter schlug einen Shawl dicht um ihr Kind, als es von einem unbestimmten Entsetzen vollkommen still gemacht an ihrem Halse hing.

Der alte Bruno, ein großer Neufoundländer, der am Ende des Vordachs schlief, erhob sich mit einem leisen Knurren, als sie in seine Nähe kam. Sie rief leise seinen Namen und das Thier, ein alter Günstling und Spielkamerad von ihr, wedelte mit dem Schweife und schickte sich augenblicklich an, ihr zu folgen, wenn er auch in seinem einfachen Hundekopfe nicht begreifen zu können schien, was eine so indiscrete Nachtpromenade bedeuten möge. Einige undeutliche Ideen von Unklugheit oder Unanständigkeit der Maßregel schien ihn in bedeutende Verlegenheit zu setzen, denn er blieb mehrmals stehen, während Eliza vorwärts glitt und blickte bald auf sie, bald auf das Haus, worauf er wie durch weiteres Nachdenken wieder beruhigt, von Neuem hinter ihr hertrabte.

Wenige Minuten brachten sie an das Fenster der Hütte Onkel Tom's und Eliza blieb hier stehen und klopfte leise an das Fenster.

Die Betstunde bei Onkel Tom war durch das Hymnensingen bis zu einer sehr späten Zeit hinausgezogen worden, und da Onkel Tom darauf noch einige

lange Soli hatte hören lassen, war die Folge die, daß er und seine wackere Frau jetzt zwischen zwölf und ein Uhr noch nicht schliefen.

„Guter Gott, was ist das?“ sagte Tante Chloe, indem sie aufsprang und hastig den Vorhang hinwegzog. „So wahr ich lebe, es ist Lizzy. Ziehe schnell Deinen Rock an, Alter; da ist auch der alte Bruno und schnobbert an der Thür. — Was in aller Welt hat das zu bedeuten? Ich werde sogleich die Thür öffnen.“

Und sie begleitete die Worte mit der That, die Thür flog auf und der Schein, des in der Eile von Tom angezündeten Talglichtes fiel auf das verstörte Gesicht und die dunkeln wilden Augen des Flüchtlings.

„Gott behüte uns! man erschrickt, wenn man Dich ansieht. Bist Du krank oder was ist Dir widerfahren?“

„Ich laufe davon Onkel Tom und Tante Chloe. Ich schaffe mein Kind fort, der Herr hat es verkauft.“

„Es verkauft!“ wiederholten Beide, indem sie entsetzt ihre Hände erhoben.

„Ja, es verkauft,“ antwortete Eliza fest, „und ich habe mich heute Abend in den Alkoven an der Thür der Herrin geschlichen und gehört, wie der Herr der Herrin sagte, daß er meinen Harry und Dich, Onkel Tom, an einen Händler verkauft habe; und daß er morgen früh davon reiten und daß der Mann im Laufe des Tages Besitz nehmen werde.“

Tom hatte während dieser Worte mit erhobenen Händen und weit offenen Augen wie ein Träumender dagestanden; langsam und allmälig sank er, als ihm der Sinn klar wurde, auf seinen alten Stuhl und ließ den Kopf auf seine Knie fallen.

„Gott sei uns gnädig!“ rief Tante Chloe, „o, es scheint gar nicht, als ob es wahr wäre. Was hat er gethan, daß der Herr ihn verkauft?“

„Er hat nichts gethan, es ist deshalb nicht, der Herr möchte ihn nicht verkaufen und die Frau — sie ist immer gut; ich habe sie für uns bitten und flehen hören, aber er sagte ihr, daß es nichts nütze, daß er in der Schuld des Mannes sei, und daß der Mann die Macht über ihn habe, und wenn er ihn nicht rein bezahle, so würde er endlich das Gut und die ganzen Leute verkaufen und hinwegziehen müssen. Ja, ich habe ihn sagen hören, daß er keine Wahl zwischen dem Verkauf dieser Beiden und dem Verkauf Aller habe. Der Mann treibe ihn zu stark, sagt der Herr; er sagt, es thue ihm leid, aber ach, die Herrin! — Ihr hättet sie sprechen hören sollen; wenn sie nicht eine Christin und ein Engel ist, so hat es nie einen gegeben. Ich bin ein gottloses Mädchen, daß ich sie so verlasse, aber ich kann nicht anders. Sie hat selbst gesagt, daß eine Seele mehr werth sei, als die ganze Welt und der Knabe hat eine Seele und wer weiß, was daraus wird, wenn ich ihn fortschaffen lasse. Es muß recht sein, aber wenn es nicht recht ist, so möge mir der Herr verzeihen, denn ich kann mich nicht enthalten es zu thun.“

„Nun, Alter,“ sagte Tante Chloe, „warum gehst Du nicht auch? Willst Du warten bis Du den Fluß hinab geschleppt wirst, wo man die Neger mit schwerer Arbeit und Hunger umbringt? Ich würde jeden Tag lieber sterben, als dorthin gehen. Du hast noch Zeit, mache Dich mit Lizzy auf und davon. Du hast einen Paß, um nach Belieben zu kommen und zu gehen. Mache Dich fertig, ich will Deine Sachen einpacken.“

Tom erhob langsam seinen Kopf, sah sich trübe aber ruhig um und sagte:

„Nein, nein, ich gehe nicht; Eliza mag gehen, sie hat das Recht dazu; ich würde nicht Nein dazu sagen, es ist wider ihre Natur, hier zu bleiben, aber Du hast gehört, was sie gesagt hat. Wenn entweder ich verkauft werden muß oder

alle Uebrigen auf dem Gute, und wenn sonst Alles verloren geht, nun so will ich mich verkaufen lassen. Ich werde es wohl so gut ertragen können, wie die Uebrigen," fügte er hinzu, während etwas, einem Schluchzen ähnliches krampfhaft seine breite, rauhe Brust erschütterte. „Der Herr hat mich stets auf meinem Posten gefunden — er wird es stets thun! Ich habe sein Vertrauen nie getäuscht und meinen Paß nie wider mein Wort angewendet, und werde es auch nicht thun. Es ist besser, wenn ich allein gehe, als wenn das Gut und Alles was darauf ist, verkauft werden muß. Der Herr ist nicht zu tadeln, Chloe, und er wird für Dich sorgen und für die armen —"

Hier wendete er sich nach dem Bettkasten voll kleiner Wollköpfe um und seine Stimme erstickte; er lehnte sich über den Rücken und bedeckte sein Gesicht mit seinen großen Händen. Schweres, dumpfes, lautes Schluchzen erschütterten ihn und große Thränen quollen zwischen seinen Fingern hindurch auf den Fußboden — solche Thränen, wie sie in den Sarg fallen, wo Ihr erstgeborner Sohn lag, gerade solche Thränen, Dame, wie Sie sie vergossen, als Sie das Röcheln Ihres sterbenden Säuglings hörten — denn, Herr, er war ein Mann, und Sie sind auch nicht mehr als ein solcher, und Dame, wenn Sie auch in Seide und Juwelen gekleidet sind, so sind Sie doch nur ein Weib und in den großen Nöthen und Sorgen des Lebens fühlen wir Alle nur Einen Schmerz.

„Aber nun," sagte Eliza unter der Thür, „ich habe meinen Mann erst heute Nachmittag noch gesehen und ahnte damals nicht, was kommen würde; man hat ihn bis auf's Aeußerste getrieben und er hat mir heute gesagt, daß er entlaufen würde. Versucht es, ihm wissen zu lassen, wenn Ihr könnt, sagt ihm, wie ich gegangen bin und weshalb ich gegangen bin, und sagt ihm, daß ich Canada zu finden suchen werde. Ihr müßt ihm meine besten Wünsche mittheilen und ihm sagen, wenn ich ihn nicht wiedersehen sollte," — sie wendete sich ab und kehrte ihnen einen Augenblick den Rücken zu, und fügte dann mit erstickter Stimme hinzu: „sagt ihm, daß er so gut sein soll, als er kann, damit er mich wo möglich im Himmelreich trifft."

„Ruft Bruno herein," fügte sie hinzu, „schließt das arme Thier ein, es darf nicht mit mir gehen."

Noch einige letzte Worte und Thränen, noch einige einfache Segenswünsche und sie faßte ihr verwundertes und erschrecktes Kind in ihre Arme und eilte geräuschlos hinweg.

6. Die Entdeckung.

Mr. und Mrs. Shelby versanken nach ihrer langen Discussion nicht sogleich in Schlummer und schliefen in Folge davon am nächsten Morgen etwas länger als gewöhnlich.

„Ich möchte wissen, wo Eliza steckt," sagte Mrs. Shelby, nachdem sie wiederholt aber ohne Wirkung geklingelt hatte.

Mr. Shelby stand vor seinem Toilettespiegel und schärfte sein Rasirmesser, und in diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und ein farbiger Knabe trat mit seinem Rasirwasser ein.

„Andy," sagte seine Herrin, „geh einmal an Eliza's Thür und sage ihr, daß ich dreimal nach ihr geklingelt habe. Das arme Ding," fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Andy kehrte bald mit vor Erstaunen weit offenen Augen zurück.

„Gott, Missis, Lizzy's Schubkästen sind alle offen und ihre Sachen liegen überall umher, und ich glaube, daß sie so eben ausgeräumt hat."

Die Wahrheit blitzte Mr. Shelby und seiner Gattin im gleichen Augenblick auf. Er rief:

„Dann hat sie es vermuthet und sich davon gemacht."

„Gott sei Dank," sagte Mrs. Shelby, „ich hoffe, daß Sie es gethan hat."

„Frau, Du sprichst wie eine Thörin, es wird wirklich sehr unangenehm für mich sein, wenn sie es gethan hat. Haley sah, daß ich Anstand nahm, dieses Kind zu verkaufen, und er wird denken, daß ich dabei durch die Finger gesehen habe, um es wegzuschaffen. Es geht meine Ehre an!" und Mr. Shelby verließ hastig das Zimmer.

Etwa eine Viertelstunde lang wurde viel gelaufen und geschrien, die Thüren geöffnet und geschlossen und Köpfe in allen Farbenschattirungen zeigten sich an allen verschiedenen Orten des Hauses; nur eine Person, die einiges Licht auf die Sache hätte werfen können, schwieg völlig, und dies war die Oberköchin Tante Chloe. Stumm und mit einer schweren Wolke auf ihrem einst so freudigen Gesicht ging sie an die Bereitung ihres Frühstückszwieback, als ob sie von der sie umgebenden Aufregung nichts höre noch sähe.

In Kurzem saßen etwa ein Dutzend junge Kobolde wie Krähen auf dem Verandageländer, denn ein Jeder wollte der Erste sein, welcher den fremden Master von seinem Unglücke benachrichtigte.

„Er wird toll sein!" sagte Andy.

„Wie er fluchen wird!" rief der kleine schwarze Jake.

„Ja, er versteht das Fluchen," sagte die wollköpfige Mandy, „ich habe ihn gestern bei Tische gehört. Ich hörte die ganze Geschichte, denn ich war in den Verschlag geschlichen, wo die Missis die großen Krüge aufbewahrt, und ich hörte jedes Wort." Und Mandy, welche in ihrem Leben noch eben so wenig wie eine schwarze Katze an die Bedeutung eines von ihr gehörten Wortes gedacht hatte, nahm jetzt eine Miene hoher Weisheit an und stolzirte umher, vergaß aber zu berichten, daß sie, wenn sie auch wirklich zur angegebenen Zeit unter den Krügen gesessen hatte, doch während derselben im festen Schlafe gewesen war.

Als endlich Haley gestiefelt und gespornt erschien, wurde er von allen Seiten mit der schlimmen Nachricht begrüßt. Die jungen Kobolde unter der Veranda täuschten sich in ihrer Hoffnung ihn fluchen zu hören nicht, denn er that es mit einer Geläufigkeit und Inbrunst, welche sie Alle erstaunlich erfreute und sie duckten sich und wichen bald hierin bald dorthin aus, um dem Bereich seiner Reitpeitsche zu entrinnen und wälzten sich schreiend und jauchzend und mit unauslöschlichem Kichern auf dem welken Rasen unter der Veranda umher, bis sie von selbst müde wurden.

„Wenn ich nur die kleinen Teufel hätte!" murmelte Haley zwischen seinen Zähnen.

„Aber Sie haben sie nicht," sagte Andy mit einer triumphirenden Handbewegung und zog eine Reihe von unbeschreiblichen Grimmassen gegen den Rücken des unglückseligen Händlers, sobald dieser außer Hörweite gekommen war.

„Hören Sie, Shelby, das ist eine merkwürdige Geschichte!" sagte Haley, als er unangemeldet in das Zimmer trat; „es scheint, daß das Mädchen sich mit ihrem Kleinen fortgemacht hat."

„Mr. Haley, Mrs. Shelby ist zugegen!" sagte Mr. Shelby.

„Ich bitte um Verzeihung, Madam," sagte Haley sich mit immer noch gerunzelter Stirn leicht verbeugend, „aber ich sage dennoch, wie ich es schon gethan habe, daß dies ein sonderbares Gerücht ist. Ist es wahr Sir?"

„Sir," sagte Mr. Shelby, „wenn Sie mir etwas mitzutheilen wünschen, so müssen Sie etwas von dem Anstand eines Gentleman beobachten. Andy,

nimm Mr. Haley den Hut und die Reitpeitsche ab. Setzen Sie Sich nieder Sir. Ja Sir, zu meinem Bedauern hat das junge Frauenzimmer etwas von dieser Sache belauscht oder sonst erfahren und in der Nacht ihr Kind genommen und sich entfernt."

„Ich habe in dieser Sache ein ehrliches Spiel erwartet, Sir," sagte Mr. Haley, „das muß ich gestehen."

„Nun Sir," sagte Mr. Shelby, indem er sich scharf gegen ihn umwendete, „was soll ich unter dieser Bemerkung verstehen? Wenn irgend Jemand meine Ehre in Zweifel zieht, so habe ich für ihn nur eine einzige Antwort."

Der Händler wurde hierdurch einigermaßen in seine Schranken zurückgewiesen und sagte in einem etwas herabgestimmten Tone, daß es für einen Menschen, der einen ehrlichen Handel geschlossen habe, verwünscht schlimm sei, auf diese Weise an der Nase umhergeführt zu werden.

„Mr. Haley," sagte Mr. Shelby, „wenn ich nicht dächte, daß Sie einigen Grund zum Unmuth hätten, so würde ich die unhöfliche und unceremoniöse Weise Ihres Eindringens in mein Zimmer nicht von Ihnen ertragen haben; ich sage jedoch, da der Schein es nöthig macht, nur so viel, daß ich keine Insinuationen, als ob ich bei irgend einer Unehrlichkeit in dieser Sache betheiligt sei, auf mich werfen lassen werde. Ueberdies fühle ich mich verpflichtet Ihnen jeden möglichen Beistand in Bezug auf Pferde, Diener u. s. w. zu leisten, um Ihnen Ihr Eigenthum wieder zu verschaffen. Kurz, Haley," fügte er plötzlich von dem Tone würdevoller Kälte zu seiner gewöhnlichen ungezwungenen Offenheit herabsenkend, „es wird für Sie also das Beste sein, Ihre gute Laune zu bewahren und bei uns zu frühstücken und dann werden wir sehen, was sich weiter thun läßt."

Mrs. Shelby erhob sich jetzt und sagte, daß ihre Geschäfte sie verhinderten an dem Frühstückstische den Vorsitz zu führen, gab einer sehr anständig aussehenden Mulattin den Auftrag, den Kaffee der Herren zu besorgen und verließ das Zimmer,

„Die alte Dame scheint Ihren gehorsamen Diener nicht besonders leiden zu können," sagte Haley mit einem unbehaglichen Versuche sich vertraulich zu zeigen.

„Ich bin nicht gewohnt von meiner Frau mit solcher Freiheit sprechen zu hören," erwiderte Mr. Shelby trocken.

„Ich bitte um Verzeihung, natürlich war es nur ein Scherz," bemerkte Haley mit erzwungenem Lachen.

„Manche Scherze sind weniger angenehm, als andere," entgegnete Shelby.

„Verwünscht! er trägt die Nase verteufelt hoch seit ich jene Papiere unterzeichnet habe," murmelte Haley vor sich hin. „Seit gestern ist er ganz großartig geworden."

Der Fall eines Premierministers kann keine größere Sensation erregen, als der Bericht von Tom's Schicksal unter seinen Dienstgenossen. Er war allerwärts der Gegenstand der Gespräche und im Hause wie im Felde wurde jetzt nichts gethan, als die wahrscheinlichen Folgen davon besprochen. Eliza's Flucht, auf dem Gute ein beispielloses Ereigniß, trug ebenfalls viel dazu bei, die allgemeine Aufregung zu erhöhen.

Der schwarze Sam, wie er gewöhnlich genannt wurde, weil er um gegen drei Schattirungen schwärzer war als irgend ein anderer Nigger auf dem Gute, überlegte die Sache in allen ihren Punkten und Erscheinungen mit einer Schärfe des Blickes und einer Rücksicht auf seine persönliche Wohlfart, die jeden weißen Patrioten in Washington Ehre gemacht haben würde.

„Das ist ein schlechter Wind, der nirgend her weht. So viel ist gewiß," sagte Sam weise, indem er seine Beinkleider heraufzog und geschickt einen langen Nagel an die Stelle eines fehlenden Knopfes einsetzte, eine Anstrengung seines mechanischen Genies, über welche er höchst entzückt zu sein schien.

„Ja, das muß ein schlechter Wind sein, der nirgend woher weht," wiederholte er; „jetzt ist Tom nieder. Nun natürlich wird Platz für einen andern Neger um heraufzukommen — und warum nicht ich! — daß ist meine Idee. Tom ist mit geputzten Stiefeln und einem Paß in seiner Tasche im Lande umher geritten wie ein großer Mann; warum sollte es nicht Sam auch thun? Das ist es, was ich wissen möchte."

„Hollah, Sam — o Sam — der Herr ruft! Du sollst Bill und Jerry fangen!" sagte Andy, der hiermit Sam's Monolog kurz abschnitt.

„Ei, was gibt es Junge!"

„Nun, Du scheinst nicht zu wissen, daß sich Lizzy davon gemacht hat und mit ihrem Jungen verschwunden ist."

„Will das Ei klüger sein, als die Henne?" sagte Sam mit unendlicher Verachtung; „ich habe es weit früher gewußt als Du. So dumm bin ich nicht, um es nicht zu wissen."

„Nun auf alle Fälle verlangt der Herr, daß Bill und Jerry so schnell als möglich aufgetrieben werden sollen und Du und ich sollen mit Mr. Haley gehen um nach ihr zu sehen."

„Gut, das ist recht," sagte Sam; „bei jetziger Zeit wird Sam gerufen; er ist der Rechte. Ich will sehen, ob ich sie nicht fange. Der Master wird sehen, was Sam thun kann."

„O Sam," sagte Andy, überlege es Dir erst, denn die Missis wünscht nicht, daß sie gefangen wird, und sie wird Dir in die Wolle fahren."

„Was!" rief Sam, indem er seine Augen weit aufriß, „woher weißt Du das?"

„Ich habe sie heute früh selbst so sagen hören, als ich dem Master das Rasierwasser hereinbrachte. Sie schickte mich in Lizzy's Zimmer um nachzusehen, weshalb sie nicht komme um sie anzuziehen und als ich ihr sagte, daß sie fort sei, stand sie auf und sagte: Gott sei Dank, und der Master sah aus, wie toll und sagte: Frau, Du redest wie eine Närrin! Aber Du lieber Gott, sie wird ihn schon noch herumbringen. Ich weiß recht gut, wie es sein wird. Es ist immer am besten auf derselben Seite der Fenz zu stehen, wie die Herrin, das kann ich Dir sagen."

Der schwarze Sam kratzte sich hierauf in seinem Wollkopfe, welcher, wenn auch keine sehr tiefe Weisheit, doch ein gutes Theil von einer besondern Art enthielt, welche unter Politikern in der Farbe jedes Landes in großer Nachfrage steht und gemeiniglich mit dem Ausdrucke: „wissen auf welcher Seite das Brod mit Butter gestrichen ist," bezeichnet wird. Er blieb daher in ernsthafter Ueberlegung stehen und gab seinen Beinkleidern einen abermaligen Ruck, was seine gewöhnliche Methode war, um seinen geistigen Verlegenheiten abzuhelfen.

„Es läßt sich in dieser Welt nichts fest behaupten!" sagte er endlich.

Sam sprach wie ein Philosoph und legte den Nachdruck auf dieser — als ob er eine große Erfahrung in verschiedenen Arten von Welten besitze, und daher mit gutem Grunde auf seinen Schluß gekommen sei.

„Ich hätte jedenfalls gesagt, daß die Missis die ganze Welt durchsucht haben würde, um Lizzy zu finden," fügte Sam nachdenklich hinzu.

„Das würde sie auch," antwortete Andy; „kannst Du aber nicht durch

eine Leiter sehen, Du schwarzer Neger. Die Missis will nicht, daß jener Master Haley Lizzy's Jungen erhält. Das ist die Sache."

„Hei," sagte Sam mit einer unbeschreiblichen Betonung, welche nur Diejenigen kennen, welche sie unter den Negern gehört haben.

„Und ich will Dir noch mehr sagen," fuhr Andy fort, „Du wirst wohl am besten thun, dich auf den Weg nach den Pferden zu machen — und zwar in aller Eile — denn ich habe die Missis nach Dir fragen hören — Du hast hier lange genug gestanden und gefaullenzt."

Jetzt begann Sam sich ernstlich zu rühren und nach kurzer Zeit erschien er mit Bill und Jerry wieder, die er im vollen Galopp auf das Haus zu gehen ließ, warf sich geschickt aus dem Sattel ehe sie an das Stehenbleiben dachten, und brachte sie auf diese Weise wie ein Wirbelwind an den Pferdepfosten. Haley's Pferd, ein feuriges junges Thier zuckte und schlug aus und zog stark an seinem Zügel.

„Hoho!" meinte Sam, „bist Du scheu?" Aber um sein schwarzes Gesicht flog ein eigenthümlicher neckischer Ausdruck, „für Dich werde ich sorgen!"

Vor dem Hause stand eine große schattige Buche und die scharfen dreieckigen Buchecken lagen dick über dem Boden verstreut. Mit einer von diesen zwischen seinen Fingern näherte sich Sam dem Pferde, streichelte und klopfte es und schien seine Aufregung beschwichtigen zu wollen. Unter dem Vorwande, den Sattel in Ordnung zu bringen, ließ er geschickt die scharfe kleine Frucht auf eine solche Weise daruntergleiten, daß die geringste auf dem Sattel gebrachte Last das empfindliche Thier unruhig machen mußte, ohne irgend eine bemerkbare Schramme oder Wunde zu hinterlassen.

„Da!" sagte er, indem er seine Augen mit einem selbstgefälligen Grinsen im Kopfe umherrollen ließ, „jetzt ist vorgesorgt."

In diesem Augenblicke erschien Mrs. Shelby auf dem Balkon und winkte ihm herbei. Sam näherte sich ihr mit dem echt höflingsmäßigen Entschlusse, Alles zu thun, was sie befehlen oder wünschen möchte.

„Weshalb hast Du so lange gezaudert, Sam? Ich habe Andy zu Dir geschickt um Dir Eile anzuempfehlen."

„Gott behüte Sie, Missis," antwortete Sam; „man kann die Pferde nicht in einer Minute fangen. Sie waren auf der Südweide und Gott weiß wie weit vom Hause."

„Sam, wie oft muß ich Dir verbieten zu sagen: Gott behüte Sie! und Gott weiß! und so weiter — es ist sündhaft."

„O Gott behüte mich! ich hatte es ganz vergessen, Missis! ich werde es nicht mehr sagen."

„Ei Sam, Du hast es so eben erst wieder gesagt."

„Wirklich? Weiß Gott! ich meine — ich habe es nicht sagen wollen."

„Du mußt vorsichtig sein, Sam."

„Lassen Sie mich nur zu Athem kommen, Missis, und ich werde schon folgen Ich werde sehr vorsichtig sein."

„Nun Sam, Du sollst mit Mr. Haley gehen, um ihm den Weg zu zeigen und ihn Beistand zu leisten; sei vorsichtig mit den Pferden, Sam, Du weißt, daß Jerry vergangene Woche etwas lahm war. Reite sie nicht zu schnell."

Die letzteren Worte sprach Mrs. Shelby mit leiser Stimme und bedeutendem Nachdruck.

„Ueberlassen Sie das nur mir!" entgegnete Sam, indem er seine Augen bedeutungsvoll erhob; weiß Gott! hei! ich habe es nicht sagen wollen!" rief er plötzlich den Athem anhaltend, mit einem komischen Ausdruck der Besorgniß,

welcher seine Herrin zum unwillkürlichen Lachen brachte. „Ja, Missis, ich werde die Pferde in Acht nehmen."

„Nun Andy," sagte Sam, nachdem er unter die Buche zurückgekehrt war; „siehst Du, ich würde mich ganz und gar nicht wundern, wenn der Gaul des fremden Herrn ausschlüge, sobald es an's Aufsitzen geht. Du weißt, Andy, daß die Pferde mitunter dergleichen Dinge thun," und hiermit stieß Sam Andy in die Seite.

„Hei!" rief Andy mit einer Miene augenblicklichen Verständnisses.

„Ja, siehst Du, Andy, die Missis möchte Zeit gewinnen — das ist für den gewöhnlichsten Beobachter klar. Ich will ihr ein wenig dazu helfen. Nun siehst Du, binde die Pferde hier los und laß sie hier auf dem Platze bis an das Gehölz hinab umherspringen und dann denke ich, daß der Master nicht so schnell fortkommen wird."

Andy grinste.

„Siehst Du," fuhr Sam fort, „siehst Du Andy, wenn es sich zutragen sollte, daß Master Haley's Pferd unruhig würde, und sich nicht halten ließe, so müssen wir die unsern verlassen um ihm zu helfen und *wir wollen ihm helfen* — jawohl!" und Sam und Andy warfen ihre Köpfe auf die Schultern zurück und brachen in ein leises, aber anhaltendes Gelächter aus, indem sie mit den Fingern schnippten und die Hacken im höchsten Entzücken aufwarfen.

In diesem Augenblicke erschien Haley unter der Veranda. Durch einige Tassen sehr guten Kaffee's einigermaßen besänftigt, kam er lächelnd und in leidlicher Laune heraus. Sam und Andy griffen an einige Palmblattruinen, die sie als Hüte zu betrachten gewohnt waren und eilten nach dem Pferdepfosten um sich anzuschicken dem Master zu helfen.

Sam's Palmhut war auf sinnreiche Weise aller Ansprüche auf Flechtwerk an der Krempe entledigt worden und die Palmblattstreifen, welche sich auseinandergegeben hatten und aufrecht emporstanden, verliehen ihm ein herausforderndes Aussehen gleich einem Wilden-Häuptlinge; während die ganze Krempe Andy's verschwunden war und dieser daher mit einem geschickten Schlage die Hutform auf seinen Kopf stülpte und sich wohlgefällig umschaute, als ob er sagen wolle: „Wer sagt, daß ich keinen Hut habe."

„Nun, Burschen," rief Haley, „beeilt Euch, wir haben keine Zeit zu versäumen."

„Wir wollen's schon machen, Master," antwortete Sam, indem er Haley den Zügel in die Hand gab und seinen Steigbügel hielt, während Andy die anderen beiden Pferde losband.

In dem Augenblicke, wo Haley den Sattel berührte, sprang das feurige Thier mit einem plötzlichen Satze in die Höhe und warf seinen Herrn einige Fuß weit köpflings auf den weichen, trocknen Rasen. Sam that mit einem entsetzten Ausrufe einen Griff nach den Zügeln, aber es gelang ihm nur mit dem vorerwähnten Palmenhute bis dicht an die Augen des Pferdes zu streifen, was keineswegs die Wirkung hatte, dessen Nerven zu beruhigen. Es warf daher Sam heftig zu Boden, schnaubte verächtlich zwei bis drei Mal, schlug hinten aus und galoppirte nach dem untern Ende des Rasenplatzes, wohin ihm Bill und Jerry, welche Andy der Uebereinkunft gemäß losgelassen und ihm mit zornigen Ausrufen nachgeschickt hatte, folgten. Jetzt trat eine bunte Scene der Verwirrung ein. Sam und Andy liefen und schrieen, — Hunde bellten — und Mike, Moses, Mandy, Fanny und sämmtliche Negerjungen und Mädchen des Gutes liefen, klatschten in die Hände, jauchzten und schrieen mit der übermäßigsten Dienstfertigkeit und unermüdlichem Eifer.

Haley's Pferd, ein ungemein schneller, feuriger Schimmel, schien an der Sache das größte Behagen zu finden und da es einen Rasenplatz von beinahe einer halben Meile Länge, der auf beiden Seiten allmälig in den Wald überging, zum Rennplane hatte, sich ein unendliches Vergnügen daraus zu machen, seine Verfolger so nahe als möglich herankommen zu lassen und dann, wenn es im Bereiche ihrer Hände war, schnaubend und mit einem Seitensprunge neckisch davon zu jagen und sich tief in eine Waldallee zu verlieren. Nichts konnte weiter von Sam's Absicht entfernt sein, als irgend eines von den Pferden eher fangen zu lassen, als ihm angemessen erschien, und seine Anstrengungen waren wirklich äußerst heroisch. Gleich dem Schwerte des löwenherzigen Richard, welches stets im dichtesten Schlachtgewühl blitzte, war Sam's Palmenhut überall zu sehen, wo die geringste Gefahr, daß ein Pferd gefangen werden konnte, obwaltete; und er lief in solchen Fällen im vollen Galopp darauf zu und schrie: „Jetzt haben wir's. Halt auf! halt auf!" so daß Alles augenblicklich wieder in die äußerste Verwirrung gerieth.

Haley lief auf und ab und fluchte und schwor und stampfte mit den Füßen, Mr. Shelby schrie vergeblich vom Balkon Befehle herab und Mrs. Shelby, die am Fenster ihres Zimmers stand, lachte und wunderte sich abwechselnd — nicht ohne eine Ahnung von dem, was der ganzen Verwirrung zu Grunde lag, zu hegen. Endlich — es mochte etwa zwölf sein, kam Sam im Triumph auf Jerry sitzend, wieder zum Vorschein. An seiner Seite befand sich Haley's Pferd, welches von Schweiß triefte, dessen blitzende Augen und weit offene Nüstern jedoch bewiesen, daß sein Freiheitsgeist sich noch nicht ganz hatte beschwichtigen lassen.

„Es ist gefangen!" rief er jubelnd; „wenn ich nicht gewesen wäre, so hätten sie sich Alle die Seele aus dem Leibe laufen können, aber ich habe es gefangen."

„Du!" murrte Haley in nicht eben liebenswürdiger Stimmung, „wenn Du nicht gewesen wärest, so würde dies nie geschehen sein."

„Gott sei uns gnädig Master," antwortete Sam im Tone der tiefsten Betrübniß, „ich bin doch gelaufen und gerannt, daß mir der Schweiß den Rücken hinabläuft."

„Schon gut," sagte Haley, „Du hast nur mit Deinem verwünschten Unsinn beinahe drei Stunden versäumt, jetzt wollen wir uns aber auf den Weg machen und die Narrheiten sein lassen."

„Ei, Master," erwiderte Sam bescheiden, Sie wollen uns und die Pferde doch nicht umbringen? Wir sind Alle zum Umfallen müde und die Thiere triefen von Schweiß. Ei, der Master kann jetzt nicht daran denken, eher als nach Tische aufzubrechen. Masters Pferd muß geputzt werden. Sehen Sie nur, wie es sich bespritzt hat. — Und Jerry hinkt. Denken Sie nicht, daß die Missis uns so fortlassen würde. Gott behüte Sie, Master. Wir können es schon wieder einbringen, wenn wir uns auch aufhalten. Lizzy ist nie eine große Fußgängerin gewesen."

Mrs. Shelby, die zu ihrer Belustigung von der Veranda aus das Gespräch gehört hatte, beschloß jetzt, ihr Theil ebenfalls zu thun. Sie trat vor, sprach höflich ihr Bedauern über Haley's Unfall aus, drang in ihm zum Mittagessen dazubleiben und sagte, daß die Köchin es sofort auf den Tisch bringen solle.

Da sich die Sache nicht gut mehr ändern ließ, begab sich Haley, wenn auch widerstrebend, nach dem Gesellschaftszimmer, während Sam hinter ihm her eine unbeschreibliche Grimasse schnitt und gravitätisch mit den Pferden nach dem Stallhofe ging.

„Hast Du ihn gesehen, Andy — hast Du ihn gesehen?" sagte Sam, sobald er in den Stall gelangt war und das Pferd angebunden hatte. „Gott, es war

besser wie eine Predigt, ihn umher tanzen und um sich stoßen und auf uns schimpfen zu sehen. Fluche nur zu, alter Junge" sagte ich zu mir, „willst Du Dein Pferd gleich haben, oder willst Du warten bis Du es kriegst," sagte ich. „Gott, Andy, es ist mir, als ob ich ihn vor Augen hätte!"

Und Sam und Andy lehnten sich an die Wand und lachten nach Herzenslust.

„Du hättest nur sehen sollen, wie wild er aussah, als ich ihm das Pferd vorführte. Gott, er würde mich todtgeschlagen haben, wenn er es gewagt hätte, und ich stand ganz unschuldig und bescheiden vor ihm."

„O, ich habe Dich wohl gesehen," entgegnete Andy. „Du bist ein rechter alter Gaul, Sam."

„Das denke ich auch," sagte Sam. „Hast Du nicht die Missis oben am Fenster gesehen? ich sah sie lachen."

„Ich bin so gerannt, daß ich nichts gesehen habe," erwiderte Andy.

„Nun, siehst Du," sagte Sam, indem er gravitätisch daran ging, Haley's Pony zu waschen, „ich habe die Gewohnheit angenommen zu b o b s e r v i r e n, Andy; es ist eine sehr wichtige Gewohnheit, Andy, und ich empfehle Dir sie anzunehmen, denn Du bist noch jung. Hebe den Hinterfuß auf, Andy. Siehst Du, Andy, das Bobserviren ist das Einzige, was einen Unterschied bei den Niggern macht. Habe ich nicht schon heute früh gesehen, woher der Wind kam? habe ich nicht gesehen, was die Missis wollte, wenn sie auch kein Wort davon sprach. Das nenne ich Bobserviren. Es wird wohl eine natürliche Eigenschaft sein; aber man muß nicht blos die Eigenschaften haben, sondern sie auch ausbilden, Andy."

„O, wenn ich Dir heute nicht zum Bobserviren geholfen hätte, so würdest Du auch nicht so schnell eingesehen haben, was Du thun solltest," meinte Andy.

„Andy," sagte Sam, „Du bist ein vielversprechendes Kind, das läßt sich nicht bezweifeln; ich denke sehr gut von Dir, Andy, und ich schäme mich keineswegs eine Idee von Dir anzunehmen. Wir dürfen Keinen übersehen, Andy, denn selbst die Klügsten fallen mitunter auf die Nase. Und nun, Andy, wollen wir nach dem Hause gehen, ich bin überzeugt, daß die Missis uns ein ganz ungemein gutes Mittagsessen geben wird."

7. Die Flucht der Mutter.

Es ist unmöglich, sich ein trostloseres und vereinsamteres menschliches Wesen vorzustellen, wie Eliza, als sie ihre Schritte von Onkel Tom's Hütte hinweglenkte.

Die Leiden und Gefahren ihres Gatten und die Furcht für ihr Kind verschmolzen sich in ihrem Geiste mit einem wirren betäubenden Gefühle der Uebel, deren sie sich aussetzte, indem sie die einzige Heimath, welche sie je gekannt hatte, verließ und sich der schützenden Obhut einer geliebten und verehrten Freundin entriß. Dazu kam noch das Scheiden von allen bekannten Gegenständen — dem Orte, wo sie aufgewachsen war, den Bäumen, unter welchen sie gespielt, den Hainen, worin sie in glücklicheren Tagen so oft des Abends an der Seite ihres jungen Gatten spazieren gegangen war — Alles schien in dem hellen, klaren Sternenscheine vorwurfsvoll zu ihr zu sprechen und sie zu fragen, wohin sie aus einer Heimath wie diese gehen könne

Stärker als Alles Dies war jedoch die mütterliche Liebe, welche durch die Nähe einer furchtbaren Gefahr bis zum Paroxismus gesteigert wurde. Ihr Knabe war alt genug, um neben ihr zu gehen und unter gewöhnlichen Umstän-

den würde sie ihn nur an der Hand geführt haben, jetzt ließ sie aber schon der Gedanke, ihn aus ihren Armen zu entfernen, erschaudern und sie preßte ihn krampfhaft an ihren Busen, während sie eiligst vorwärts schritt.

Der bereifte Boden knarrte unter ihren Füßen und sie erbebte als sie den Klang vernahm. Jedes zitternde Blatt, jeder flatternde Schatten trieb ihr das Blut nach dem Herzen und beschleunigte ihre Schritte. Sie wunderte sich selbst über die Kraft, welche sie zu erfüllen schien, denn sie fühlte die Schwere ihres Sohnes so wenig, als wäre er eine Feder gewesen und jede Empfindung von Furcht schien die übernatürliche Gewalt, welche sie vorwärts trieb, zu verstärken, während ihre bleichen Lippen fortwährend murmelten: „Hilf mir Herr, rette mich!"

Das Kind schlief. Anfangs hatte es die Neuheit der Sache und die Besorgniß wach erhalten, aber seine Mutter unterdrückte so hastig jeden Hauch oder Laut und versicherte ihm so nachdrücklich, daß sie ihn sicherlich retten würde, wenn er nur still sei, daß er ruhig an ihrem Halse hing, und als er fand, daß er schläfrig wurde, nur fragte:

„Mutter, nicht wahr, ich brauche nicht wach zu bleiben?"

„Nein, mein Liebling, schlafe wenn Du willst."

„Aber Mutter, Du wirst mich ihm doch nicht geben, wenn ich einschlafe?"

„Nein, so wahr mir Gott helfe!" sagte seine Mutter mit bleicherer Wange und einem helleren Lichte in ihren großen dunkeln Augen

„Du bist gewiß, nicht wahr Mutter?"

„Ja, gewiß!" erwiderte die Mutter mit einer Stimme, welche sie selbst erschreckte, denn sie schien ihr aus einem Geiste in ihrem Innern, der kein Theil von ihr war, zu kommen, und der Knabe ließ sein müdes Köpfchen auf ihre Schultern sinken und war bald eingeschlafen. Wie die Berührung der warmen Arme, der leise Athem, welcher ihren Nacken streifte, ihren Bewegungen Feuer und Leben zu verleihen schienen! Es war ihr als ob durch jede sanfte Berührung und Bewegung des schlafenden, vertrauensvollen Kindes ein elektrischer Strom von Kraft in sie ergossen werde.

Die Grenzen des Gutes, der Hain und Wald zogen undeutlich an ihr vorüber und sie ließ einen bekannten Gegenstand nach dem andern zurück und ruhte nicht eher, als bis der sich röthende Morgenhimmel sie meilenweit von allen Spuren bekannter Gegenstände auf der offenen Landstraße sah.

Sie war oft mit ihrer Herrin, die dort Verwandte besucht hatte, in dem Städtchen T—, unfern des Ohioflusses gewesen und kannte den Weg dorthin vollkommen. Dorthin zu gehen, über den Ohio zu fliehen, dies waren die eilig vorgezeichneten Umrisse ihres Planes, was das Uebrige betraf, so konnte sie nur auf Gott hoffen.

Sobald sich Pferde und Fuhrwerke auf der Landstraße zu zeigen begannen, bemerkte sie mit der schnellen Wahrnehmungsgabe, welche aufgeregten Zuständen eigen ist und eine Art von Inspiration zu sein scheint, daß ihr übereilter Schritt und ihre verstörte Miene sie zum Gegenstand von Bemerkungen und Verdacht machen könne. Sie stellte den Knaben daher auf den Boden, brachte ihr Kleid und ihren Hut in Ordnung und ging mit dem schnellsten Schritte, welchen sie mit der Bewahrung des äußern Scheines für verträglich hielt, weiter. Sie hatte in ihrem Bündelchen einen Vorrath von Kuchen und Aepfeln mitgenommen, welche sie als Hilfsmittel, um die Schnelligkeit des Kindes zu befördern, anwendete, indem sie die Aepfel einige Schritte weit vorausrollte, worauf der Knabe danach lief — und diese oft wiederholte List brachte sie über so manche halbe Meile hinweg.

Nach einiger Zeit gelangten sie an ein dicht bewaldetes Stück Landes, durch welches ein heller Bach rieselte. Da das Kind über Hunger und Durst klagte, kletterte sie mit ihm über die Fenz, setzte sich hinter ein großes Felsstück, welches sie nach dem Wege zu versteckte, und gab ihm aus ihrem Päckchen ein Frühstück. Der Knabe wunderte und härmte sich, daß sie nicht essen konnte, und als er seine Arme um ihren Hals schlang und ihr ein Stück von seinem Kuchen in den Mund zu schieben suchte, schien es ihr, als ob etwas in ihrer Kehle Aufsteigendes sie ersticken wolle.

„Nein, nein, liebster Harry, die Mutter kann nicht eher essen, als bis Du in Sicherheit bist! Wir müssen weiter gehen — immer weiter bis wir an den Fluß kommen."

Und sie eilte wieder auf die Straße und zwang sich abermals regelmäßig und ruhig vorwärts zu gehen.

Sie war mehrere Meilen über die Gegend, wo man sie persönlich kannte, hinaus. Für den Fall, daß sie auf irgend eine Person, die sie kannte, stoßen sollte, dachte sie, daß die bekannte Güte der Familie an sich schon jeden Verdacht beseitigen werde, indem man es für unwahrscheinlich halten würde, daß sie ein Flüchtling sein könne. Da sie ferner so weiß war, daß man ohne eine kritische Betrachtung ihre farbige Abstammung nicht zu erkennen vermochte, und ihr Kind ebenfalls die weiße Hautfarbe besaß, so war es für sie weit leichter, unbeargwohnt durchzukommen.

In dieser Idee hielt sie um die Mittagszeit vor einem hübschen Farmhause an um auszuruhen und etwas zum Mittagessen für ihr Kind und sich zu kaufen, da, als die Gefahr, je größer die Entfernung wurde, abnahm, die übernatürliche Anspannung des Nervensystems geringer wurde und sie Müdigkeit und Hunger verspürte.

Die freundliche und schwatzhafte Bäuerin schien Vergnügen daran zu finden, daß Jemand zu ihr kam um mit ihr zu plaudern und nahm ohne weitere Nachfragen Eliza's Angabe auf, daß sie „ein Stück weit gehe, um bei ihren Freunden eine Woche zu verleben," während diese in ihrem Herzen hoffte, daß es zur strengen Wahrheit werden möge.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang gelangte sie müde und mit wunden Füßen, aber immer noch starken Herzens in das Städtchen T. am Ohio. Ihr erster Blick war auf den Fluß geheftet, welcher wie der Jordan zwischen ihr und dem Kanaan der Freiheit auf der andern Seite lag.

Der Frühling hatte begonnen, der Fluß war angeschwollen und trübe, und große Eisschollen schwammen schwerfällig in dem hohe Wellen werfenden Flusse herab. In Folge der eigenthümlichen Bildung des Ufers auf der Kentuckyseite, wo das Land einen großen Vorsprung in das Wasser hinausmachte, war das Eis in großen Quantitäten festgehalten worden und der schmale Kanal, welcher um die Krümmung strömte, mit übereinander gehäuften Eisschollen angefüllt, die so eine Schranke für das herabkommende Eis bildete, welches sich festsetzte und ein großes, bewegliches, den ganzen Fluß füllendes und sich fast bis an das Kentuckyufer erstreckende Floß bildete.

Eliza stand am Ufer, betrachtete einen Augenblick das ungünstige Aussehen der Dinge, welches, wie sie sofort einsah, das gewöhnliche Fährboot von seiner Thätigkeit abhalten mußte und begab sich darauf in ein kleines Wirthshaus am Ufer, um Nachfragen anzustellen.

Die Wirthin, welche am Feuer mit Braten und Kochen zur Abendmahlzeit beschäftigt war, wendete sich mit einer Gabel in der Hand um, als Eliza's liebliche, klagende Stimme ertönte.

„Was giebt es?" fragte sie.

„Giebt es keine Fähre, kein Boot hier, um Einen nach R—y überzufahren?" fragte sie.

„Nein, die Boote fahren nicht mehr," sagte die Frau.

Eliza's verstörte Miene fiel der Frau auf und sie sagte forschend:

„Ihr möchtet wohl hinüber? Ist Jemand krank? Ihr scheint sehr ängstlich zu sein."

„Ich habe ein Kind, das in großer Gefahr schwebt," sagte Eliza, „ich habe es erst gestern Abend gehört, und bin heute eine große Strecke weit gegangen, weil ich hoffte, noch an die Fähre zu kommen."

„Das trifft sich unglücklich," meinte die Frau, deren mütterliche Theilnahme erregt wurde, „Ihr thut mir wirklich leid. Salomo!" rief sie aus dem Fenster nach einem kleinen Hintergebäude, und ein Mann in einer Lederschürze und mit äußerst schmutzigen Händen zeigte sich an der Thür.

„Höre, Salomo," fragte die Frau, „wird der Mann die Fässer noch heute Abend hinüberschaffen?"

„Er hat gesagt, daß er es versuchen würde, wenn es sich irgendwie thun ließe," antwortete der Mann.

„Ein Stück weiter flußabwärts ist ein Mann, der heute Abend mit Waaren hinüber gehen wird, wenn er irgend kann; er wird zum Abendessen herkommen. Das ist ein hübsches kleines Bürschchen," fügte die Frau hinzu, indem sie ihm einen Kuchen anbot.

Das völlig erschöpfte Kind begann jedoch vor Müdigkeit zu weinen.

„Der arme Bursche, er ist nicht an das Laufen gewöhnt und ich habe ihn sehr übereilt," sagte Eliza.

„Nun, bringt ihn in dieses Zimmer hier," meinte die Frau, indem sie ein kleines Schlafzimmer, wo sich ein hübsches Bett befand, öffnete. Eliza legte den müden Knaben darauf und hielt seine Hände in den ihren, bis er fest eingeschlafen war. Für sie gab es keine Ruhe. Der Gedanke an die Verfolger trieb sie wie ein verzehrendes Feuer vorwärts und sie blickte mit sehnenden Augen auf die trüben, stürmischen Wellen, welche zwischen ihr und der Freiheit lagen.

Hier müssen wir sie für den Augenblick verlassen, um uns zu ihren Verfolgern zu wenden.

Obgleich Mrs. Shelby versprochen hatte, daß das Mittagsessen in aller Eile auf den Tisch kommen sollte, so zeigte sich doch bald, daß, wie schon oft geschehen ist, zu einem Handel mehr als eine Person gehören. Wenn daher der Befehl auch in Haley's Beisein gegeben und durch wenigstens ein halbes Dutzend jugendlicher Boten an Tante Chloe überbracht worden war, so ließ diese doch nur einige mürrische Laute vernehmen, warf den Kopf auf und unternahm Alles, was zu ihrem Amte gehörte, auf ungewöhnlich gemächliche Weise.

Aus dem einen oder dem andern Grunde schien unter der Dienerschaft im Allgemeinen die Idee zu herrschen, daß die Missis über eine Verzögerung nicht besonders erzürnt sein würde, und es war wunderbar, welche Menge von Unfällen sich beständig ereigneten, um den gewöhnlichen Lauf der Dinge über sein Maaß hinaus zu dehnen.

Ein unglückseliger Schlingel warf die Bratenbrühschüssel um und dann mußte neue mit gehöriger Sorgfalt und Förmlichkeit gemacht werden, wobei Tante Chloe mit halsstarriger Festigkeit die Aufsicht führte und auf alle Ein-

schärfungen sich zu beeilen, die kurze Antwort gab, daß sie keine Lust habe, schlechte Brühe auf den Tisch zu bringen, um bei einer Häscherei zu helfen.

Der Eine stürzte mit dem Wasser hin und mußte an den Brunnen gehen, um frisches zu holen und ein Anderer warf die Butter in den Weg der Ereignisse, und von Zeit zu Zeit wurde kichernd die Nachricht in die Küche gebracht, daß Mr. Haley äußerst unruhig sei und daß er keine Ruhe auf seinem Stuhle habe, sondern beständig umher gehe und an die Fenster und in das Vorhaus trete.

„Das geschieht ihm schon recht," sagte Tante Chloe entrüstet, „er wird noch einmal schlimmer als unruhig werden, wenn er sich nicht bessert. Sein Herr wird ihn holen, und dann wollen wir sehen, welches Gesicht er machen wird."

„Er wird sicherlich in die Hölle kommen," sagte der kleine Jake.

„Er verdient es," erwiderte Tante Chloe grimmig; „er hat viele, viele Herzen gebrochen — ich sage es Euch Allen," rief sie, sich mit einer erhobenen Gabel in der Hand umdrehend, „es ist gerade wie das, was Mr. George in der Offenbarung gelesen hat. — Die Seelen rufen unter dem Altare! und sie schreien zum Herrn um Rache über solche wie er! — Und der Herr wird sie schon noch hören — das wird er!"

Man hörte Tante Chloe, die in der Küche sehr verehrt wurde mit offenen Mäulern an, und nachdem das Essen auf den Tisch gebracht worden war, hatte die ganze Küche Muße, mit ihr zu plaudern und auf ihre Bemerkungen zu horchen.

„Solche wie er werden ewig brennen müssen, nicht wahr?" sagte Andy.

„Ich werde mich freuen, wenn ich das sehe!" sagte der kleine Jake.

„Kinder!" rief eine Stimme, bei der sie Alle zusammenschraken. Es war Onkel Tom, der hereingekommen war und auf die Unterhaltung horchend an der Thür stand.

„Kinder!" rief er, „ich fürchte, daß Ihr nicht wißt, was Ihr sagt. Ewig ist ein furchtbares Wort, Kinder, es ist entsetzlich daran zu denken. Ihr solltet das keinem menschlichen Wesen anwünschen."

„Wir würden es auch Keinem anwünschen, als den Seelenverkäufern," sagte Andy; „kein Mensch kann sich enthalten, es ihnen anzuwünschen. Sie sind so abscheulich schlecht."

„Schreit nicht die Natur selbst gegen sie!" sagte Tante Chloe; „reißen sie nicht den Säugling von der Mutterbrust und verkaufen ihn, und zerren sie nicht die kleinen Kinder, die sich weinend an ihren Kleidern festhalten, hinweg, verkaufen sie. Reißen sie nicht Mann und Weib auseinander?" fuhr Tante Chloe jammernd fort, „wenn es gerade so gut ist, als ob ihnen das Leben genommen würde, und fühlen sie dabei nur das Mindeste. Trinken und rauchen sie nicht und nehmen sie es nicht ganz behaglich auf? Gott, wenn sie der Teufel nicht holt, so möchte ich wissen, wozu er gut ist."

Und Tante Chloe bedeckte ihr Gesicht mit ihrer gewürfelten Schürze und begann ernstlich zu schluchzen.

„Bete für Die, so Dich beleidigen, sagt die Bibel!" meinte Tom.

„Beten! für sie!" sagte Tante Chloe; „Gott, das ist zu schwer; ich kann nicht für sie beten."

„Es ist natürlich, Chloe, und die Natur ist stark," sagte Tom, „aber die Gnade des Herrn ist stärker, und übrigens solltest Du denken, in welchem entsetzlichen Zustande die Seele eines armen Geschöpfes ist, das dergleichen Dinge thun kann. Du solltest lieber Gott danken, daß Du nicht bist, wie er, Chloe.

Ich möchte mich lieber zehntausendmal verkaufen lassen, als Alle die auf unserer Seele haben, wofür jenes arme Geschöpf sich zu verantworten haben wird.

„Das wollte ich auch," sagte Jake. „Gott, würden wir es nicht bekommen, Andy."

Andy zuckte die Achseln und ließ ein beistimmendes Pfeifen vernehmen.

„Es freut mich, daß der Master nicht diesen Morgen fortgegangen ist, wie er es thun wollte," sagte Tom, „das hätte mir weher gethan, als das Verkaufen. Es wäre vielleicht natürlich für ihn gewesen, aber würde es mir, der ihn von Jugend auf gekannt hat, verzweifelt schwer angekommen sein — ich habe jedoch den Master gesehen und fange an, mich jetzt mit dem Willen des Herrn auszusöhnen. Master hat nicht anders gekonnt, er hat recht gethan, aber ich fürchte, daß es schlimm gehen wird, wenn ich fort bin. Man kann nicht erwarten, daß der Master beständig überall die Augen hat, wie ich es gethan habe, und Alles zusammen hält. Die Bursche meinen es Alle gut, aber sie sind mächtig nachlässig. Das ist es, was mich beunruhigt."

Hier klingelte es und Tom wurde in das Gesellschaftszimmer gerufen.

„Tom," sagte sein Herr gütig; „ich wünsche Dir bemerklich zu machen, daß ich mich gegen diesen Herrn mit tausend Dollars dafür verbürgt habe, daß Du zur Stelle sein wirst, wenn er Deiner bedarf. Er geht heute fort, um nach seinen andern Geschäften zu sehen und Du kannst den Tag für Dich benutzen. Gehe wohin Du willst, mein Junge."

„Dank Ihnen, Master," sagte Tom.

„Und passe auf," sagte der Händler, „und komm Deinem Herrn nicht etwa mit einem von Deinem Niggerstreichen, denn ich werde ihm das Geld bis auf den letzten Cent abnehmen, wenn Du nicht da bist. Wenn er auf mich hörte, so würde er Keinen von Euch trauen. Ihr seid glatt wie die Aale."

„Master," sagte Tom, und er richtete sich hoch auf — „ich war gerade acht Jahr alt, als die alte Missis Sie in meine Arme legte und Sie noch kein Jahr alt waren, da, sagte sie: Tom, das wird D e i n junger Herr sein, habe Acht auf ihn, sagte sie, und jetzt frage ich Sie nur, Master, ob ich jemals mein Wort gegen Sie gebrochen oder Ihnen Ungehorsam bewiesen habe, besonders seit ich ein Christ bin."

Mr. Shelby war tief gerührt und die Thränen stiegen ihm in die Augen.

„Mein guter Bursche," sagte er, „Gott weiß, daß Du nicht mehr als die Wahrheit sagst, und wenn ich im Stande wäre, es zu ändern, so würde ich Dich um die ganze Welt nicht verkaufen."

„Und so wahr ich eine Christin bin," fügte Mrs. Shelby hinzu, „so sollst Du wieder gekauft werden, sobald ich auf irgend eine Weise die Mittel zusammenbringen kann. Sir," fuhr sie gegen Haley gewendet fort, „schreiben Sie mir, an wen Sie ihn verkaufen."

„Ja, was das betrifft, das will ich gern thun," antwortete der Händler, „ich werde ihn vielleicht in einem Jahre zurückbringen, ohne daß ihm die Abnutzung in der Arbeit viel geschadet hat, und ihn wieder an Sie verkaufen."

„Ich werde dann mit Ihnen handeln, und es soll Ihr Nachtheil nicht sein," sagte Mrs. Shelby.

„Natürlich!" antwortete der Händler, „mir ist es Alles Eins; ich handle eben so gern flußaufwärts wie abwärts, wenn ich nur ein gutes Geschäft mache. Ich verlange weiter nichts als zu leben, wissen Sie, Madam, und ich denke, daß wir das Alle wollen."

Mr. und Mrs. Shelby fühlten sich über diese vertrauliche Unverschämtheit des Sklavenhändlers unmuthig und von ihr herabgewürdigt, und doch sahen

Beide die unbedingte Nothwendigkeit ein, ihren Gefühlen einen Zügel anzulegen. Je hoffnungsloser, eigennützig und gefühllos er erschien, desto größer wurde Mrs. Shelby's Furcht, daß es ihm gelingen könne, Eliza und ihr Kind wieder zu fangen, und natürlich desto stärker auch ihr Wunsch, ihn durch jeden weiblichen Kunstgriff aufzuhalten. Sie lächelte daher freundlich, stimmte ihm bei, plauderte vertraulich und that Alles, was sie konnte, um die Zeit unmerklich verstreichen zu lassen.

Um zwei Uhr führten Sam und Andy die dem Anschein nach durch den Galopp am Morgen bedeutend erfrischten und gestärkten Pferde vor. Sam hatte sich nach Tische frisch mit einem Ueberflusse von eifriger Dienstfertigkeit eingeölt. Als sich Haley ihm näherte, rühmte er sich prahlerisch gegen Andy, daß das Unternehmen offenbar gelingen müsse, sobald er ordenlich im Geschirr sei.

„Euer Herr hält wohl keine Hunde?“ fragte Haley nachdenklich, als er sich zum Aufsitzen anschickte.

„Eine ganze Menge,“ erwiderte Sam triumphirend, „sehen Sie dort, Bruno, das ist ein Kerl, und außerdem hält noch ziemlich jeder Neger unter uns einen Kläffer von der einen oder andern Race.“

„Pah!“ antwortete Haley, und fügte noch etwas in Bezug auf die besagten Hunde hinzu, worüber Sam murmelte:

„Ich sehe nicht ein, weshalb es nöthig wäre, sie zu verfluchen.“

„Aber Euer Herr hält keine Hunde — ich kann mir wohl denken, daß er es nicht thut — um Neger aufzuspüren?“

Sam wußte recht gut, was er meinte, aber er behielt seine Miene ernsthafter, verzweifelter Einfalt bei.

„Alle unsere Hunde haben einen bedeutenden, scharfen Geruch, ich glaube wohl, daß sie von der rechten Sorte sind, wenn sie auch niemals Uebung gehabt haben. Sie sind die besten Spürhunde auf beinahe Alles, wenn man sie nur einmal auf die Spur setzt. Hierher, Bruno!“ und er pfiff dem schwerfälligen Neufoundländer, welcher mit stürmischen Sätzen auf sie zusprang.

„Geh an den Galgen!“ sagte Haley, indem er aufstieg, „beeile Dich, daß Du auf das Pferd kommst.“

Sam sprang dem Befehle gemäß auf und wußte dabei Andy mit einem geschickten Handgriffe so zu kitzeln, daß dieser in lautes Lachen ausbrach. Haley war darüber höchlichst entrüstet und hieb mit der Reitpeitsche nach ihm.

„Ich bin darüber erstaunt, Andy,“ sagte Sam mit Gravität, „dies ist ein ernsthaftes Geschäft; Du mußt nicht denken, daß es ein Spaß ist. Dies ist nicht die rechte Weise, um dem Master zu helfen.“

„Ich werde den geraden Weg nach dem Flusse einschlagen,“ sagte Haley entschieden, sobald sie an die Grenzen des Gutes gelangt waren; „ich weiß, wie sie es Alle machen — sie schlagen den Weg nach dem Unterlande ein.“

„Ganz gewiß,“ antwortete Sam, „das ist die rechte Idee, Mr. Haley hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Nun giebt es zwei Straßen nach dem Flusse — den Kothweg und die Chaussee; welche will der Master einschlagen?“

Andy blickte unschuldig und über diese geographische Neuigkeit erstaunt zu Sam auf, aber dieser bestätigte das von ihm Gesagte augenblicklich durch eine laute Wiederholung.

„Sehen Sie,“ sagte Sam, „ich bin zu der Vermuthung geneigt, daß Lizzy den Kothweg eingeschlagen hat, weil er am wenigsten begangen wird.“

Haley ließ sich trotzdem, daß er ein alter Vogel und wenig geneigt war, sich mit Spreu abfüttern zu lassen, doch von dieser Ansicht so ziemlich einnehmen.

„Wenn Ihr Beide nur nicht so verwünschte Lügner wäret," sagte er vor sich hin, während er einen Augenblick nachdachte.

Der gedankenvolle Ton, in welchem dies gesprochen wurde, schien Andy ungeheuer zu belustigen, und er zog sich ein wenig nach hinten zurück und schüttelte sich so, daß er die größte Gefahr vom Pferde zu fallen zu haben schien, während Sam's Gesicht seine unbewegliche Gravität beibehielt.

„Natürlich," sagte Sam, „kann der Master thun, was er will, er kann den geraden Weg nehmen, wenn es der Master für das Beste hält — uns ist es Alles Eins. Wenn ich es mir überlege, so denke ich am Ende auch, daß der gerade Weg entschieden der beste ist."

„Es ist natürlich, daß sie einen einsamen Weg eingeschlagen haben wird," bemerkte Haley laut denkend und ohne Sam's Bemerkung zu beachten.

„Das läßt sich nicht behaupten," meinte Sam, „die Weiber haben immer etwas Eigenes; sie thun nichts von dem, was man von ihnen denkt, sondern gewöhnlich eher das Gegentheil. Die Weiber sind aus Widersprüchen zusammengesetzt und wenn man daher denkt, daß sie den einen Weg gegangen sind, so ist es gewiß, daß man besser thun wird, den andern zu gehen, und dann ist man sicher, sie zu finden. Meine Privatmeinung ist die, daß Lizzy den Kothweg eingeschlagen hat, und ich denke daher, daß wir am besten thun, auf dem geraden zu gehen."

Diese tiefe Idee über das weibliche Geschlecht im Allgemeinen, schien Haley nicht besonders für den geraden Weg geneigt zu machen, und er sagte entschieden, daß er den andern einschlagen werde, und fragte Sam, wenn sie an denselben gelangen würden.

„Etwas weiterhin," antwortete Sam, indem er Andy mit dem Auge, welches sich auf seiner Seite befand, zublinzelte, und er fügte ernsthaft hinzu: „aber ich habe über die Sache nachgedacht und bin fest überzeugt, daß wir nicht auf jenem Wege gehen sollten; ich bin nie darauf gewesen; er ist verzweifelt einsam und wir könnten uns verirren. Gott weiß, wo wir dann herauskommen würden."

„Ich werde trotz alle dem jenen Weg einschlagen," sagte Haley.

„Jetzt, da ich daran denke, fällt mir ein, daß ich gehört habe, daß der Weg unten am Bache versperrt ist, nicht wahr, Andy?"

Andy wußte es nicht gewiß; er hatte nur von jenem Wege gehört, war aber nie selbst darauf gewesen; kurz, er wollte sich nicht blos geben.

Haley, der gewohnt war, die Wahrscheinlichkeit von Lügen von bedeutenderer oder geringerer Größe abzuwägen, glaubte, daß sie zu Gunsten des vorerwähnten Kothwegs sprächen. Er glaubte bemerkt zu haben, wie Sam die Sache anfangs unwillkürlich erwähnt habe und seine verwirrten Versuche, ihn davon abzubringen, schrieb er der weiteren Ueberlegung und der Abneigung, Eliza fangen zu lassen, zu.

Sobald daher Sam den Weg anzeigte, schlug Haley denselben von Sam und Andy gefolgt, augenblicklich ein.

Es war in der That ein alter Weg, welcher früher an den Fluß geführt hatte, aber nach der Anlegung der neuen Straße schon seit vielen Jahren verlassen. Man konnte etwa eine Stunde lang unbehindert darauf reiten, aber von da an war er durch Felder und Zäune versperrt. Sam kannte diesen Umstand vollkommen und der Weg war in der That schon so lange außer Gebrauch, daß Andy nie etwas davon gehört hatte. Er ritt daher mit der Miene pflichtschuldiger Unterwürfigkeit darauf weiter und stöhnte und schrie nur zuweilen, daß er verzweifelt rauh und schlecht für Jerry's Füße sei.

„Hörst Du," sagte Haley, „ich kenne Dich, Du wirst mich mit alle Deinem Lärm nicht von diesem Wege hier abbringen — also beruhige Dich."

„Der Master muß seinen Willen haben," antwortete Sam mit einem kläglichen unterwürfigen Gesichte, blinzelte aber zu gleicher Zeit Andy zu, dessen Entzücken jetzt beinahe den Explosionspunkt erreicht hatte.

Sam war in der herrlichsten Laune. Er that als ob er sich fortwährend umschaue. Bald rief er, daß er einen Weiberhut auf dem Gipfel einer fernen Anhöhe erblicke; bald fragte er Andy, ob das dort im Thale nicht Lizzy sei — stets fanden aber diese Ausrufe in einem rauhen oder felsigen Theile des Weges statt, wo die plötzliche Beschleunigung der Schnelligkeit für alle Betheiligten ganz besonders unbequem war, und erhielt auf diese Weise Haley in beständiger Aufregung.

Nachdem sie etwa eine Stunde weit auf diese Weise geritten waren, kam die ganze Gesellschaft plötzlich und lärmend in einen Wirthschaftshof, der zu einem bedeutenden Gute gehörte. Man sah keine Seele, da sämmtliche Arbeiter auf dem Felde beschäftigt waren, da aber die Scheune unverkennbar quer über den Weg gebaut war, zeigte es sich, daß ihre Reise in dieser Richtung unbedingt ihr Ende erreicht hatte.

„Ist es nicht gerade so, wie ich es dem Master gesagt hatte?" sagte Sam mit der Miene der beleidigten Unschuld; „wie können fremde Herren erwarten, daß sie eine Gegend besser kennen als Diejenigen, welche darin geboren und aufgewachsen sind."

„Du Schurke," sagte Haley, „Du hast es recht gut gewußt."

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich es wisse? aber Sie wollten mir nicht glauben. Ich habe dem Master gesagt, daß Alles geschlossen und versperrt sei, und daß ich nicht glaubte, daß wir durchkommen könnten. Andy hat es gehört."

Es war zu richtig, als daß es bestritten werden konnte und der unglückselige Sklavenhändler mußte seinen Zorn so gut er konnte in die Tasche stecken und alle Drei schwenkten rechts ab, um den Marsch nach der Landstraße anzutreten.

In Folge aller dieser Verzögerungen dauerte es etwa Dreiviertelstunde, nachdem Eliza ihr Kind in dem Dorfwirthshause schlafen gelegt hatte, ehe die Gesellschaft vor demselben anritt. Eliza stand am Fenster und blickte nach einer andern Seite, als Sam's scharfes Auge ihrer ansichtig wurde. Haley und Andy waren zwei Schritt hinter ihm. In dieser Krisis richtete es Sam so ein, daß der Wind ihm den Hut vom Kopfe wehte, und er ließ einen lauten charakteristischen Ausruf vernehmen, welcher sie sofort aufmerksam machte. Sie zog sich plötzlich zurück und die Reiter begaben sich an dem Fenster vorüber nach der Vorderthür. In diesem Momente schienen sich für Eliza tausend Leben zu concentriren. Ihr Zimmer ging durch eine Seitenthür nach dem Flusse hinaus. Sie erfaßte ihr Kind und sprang die zum Flusse hinabführende Treppe hinunter. Der Sklavenhändler erblickte sie, als sie eben hinter dem Ufer verschwand, warf sich von seinem Pferde, rief Sam und Andy laut zu, um ihm zu folgen und war sogleich hinter ihr her wie ein Bluthund hinter einem Reh.

In diesem schwindelnden Augenblicke schien es ihr, als ob ihre Füße kaum den Boden berührten und sie war schnell am Rande des Wassers. Die Verfolger waren ihr dicht auf dem Fuße und von einer Kraft, wie sie Gott nur den Verzweifelten verleiht, beseelt, sprang sie mit einem wilden Schrei über die trübe Strömung am Ufer bis auf die jenseits liegende Eisscholle. Es war ein ungeheurer Satz, den nur Wahnsinn und Verzweiflung ausführen konnte und Haley,

Sam und Andy stießen instinktartig einen Schrei aus und erhoben ihre Hände, als sie es that.

Das ungeheure, grüne Eisstück, auf welches sie gerieth, schwankte und knarrte, als ihre Last darauf kam, aber sie verweilte hier keinen Augenblick. Unter vielen Angstrufen sprang sie mit verzweifelter Energie auf eine andere und wieder auf eine andere Scholle.

Strauchelnd — springend — ausgleitend — wieder emporschnellend — weiter, nur immer weiter — sie hatte ihre Schuhe verloren, die Strümpfe sind ihr von den Füßen gerissen, Blut bezeichnet jeden Schritt, aber sie sieht nichts — fühlt nichts bis sie endlich undeutlich, wie in einem Traume die Ohioseite erblickt und ein Mann ihr das Ufer hinauf hilft.

„Du bist ein wackeres Mädchen, wer Du auch sein magst," sagte der Mann mit einem Schwure.

Eliza erkannte die Stimme und das Gesicht eines Mannes, welcher ein unfern von ihrer Heimath gelegenes Gut besaß.

„O Mr. Symmes, retten Sie mich, bitte, bitte, bitte, verstecken Sie mich!" rief Eliza.

„Ei, was ist das?" fragte der Mann. „Wahrhaftig, es ist Shelby's Mädchen."

„Mein Kind! — dieser Knabe, er hat ihn verkauft. Dort ist sein Master," sagte sie auf das Kentuckyufer deutend; o Mr. Symmes, Sie haben selbst einen kleinen Knaben."

„Den habe ich," sagte der Mann, als er sie rauh aber freundlich das steile Ufer hinaufzog. „Uebrigens bist Du eine wackere Dirne; ich liebe den Muth, wo ich ihn auch sehe."

Sobald sie die Höhe des Ufers erreicht hatte, blieb der Mann stehen.

„Ich würde gern etwas für Dich thun," sagte er, „aber ich wüßte nicht, wohin ich Dich bringen könnte. Das Beste, was ich thun kann, ist, daß ich Dir sage, dorthin zu gehen," sagte er, indem er auf ein großes weißes Haus deutete, welches von der Hauptstraße des Dorfes etwas abseits stand. „Geh dorthin, die Leute sind gut, es giebt keine Art von Gefahr, aus der sie Dir nicht helfen würden — sie sind in allen dergleichen Dingen bewandert."

„Gott segne Sie," sagte Eliza innig.

„Es ist gern geschehen, es ist gern geschehen," sagte der Mann, „was ich gethan habe, ist nicht viel."

„O Sir, Sie werden es aber doch Keinem sagen?"

„Geh zum Donner, Mädchen, wofür hältst Du mich? natürlich nicht!" antwortete der Mann. „Komm, mache Dich auf den Weg, wie ein hübsches, vernünftiges Mädchen. Du hast Deine Freiheit verdient und jetzt sollst Du sie haben, wenn ich etwas dazu thun kann."

Eliza drückte ihr Kind an ihren Busen und entfernte sich mit schnellen, festen Schritten.

Der Mann blickte ihr nach, indem er zu sich selbst sagte:

„Nun, Shelby wird dies vielleicht nicht für die freundnachbarlichste Sache von der Welt halten, was soll aber Einer thun? Wenn er eines von meinen Mädchen in derselben Noth findet, so gebe ich ihm gern die Erlaubniß, es mir heimzuzahlen. Ich weiß nicht wie es ist, aber ich habe nie ein Geschöpf sich abmühen und keuchen und sich zu retten versuchen sehen können, wenn die Hunde hinter ihm waren, ohne daß ich gewünscht hätte ihm zu helfen. Uebrigens sehe ich auch nicht ein, weshalb ich für andere Leute den Jäger und Häscher spielen soll."

Haley war ein versteinerter Zuschauer der Scene gewesen, bis das Mädchen auf der Höhe verschwand; dann wendete er sich mit verblüffter, fragender Miene nach Sam und Andy um.

„Das war ein ganz leidliches Geschäft," sagte Sam.

„Das Mädchen hat sieben Teufel im Leibe," rief Haley. „Sie sprang wie eine wilde Katze."

„Nun," meinte Sam, indem er sich im Kopfe kratzte; „ich hoffe, daß der Master nicht verlangen wird, daß wir den Weg versuchen; ich glaube nicht, daß ich dazu rüstig genug bin."

Und Sam ließ ein dumpfes Kichern vernehmen.

„Du lachst!" murrte der Händler.

„Gott behüte Sie, Master, ich kann nicht anders," sagte Sam, der sich jetzt seiner lange verhaltenen Freude hingab. „Sie sah so kurios aus, wie sie dort sprang und setzte, wie das Eis krachte und sie darüber flog — plumps — kertschunk — kertschlick! Gott, welche Sätze sie machte!"

Und Sam und Andy lachten, daß ihnen die Thränen über die Backen liefen.

„Ich werde dafür sorgen, daß Ihr auf der andern Seite des Maules lacht," schrie der Sklavenhändler, indem er ihnen mit seiner Reitpeitsche über die Köpfe schlug.

Beide duckten sich und liefen schreiend das Ufer hinauf und waren auf ihren Pferden, ehe er es erreichte.

„Guten Abend, Master," sagte Sam gravitätisch, „ich fürchte, daß die Missis um Jerry ängstlich sein wird, Mr. Haley braucht uns nicht weiter. Die Missis würde nicht zugeben, daß wir heute Abend mit den Thieren über Lizzy's Brücke ritten."

Und er machte sich auf den Weg, indem er Andy einen spaßhaften Stoß in die Rippen gab. Jener galoppirte ihm nach und ihr Gelächter verklang allmälig im Winde.

8. Eliza's Entkommen.

Eliza hatte ihren verzweifelten Rückzug über den Fluß mit Einbruch der Dämmerung bewerkstelligt. Der sich langsam vom Flusse erhebende graue Abendnebel umhüllte sie, als sie das Ufer hinauf verschwand und der angeschwollene Strom und die sich drängenden Eismassen bildeten zwischen ihr und ihren Verfolgern eine unüberwindliche Schranke.

Haley kehrte daher langsam und unzufrieden in das kleine Wirthshaus zurück, um über das, was weiter zu thun sei, nachzudenken. Die Wirthin öffnete die Thür eines kleinen Zimmers, worin ein Tisch mit einem glänzend schwarzen Wachstuch-Ueberzuge, mehrere dürrbeinige, hochlehnige Holzstühle und auf dem Kaminsims über einem dampfenden grünen Holzfeuer einige grell angestrichene Gypsfiguren standen. Eine lange Bank von hartem Holz zog sich bis dicht an den Kamin hin und hier setzte sich Haley nieder, um über die Unbeständigkeit der menschlichen Hoffnungen und das Glück im Allgemeinen zu grübeln.

„Ich möchte nur wissen, wozu ich den kleinen Stänker gewollt habe," sagte er zu sich, „daß ich mich auf diese Weise ganz auf den Baum treiben lasse, wie ein Waschbär." Und Haley verschaffte sich dadurch Erleichterung, daß er eine nicht eben gewählte Litanei von Verwünschungen seiner selbst laut werden ließ, die wir, wenn wir sie auch für vollkommen begründet halten, doch des guten Geschmacks wegen nicht hierher setzen wollen.

Er wurde aus seinen Gedanken durch die laute mißtönige Stimme eines Mannes aufgeschreckt, welcher vor der Thür abzusteigen schien. Er eilte an das Fenster.

„Meiner Treu, das ist das beste Beispiel von dem, was die Leute Vorsehung nennen, welches mir je vorgekommen ist!" sagte Haley, „ich glaube wirklich, daß das Tom Loker ist."

Haley eilte hinaus.

An dem Schenktische in der Ecke des Zimmers stand ein kräftiger, muskulöser Mann von vollen sechs Fuß Höhe und verhältnißmäßiger Breite. Er trug einen Rock von Büffelfell, mit den Haaren nach Außen, was ihm ein mit seiner ganzen Physiognomie vollkommen übereinstimmendes zottiges, wildes Aussehen verlieh. Alle Organe und Züge, welche brutale, rücksichtslose Gewaltthätigkeit bezeichnen, waren an seinem Kopf und in seinem Gesicht in der höchst möglichen Vollendung entwickelt. Wenn sich unsere Leser einen in einen Menschen verwandelten und in Hut und Rock umhergehenden Bullenbeißer vorstellen könnten, so würden sie keine unpassende Idee von dem allgemeinen Eindrucke, welchen seine körperliche Erscheinung hervorbrachte, haben.

Er war von einem Reisegefährten, der in vielen Beziehungen einen vollkommenen Kontrast mit ihm bildete, begleitet. Dieser war kurz und schlank, gelenk und katzenartig in seinen Bewegungen und hatte in seinen stechenden schwarzen Augen einen spähenden Ausdruck, mit welchem jeder Zug seines Gesichts in Sympathie zugespitzt zu sein schien. Seine dünne, lange Nase ragte hervor, als ob sie begierig danach strebe in die Natur der Dinge im Allgemeinen zu bohren. Sein glattes, spärliches, schwarzes Haar war vorwärts gerichtet und alle seine Bewegungen und Evolutionen drückten eine trockne, vorsichtige Klugheit aus.

Der große starke Mann schenkte sich ein großes Glas halb voll Branntwein und stürzte es ohne ein Wort zu sprechen hinab; der kleine Mann stand auf den Zehen, legte seinen Kopf zuerst auf die eine, dann auf die andere Seite, schnüffelte bedeutend nach der Richtung der verschiedenen Flaschen hin und bestellte endlich mit dünner, zitternder Stimme und einer Miene der größten Umsicht einen Mint Julep.

Als ihm dieser eingeschenkt war, nahm er ihn, betrachtete ihn mit einer selbstgefälligen Miene wie ein Mann, welcher denkt, daß er recht gethan und den Nagel auf den Kopf getroffen habe und ging hierauf daran ihn in kurzen und wohlbedächtigen Zügen hinab zu schlürfen.

„Nun, wer hätte gedacht, daß ich solches Glück haben würde! Ei Loker, wie geht es Euch?" sagte Haley, indem er vortrat und dem großen Manne seine Hand hinstreckte.

„Der Teufel!" lautete die höfliche Antwort, „was führt Euch hierher?"

Der katzenartige Mann, welcher den Namen Marks führte, hielt augenblicklich im Schlürfen inne, streckte den Kopf vor und blickte unsern neuen Bekannten schlau an wie eine Katze mitunter auf ein sich bewegendes, dürres Blatt oder irgend einen andern Gegenstand ihres Verlangens schaut.

„Hört Tom, das ist das Glücklichste, was mir passiren kann; ich bin in einer verteufelten Patsche und Ihr müßt mir heraushelfen."

„Oho, das ist wahrscheinlich genug," grinste sein freundlicher Bekannter; „man kann dessen ziemlich sicher sein, wenn Ihr Euch freut Einen zu sehen, denn dann ist etwas an ihm zu verdienen. Was giebt es jetzt?"

„Ihr habt einen Freund hier," sagte Haley mit einem zweifelhaften Blicke auf Marks, „wohl einen Compagnon?"

„Ja, das ist er. Hier Marks, das ist der Kerl mit dem ich in Natchez ein Geschäft hatte."

„Es soll mich freuen seine Bekanntschaft zu machen," sagte Marks, indem er eine lange dünne Hand wie eine Rabenklaue herausstreckte. „Mr. Haley, glaube ich?"

„Das ist mein Name, Sir," sagte Haley, „aber nun Ihr Herren, da wir uns so glücklich zusammengetroffen haben, so will ich hier in diesem Zimmer traktiren. Nun alter Waschbär," fuhr er gegen den Mann am Schenktische gewendet fort, „bringt uns heißes Wasser und Zucker und Cigarren und eine reichliche Quantität von echtem Stoff—wir wollen es uns wohl sein lassen."

Die Lichter wurden angezündet, das Feuer im Kamin zum Brennen gebracht und unsere drei Spießgesellen setzten sich um einen mit den eben bestellten Hilfsmitteln der Geselligkeit bedeckten Tisch.

Haley begann eine pathetische Erzählung seiner Noth. Loker preßte den Mund zusammen und hörte ihm mit mürrischer Aufmerksamkeit zu, Marks, welcher sich geschäftig ein Glas Punsch nach seinem Geschmack zusammenbraute, blickte von Zeit zu Zeit auf, stieß mit seiner scharfen Nase und seinem entsprechenden Kinn beinahe in Haley's Gesicht und zollte der ganzen Erzählung die ernstlichste Beachtung. Ihr Ende schien ihn ungemein zu belustigen, denn er schüttelte schweigend seine Schultern und seinen Leib und verzog seine dünnen Lippen mit der Miene großen inneren Wohlbehagens.

„Sie sitzen also auf dem Trocknen," sagte er; „hihihi! es ist sehr nett abgemacht worden."

„Das Kindergeschäft macht einem im Handel ungeheuer viel zu schaffen!" sagte Haley kläglich.

„Wenn wir nur eine Zucht Mädchen bekommen könnten, die sich nichts aus ihren Kindern machten," meinte Marks, „so denke ich, daß das die größte Erfindung unserer Zeit sein würde." Und er begleitete seinen Witz mit einem ruhigen Kichern.

„So ist es," sagte Haley, „ich habe es nie begreifen können. Die Kleinen machen ihnen eine Menge Mühe und Noth; — man sollte denken, daß sie froh seien, wenn sie sie los würden; aber es ist so, und je mehr ein Kind Mühe macht und je nichtsnutziger es im Allgemeinen ist, desto fester hängen sie an ihm."

„Nun Mr. Haley," sagte Marks, „geben Sie mir das heiße Wasser herüber. Ja, Sir, Sie drücken ganz meine Gefühle aus; ich habe einmal ein Mädchen gekauft als ich den Handel noch betrieb — eine feste, hübsche Dirne von bedeutendem Verstand — und sie hatte ein Kleines, das zum Erbarmen kränklich war; es hatte einen Buckel oder etwas dergleichen, und ich schenkte es einem Manne, welcher glaubte, daß er die Gefahr laufen wollte es aufzuziehen, da es ihm nichts kostete — natürlich dachte ich nicht, daß sich das Mädchen etwas daraus machen würde — aber Du lieber Gott! Sie hätten nur sehen sollen, wie sie es trieb. Wahrhaftig, sie schien das Kind nur um so höher zu schätzen, weil es kränklich und mürrisch war und sie beständig plagte und sie that nicht blos so — sie weinte so darüber, härmte sich so ab, als ob sie alle ihre Freunde in der Welt verloren hätte. Es war wirklich komisch, wenn man darüber nachdachte. Gott, die Weiberlaunen sind endlos."

„So ist es mir gerade auch gegangen," meinte Haley; „vergangenen Sommer handelte ich unten am Red-River ein Mädchen mit einem ganz hübschen Kinde ein, dessen Augen eben so hell aussahen, wie die ihren, aber als ich es näher ansah, fand ich, daß es stockblind war, wahrhaftig, es war stockblind! — Nun, sehen Sie, ich dachte, daß es nichts schaden würde, wenn ich es weiter

gebe und nichts darüber sagte, und ich vertauschte es gegen ein Faß Whisky; aber als es daran ging, den Jungen von der Dirne loszubringen, war sie gerade wie eine Tigerin. Als wir aufbrechen wollten und ich meine Heerde noch nicht zusammengekettet hatte, sprang sie auf einen Baumwollenballen wie eine Katze, riß einem von den Matrosen das Messer von der Seite und stach wie rasend eine Minute lang um sich, bis sie sah, daß es nichts nützte, und dann drehte sie sich um und stürzte sich sammt ihrem Kinde köpflings ins Wasser. Sie ging zu Grunde wie ein Stein und kam nicht wieder in die Höhe."

„Pah!" sagte Tom Loker, der diese Geschichte mit schlecht verhehltem Mißfallen angehört hatte; „Ihr wißt es alle Beide nicht recht anzufangen. Meine Dirnen machen keinen solchen Spektakel. Das kann ich Euch sagen."

„Wirklich! wie könnt Ihr es ändern?" sagte Marks schnell.

„Aendern! — ei, wenn ich eine Dirne kaufe und sie hat ein Kind, das verkauft werden soll, so gehe ich zu ihr und halte ihr meine Fäuste vor das Gesicht und sage: Schau her, wenn Du mir ein einziges Wort hören läßt, so schlage ich Dir das Gesicht ein. Ich will kein Wort hören, nicht den Anfang eines Wortes. Ich sage zu ihnen: Dieses Kind ist mein und nicht Dein, und Du hast nichts mit ihm zu schaffen. Ich werde es verkaufen sobald ich kann, und hörst Du, daß Du keinen Spektakel deshalb machst, sonst sollst Du wünschen, daß Du nie geboren wärest. Ich sage Euch, sie sehen, daß es kein Kinderspiel ist, wenn ich einmal anfasse. Ich mache sie stumm wie die Fische und wenn eine von ihnen anfängt und zu belfern beginnt — nun —" und Mr. Loker schlug mit seiner Faust schallend auf den Tisch und beendigte damit seine Rede, so daß ihn Beide genügend verstanden.

„Das nenne ich Nachdruck," sagte Marks, indem er Haley in die Seite stieß und wieder zu kichern begann; „ist Tom nicht ein eigenthümlicher Kauz? hihihi! Hört, Tom, ich glaube, daß ihr ihnen Verständniß beibringt, denn alle Neger haben Wollköpfe. Sie haben nie Zweifel über den Sinn Eurer Worte. Tom, wenn Ihr nicht der Teufel seid, so seid Ihr sein Zwillingsbruder, das Lob kann ich Euch geben."

Tom nahm das Kompliment mit geziemender Bescheidenheit auf und machte das freundlichste Gesicht, welches sich mit seiner Natur vertrug.

Haley, der ziemlich stark getrunken hatte, begann eine merkliche Erweiterung und einen bedeutenden Zuwachs seiner Moralität zu fühlen — eine Erscheinung, die bei Männern von ernstem, nachdenkendem Charakter unter ähnlichen Umständen nicht ungewöhnlich ist.

„Nun, Tom," sagte er, „Ihr treibt es wirklich zu schlimm; das habe ich Euch stets gesagt, Ihr wißt, Tom, daß ich unten in Natchez mit Euch über dergleichen Dinge zu reden pflegte und daß ich Euch bewies, daß wir gerade eben so viel verdienten und in dieser Welt eben so gut daran wären, wenn wir sie gut behandelten, außerdem daß wir eine bessere Aussicht darauf hätten, endlich in den Himmel zu kommen, wenn es ans Sterben geht und sonst nichts mehr anzufangen ist."

„Pah," sagte Tom, „wahrhaftig, das weiß ich nur zu gut. Macht mir mit Euerm Zeug nicht übel; — mein Magen ist so jetzt etwas angegriffen," und Tom trank ein halbes Glas unvermischten Branntwein.

„Nun," fuhr Haley fort, indem er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und ausdrucksvoll gestikulirte; „das muß ich sagen, daß ich stets meinen Handel so betrieben habe, daß ich vor Allem so viel Geld daran verdiene, wie irgend ein Anderer, aber das Handeln ist nicht das Einzige und das Geld ist nicht das Einzige, denn wir haben Alle Seelen. Es kümmert mich nicht, wer mich hört, und

ich denke häufig genug daran; also mag es meinetwegen auch heraus. Ich glaube an die Religion und wenn ich dereinst mein Schäfchen ins Trockne gebracht habe, so gedenke ich für meine Seele und dergleichen zu sorgen; was nutzt es also, mehr Böses zu thun als wirklich nothwendig ist? — Es scheint mir nicht recht klug zu sein."

„Für Eure Seele sorgen!" wiederholte Tom verächtlich; „das muß ein scharfes Auge sein, das in Euch eine Seele findet. — In dieser Beziehung könnt Ihr Euch nur alle Sorgen ersparen, der Teufel wird keine bei Euch finden, wenn er Euch auch durch ein Haarsieb schüttelt."

„Ei, Tom, Ihr seid mißlaunig," sagte Haley; „warum könnt Ihr es nicht im Guten aufnehmen, wenn Einer zu Euerm Besten spricht."

„Stellt endlich einmal das Salbadern ein," erwiderte Tom mürrisch; „ich kann das Meiste von Euerm Geschwätz ertragen, nur nicht das fromme Geschwätz, das bringt mich geradezu um. Worin besteht am Ende der Unterschied zwischen Euch und mir? Er liegt nicht etwa darin, daß Ihr Euch um dergleichen Dinge um ein Haar mehr kümmertet, oder daß Ihr um ein Haar mehr Gefühl hättet — es ist reine Hundegemeinheit — Ihr wollt den Teufel betrügen und Eure Haut erretten. Ich durchschaue Euch wohl, und was Eure Religiosität, wie Ihr es nennt, betrifft, so ist es wahrhaftig zu giftgemein, wenn Einer sein ganzes Leben lang eine Rechnung beim Teufel hat auflaufen lassen, und dann, wenn der Zahltag kommt, sich davon schleicht."

„Ruhig, ihr Herren, auf diese Weise macht man keine Geschäfte," sagte Marks, „es giebt verschiedene Arten die Dinge zu betrachten, das wissen wir Alle. Mr. Haley ist sicherlich ein ganz netter Mann, der sein Privatgewissen hat, und Tom, Ihr habt Eure Weise und es ist eine ganz gute Weise, Tom; aber das Zanken, wißt Ihr, nutzt zu gar nichts. Wir wollen lieber ans Geschäft gehen. Nun, Mr. Haley, wie steht es? Sie verlangen, daß wir es übernehmen, jenes Mädchen einzufangen."

„Das Mädchen ist nicht meine Sache — sie gehört Shelby — es ist nur der Junge. Ich war ein Narr, daß ich den Affen kaufte."

„Ihr seid gewöhnlich ein Narr!" sagte Tom stöckisch.

„Ruhig Loker, mault nicht," sagte Marks, seine Lippen leckend, „Ihr seht, daß Mr. Haley uns ein gutes Geschäft übertragen will. Haltet Euch still — in dergleichen Dingen bin ich stark. Wie sieht das Mädchen aus, Mr. Haley? was ist sie?"

„Nun, sie ist weiß und hübsch — sie hat eine gute Erziehung gehabt. Ich würde Shelby achthundert bis tausend für sie gegeben und dann noch etwas Hübsches an ihr verdient haben."

„Weiß und hübsch, und gut erzogen!" rief Marks, dessen scharfe Augen, Nase und Mund von Unternehmungslust belebt wurden. „Schaut her, Loker, das sind herrliche Aussichten. Wir werden hier ein Geschäft auf unsere eigne Rechnung machen können. Wir fangen sie, der Junge wird natürlich an Mr. Haley abgegeben, und wir schaffen das Mädchen nach Orleans um mit ihr zu spekuliren. Ist es nicht wunderschön?"

Tom, dessen großer, schwerfälliger Mund während dieser Mittheilung halb offen gestanden hatte, ließ ihn jetzt plötzlich zusammenschnappen wie ein großer Hund über einem Stück Fleisch, und schien die Idee gemächlich zu verdauen.

„Seht Ihr," sagte Marks zu Haley, indem er seinen Punsch rührte, „seht Ihr, wir haben auf allen Punkten des Ufers Friedensrichter, die die kleinen Geschäfte, zu denen wir sie brauchen, billig genug verrichten. Tom übernimmt den Gewaltstheil und ich komme fein gekleidet — mit gewichsten Stiefeln — Alles

Prima-Qualität daran, wenn es ans Schwören geht. Ihr solltet nur sehen," fuhr Marks vom Berufsstolze erwärmt fort, „wie ich es abstufen kann. Das einemal bin ich Mr. Twicken von Neu-Orleans, ein anderesmal bin ich eben von meiner Pflanzung am Perlriver angekommen, wo ich siebenhundert Neger beschäftige; dann komme ich wieder einmal als ein entfernter Verwandte Henry Clay's, oder als irgend ein alter Hahn aus Kentucky zum Vorschein. Seht Ihr, die Talente sind verschieden Tom ist ein Mordkerl, wenn eine Prügelei ausgeführt werden soll, aber zum Lügen taugt er nichts — seht Ihr, es kommt bei ihm nicht natürlich heraus; aber mein Seel, wenn es im Lande einen Burschen giebt, der Alles und Jedes beschwören und alle Umstände und Nebensachen mit einem längeren Gesicht einschieben und es besser durchführen kann als ich, so möchte ich ihn einmal sehen; weiter wünsche ich nichts. Ich glaube, daß ich mich selbst dann durchwinden könnte, wenn die Friedensrichter aufmerksamer wären als sie sind. Mitunter wünsche ich sogar, daß sie es sein möchten; es würde dann weit angenehmer sein — es gäbe mehr Spaß, wißt Ihr."

Hier unterbrach Tom Loker, der, wie wir gezeigt haben, ein Mann von langsamen Gedanken und Bewegungen war, Marks dadurch, daß er mit seiner schweren Faust auf den Tisch schlug, daß Alles erzitterte.

„Es wird gehen!" sagte er.

„Gott behüte Euch, Tom, Ihr braucht deshalb noch nicht alle Gläser zu zerbrechen," sagte Marks, „spart Eure Faust für die Zeit der Noth."

„Aber Ihr Herren, erhalte ich keinen Theil von dem Profit?" fragte Haley.

„Ist es nicht genug, daß wir Euch den Jungen einfangen?" sagte Loker; „was wollt Ihr mehr?"

„Nun," sagte Haley, „wenn ich Euch das Geschäft verschaffe, so ist es doch schon etwas werth — gebt mir zehn Procent vom Profit nach Abzug der Kosten."

„Nun," rief Loker mit einem furchtbaren Fluche, indem er mit seiner schweren Faust auf den Tisch schlug, „ich kenne Euch dann, Haley; denkt nur ja nicht, daß Ihr mich übers Ohr hauen werdet. Glaubt Ihr, daß Marks und ich uns auf's Sklavenfangen gelegt haben, um Leuten wie Euch gefällig zu sein und für uns selbst nichts zu erlangen? Nein, dazwischen liegt noch ein langer Kreidestrich. Wir müssen das Mädchen ganz für uns haben, und Ihr haltet Euch ruhig, sonst nehmen wir Beide — wer will uns daran hindern? Habt Ihr uns nicht auf die Fährte gebracht? Wir können hoffentlich eben so gut spüren wie Ihr. Wenn Ihr oder Shelby uns aufjagen wollt, so seht Euch nur nach den vorjährigen Rebhühnern um, und wenn Ihr die oder uns findet, so ist es mir schon recht."

„Jawohl, gewiß, es mag meinetwegen so sein," sagte Haley besorgt, „Ihr fangt den Jungen ein, das soll für meinen Theil gelten, Ihr habt gegen mich stets ehrlich gehandelt und Euer Wort gehalten."

„Das wißt Ihr," sagte Tom; „ich lasse mich nicht auf Eure Schnüffelei ein, aber ich würde selbst den Teufel nicht belügen. Wenn ich etwas verspreche, so thue ich es, das wißt Ihr Don Haley."

„Ganz richtig, ganz richtig, das habe ich ja gesagt, Tom," antwortete Haley, und wenn Ihr mir nur versprechen wollt, mir den Jungen in einer Woche auf irgend eine von Euch benannte Stelle zu schaffen, so verlange ich weiter nichts."

„Aber das ist doch bei Weitem nicht Alles, was ich verlange," sagte Tom „Ihr denkt doch nicht, daß ich ohne allen Nutzen mit Euch unten in Natchez im Geschäft gewesen bin, Haley? Ich habe gelernt, wie man einen Aal festhält.

wenn man ihn gefangen hat. Ehe Ihr nicht hier baare funfzig Dollars auf den Tisch legt, geht dieses Kind nicht von der Stelle; ich kenne Euch."

„Was, wenn Ihr ein Geschäft in der Hand habt, das Euch einen reinen Profit von tausend bis sechzehnhundert einbringen kann? ei, Tom, Ihr seid unbillig," sagte Haley.

„Haben wir nicht Geschäfte, die auf fünf Wochen unsere ganze Zeit in Anspruch nehmen? — und angenommen, daß wir Alles verlassen und nach Euerm Jungen auf das Buschklopfen gehen und endlich doch die Dirne nicht fangen — denn die Mädchen haben immer den Satan im Leibe — wie dann? Würdet Ihr uns etwa einen Cent dafür zahlen? — nicht wahr, Ihr würdet es thun? Es ist mir schon, als ob ich Euch sähe! Nein, nein, kommt mit Euern Funfzig heraus. Wenn wir das Geschäft machen und es lohnt, so zahle ich Euch das Geld zurück. Wenn es nicht geht, so ist es eine Vergütung für unsere Mühe, das ist nicht mehr als billig, nicht wahr, Marks?"

„Gewiß, gewiß!" sagte Marks mit versöhnlichem Tone, „es ist nur ein Honorar, um Euch unsrer Dienste zu versichern, seht Ihr, hihihi. Wir sind Juristen, wißt Ihr. Nun, wir müssen Alle im guten Vernehmen bleiben. Tom wird Euch den Jungen bringen wohin Ihr wollt, nicht wahr, Tom?"

„Wenn ich den Jungen finde, so bringe ich ihn nach Cincinnati und lasse ihn bei der Mutter Belcher am Landungsplatze," sagte Loker.

Marks hatte eine fettige Brieftasche herausgezogen, nahm ein langes Papier aus derselben, setzte sich nieder, heftete seine scharfen, schwarzen Augen darauf und begann murmelnd den Inhalt abzulesen:

„Barnes — Shelby County — Bursche Jim, dreihundert Dollars für ihn, todt oder lebendig. Edwards — Dick und Lucy — Mann und Frau — sechshundert Dollars — Dirne Polly und zwei Kinder — sechshundert für sie od·· ihren Kopf. — Ich gehe nur unsere Geschäfte durch, um zu sehen, ob wir dieses gut übernehmen können. Loker," sagte er nach einer Pause, „wir müssen Adams und Springer auf diese Fährten setzen, sie sind schon seit einiger Zeit eingeschrieben."

„Sie werden zu viel anrechnen," sagte Tom.

Dafür werde ich sorgen. Sie sind noch jung im Geschäft und müssen wohlfeil arbeiten," meinte Marks. „Drei davon sind leicht genug abzumachen, weil weiter nichts zu thun ist, als sie niederzuschießen oder zu beschwören, daß sie erschossen seien und dafür können sie natürlich nicht viel rechnen. Die andern Sachen," setzte er, das Papier zusammenfaltend, hinzu, „können schon noch eine Zeitlang hinausgeschoben werden. Jetzt zu den näheren Umständen. Habt Ihr das Mädchen an's Land gehen sehen, Mr. Haley?"

„Gewiß, so deutlich, wie ich Euch sehe."

„Und einen Mann, der ihr das Ufer hinaufhalf," sagte Loker?

„Freilich habe ich das."

„Wahrscheinlich," sagte Marks, „ist sie irgendwo aufgenommen worden; aber wo, das ist die Frage. Was meint Ihr, Tom?"

„Wir müssen unbedingt noch heute Nacht über den Fluß," antwortete Tom.

„Aber es ist kein Boot in der Nähe," meinte Mars, „das Eis geht furchtbar, Tom. Ist es nicht gefährlich?"

„Das weiß ich nicht, aber es muß geschehen," sagte Tom entschieden.

„Du mein Himmel," sagte Marks unruhig, „es wird — hört," fuhr er an das Fenster tretend fort, „es ist so finster, wie in einem Wolfsrachen, und Tom —"

„Kurz und gut, Ihr fürchtet Euch, Marks, aber dafür kann ich nichts, Ihr

müßt gehen. Wollt Ihr ein paar Tage hier liegen bleiben bis das Mädchen auf der unterländischen Linie nach Sandusky gebracht worden ist, ehe ihr —"

„O, nein, ich fürchte mich gar nicht," entgegnete Marks, „aber —"

„Aber was?" sagte Tom.

„Aber das Boot, Ihr seht, daß kein Boot hier ist."

„Ich habe von der Frau gehört, daß heute Abend eines kommen wird, und daß ein Mann damit hinüber geht. Alles oder nichts, wir müssen mit ihm gehen," antwortete Tom.

„Ich hoffe, daß Ihr gute Hunde habt," sagte Haley.

„Die besten von der Welt" sagte Marks; „aber was nützt das? Ihr habt ja nichts von ihr, das man ihnen zum Riechen vorhalten könnte."

„Ja, ich habe etwas," erwiderte Haley triumphirend, „hier ist ihr Shawl, den sie in ihrer Eile auf dem Bett zurückgelassen hat, auch ihr Hut ist noch da."

„Das ist ein Glück," sagte Loker; „gebt die Sachen her."

„Aber die Hunde könnten dem Mädchen Schaden thun, wenn sie es unvermuthet träfen," meinte Haley.

„Das ist zu bedenken," entgegnete Marks, „unsere Hunde haben einmal unten in Mobile einen Burschen halb in Stücke zerrissen, ehe wir ihn losbringen konnten."

„Nun seht Ihr für diese Sorte, die wegen ihres Aeußern gekauft wird, sind die Hunde nichts," sagte Haley.

„Ich verstehe," antwortete Marks. „Wenn sie irgendwo aufgenommen worden ist, so nützt es übrigens auch nichts. Die Hunde helfen in den obern Staaten, wo die Nigger gefahren werden, überhaupt wenig, denn man kann sie natürlich nicht auf ihre Fährte bringen. Sie gehen nur unten in den Pflanzungen an, wo die Nigger, wenn sie entlaufen, zu Fuße gehen müssen und keine Hilfe erhalten."

„Nun," rief Loker, der in das Schenkzimmer hinaus gegangen war, um dort Erkundigungen anzustellen, „der Mann mit dem Boote ist gekommen, also Marks." —

„Der Ehrenmann warf einen betrübten Blick auf das behagliche Quartier, welches er verlassen mußte, erhob sich jedoch langsam, um zu gehorchen. Nachdem er mit Haley noch einige verständigende Worte gewechselt hatte, übergab dieser mit sichtlichem Widerstreben die funfzig Dollars an Tom und das schöne Kleeblatt trennte sich.

Während sich diese Scene in dem Wirthshause ereignete, setzten Sam und Andy munter ihren Heimritt fort.

Sam's Heiterkeit hatte den höchsten Gipfel erreicht und er gab seinen Triumph durch alle möglichen übernatürlichen Schreie und Ausrufe, sowie durch die sonderbarsten Bewegungen und Verrenkungen seines ganzen Körpers zu erkennen. Bald saß er verkehrt mit dem Gesicht nach dem Schweife des Pferdes gewendet da, bald schwenkte er sich mit einem Halloh wieder zurück, nahm ein gravitätisches Gesicht an und begann Andy in hochtönenden Worten eine Strafpredigt zu halten, weil er lache und den Narren spiele. Bald schlug er sich auf die Schenkel und brach in ein Gelächter aus, von welchem die alten Wälder widerhallten. Bei allen diesen Evolutionen ließ er aber doch die Pferde ausgreifen so gut sie konnten, bis endlich zwischen Zehn und Elf ihr Hufschlag auf dem Kieswege am Ende des Balkons hörbar wurde. Mrs. Shelby eilte heraus.

„Bist Du es, Sam! — wo sind sie?"

„Mr. Haley ruht in der Schenke aus — er ist entsetzlich müde, Missis."

„Und Eliza, Sam?"

„Nun, sie ist rein über den Jordan, man kann sagen, daß sie sich im Lande Kanaan befinde."

„Ei, Sam, was meinst Du eigentlich," sagte Mrs. Shelby athemlos und halb ohnmächtig, als sie die Bedeutung seiner Worte zu ahnen begann.

„Nun, Missis, der Herr bewahrt seine Knechte. Lizzy ist über den Fluß nach 'Hio gegangen und es war eben so merkwürdig, als ob sie der Herr in einem zweispännigen Wagen hinübergefahren hätte."

Sam's Frömmigkeit war in Gegenwart seiner Herrin stets äußerst inbrünstig, und erging sich mit großer Vorliebe in biblischen Bildern und Ausdrücken.

„Komm herauf, Sam," rief Mr. Shelby, der ebenfalls auf die Veranda herausgekommen war, „und berichte Deiner Herrin, was sie zu wissen wünscht. Komm herein, Emilie," fuhr er, seinen Arm um sie schlingend, fort, „Du frierst und zitterst, Du giebst Dich Deinen Gefühlen zu sehr hin."

„Ich gebe mich meinen Gefühlen zu sehr hin? — Bin ich nicht ein Weib — eine Mutter? Sind wir nicht Beide Gott für dieses arme Mädchen verantwortlich? Möge der Herr wegen dieser Sünde nicht mit uns in's Gericht gehen."

„Wegen welcher Sünde, Emilie? Du siehst selbst ein, daß wir nur gethan haben, was wir mußten."

„Dessen ungeachtet habe ich ein furchtbares Gefühl der Schuld auf mir," sagte Mrs. Shelby; „ich vermag nicht es hinweg zu vernünfteln."

„Andy, Du Nigger, rühre Dich!" rief Sam unter der Veranda, „führe die Pferde in den Stall. Hörst Du nicht, daß der Master ruft!" und bald darauf erschien Sam mit seinem Palmenhute in der Hand in der Thür.

„Jetzt, Sam, erzähle uns ausführlich, wie die Sache gegangen ist. Wo ist Eliza, wenn Du es weißt?"

„Nun, Master, ich habe sie mit meinen eignen Augen über das Treibeis laufen sehen: Sie ist auf die merkwürdigste Weise hinüber gekommen. Es war geradezu ein Wunder zu nennen, und dann sah ich wie ihr ein Mann auf der Ohioseite hinaufhalf und darauf verschwand sie in der Dunkelheit."

„Sam, dieses Wunder erscheint mir ziemlich apokryphisch, es ist nicht so leicht, auf schwimmenden Eisschollen über einen Fluß zu setzen," sagte Mr. Shelby.

„Leicht! ohne den Beistand des Herrn hätte es Niemand thun können. Sehen Sie, es ist so zugegangen. Mr. Haley und ich und Andy, wir kamen an die kleine Schenke unten beim Flusse und ich war ein Stück vorausgeritten — ich war so eifrig, Lizzy zu fangen, daß ich mich nicht zurückhalten konnte — und als ich an das Fenster kam, war sie richtig dort und die Anderen kamen dicht hinter mir. Nun, ich verlor meinen Hut und schrie deshalb laut genug, daß es die Todten hätte erwecken können. Natürlich hörte es Lizzy und sie wich zurück, als Mr. Haley vorüber ritt, um an die Thür zu kommen und dann machte sie sich zur Seitenthür hinaus und lief an das Flußufer hinab. Mr. Haley sah sie und schrie ihr nach und er und ich und Andy verfolgten sie. Als sie an den Fluß hinabkamen, lief die Strömung dicht am Ufer volle zehn Fuß breit und auf der andern Seite sägte das Eis und ging auf und ab, als ob es eine große Insel wäre. Wir kamen dicht hinter ihr und ich dachte meiner Seel, daß er sie sicher genug hätte; aber sie stieß einen Schrei aus, wie ich ihn noch nie gehört habe und dann war sie jenseits der Strömung auf dem Eise und darauf fing sie an

zu schreien und zu springen, und das Eis knarrte und prasselte und brach und sie sprang darüber wie ein Hirsch, — Gott, was das Mädchen springen konnte! es war meiner Treu etwas ganz Ungewöhnliches."

Mrs. Shelby saß stumm und vor Aufregung bleich da, während Sam seine Geschichte erzählte.

„Gottlob, daß sie nicht todt ist," sagte sie; „aber wo befindet sich das arme Kind jetzt?"

„Der Herr wird für sie sorgen," sagte Sam, indem er fromm die Augen verdrehte. — „Wie gesagt, es giebt ganz gewiß eine Vorsehung, wie uns die Missis stets gelehrt hat. Es giebt immer Werkzeuge, die sich erheben, um den Willen des Herrn zu vollbringen. Wenn ich z. B. heute nicht gewesen wäre, so würde sie ein Dutzend Mal gefangen worden sein. Habe ich nicht diesen Morgen die Pferde losgelassen und bis zur Eßzeit umhergejagt? Habe ich nicht heute Abend Mr. Haley einen Umweg von beinahe fünf Meilen machen lassen, ohne den er Lizzy gewiß eben so leicht eingeholt hätte, wie ein Hund einen Waschbär. Das sind alles die Wege der Vorsehung gewesen."

„Es sind Wege der Vorsehung, mit denen Du gefälligst sparsam umgehen wirst, Mr. Sam. Ich erlaube auf meinem Gute nicht, daß fremden Herren dergleichen Streiche gespielt werden," sagte Mr. Shelby mit der größten Strenge, welche er unter den obwaltenden Umständen aufbieten konnte.

Es ist eben so unmöglich einem Neger vorzuspiegeln, daß man zornig sei, wenn es nicht wirklich der Fall ist, wie einem Kinde. Beide erkennen instinktmäßig die wahre Lage der Dinge, trotz aller Versuche zum Gegentheil. Und Sam ließ sich durch diesen Tadel keineswegs niederschlagen, obgleich er eine Miene voll kläglichen Ernstes annahm und mit dem Palmenhute in der Hand und mit bußfertig herabgezogenen Mundwinkeln dastand.

„Der Master hat ganz recht — es war häßlich von mir, daß läßt sich nicht bestreiten, und natürlich wird die Herrschaft keine solchen Sachen unterstützen. Ich erkenne das recht gut, aber ein armer Nigger, wie ich, fühlt sich mitunter ungeheuer stark versucht, häßlich zu handeln, wenn er die Herren solche Streiche machen sieht, wie Mr. Haley; er ist ganz und gar kein Gentleman; ein Jeder, der so aufgezogen worden ist, wie ich, muß das einsehen."

„Nun, Sam," sagte Mrs. Shelby; „da Du Deine Irrthümer gehörig zu erkennen scheinst, kannst Du jetzt gehen und der Tante Chloe sagen, daß sie Dir ein Stück von dem Schinken geben soll, der heute vom Mittagessen übrig geblieben ist. Du und Andy müßt hungrig sein."

„Die Missis ist viel zu gut für uns," sagte Sam, indem er schnell seinen Kratzfuß machte und sich entfernte.

9. Worin es sich zeigt, daß ein Senator auch nur ein Mensch ist.

Das Licht des muntern Feuers schien auf den Teppich eines kosigen Zimmerchens und glitzerte auf den Theetassen und der schöngeputzten Theekanne, als Senator Bird seine Stiefeln auszog und sich anschickte, die Füße in ein Paar neue hübsche Hausschuhe zu stecken, welche ihm seine Frau während seiner Senatorenreise gearbeitet hatte. Mrs. Bird, die wie ein wahres Bild der Freude aussah, beaufsichtigte die Arrangements des Tisches und vermischte damit von Zeit zu Zeit Ermahnungen an eine Anzahl munterer junger Wesen, die sich allen den unzähligen Neckereien und Ausbrüchen der Kinderlust hingaben, durch welche seit den Tagen der Sündfluth Mütter in Erstaunen gesetzt worden sind. —

„Tom, laß die Thürklinke in Ruhe, sei ein guter Junge. Mary, Mary! zieh die Katze nicht am Schwanze — das arme Miezchen — Jim, Du darfst nicht auf den Tisch klettern — nein, nein! — du weißt nicht, lieber Mann, welche Ueberraschung es für uns Alle ist, Dich heute Abend hier zu sehen," sagte sie endlich, als sie Zeit fand ein Wort zu ihrem Gatten zu sprechen.

„Ja, ja, ich dachte, ich wollte einmal herabkommen, die Nacht zu Hause zubringen und es mir ein wenig bequem machen. Ich bin todtmüde und der Kopf thut mir weh."

Mrs. Bird warf einen Blick auf eine Kampferspiritusflasche, die in dem halboffnen Wandschranke stand, und schien auf eine Annäherung an dieselbe zu sinnen; aber ihr Gatte hielt sie davon ab.

„Nein, nein, Mary, keine Arzeneien, eine Tasse von Deinem guten heißen Thee und etwas von Deiner guten Hausmannskost — weiter verlange ich nichts. Das Gesetzemachen ist ein mühseliges Geschäft."

Und der Senator lächelte, als finde er Gefallen an der Idee, daß er sich für sein Vaterland aufopfere.

„Nun," sagte seine Frau, sobald das Geschäft des Theetisches etwas weniger eifrig geworden war, „was hat man im Senate gethan?" Es war für die sanfte, kleine Mrs. Bird etwas sehr Ungewöhnliches, sich über das, was in dem Hause des Staates vorging, den Kopf zu zerbrechen, da sie sehr weislich der Ansicht war, daß sie in ihrem eigenen genug zu thun habe. Mr. Bird machte daher große Augen und sagte

„Nichts besonders Wichtiges."

„Ist es wirklich wahr, daß man ein Gesetz erlassen hat, um den Leuten zu verbieten, den armen Farbigen, die vorüberkommen, Speise und Trank zu geben? Ich habe von einem solchen Gesetze gehört, aber nicht gedacht, daß es eine christliche gesetzgebende Versammlung erlassen würde!"

„Ei, Mary, Du bist ja plötzlich eine Politikerin geworden."

„Dummes Zeug, ich würde im Allgemeinen keinen Strohhalm um Eure ganze Politik geben, aber dies halte ich geradezu für grausam und unchristlich. Ich will hoffen, lieber Mann, daß kein solches Gesetz erlassen worden ist."

„Es ist ein Gesetz durchgegangen, um den Leuten zu verbieten, den von Kentucky herüberkommenden Sklaven weiter zu helfen. Die rücksichtslosen Abolitionisten haben es so arg getrieben, daß sich unsere Brüder in Kentucky in der stärksten Aufregung befinden und es nothwendig und nicht mehr als christlich und nachbarlich erscheint, von Seiten unseres Staates etwas zu thun, um die Aufregung zu beschwichtigen."

„Und was besagt das Gesetz? es verbietet uns doch nicht, diesen armen Geschöpfen ein Nachtquartier zu geben und ihnen etwas Gutes zu essen vorzusetzen, und ein Paar alte Kleider mitzutheilen und sie in aller Ruhe weiter zu schicken? Thut es das?"

„Freilich, liebes Kind, das hieße „Helfen und Befördern," weißt Du?"

Mrs. Bird war ein schüchternes, blühendes Weibchen von etwa vier Fuß Höhe, guten, sanften, blauen Augen und einem Pfirsichblüth-Teint und der mildesten, lieblichsten Stimme von der Welt. Was ihren Muth betrifft, so war es vorgekommen, daß ein Truthahn von mächtiger Größe sie mit einigem Kaudern in die Flucht geschlagen hatte, und ein tüchtiger Haushund von nur leidlichen Fähigkeiten konnte sie durch das bloße Zeigen seiner Zähne schon zur Unterwerfung bringen.

Ihr Gatte und ihre Kinder waren ihre ganze Welt und in dieser regierte sie mehr durch Bitten und durch Ueberredungen, als durch Befehle oder Vernunft-

gründe. Es gab nur Eines, was sie aufregen konnte und diese Reizbarkeit kam von der Seite ihrer ungewöhnlich sanften, theilnehmenden Natur. Alles, was der Grausamkeit nur ähnlich sah, versetzte sie in einen Zorn, der um so besorgnißerregender und unerklärlicher war, je sanfter sich ihre Natur im Allgemeinen bewies. Beim gegenwärtigen Anlasse erhob sich Mrs. Bird schnell und mit sehr rothen Wangen, was ihr Aeußeres ungemein verschönerte, ging mit entschlossener Miene auf ihren Gatten zu und sagte:

„Nun, John, ich verlange zu wissen, ob Du solche Gesetze wie diese, für recht und christlich hältst."

„Du wirst mich nicht erschießen, Mary, wenn ich sage, daß ich es thue."

„Ich hätte das nie von Dir gedacht, John, Du hast doch nicht dafür gestimmt?"

„Jawohl, meine hübsche Politikerin."

„Du solltest Dich schämen, John. Die armen heimathlosen, schutzlosen Geschöpfe. Es ist ein schändliches, gottloses, abscheuliches Gesetz und ich für meine Person werde es brechen, sobald ich eine Gelegenheit dazu erhalte und ich hoffe, daß ich eine Gelegenheit erhalten werde. Es ist weit gekommen, wenn eine Frau einem armen, hungernden Geschöpfe nicht einmal ein warmes Abendessen und ein Bett geben kann, blos weil es ein Sklave ist und sein ganzes Leben lang gemißhandelt und gedrückt worden war. Die armen Dinger!"

„Aber, Mary, höre mich nur an, Deine Gefühle sind vollkommen recht und gut, und ich liebe Dich deshalb, aber bei alle dem, liebes Kind, dürfen wir unsere Gefühle nicht mit unserm Verstande durchgehen lassen. Du mußt bedenken, daß es keine Sache des Privat-Gefühls ist, es handelt sich um große öffentliche Interessen. Wir leben in einer solchen Aufregung, daß wir unsere Privatgefühle bei Seite legen müssen."

„Nun, John, ich verstehe nichts von der Politik, aber ich kann meine Bibel lesen und in der sehe ich, daß ich Hungrige speisen und Nackte kleiden und die Betrübten trösten muß, und ich gedenke der Bibel zu folgen."

„Aber in Fällen, wo Dein Benehmen große öffentliche Uebel herbeiführen würde!"

„Der Gehorsam gegen Gott führt nie öffentliche Uebel herbei; ich weiß, daß er das nicht kann; es ist stets am sichersten zu thun, wie er es uns befiehlt."

„Höre mich nur an, Mary, ich kann Dir die klarsten Gründe angeben, um Dir zu beweisen —"

„O Unsinn, John, Du kannst die ganze Nacht sprechen ohne es zu thun. Ich stelle es Dir anheim, John; würdest Du ein armes, frierendes, hungriges Geschöpf von Deiner Thür weisen, weil es ein entlaufener Sklave wäre — würdest Du das thun?"

Nun hatte unser Senator, wenn wir die Wahrheit gestehen müssen, das Unglück ein Mann zu sein, der eine ganz besonders humane, zugängliche Natur besaß, und das Fortweisen eines Menschen, der sich in Noth befand, war nie sein starker Punkt gewesen. Das Schlimmste in dieser Beziehung war noch, daß das seine Frau wußte, und natürlich auf einen vertheidigungsunfähigen Punkt Sturm lief. Er nahm daher seine Zuflucht zu dem für solche Fälle vorhandenen, gewöhnlichen Mittel um Zeit zu gewinnen. Er sagte, „Hm!" und hustete verschiedene Male, nahm sein Taschentuch heraus und begann seine Brille zu wischen.

Mrs. Bird, die die schutzlose Lage des feindlichen Gebietes erkannte, war so gewissenlos ihren Vortheil zu verfolgen.

„Ich möchte Dich das thun sehen, John, ich möchte es wirklich! Zum Beispiel ein Frauenzimmer in einem Schneesturme von der Thür weisen, oder

vielleicht sie aufnehmen und in's Gefängniß stecken! — nicht wahr, das würdest Du — Du würdest dazu vollkommen passend sein?"

„Natürlich wäre es eine sehr schmerzliche Pflicht," begann Mr. Bird in gemäßigtem Tone.

„Pflicht! John, gebrauche das Wort nicht. Du weißt, daß es keine Pflicht ist — es kann keine Pflicht sein; wenn die Leute ihre Sklaven vom Entlaufen abhalten wollen, so mögen sie sie gut behandeln. Das ist mein Lehrsatz."

In diesem kritischen Augenblicke steckte der alte Cudjo, der schwarze Diener, seinen Kopf zur Thür herein und forderte die Missis auf in die Küche zu kommen, und unser Senator blickte seinem Frauchen mit einem komischen Gemisch von Belustigung und Aerger nach, setzte sich in den Lehnstuhl zurecht und begann die Zeitung zu lesen.

Nach einem Moment vernahm er die Stimme seiner Gattin, welche mit schnellen eifrigen Tönen zur Thür herein rief:

„John, John! ich bitte Dich auf einen Augenblick hierherzukommen!"

Er legte seine Zeitung nieder und ging in die Küche und schrak über den sich ihm hier darbietenden Anblick erstaunt zurück. Ein junges schlankes Frauenzimmer mit zerrissenen, starr gefrorenen Kleidern, mit nur einem Schuh und blutenden Füßen lag in leichenähnlicher Ohnmacht auf zwei Stühlen. Ihr Gesicht trug den Stempel der verachteten Race und doch konnte man sich nicht enthalten, dessen rührende Schönheit zu fühlen, während seine steinerne Schärfe, sein kaltes, starres leichenartiges Aussehen den Betrachtenden mit schaurigen Gefühlen erfüllte. Er athmete schwer und blieb schweigend stehen.

Seine Frau und die einzige farbige Dienerin, die alte Tante Dina waren geschäftig bemüht, sie wieder zu sich zu bringen, indeß der alte Cudjo den Knaben auf seine Kniee genommen hatte und ihm die Schuhe und Strümpfe abzog und die kleinen kalten Füße rieb.

„Sie sieht furchtbar aus," sagte die alte Dina mitleidig. „Wie es scheint, hat sie die Hitze ohnmächtig gemacht. Sie war ziemlich munter als sie herein kam und fragte, ob sie sich hier nicht ein wenig wärmen könne und ich erkundigte mich eben, woher sie kommt und da wurde sie ohnmächtig. Ihren Händen nach zu urtheilen wird sie nie viel schwere Arbeiten verrichtet haben."

„Das arme Geschöpf!" sagte Mrs. Bird mitleidig, als das Weib langsam seine großen dunkeln Augen aufschlug und sie zweifelhaft anblickte. Plötzlich zog ein Ausdruck der Pein über das Gesicht der Fremden und sie sprang auf und rief:

„O mein Harry, haben sie ihn!"

Bei diesen Worten hüpfte der Knabe von Cudjo's Knie, lief zu ihr heran und erhob seine Arme zu ihr.

„O, er ist hier! er ist hier!" rief sie.

„Ach, Madam," sagte sie verstört zu Mrs. Bird; „bitte, beschützen Sie uns, lassen Sie ihn nicht fangen."

„Hier soll Ihnen Niemand etwas zu leide thun, arme Frau," erwiderte Mrs. Bird ermuthigend. „Sie sind sicher, fürchten Sie nichts."

„Gott segne Sie!" sagte die Frau ihr Gesicht bedeckend und schluchzend, während der kleine Knabe als er sie weinen sah, auf ihren Schooß zu steigen suchte.

Durch eine Menge von sanften, weiblichen Dienstleistungen, welche Keine besser darzubringen verstand, als Mrs. Bird, wurde die arme Frau mit der Zeit etwas ruhiger. Auf der Bank am Feuer bereitete man für sie ein Bett und in Kurzem versank sie in einen tiefen Schlummer, wobei das Kind, welches nicht weniger ermüdet zu sein schien, fest auf ihren Armen schlief, denn die Mutter

widerstand in ängstlicher Aufregung den freundlichsten Versuchen es ihr abzunehmen, und hielt es selbst im Schlafe fest umschlossen, als ob sie sich nicht von ihrer Wachsamkeit abwendig machen lassen wolle.

Mr. und Mrs. Bird waren in das Zimmer zurückgekehrt, wo, so seltsam es auch erscheinen mag, von keiner Seite auf das vorhergegangene Gespräch Bezug genommen wurde. Mrs. Bird beschäftigte sich jedoch mit ihrer Stickerei und Mr. Bird that als ob er die Zeitung läse.

„Ich möchte wissen wer und was sie ist!" sagte endlich Mr. Bird, indem er sie niederlegte.

„Wenn sie erwacht und sich ein wenig erholt hat werden wir sie fragen," sagte Mrs. Bird.

„Höre Frau!" begann der Senator, nachdem er schweigend eine Zeitlang auf das Journal geblickt hatte.

„Nun Liebster!"

„Könnte sie nicht eines von Deinen Kleidern tragen, wenn es ausgelassen würde? Sie scheint etwas größer zu sein, als Du bist."

Auf Mrs. Bird's Gesicht trat ein vollkommen bemerkbares Lächeln als sie antwortete:

„Wir werden sehen."

Wieder eine Pause, die von Mr. Bird abermals unterbrochen wurde.

„Höre Frau!"

„Nun, was giebt es schon wieder?"

„Ei, weißt Du den alten Bombassinmantel, den Du über mich zu breiten pflegst, wenn ich mein Mittagsschläfchen halte, den kannst Du ihr wohl geben. Sie braucht Kleider."

In diesem Augenblicke schaute Dina herein und meldete, daß die Frau erwacht sei und die Missis zu sehen wünsche.

Mr. und Mrs. Bird gingen von den beiden ältesten Knaben gefolgt in die Küche. Die kleinere Bande lag jetzt bereits wohlbehalten im Bett.

Die Frau saß auf der Bank am Feuer; sie blickte unverwandt mit einem ruhigen, verzweifelten Ausdrucke, welcher von ihrer frühern aufgeregten Verstörtheit sehr verschieden war, in die Gluth.

„Haben Sie nach mir verlangt?" sagte Mrs. Bird mit sanften Tönen; „ich hoffe, daß Sie Sich jetzt wohler fühlen, arme Frau."

Ein langgezogener bebender Seufzer war die einzige Antwort, welche sie erhielt; aber die Fremde erhob ihre dunkeln Augen und heftete dieselben mit einem so flehenden, hilflosen Ausdrucke auf sie, daß dem kleinen Weibchen die Thränen in die Augen traten.

„Sie brauchen nichts zu fürchten. Wir sind hier Freunde, arme Frau. Sagen Sie mir, woher Sie kommen und was Sie bedürfen."

„Ich bin von Kentucky gekommen," sagte die Frau.

„Wann?" fragte Mr. Bird, der das Verhör übernahm.

„Diese Nacht."

„Wie sind Sie gekommen?"

„Ich bin auf dem Eise herübergegangen."

„Auf dem Eise herübergegangen?" riefen alle Gegenwärtige.

„Ja," sagte die Frau langsam, „so ist es; mit Gottes Hilfe bin ich auf dem Eise herübergekommen, denn sie waren hinter mir — dicht hinter mir — und es gab keinen andern Ausweg."

„Guter Gott, Missis," sagte Cudjo, „das Eis ist ganz in Schollen geborsten, die sich im Wasser auf und ab schaukeln."

„Ich weiß, daß es so war, ich weiß es, aber ich habe es gethan," sagte die Verstörte; „ich würde nicht gedacht haben, daß ich es könnte — ich hatte nicht geglaubt, daß ich herüberkommen würde, aber ich machte mir nichts daraus; ich konnte nicht mehr als sterben, wenn es mir nicht gelang. Der Herr hat mir geholfen. Keiner weiß, wie ihm der Herr helfen kann, bis er es versucht," fügte die Frau mit blitzenden Augen hinzu.

„Waren Sie eine Sklavin?" fragte Mr. Bird.

„Ja, Sir, ich gehörte einem Manne in Kentucky."

„War er unfreundlich gegen Sie?"

„Nein, Sir, er war ein guter Herr."

„Und war Ihre Herrin unfreundlich gegen Sie?"

„Nein, Sir — nein — meine Herrin ist stets gut gegen mich gewesen."

„Was konnte Sie dann bewegen, eine gute Heimath zu verlassen und zu entlaufen und sich solchen Gefahren auszusetzen?"

Die Frau blickte mit scharfen, forschenden Augen zu Mrs. Bird auf und es entging ihr nicht, daß sie in Trauer gekleidet war.

„Madam," sagte sie plötzlich, „haben Sie je ein Kind verloren?"

Die Frage kam so unerwartet und sie riß eine kaum vernarbte Wunde auf, denn es war erst ein Monat vergangen, seit man ein geliebtes Kind der Familie in das Grab gelegt hatte.

Mr. Bird wendete sich um und trat an das Fenster, und Mrs. Bird brach in Thränen aus, faßte sich aber wieder und sagte:

„Warum fragen Sie das? ich habe ein Kleines verloren."

„Dann werden Sie für mich fühlen. Ich habe zwei verloren, eines nach dem andern — sie sind dort, von wo ich komme, begraben, und ich hatte nur noch dieses Eine. Ich schlief keine Nacht ohne ihn; er war Alles, was ich hatte, er war mein Trost und Stolz bei Tag und Nacht, und, Madam, man wollte ihn mir wegnehmen, ihn verkaufen, ihn nach Süden hinab verkaufen, Madam, wohin er ganz allein gehen sollte — ein Kind, das in seinem ganzen Leben noch nie von seiner Mutter hinweggekommen war. Ich konnte es nicht ertragen, Madam; ich wußte, daß ich nie wieder zu etwas gut sein würde, wenn man es that: und sobald ich wußte, daß die Papiere unterzeichnet waren und daß er verkauft war, nahm ich ihn und entfloh in der Nacht und man jagte mir nach — der Mann, der ihn gekauft hatte, und einige von den Leuten des Herrn, und sie kamen dicht hinter mir herab und ich hörte sie. Ich sprang auf das Eis und wie ich herübergekommen bin, weiß ich nicht. Das Erste, worauf ich mich wieder besinne, war, daß mir ein Mann das Ufer hinaufgeholfen hat."

Die Fremde schluchzte weder, noch weinte sie. Ihre Thränen waren versiegt, aber alle sie Umgebenden zeigten auf die eine oder andere Weise Spuren einer herzlichen Theilnahme.

Die beiden kleinen Knaben hatten sich, nachdem sie verzweifelt in ihren Taschen die Taschentücher gesucht, welche, wie die Mütter wissen, nie dort zu finden sind, untröstlich an das Kleid ihrer Mutter gehangen, wo sie schluchzten und sich nach Herzenslust die Augen und Nasen wischten. Mrs. Bird hatte ihr Antlitz in ihr Taschentuch verborgen und die alte Dina rief mit über ihr schwarzes, ehrliches Gesicht herablaufenden Thränen: „Gott sei uns gnädig!" als ob sie bei einer Feldpredigt wäre, und der alte Cudjo rieb sich die Augen scharf mit seinem Rockärmel und machte eine ungewöhnliche Quantität von Grimassen, während er von Zeit zu Zeit in demselben Tone Ausrufungen ausstieß.

Unser Senator war ein Staatsmann und man konnte ihm natürlich nicht zutrauen, daß er weinte wie andere Sterbliche. Er wendete daher der Gesell-

schaft den Rücken, blickte aus dem Fenster, und schien ganz besonders geschäftig zu sein, sich zu räuspern und seine Brillengläser abzuwischen. Auch putzte er gelegentlich seine Nase auf eine Art, welche vollkommen dazu geeignet gewesen wäre, Verdacht zu erregen, wenn irgend Jemand sich in der Lage befunden hätte, kritische Beobachtungen anzustellen.

„Wie haben Sie mir sagen können, daß Sie einen guten Herrn gehabt hätten?" rief er plötzlich, indem er mit der größten Entschlossenheit ein Aufsteigen in seiner Kehle hinabdrückte und sich rasch zu der Frau umwendete.

„Weil er ein guter Herr war; ich werde das stets von ihm sagen, und meine Herrin war ebenfalls gut, aber sie konnten nicht anders; sie waren Geld schuldig und ein Mann hielt sie auf irgend eine Weise, die ich nicht verstehe, in seinen Händen, und sie waren gezwungen ihm den Willen zu thun. Ich horchte und hörte, wie er der Herrin das sagte und wie sie für mich bat und flehte und er ihr sagte, daß er nicht anders könne und daß die Papiere ausgestellt wären, und dann nahm ich mein Kind und verließ meine Heimath und ging davon. Ich wußte, daß ich nicht im Stande sein würde, länger zu leben, wenn sie es gethan hätten, denn dieses Kind ist Alles, was ich habe."

„Haben Sie keinen Ehemann?"

„Ja, aber er gehört einem andern Herrn. Sein Herr ist sehr hart gegen ihn und läßt ihn fast nie zu mir gehen und er ist immer härter und härter gegen uns geworden und droht ihn nach dem Süden hinab zu verkaufen. Ich werde ihn schwerlich je wieder sehen."

Der ruhige Ton, in welchem die Frau diese Worte sprach, hätte einen oberflächlichen Beobachter auf den Gedanken führen können, daß sie vollkommen gefühllos sei, aber in ihren großen dunkeln Augen lag eine stille Tiefe des Schmerzes, welche etwas ganz Anderes verkündete.

„Und wohin wollen Sie gehen, arme Frau?" fragte Mrs. Bird.

„Nach Canada, wenn ich nur wüßte wo das wäre. Ist es sehr weit bis nach Canada?" fragte sie mit einfacher, vertrauensvoller Miene zu Mrs. Bird aufblickend.

„Armes Ding," sagte Mrs. Bird unwillkürlich.

„Denken Sie, daß es ein sehr weiter Weg ist?" fragte die Frau ernstlich von Neuem.

„Viel weiter als Sie denken, armes Kind," antwortete Mrs. Bird, „aber wir wollen zusehen und überlegen, was sich für Sie thun läßt. Höre, Dina, mache ein Bett in Dein Zimmer dicht bei der Küche und ich will morgen früh nachdenken, was für Sie geschehen kann. Fürchten Sie unterdessen nichts, arme Frau, setzen Sie Ihr Vertrauen auf Gott, er wird Sie beschützen."

Mrs. Bird und ihr Gatte begaben sich wieder in das Wohnzimmer; sie setzte sich in ihren kleinen Schaukelstuhl vor dem Feuer und schaukelte sich nachdenklich hin und her.

Mr. Bird schritt im Zimmer auf und ab und murmelte vor sich hin:

„Pah, pah! — eine verwünscht fatale Geschichte!"

Endlich trat er zu seiner Frau und sagte:

„Höre, Frau, sie muß noch diese Nacht von hier fort. Der Bursche wird morgen in aller Frühe auf der Fährte sein. Wenn es nur die Frau wäre, so könnte sie still liegen bis Alles vorüber wäre, aber das Bürschchen könnte kein Kavallerie-Regiment still halten, dafür möchte ich bürgen. Er würde Alles herausbringen, indem er den Kopf aus irgend einem Fenster oder irgend einer Thür steckte. Es würde für mich ein hübscher Kessel voll Fische sein, wenn ich

gerade jetzt mit den Beiden hier ertappt würde. Nein, sie müssen noch heute Nacht fort."

„Heute Nacht! wie ist das möglich! — wohin?"

„Nun, ich weiß so ziemlich wohin," sagte der Senator, indem er mit nachdenklicher Miene die Stiefeln anzuziehen begann, und als er das Bein halb in dem einen hatte, umfaßte er mit beiden Händen sein Knie und schien sich in eine tiefe Betrachtung zu versenken. „Es ist eine verwünscht fatale, häßliche Geschichte," sagte er endlich, indem er abermals an seinen Stiefelstrippen zu ziehen begann, „und das ist ein Fakt."

Nachdem der eine Stiefel vollkommen angezogen war, saß der Senator mit dem andern in der Hand da, und studirte aufmerksam die Figuren des Teppichs.

„Es muß aber doch geschehen, denn ich sehe keinen andern Ausweg! — Zum Henker mit der ganzen Geschichte!" und er zog eifrig den andern Stiefel an und blickte aus dem Fenster.

Die kleine Mrs. Bird war eine verständige Frau — eine Frau, welche nie in ihrem Leben sagte: „ich habe es Dir ja gesagt!" und bei dem gegenwärtigen Anlasse wußte sie zwar recht gut, welche Gestalt die Betrachtungen ihres Gatten angenommen hatten, enthielt sich aber klüglich jeder Einmischung in dieselben, sondern saß ruhig in ihrem Stuhle und machte eine Miene, als ob sie vollkommen bereit wäre, die Absichten ihres Herrn und Meisters zu vernehmen, sobald er es für angemessen halten würde sie auszusprechen.

„Siehst Du," sagte er, „mein alter Klient Van Tromp ist von Kentucky herübergekommen und hat alle seine Sklaven freigelassen, und er hat ein Gut an dem Creek hier gekauft, das sieben Meilen von hier entfernt im Walde liegt, und wohin Niemand geht, wenn er nicht muß, und es ist ein Ort, der nicht in der Eile zu finden ist. Dort würden sie sicher genug sein und das Unangenehme in der Sache ist, daß heute Nacht außer mir Niemand mit einem Wagen dorthin fahren könnte."

„Warum nicht, Cudjo ist ein ausgezeichneter Kutscher."

„Ja, aber die Sache ist die, man muß zweimal über den Creek setzen und die zweite Ueberfahrt ist sehr gefährlich, wenn man sie nicht so gut kennt wie ich. Ich bin wohl zehn Mal zu Pferde hinüber gegangen und weiß genau, welche Stelle man wählen muß. Siehst Du also, es läßt sich nicht ändern, Cudjo muß gegen Mitternacht die Pferde in aller Stille einspannen und ich werde sie hinüberbringen und um der Sache ein Mäntelchen umzuhängen, muß er mich dann nach dem nächsten Wirthshause fahren, damit ich mich auf die zwischen Drei bis Vier vorüberkommende Post, die nach Columbus geht, setzen kann, und es wird also aussehen, als ob ich den Wagen nur dazu hätte. Ich werde in der Morgenfrühe wieder bei den Geschäften sein, aber ich denke, daß ich mir nach Allem, was gesagt und gethan worden ist, dort sehr unnütz vorkommen werde. Ich kann jedoch einmal nicht anders."

„Dein Herz ist in diesem Falle besser als Dein Kopf, John," sagte die Frau, indem sie ihre kleine weiße Hand auf ihn legte. „Hätte ich Dich je lieben können, wenn ich Dich nicht besser gekannt hätte als Du Dich selbst kennst?"

Und das Weibchen sah mit den in ihren Augen schimmernden Thränen so hübsch aus, daß der Senator dachte, daß er ein entschieden gescheidter Bursche sein müsse, um ein so hübsches Geschöpf zu einer so leidenschaftlichen Bewunderung seiner selbst zu bringen. Und was konnte er daher thun, als ruhig aus dem Zimmer gehen, um nach dem Wagen zu sehen.

An der Thür verweilte er jedoch einen Augenblick, kam darauf wieder in das Zimmer und sagte mit einigem Zaudern:

„Mary, ich weiß nicht, was Du dabei fühlen würdest, aber die ganze Kommode liegt voll von Sachen — von dem armen kleinen Henry.“ —

Mit diesen Worten wendete er sich schnell auf dem Absatze um und schloß hinter sich die Thür.

Seine Gattin öffnete das Schlafzimmerchen, welches an ihr Gemach stieß, setzte das Licht dort auf eine Kommode, nahm aus einer kleinen Nische einen Schlüssel, steckte ihn gedankenvoll in das Schloß eines Schubkastens und machte eine plötzliche Pause, während zwei Knaben, die ihr dicht auf dem Fuße gefolgt waren, dabei standen und mit stummen, bedeutsamen Blicken auf ihre Mutter schauten. Sie öffnete langsam den Kasten. Hier lagen kleine Röcke von verschiedenen Formen und Mustern, Haufen von Schürzchen und Reihen von kleinen Strümpfen, und aus den Falten eines Papiers schauten sogar ein Paar an den Zehen abgenutzter und beriebener Schuhe hervor. Auch Spielsachen, ein hölzerner Wagen mit Pferden, ein Kreisel, ein Ball lagen hier — Andenken, die sie unter Thränen und mit halb gebrochenem Herzen zusammen getragen hatte. Sie setzte sich bei dem Kasten nieder, stützte den Kopf auf ihre Hand und weinte, daß ihr die Thränen zwischen den Fingern hindurch in den Kasten hinab fielen. Dann erhob sie plötzlich den Kopf und begann mit ängstlicher Hast die einfachsten und dauerhaftesten Gegenstände auszuwählen und ein Bündelchen daraus zu machen.

„Mama,“ sagte einer von den Knaben, indem er leise ihren Arm berührte, „willst Du diese Dinge weggeben?“

„Meine lieben Kinder,“ sagte sie sanft und ernst, „wenn unser lieber guter kleiner Henry vom Himmel herabblickt, so wird er sich freuen, daß wir dies thun. Ich wäre nicht im Stande, die Sachen einer gewöhnlichen Person — einem glücklichen Menschen zu geben, aber ich gebe sie einer Mutter, die unglücklicher und betrübter ist wie ich, und ich hoffe, daß Gott dazu seinen Segen verleihen wird.“

Es giebt in dieser Welt Menschen, aus deren Schmerzen Freuden für Andere aufwachsen, deren unter Thränen in das Grab gesenkte irdische Hoffnungen der Samen sind, aus welchem heilende Blumen und Balsam für Trostlose und Bekümmerte hervorkeimen. Zu diesen gehörte die zarte Frau, welche hier bei der Lampe saß und unter Thränen die Andenken ihres eigenen verlorenen Kindes für den verstoßenen Wanderer zusammensuchte.

„Nach einiger Zeit öffnete Mrs. Bird den Kleiderschrank, nahm ein paar einfache, brauchbare Kleider daraus und setzte sich an ihr Arbeitstischchen und begann mit Nadel, Scheere und Fingerhut in aller Stille das „Auslassen,“ welches ihr Gatte empfohlen hatte, und so blieb sie beschäftigt bis die alte Wanduhr in der Ecke Zwölf schlug, und sie das leise Rasseln von Rädern an der Thür hörte.

„Mary,“ sagte ihr jetzt mit dem Ueberrock in der Hand hereinkommender Mann, „Du mußt sie jetzt wecken. Wir müssen fort.“

Mrs. Bird legte eilig die verschiedenen von ihr zusammengebrachten Gegenstände in einen kleinen Koffer, verschloß ihn, bat ihren Gatten ihn nach dem Wagen zu schaffen und entfernte sich darauf um die Frau zu rufen.

Diese erschien bald mit einem Mantel, Hut und Shawl, welche ihrer Wohlthäterin gehört hatten, angethan und mit ihrem Kinde auf dem Arme in der Thür. Mr. Bird führte sie hastig an den Wagen und Mrs. Bird folgte ihr bis an den Tritt desselben. Eliza beugte sich heraus und streckte ihr die Hand

entgegen. Eine eben so weiche und schöne Hand wurde in die ihre gelegt. Sie heftete ihre großen dunkeln, von tiefer Bedeutung erfüllten Augen auf Mrs. Bird's Gesicht und schien sprechen zu wollen. Ihre Lippen bewegten sich, sie versuchte es ein= bis zweimal, aber es kam kein Laut und sie deutete mit einem unvergeßlichen Blick nach oben, sank auf den Sitz zurück und bedeckte ihr Gesicht.

Der Schlag wurde geschlossen und der Wagen fuhr hinweg

Es war spät in der Nacht als die Kutsche triefend und Koth bespritzt aus dem Creek kam und an der Thür eines großen Farmhauses vorfuhr. Es bedurfte einer nicht unbedeutenden Ausdauer um die Bewohner zu wecken, endlich aber erschien der wackere Besitzer und öffnete die Thür. Er war ein hochgewachsener hagerer Bursche, der volle sechs Fuß und einige Zoll maß, wenn er in den Strümpfen stand und ein rothflanellnes Jagdhemd trug, eine starke, natürliche Perrücke von rothen Haaren in entschieden verzaustem Zustande und ein mehrere Tage alter Bart verliehen dem guten Manne ein, gelind gesagt, nicht besonders einnehmendes Aussehen.

Er stand einige Minuten lang da, hielt das Licht in die Höhe und blinzelte unsern Reisenden mit einem wahrhaft komischen verstörten und unschlüssigen Ausdruck an. Es kostete unserm Senator einige Mühe um ihn zum Verständniß der Sache zu bringen, und während er sich auf's Beste bemüht, dies zu thun, wollen wir ihn unsern Lesern vorstellen.

Der ehrliche alte John van Tromp war einst ein bedeutender Grund= und Sklavenbesitzer im Staate Kentucky gewesen. Da er vom Bären nichts besaß, als die Haut und von der Natur mit einem großen redlichen, gerechten Herzen, welches seiner riesigen Gestalt völlig entsprach, begabt war, hatte er mehrere Jahre hindurch mit unterdrücktem Mißbehagen die Wirkungen eines Systems beobachtet, welches für die Unterdrücker eben so schlimm ist, wie für die Unterdrückten. Endlich war eines Tages John's großes Herz zu voll geworden, um seine Fesseln länger zu ertragen, und er nahm daher seine Brieftasche aus dem Pulte und ging nach Ohio hinüber, kaufte eine Viertel Township guten, fetten Landes, stellte allen seinen Leuten, Männern, Weibern und Kindern Freischeine aus, packte sie in Wagen und schickte sie hinüber, um sich dort niederzulassen und hierauf kehrte der ehrliche John sein Gesicht dem Creeklaufe zu und zog sich auf eine nette, einsam gelegene Farm zurück, um in der Stille seinen Gedanken nachzuhängen.

„Sind Sie der Mann, einer armen Frau mit einem Kinde Schutz vor Sklavenfängern zu gewähren?“ fragte der Senator kurz und deutlich.

„Das glaube ich wohl,“ erwiderte der ehrliche John mit bedeutendem Nachdruck.

„Das dachte ich mir,“ entgegnete der Senator.

„Wenn irgend Jemand kommt,“ rief der gute Mann, indem er seine hohe muskulöse Gestalt aufrichtete, „nun, so bin ich hier für ihn bereit, und ich habe sieben Söhne, von denen jeder sechs Fuß lang ist, und die ebenfalls für ihn bereit sein würden. Ueberbringen Sie den Sklavenfängern mein Kompliment,“ fuhr John fort; „sagen Sie ihnen, daß sie je eher, je lieber kommen sollen, und daß es uns angenehm sein wird, sie zu sehen.“

Und er fuhr mit den knochigen Fingern durch das dicke Haardach seines Kopfes und brach in ein munteres Lachen aus.

Müde, erschöpft und muthlos schleppte sich Eliza mit ihren in tiefem Schlafe

auf ihrem Arm liegenden Kinde zur Thür heran. Der rauhe Mann hielt das Licht vor ihr Gesicht, stieß eine Art von mitleidigem Grunzen aus, öffnete die Thür eines kleinen Schlafzimmers, welches an die große Küche, in der sie standen, stieß, und winkte ihr hinein zu gehen. Er nahm ein Licht vom Regale, zündete es an, setzte es auf den Tisch und redete darauf Eliza an.

„Nun, hört Ihr, Dirne, Ihr braucht Euch kein bischen zu fürchten. Mag herkommen, wer da will, ich bin auf alle Dinge gerüstet," und er deutete auf zwei bis drei über dem Kaminsims hängende Büchsen, „und die meisten Leute, die mich kennen, wissen, daß es nicht gesund für sie sein würde, irgend Jemand aus meinem Hause holen zu wollen, wenn ich dagegen bin. Legt Euch also jetzt nur in aller Ruhe schlafen, als ob Euch Eure Mutter einwiegte."

Und er schloß die Thür.

„Ei, das ist ein ganz ungewöhnlich hübsches Mädchen," sagte er zu dem Senator. „Jawohl, die Hübschen haben mitunter die größte Ursache zum Entlaufen, wenn sie Gefühle besitzen, wie sie ordentlichen Frauenzimmern geziemen, das weiß ich Alles."

Der Senator erklärte ihm in wenigen Worten Eliza's Geschichte.

„Oho, steht es so," sagte der gute Mann mitleidig; „hm, so, ja, das ist natürlich! Das arme Geschöpf! gejagt, wie ein Reh gejagt, weil sie natürliche Gefühle hat, und das thut, was keine ordentliche Mutter lassen könnte. Ich will Ihnen etwas sagen; solche Dinge bringen mich dem Fluchen am nächsten," rief der ehrliche John, indem er sich die Augen mit dem Rücken einer großen mit Sommersprossen bedeckten gelben Hand wischte.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Fremder; es hat Jahre lang gedauert, ehe ich mich der Kirche anschloß, weil die Prediger in unserer Gegend zu predigen pflegten, daß die Bibel dergleichen Dinge gut heiße, und da ich ihnen mit ihrem Griechischen und Hebräischen nicht die Stange halten konnte, so habe ich mich gegen sie und die Bibel und Alle aufgelehnt. Ich bin nicht eher zur Kirche getreten, als bis ich einen Prediger fand, der es ihnen Allen im Griechischen und Allem gleich that, und der gerade das Gegentheil sagt, und dann schloß ich mich der Kirche an — ja, das ist ein Fakt," sagte John, der mittlerweile eine Flasche mit starkem moussirendem Elder entpfropft hatte und sie jetzt dem Senator anbot.

„Ihr werdet am besten thun, bis zum Anbruch des Tages hier zu bleiben," sagte er herzlich, „und ich will meine Alte rufen und für Euch im Handumdrehen ein Bett aufschlagen lassen."

„Ich danke Ihnen, mein guter Freund," antwortete der Senator; „ich muß weiter, um die nächste Post nach Columbus zu nehmen."

„Nun dann, wenn Ihr müßt, so will ich ein Stück Weges mit Euch gehen und Euch eine kürzere Straße zeigen, auf der Ihr besser dorthin gelangen könnt, als über die, auf der Ihr gekommen seid. Jene ist mächtig schlecht."

John kleidete sich an und führte bald darauf mit einer Laterne in der Hand den Wagen des Senators nach einem Wege, der hinter seinem Hause in einer Vertiefung hinlief. Als sie sich trennten, steckte ihm der Senator eine Zehndollarnote in die Hand.

„Das ist für sie," sagte er lakonisch.

„Schon gut," antwortete John mit gleicher Kürze

Sie schüttelten einander die Hände und schieden

10. Die Waare wird fortgeschafft.

Der Februarmorgen blickte grau und regnerisch in das Fenster der Hütte Tom's. Er beleuchtete niedergeschlagene Gesichter, die Bilder trauriger Herzen. Vor dem Feuer stand das mit einer Plättdecke überzogene Tischchen, ein paar frischgeplättete grobe, aber reine Hemden hingen auf der Lehne eines Stuhls am Kamin und Tante Chloe hatte ein drittes vor sich auf dem Tische ausgebreitet. Sie rieb und plättete sorgfältig jede Falte und Nath, indem sie von Zeit zu Zeit ihre Hand zum Gesicht erhob, um die ihr über die Wangen herablaufenden Thränen abzuwischen.

Tom saß mit dem auf seinen Knieen aufgeschlagenen neuen Testamente und auf seine Hand gestütztem Kopfe bei ihr, aber weder er noch sie sprach ein Wort. Es war noch früh und die Kinder lagen beisammen in ihren Bettchen und schliefen.

Tom, der den sanften, häuslichen Charakter, welcher zum Unglück seiner Race dieselbe besonders auszeichnet, im vollen Umfange besaß, stand auf und trat schweigend an das Bettchen, um seine Kinder zu betrachten.

„Es ist das letzte Mal," sagte er.

Tante Chloe antwortete nicht, sondern überplättete nur das grobe Hemd, welches bereits so glatt war, als es Menschenhände nur immer machen konnten, von Neuem, setzte aber endlich ihr Plätteisen mit einer verzweiflungsvollen Bewegung nieder, sank auf einen Stuhl am Tische und weinte laut.

„Wir sollen uns darein ergeben; aber Herr, wie kann ich das thun? Wenn ich nur wüßte, wohin man Dich bringen oder wie man Dich behandeln wird! Die Missis sagt, daß sie versuchen wolle, Dich in einem oder ein paar Jahren loszukaufen, aber von Denen, die dort hinabgehen, ist noch Keiner wiedergekommen. Sie werden dort umgebracht. Ich habe gehört, wie man sie in den Pflanzungen arbeiten läßt."

„Derselbe Gott, der hier ist, wird auch dort sein, Chloe."

„Nun," sagte Tante Chloe, „wenn auch, aber der Herr läßt mitunter entsetzliche Dinge geschehen. Das bringt mir keinen Trost."

„Ich stehe in der Hand des Herrn," sagte Tom, „nichts kann weiter gehen, als er es zuläßt, und es giebt E i n e s, wofür ich ihm danken kann: es ist das, daß i ch verkauft bin und hinabgehen muß und nicht Du und die Kinder. Ihr seid hier in Sicherheit, was kommen wird, fällt nur auf mich und der Herr wird mir helfen — ich weiß, daß er es thun wird." Tom sprach das mit erstickter Stimme, aber man hörte daraus sein muthiges, starkes Herz. „Laß uns an die Gnade denken, die uns zu Theil geworden ist," fügte er bebend hinzu, als sei er vollkommen sicher, daß er es nöthig habe, sehr stark daran zu denken.

„Gnade!" erwiderte Tante Chloe, „ich sehe keine Gnade darin! es ist nicht recht! es ist nicht recht, daß es so kommen kann. Der Master hätte es nicht zulassen dürfen, daß Du für seine Schulden genommen werden k o n n t e st. Du hast ihm Alles das, was er für Dich erhält, doppelt verdient. Er war Dir Deine Freiheit schuldig und hätte Dir sie vor Jahren geben sollen. Es ist möglich, daß er es jetzt nicht ändern kann, aber ich fühle, daß es Unrecht ist. Davon kann mich nichts abbringen. Du bist ein so treues Geschöpf gewesen und hast stets Deine Geschäfte in jeder Hinsicht den seinen nachgesetzt und auf ihn mehr gehalten als auf Deine eigne Frau und Kinder. Gott verzeihe es Denjenigen, die Liebe und Herzblut verkaufen, um aus ihren Schulden zu kommen."

„Chloe, wenn Du mich lieb hast, so sprich nicht so, denn es wird vielleicht das letzte Mal sein, daß wir je beisammen sind! Und ich sage Dir, Chloe, es geht mir gegen den Strich, ein Wort gegen den Master zu hören. Ist er nicht

schon als Kind in meine Arme gelegt worden? Es ist natürlich, daß ich ihn hochhalte, und es war nicht zu erwarten, daß er so viel an den armen Tom denken sollte. Die Herren sind es gewöhnt, daß alle solche Dinge für sie gethan werden und natürlicher Weise denken sie nicht so viel davon. Es ist nicht von ihnen zu erwarten. Stelle ihn einmal neben andere Herren. — Wer hat eine Behandlung und ein Leben gehabt wie ich! Und er hätte dies nie über mich kommen lassen, wenn er es hätte voraus sehen können. Ich weiß, daß er es nicht gethan haben würde."

„Nun, es ist jedenfalls etwas Unrechtes dabei," sagte Tante Chloe, zu deren hervorragenden Zügen ein hartnäckiges Rechtsgefühl gehörte. Ich verstehe nicht, wo das Unrecht liegt, daß aber Unrecht dabei ist, davon soll mich nichts abbringen."

„Du mußt zum Herrn hinaufblicken, er ist über uns Allen — gegen seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache."

„Das tröstet mich nicht, wenn es das auch vielleicht thun sollte," sagte Tante Chloe; „das Reden nutzt jedoch nichts, ich will jetzt den Maiskuchen backen und Dir noch ein gutes Frühstück machen, wer weiß, wenn Du wieder eines erhältst."

Das einfache Frühmahl dampfte bald auf dem Tische, denn Mrs. Shelby hatte an jenem Morgen der Tante Chloe Urlaub aus dem Herrenhause gegeben. Die arme Seele hatte zu diesem Abschiedsmahle ihre ganzen Kräfte aufgeboten — ihr zartestes Hühnchen geschlachtet und zugerichtet und ihren Maiskuchen mit skrupulöser Genauigkeit bereitet, wie sie wußte, daß er ihrem Gatten schmeckte, und aus einigen Töpfen auf dem Kaminsims eingemachte Früchte genommen, welche nur bei den wichtigsten Gelegenheiten zum Vorschein kamen.

„Gott, Peter," sagte Moses triumphirend, „heute haben wir einmal ein gutes Frühstück!" und er langte sich ein Stück von dem Huhn zu.

Tante Chloe ließ ihm augenblicklich eine Ohrfeige zukommen.

„Da hast Du's! Mußt Du noch beim letzten Frühstück, das Dein armer Vater zu Hause haben wird, Spektakel machen?"

„O, Chloe!" sagte Tom sanft.

„Nun, ich kann mich nicht halten," antwortete Chloe, indem sie ihr Gesicht in der Schürze verbarg, „ich bin so außer mir, daß ich nicht weiß, was ich thue."

Die Knaben standen stumm da und blickten bald ihren Vater, bald ihre Mutter an, während das Jüngste an den Kleidern der Letzteren heraufkletterte und gebieterisch verlangend zu schreien begann.

„Da," sagte Tante Chloe, sich die Augen wischend und das Kind auf ihre Arme nehmend, „jetzt bin ich hoffentlich ruhig. Eßt nur zu. Das ist mein bestes Hühnchen. Da, Jungen, Ihr sollt auch etwas haben, Ihr armen Geschöpfe. Eure Mama ist böse gegen Euch gewesen."

Die Knaben bedurften keiner zweiten Einladung und machten sich eifrig an die Speisen, und es war ein Glück, daß sie es thaten, da sonst von dem Frühstück nur sehr wenig verzehrt worden sein würde.

„Nun," sagte Tante Chloe, sobald das Frühstück beendigt war, „jetzt muß ich Deine Kleider einpacken, es ist leicht möglich, daß er Dir sie alle abnehmen wird. Ich weiß, wie es die Menschen machen — sie haben einen schmutzigen Geiz. Dein Flanellzeug für den Rheumatismus liegt in dieser Ecke, nimm es gut in Acht, denn Du wirst jetzt keinen Menschen mehr haben, der Dir neues macht Das sind Deine alten Hemden und das Deine neuen. Die Strümpfe habe ich Dir gestern Abend gestopft und den Knäuel hineingelegt; aber, Gott,

wer wird sie Dir das nächste Mal ausbessern!" Und Tante Chloe, welche abermals von ihren Gefühlen überwältigt wurde, legte schluchzend den Kopf auf die Kiste. „Wenn ich bedenke, daß kein Mensch in kranken oder gesunden Tagen mehr für Dich sorgen wird! Ich denke wirklich, daß ich nicht gut sein sollte."

Nachdem die Knaben Alles, was auf dem Frühstückstische stand, verzehrt hatten, begannen sie an die Lage der Dinge zu denken, und da sie ihre Mutter weinen und ihren Vater mit trüber Miene dasitzen sahen, zu schluchzen und sich die Augen zu reiben. Onkel Tom hatte den Säugling auf dem Knie und gestattete ihm sein Gesicht zu kratzen und ihn am Haar zu zupfen und in lärmende Freudenrufe, welche offenbar seinen innern Reflexionen entsprangen, auszubrechen.

„Ja, krähe nur zu, arme Kreatur," sagte Tante Chloe, „Du wirst auch noch daran kommen, Du wirst es erleben, Deinen Mann verkaufen zu sehen oder vielleicht selbst verkauft zu werden, und die Jungen hier werden wohl auch noch verkauft werden; das ist leicht möglich, sobald sie zu etwas nütze sind. Nigger dürfen einmal nichts haben."

Hier rief einer von den Knaben: „Da kommt die Missis."

„Sie kann auch nichts nutzen, weshalb kommt sie?" sagte Tante Chloe.

Mrs. Shelby trat ein. Tante Chloe holte ihr auf entschieden mürrische Weise einen Stuhl herbei. Sie schien weder die Art, in der es geschah, noch die Bewegung überhaupt zu bemerken. Sie sah bleich und sorgenvoll aus.

„Tom," sagte sie, „ich komme um —" und sie hielt plötzlich inne, betrachtete die stumme Gruppe, sank in den Stuhl, bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuche und begann zu schluchzen.

„Gott, Missis — thun Sie das nicht!" rief Tante Chloe, die jetzt ebenfalls zu schluchzen begann, und sie brachen Alle in Thränen aus.

„Mein guter Bursche," sagte Mrs. Shelby, „ich kann Dir nichts geben, was Dir von Nutzen sein würde. Wenn ich Dir Geld gäbe, so würde man es Dir nur wieder abnehmen, aber ich sage Dir feierlich und vor Gott, daß ich Dich nicht aus den Augen verlieren und Dich wieder zurückbringen werde, sobald ich das Geld auftreiben kann. Bis dahin vertraue auf Gott."

Hier schrieen die Knaben, daß Mr. Haley komme und kurz darauf wurde die Thür mit einem Fußtritte aufgestoßen. Haley stand in der schlimmsten Laune auf der Schwelle, denn er war die vorhergegangene Nacht scharf geritten und durch den schlechten Erfolg des Versuchs seiner Beute wieder habhaft zu werden, keineswegs zu einer friedlichen Stimmung geneigt gemacht worden.

„Komm Du Nigger, bist Du fertig?" rief er. „Diener Madam," und er nahm den Hut ab, als er Mrs. Shelby sah.

Tante Chloe verschloß die Kiste, umschnürte sie, stand auf und blickte zornig den Sklavenhändler an. Ihre Thränen schienen sich plötzlich in Feuerfunken verwandelt zu haben.

Tom erhob sich unterwürfig um seinem neuen Herrn zu folgen und nahm seine schwere Kiste auf die Schulter. Seine Frau nahm den Säugling in die Arme um mit ihm bis an den Wagen zu gehen, und die immer noch weinenden Kinder bildeten den Nachtrab.

Mrs. Shelby trat zu dem Händler, hielt ihn einige Augenblicke zurück und sprach eifrig mit ihm, während die ganze Familie sich zu einem angespannt vor der Thür stehenden Wagen begab.

Sämmtliche Sklaven des Gutes hatten sich um denselben versammelt, um von ihrem alten Genossen Abschied zu nehmen. Sie hatten Tom sowohl als obersten Diener wie als Lehrer des Christenthums hoch verehrt und besonders

unter dem weiblichen Theile gab sich redliche Theilnahme und Schmerz in bedeutendem Maße kund.

„Ei Chloe, Du trägst es besser wie wir,“ sagte eines von den Weibern, welches reichliche Thränen vergossen hatte, als es die düstere Stille, womit Tante Chloe am Wagen stand, wahrnahm.

„Meine Thränen sind vorüber,“ sagte sie mit einem grimmigen Blicke auf den jetzt herankommenden Sklavenhändler. „Ich kann vor dem alten Satan dort nicht weinen.“

„Steige ein,“ sagte Haley zu Tom, als er durch die ihn mit gerunzelter Stirn anblickende Sklavengruppe schritt.

Tom stieg ein und Haley zog unter dem Wagensitze ein paar schwere Fesseln hervor und schloß sie um die Knöchel des Negers.

Den ganzen Kreis durchlief ein dumpfes Stöhnen der Entrüstung und Mrs. Shelby rief von der Veranda aus:

„Ich versichere Ihnen, Mr. Haley, daß diese Vorsichtsmaßregel vollkommen unnöthig ist.“

„Daß weiß ich nicht Madam, ich habe in diesem Hause schon fünfhundert Dollars verloren und kann mich keiner weiteren Gefahr aussetzen.“

„Was konnte sie anders von ihm erwarten!“ sagte Tante Chloe zornig während die beiden Knaben, die jetzt das Schicksal ihres Vaters zu begreifen schienen, sich unter heftigem Schluchzen und Weinen an ihr Kleid hingen.

„Es thut mir leid, daß Mr. George nicht da ist,“ sagte Tom.

George war nach einem benachbarten Gute gegangen um zwei bis drei Tage bei einem Kameraden zuzubringen, und hatte, da er in der Frühe des Morgens, ehe Tom's Unglück allgemein bekannt wurde, abgereist war, nichts davon vernommen.

„Grüßt Mr. George,“ sagte er noch vom Wagen herab.

Haley peitschte das Pferd und Tom wurde mit bis zur letzten Minute auf seinen Geburtsort gehefteten trüben Blicken aus der Gegend entführt.

Mr. Shelby war zu jener Zeit nicht zu Hause. Er hatte Tom, von der Nothwendigkeit getrieben, verkauft, um aus der Gewalt eines Mannes, den er fürchtete zu kommen, und sein erstes Gefühl nach dem Abschlusse des Handels war das der Erleichterung gewesen. Die Vorstellungen seiner Gattin hatten jedoch sein halbschlummerndes Bedauern erweckt und Tom's Uneigennützigkeit das Unangenehme seiner Gefühle verstärkt. Er sagte sich vergebens, daß er das Recht habe, es zu thun, daß es ein Jeder thue und daß Manche es selbst ohne die Entschuldigung der Nothwendigkeit thaten; er konnte seine Gefühle nicht unterdrücken und hatte um nicht Zeuge von der unerfreulichen Scene des Abschieds werden zu müssen, eine kurze Geschäftsreise angetreten, indem er hoffte, daß vor seiner Rückkehr Alles vorüber sein würde.

Tom und Haley rollten auf der staubigen Landstraße dahin bis sie die Grenze des Gutes hinter sich hatten und auf die offene Chaussee kamen. Nachdem sie etwa eine Meile gemacht hatten, hielt Haley plötzlich an der Thür einer Schmiede an, nahm ein paar Handschellen aus dem Wagen und trat in die Werkstätte um an ihnen eine kleine Aenderung vornehmen zu lassen.

„Diese hier sind für seinen Bau etwas zu eng,“ sagte Haley, indem er die Schellen zeigte und auf Tom hinaus deutete.

„Herrgott, ist das nicht Shelby's Tom? — er hat ihn doch nicht verkauft?“ sagte der Schmied.

„Ja, das hat er,“ antwortete Haley.

„Ei wirklich! was Ihr da sagt!“ rief der Schmied. — „Wer hätte das

gedacht. Nun ihr braucht ihn nicht so zusammenzuschließen; er ist das treueste, beste Geschöpf."

„Ja ja," sagte Haley; „aber die guten Burschen sind gerade Diejenigen, die am meisten auf das Entlaufen ausgehen. Die Dummen, denen es egal ist, wohin sie gehen und die liederlichen Trunkenbolde, die sich aus Nichts etwas machen, bleiben bei Einem und machen sich ein Vergnügen daraus, sich umher fahren zu lassen, aber die Kerle von der Primasorte hassen es wie die Sünde. Es giebt nichts Besseres, als sie zu fesseln; sie haben Beine und gebrauchen sie, sobald sie können."

„Nun," sagte der Schmied indem er unter seinen Werkzeugen umhersuchte, „die Pflanzungen dort unten, Fremder, sind nicht eben der Ort, wohin die Kentuckyer Nigger gern gehen. Sterben sie dort nicht sehr schnell?"

„Jawohl, leidlich schnell; das Acclimatisiren und das Eine oder Andere bringt sie so häufig um, daß auf dem Markte beständig gute Nachfrage ist."

„Nun, man kann sich des Gedankens nicht enthalten, daß es Jammerschade ist, daß ein wackerer stiller, anständiger Bursche, ein so guter Kerl wie Tom, auf einer von den Zuckerplantagen aufgebraucht werden soll."

„Ei, er hat gute Aussichten. Ich habe das Versprechen gegeben, mich seiner anzunehmen, ich werde ihn als Hausdiener in einer guten alten Familie unterbringen, und wenn er das Acclimatisiren und das Fieber übersteht, so wird er sich dort so wohl befinden, wie es ein Neger nur immer verlangen kann."

„Seine Frau und Kinder bleiben wohl hier oben zurück?"

„Ja, aber er wird dort eine andere erhalten. Gott, Weiber giebt's überall genug," sagte Haley.

Tom saß betrübt vor der Schmiede, während dieses Gespräch im Innern stattfand. Plötzlich vernahm er hinter sich den schnellen, kurzen Hufschlag eines Pferdes und ehe er sich noch von seiner Ueberraschung erholen konnte, befand sich George, der Sohn seines ehemaligen Herrn bei ihm. Er sprang in den Wagen, schlang stürmisch seine Arme um den Hals des Negers und schluchzte und schalt energisch.

„Es ist wahrhaftig gemein. Sie mögen Alle sagen, was sie wollen, aber es ist eine Sünde und Schande. Wenn ich ein Mann wäre, so sollten sie es nicht thun — sie sollten es wahrhaftig nicht thun," schrie George.

„O Mr. George, das thut mir gut," sagte Tom, „ich hätte es nicht ertragen können, fortzugehen, ohne Sie gesehen zu haben. Sie wissen nicht, wie gut es mir thut."

Hier machte Tom eine Bewegung mit den Füßen und George's Blicke fielen auf die Fesseln.

„Das ist eine Schande!" rief er die Hände emporhebend. „Wahrhaftig, ich werde den alten Kerl zu Boden schlagen — ja, das werde ich."

„Nein, das werden Sie nicht, Mr. George, und Sie müssen nicht so laut sprechen, es wird mir nichts helfen, wenn Sie ihn böse machen."

„Nun, um Deinetwillen werde ich es unterlassen, aber es ist eine wahre Schande. Man hat mich weder kommen lassen, noch mir auch nur ein Wort gesagt, und wenn Tom Lincon nicht gewesen wäre, so hätte ich gar nichts davon gehört. Ich habe sie zu Hause alle gehörig dafür ausgescholten, das kann ich Dir sagen."

„Ich fürchte, daß das nicht recht war, Mr. George."

„Ich kann nicht anders; ich bleibe dabei, daß es eine Schande ist. Schau her, Onkel Tom," fügte er hinzu, indem er der Schmiede den Rücken zukehrte

und einen geheimnißvollen Ton annahm; „ich habe Dir meinen Dollar mitgebracht."

„O, ich kann ihn um die Welt nicht annehmen, Mr. George," sagte Tom tiefgerührt.

„Aber Du mußt ihn nehmen!" drängte George, „sieh, ich habe der Tante Chloe gesagt, daß ich es thun wollte und sie hat mir den Rath gegeben, ein Loch hindurchzumachen und ein Band hineinzuziehen, damit Du ihn um den Hals hängen kannst, so daß er ihn nicht sieht. Der gemeine Schuft würde ihn Dir sonst abnehmen. Hörst Du, Tom, ich habe große Lust, ihm gehörig die Leviten zu lesen, es würde mir gut thun."

„Nein, thun Sie es nicht, Mr. George, denn es würde für mich nicht gut sein."

„Nun, um Deinetwillen werde ich es lassen," sagte George, indem er eifrig den Dollar um Tom's Hals hing; „so, aber jetzt knöpfe den Rock fest darüber zu und behalte ihn, und jedesmal, wenn Du ihn siehst, erinnere Dich daran, daß ich Dir nachkommen und Dich wieder holen werde. Ich habe mit Tante Chloe darüber gesprochen und ihr gesagt, daß sie keine Furcht haben solle, ich werde dafür sorgen und den Vater todt quälen, wenn er es nicht thut."

„O Mr. George, Sie müssen nicht so von Ihrem Vater sprechen."

„Gott, Onkel Tom, ich meine nichts Böses."

„Und nun, Mr. George," sagte Tom, „jetzt müssen Sie ein guter Junge sein. Bedenken Sie, wie Viele ihre Hoffnungen auf Sie gesetzt haben. Halten Sie Sich stets nach Ihrer Mutter. Nehmen Sie nicht die thörichte Manier an, die viele junge Menschen haben, zu klug zu werden, um auf ihre Mutter zu achten. Ich will Ihnen etwas sagen, Mr. George, der Herr giebt uns eine Menge von Dingen doppelt, aber eine Mutter giebt er nur einmal. Sie werden nie wieder eine solche Frau sehen, Mr. George, wenn Sie auch hundert Jahre alt würden. Halten Sie sich also an sie und wachsen Sie ihr zum Troste auf und seien Sie mein guter Junge. — Nicht wahr, das werden Sie thun?"

„Ja, das werde ich, Onkel Tom," antwortete George ernstlich.

„Und nehmen Sie sich im Sprechen in Acht, Mr. George, die Knaben sind mitunter eigenwillig, wenn sie in Ihre Jahre kommen — es ist natürlich, daß sie es sind, aber echte Gentlemen, wie Sie hoffentlich Einer sein werden, lassen nie ein Wort fallen, das nicht ehrerbietig gegen ihre Eltern wäre. Sie sind doch nicht beleidigt, Mr. George?"

„Nein, wirklich nicht, Onkel Tom; Du gabst mir stets gute Rathschläge."

„Ich bin älter wie Sie, wissen Sie," sagte Tom, indem er den hübschen Lockenkopf des Knaben mit seiner großen, starken Hand streichelte, aber mit einer Stimme sprach, die eben so sanft und zärtlich war, wie die eines Weibes, und ich sehe Alles, was in ihnen verborgen liegt. O, Mr. George, Sie haben Alles — Gelehrsamkeit, Vorrechte, Lesen, Schreiben — und Sie werden noch zu einem großen, gelehrten, guten Manne aufwachsen und alle Leute auf dem Gute und Ihre Eltern werden stolz auf Sie sein. Seien Sie ein guter Herr wie Ihr Vater und ein Christ wie Ihre Mutter. Gedenken Sie Ihres Schöpfers in den Tagen Ihrer Jugend, Mr. George."

„Ich werde wahrhaftig gut sein, Onkel Tom, das sage ich Dir!" rief George. „Ich will ein ganzer Kerl werden; verliere nur den Muth nicht. Ich bringe Dich schon wieder zurück. Ich habe es heute früh der Tante Chloe gesagt, daß ich Dir ein neues Haus bauen werde, und daß Du darin Platz für ein Zimmer mit einem Teppich haben sollst, wenn ich ein Mann geworden bin. O Du wirst noch gute Zeiten erleben."

Jetzt kam Haley mit den Handschellen in den Händen an die Thür.

„Hören Sie einmal, Master," sagte George, als er heraustrat, mit überlegener Miene, „ich werde meinen Eltern erzählen, wie sie den Onkel Tom behandeln."

„Das will ich Ihnen gern erlauben," sagte der Sklavenhändler.

„Schämen Sie Sich nicht, Ihr Lebenlang Männer und Weiber zu kaufen und sie anzuketten wie das Vieh? Ich sollte meinen, daß es Ihnen selbst zu schlecht wäre."

„So lange die vornehmen Leute Männer und Weiber kaufen, bin ich eben so gut wie sie," sagte Haley; „das Verkaufen ist nicht schlechter als das Kaufen."

„Ich werde weder das Eine noch das Andere thun, wenn ich ein Mann bin," sagte George; „ich schäme mich ein Kentuckyer zu sein; ich bin früher immer so stolz darauf geworden." Und George richtete sich auf seinem Pferde empor und blickte mit einer Miene um sich, als erwartete er, daß sein Urtheil einen großen Eindruck auf den Staat machen werde.

„Nun lebe wohl, Onkel Tom, und halte die Oberlippe steif," sagte George.

„Leben Sie wohl, Mr. George," sagte Tom, ihn mit liebevoller Bewunderung anblickend. „Gott der Allmächtige segne Sie! Ach, Kentucky hat nicht Viele, die Ihnen gleichkommen," fügte er in der Fülle seines Herzens hinzu, als das offene Knabengesicht seinen Blicken entschwand. Er entfernte sich und Tom blickte zurück, bis der Hufschlag seines Pferdes in der Ferne verhallte; es war der letzte Klang seiner Heimath! Auf seinem Herzen schien sich jedoch da, wohin jene jungen Hände den kostbaren Dollar gehängt hatten, ein warmes Plätzchen zu befinden. Tom erhob seine Hand und drückte sie fest auf seine Brust.

„Nun will ich Dir etwas sagen, Tom," sprach Haley, indem er an den Wagen trat und die Handschellen hineinwarf: „ich werde es ehrlich mit Dir halten, wie ich es mit meinen Niggern gewöhnlich thue, und ich sage Dir jetzt zum Anfange, daß ich Dich ehrlich behandeln werde, wenn Du mich ehrlich behandelst. Ich bin gegen meine Neger nie hart, ich thue für sie das Beste, was ich kann. Nun, siehst Du, das Beste, was Du thun kannst, wird das sein, Dich ruhig in die Sache zu finden und keine Streiche gegen mich zu versuchen, denn ich kenne alle die Negerstreiche, wie sie auch heißen mögen und bei mir nutzen sie nichts. Wenn die Nigger sich ruhig verhalten und keinen Versuch zum Entlaufen machen, so haben sie bei mir gute Zeit, und wenn sie es nicht thun, so ist es ihre Schuld und nicht die meine."

Tom versicherte Haley, daß er keineswegs im Sinne habe, ihm zu entlaufen; in der That schien die Ermahnung einem Manne, der ein paar schwere Schellen an den Füßen hatte, gegenüber, ziemlich überflüssig zu sein; aber Mr. Haley hatte die Gewohnheit angenommen, sein Verhältniß zu seinen Waaren mit derartigen kleinen Ermahnungen zu beginnen, da er dadurch guten Muth und Vertrauen einzuflößen und der Nothwendigkeit unangenehmer Scenen vorzubeugen glaubte.

Und hier nehmen wir jetzt von Tom Abschied, um dem Schicksale anderer Personen unserer Geschichte zu folgen.

11. Eigenthum geräth in einen ungeeigneten Gemüthszustand.

Spät an einem regnerischen Nachmittage stieg ein Reisender an der Thür eines kleinen Gasthauses im Städtchen N— in Kentucky ab. Er fand im Schenkzimmer eine bunte Gesellschaft versammelt, welche vom Wetter in den

sichern Hafen getrieben worden war, und das Lokal zeigte das gewöhnliche Aussehen solcher Versammlungen. Lange, vierschrötige Kentuckyer in Jagdhemden und mit schlotternden Gliedern, die sie in dem diesem Geschlechte eigenthümlichen behaglichen Schlendergange über eine ungeheure Bodenstrecke dahinschleppen, in der Ecke zusammengestellte Büchsen, Schrotbeutel, Jagdtaschen und sich bunt durcheinander wälzende Jagdhunde und Negerkinder waren die charakteristischen Züge des Bildes. An jedem Ende des Kamins saß ein langbeiniger Herr mit rückwärtsgelehntem Stuhle, den Hut auf dem Kopfe und nachlässig auf den Kaminstäben ruhenden kothigen Stiefeln. Der hinter dem Schenktische stehende Wirth war, gleich den meisten seiner Landsleute, von großer Statur, gutmüthig und schlotterbeinig, hatte einen ungeheuern Wald von Haaren auf dem Kopfe und trug einen mächtig hohen Hut.

Uebrigens trugen sämmtliche im Zimmer Anwesende dieses charakteristische Symbol der Souverainetät des Mannes auf dem Kopfe, mochte es nun ein Filzhut, ein Palmenhut, ein fettiger Biber oder ein schöner neuer Velpel sein. Es schien zugleich das Charakterzeichen eines jeden Individuums zu sein. Einige trugen den ihren keck auf der Seite. Dies waren die Männer von Humor, lustige und gesellige Burschen, Andere hatten die ihren über die Nase herabgezogen — dies waren die energischen Charaktere, echte Männer, die, wenn sie ihre Hüte trugen, sie auf dem Kopfe haben und tragen wollten, wie es ihnen beliebte; noch Andere hatten sie weit nach hinten gesetzt und dies waren wieder kluge Leute, die eine unbehinderte Aussicht haben wollten, während leichtsinnige Männer, die nicht wußten und sich nicht darum kümmerten, wie ihre Hüte saßen, sie nach allen Seiten hin rückten. Die Hüte lieferten wirklich Stoff zu einem echt Shakespeare'schen Studium.

Eine Anzahl von Negern in weiten Beinkleidern und allen Ueberflusses entbehrenden Hemden liefen hin und her, ohne etwas Besonderes zu thun, außer daß sie eine allgemeine Bereitwilligkeit, Alles zur Schöpfung Gehörige zum Vortheil des Master und seiner Gäste dienstbar zu machen, an den Tag legten. Wenn man zu diesem Bilde ein munteres, prasselndes Feuer, welches lustig einen weiten Schornstein hinaufloderte, weit offene Thüren und Fenster und in dem heftigen, feuchten, rauhen Winde flatternde Fenstervorhänge fügt, so kann man sich eine Idee von den Annehmlichkeiten eines Kentuckyer Wirthshauses machen.

In diese Gesellschaft trat unser Reisender. Er war ein kurzer, untersetzter, sorgfältig gekleideter Mann mit einem runden, gutmüthigen Gesichte und etwas eigenem, pedantischen Aeußeren. Er sorgte aufmerksam für seinen Mantelsack und Regenschirm, brachte diese Gegenstände eigenhändig herein und wies alle Anerbietungen der verschiedenen Diener, ihn derselben zu entledigen, beharrlich zurück. Er sah sich mit fast scheuer Miene im Schenkzimmer um, zog sich mit seinen Besitzthümern in den wärmsten Winkel zurück, legte sie unter seinen Stuhl, setzte sich darauf nieder und blickte mit einiger Besorgniß zu dem Manne auf, dessen Stiefelabsätze das Ende der Kaminstäbe zierten und der mit einem Muthe und einer Energie, die für Männer von schwachen Nerven und Reinlichkeitssinn fast schreckenerregend waren, bald rechts bald links ausspuckte.

„Nun, Fremder, wie geht's?" sagte der vorgenannte Gentleman, indem er eine Ehrensalve von Tabakssaft nach der Richtung des Neuangekommenen spritzte.

„Ich denke gut," antwortete Jener, der ihm drohenden Ehre besorgt ausweichend.

„Was giebt's Neues?" fragte der Erstere, indem er eine Stange Kautabak und ein großes Jagdmesser aus der Tasche nahm.

„Ich weiß nichts," antwortete der Mann.

„Kauen Sie?" fragte der Andere, indem er dem alten Herrn mit enschieden brüderlicher Miene ein Primchen von seinem Tabak reichte.

„Nein, ich danke Ihnen, es bekommt mir nicht," entgegnete der kleine Mann hinwegrückend.

„Wirklich nicht?" sagte Jener lächelnd, und schob das Stück in seinen eigenen Mund, um den Vorrath von Tabakssaft zum allgemeinen Wohle der Gesellschaft nicht ausgehen zu lassen.

Der alte Mann schrak stets ein wenig zusammen, wenn sein langer Bruder auf ihn abfeuerte, und als sein Nachbar dies bemerkte, richtete er gutmüthig seine Artillerie nach einer andern Seite und begann eines von den Schüreisen mit einem Grade von militärischem Talente zu beschießen, welches vollkommen hinreichend gewesen wäre, um eine Stadt einzunehmen.

„Was ist das?" fragte der alte Herr, als er bemerkte, daß sich einige Mitglieder der Gesellschaft um einen großen Anschlagzettel gruppirt hatten.

„Eine Niggerankündigung," sagte Einer von der Gesellschaft kurz.

Mr. Wilson, denn so hieß der alte Herr, stand auf, zog, nachdem er Mantelsack und Regenschirm sorgfältig auf die Bank gelegt, seine Brille heraus, heftete sie auf die Nase und las, nachdem er diese Operation beendigt hatte, wie folgt:

„Dem Unterzeichneten ist sein Mulattenbursche George entlaufen. Besagter George ist sechs Fuß hoch, ein sehr heller Mulatte mit braunem, gelocktem Haar, sehr intelligent, spricht hübsch, kann lesen und schreiben, wird sich wahrscheinlich für einen Weißen auszugeben versuchen; hat tiefe Narben auf dem Rücken und den Schultern und in der rechten Hand ist ihm der Buchstabe H eingebrannt."

„Ich werde Demjenigen, der ihn mir lebend zurückbringt, vierhundert Dollars und die gleiche Summe für den genügenden Beweis von seiner Tödtung zahlen."

Der alte Herr las diese Anzeige mit leiser Stimme vom Anfange bis zu Ende, als ob er sie auswendig lernen wollte.

Der langbeinige Veteran, welcher, wie bereits erzählt, das Schüreisen beschossen hatte, nahm jetzt seine mächtige Gestalt zusammen, erhob sich langsam, trat vor den Anschlagzettel und spuckte wohlbedächtig eine volle Salve Tabakssaft darauf.

„Das ist meine Ansicht darüber," sagte er kurz, und setzte sich wieder nieder.

„Ei, Sir, was soll das heißen!" rief der Wirth.

„Ich würde dem Schreiber dieses Zettels das Nämliche anthun, wenn er hier wäre," sagte der lange Mann, indem er kaltblütig in seinem Geschäft des Tabakschneidens fortfuhr. „Wer einen solchen Burschen besitzt und keine bessere Behandlungsweise für ihn finden kann, verdient ihn zu verlieren. Solche Anzeigen sind eine Schande für Kentucky, das ist meine Meinung, wenn Jemand sie zu wissen verlangt."

„Das ist wahr," sagte der Wirth, während er einen Posten in sein Buch schrieb.

„Ich habe eine Heerde Burschen, Sir," sagte der lange Mann, der jetzt seinen Angriff auf die Schüreisen wieder begonnen hatte „und ich sage zu ihnen: Lauft Jungen! verduftet! echappirt wenn Ihr wollt! ich werde Euch nicht nachlaufen! Auf diese Weise behalte ich meine Leute. Wenn man ihnen sagt, daß es ihnen jeder Zeit freisteht davon zu laufen, so vergeht ihnen die Lust dazu. Ueberdies habe ich ihnen Allen Freischeine ausgestellt und sie registriren lassen, im Fall ich sterben sollte; das wissen sie und ich sage Ihnen, Sir, daß es in un-

serer Gegend Keinen giebt, für den seine Neger mehr thäten als für mich. Meine Burschen sind mehr als einmal mit Pferden im Werthe von fünfhundert Dollars in Cincinnati gewesen und haben mir das Geld richtig gebracht. Es war vernünftigerweise auch zu erwarten, daß sie es thun würden. Wer sie wie die Hunde behandelt, kann von ihnen nur Hundearbeit und Hundehandlungen erwarten. Wer sie wie Menschen behandelt, dem wird auch Menschenarbeit zu Theil."

Und der brave Pferdezüchter bekräftigte diesen Ausspruch in seinem Eifer mit einem wahren Freudenfeuer nach dem Kamin.

„Ich glaube, daß Sie ganz recht haben, Freund," sagte Mr. Wilson, „und der hier beschriebene ist ein wackerer Bursche, — das läßt sich nicht bestreiten. Er hat wohl ein halbes Dutzend Jahre in meiner Sacktuchfabrik für mich gearbeitet und er war mein bester Arbeiter, Sir. Er ist überdies ein kluger Mensch, denn er hat eine Hanfreinigungsmaschine erfunden — eine sehr werthvolle Vorrichtung, die schon in mehreren Fabriken in Gebrauch ist. Sein Herr hat ein Patent darauf genommen."

„Das glaube ich," sagte der Pferdezüchter; „er hat das Patent und verdient Geld damit und dann geht er hin und brandmarkt den Burschen in die rechte Hand. Wenn sich eine gute Gelegenheit dazu darböte, wollte ich ihn zeichnen, daß er es sobald nicht verlieren sollte."

„Die klugen Neger sind immer vorlaut und unfolgsam," sagte ein roh aussehender Mann, der am andern Ende des Zimmers saß. „Deshalb werden sie auch so gebrandmarkt. Wenn sie sich benähmen wie es ihnen geziemt, so würde ihnen das nicht widerfahren."

„Sie sind auch Menschen, die der Herr geschaffen hat, und es gehört eine herzlose Grausamkeit dazu, um sie zum Vieh zu erniedrigen," sagte der Pferdezüchter trocken.

„Kluge Nigger sind für ihre Herren kein Vortheil," fuhr Jener, der sich hinter seiner rohen Gefühllosigkeit gegen die Verachtung seines Gegners verschanzt hatte, fort. „Was nützen Talente und dergleichen, wenn man die Kerle nicht dazu bewegen kann sie für Einen anzuwenden? Sie wenden sie zu weiter nichts an als Einen zu betrügen. Ich habe ein paar solche Burschen gehabt und vor Kurzem flußabwärts verkauft. Ich wußte, daß ich sie früher oder später verloren haben würde, wenn ich es nicht gethan hätte."

Hier wurde das Gespräch durch das Anhalten eines einspännigen Wagens vor dem Wirthshaus unterbrochen. Er sah fein aus und ein gutgekleideter Mann saß darin, während ein farbiger Diener das Pferd lenkte.

Die ganze Gesellschaft betrachtete den Ankommenden mit dem Interesse, womit müßige Leute an einem Regentage jeden Fremden eintreten sehen. Er war hochgewachsen, hatte eine dunkle, spanische Gesichtsfarbe, schöne, ausdrucksvolle schwarze Augen und dicht gelocktes Haar von ebenfalls glänzender Schwärze. Seine gutgeformte Adlernase, seine feinen, schmalen Lippen und die herrlichen Umrisse seines schöngebauten Körpers brachten die ganze Gesellschaft augenblicklich auf die Idee, daß sie einen ungewöhnlichen Mann vor sich sähen. Er schritt ungezwungen durch die Gäste, zeigte dem Aufwärter mit einer Kopfbewegung, wohin er seinen Koffer stellen solle, verbeugte sich gegen die Anwesenden, trat mit dem Hute in der Hand gemächlich an den Schenktisch und nannte sich Henry Butler von Oaklands in der Grafschaft Shelby. Hierauf wendete er sich mit gleichgiltiger Miene um, ging nach der Stelle, wo die Ankündigung angeschlagen war und las dieselbe.

„Jim," sagte er dann zu seinem Diener, „es scheint mir, als ob wir einen Burschen, der ungefähr so aussah, oben bei Bernan getroffen hätten."

„Ja, Master," antwortete Jim, „nur daß ich wegen der Hand nicht gewiß bin."

„Danach habe ich natürlich auch nicht gesehen," fuhr der Fremde gähnend fort. Hierauf wendete er sich zu dem Wirthe und forderte ihn auf, ihm ein Zimmer zu geben, da er sofort etwas zu schreiben habe.

Der Wirth war die Dienstfertigkeit selbst und bald schwirrte eine Schaar von sechs bis sieben alten und jungen, männlichen und weiblichen, großen und kleinen Negern wie ein Volk Rebhühner umher, um das Zimmer des fremden Herrn in Ordnung zu bringen, während er sich nachläßig auf einen Stuhl in der Mitte des Zimmers setzte und mit dem ihm Zunächstsitzenden ein Gespräch anknüpfte.

Mr. Wilson, der Fabrikant, hatte den Fremden von dem Augenblicke seines Eintretens an mit ängstlicher und unruhiger Neugier betrachtet. Es war ihm als ob er ihn schon irgendwo getroffen und kennen gelernt habe, und doch konnte er sich nicht erinnern wo. Wenn der Fremde sprach oder sich bewegte oder lächelte, schrak er zusammen und heftete den Blick auf ihn, um ihn plötzlich wieder abzulenken, wenn die glänzenden dunkeln Augen den seinen mit der gleichgiltigsten Ruhe begegneten. Endlich schien eine plötzliche Erinnerung in ihm aufzublitzen, denn er starrte den Fremden mit einer solchen Ueberraschung und Besorgniß an, daß dieser zu ihm trat.

„Mr. Wilson, wenn ich nicht irre?" sagte er, ihm die Hand reichend, als ob er ihn jetzt erst erkannt hätte. „Ich bitte um Verzeihung, daß ich mich Ihrer nicht früher erinnert habe. Ich sehe, daß auch Sie mich nicht vergessen haben — ich bin Mr. Butler von Oaklands in der Grafschaft Shelby."

„Ja — ja, Sir," sagte Mr. Wilson wie im Traume.

Jetzt trat ein Negerknabe ein und meldete, daß das Zimmer des Herrn bereit sei.

„Jim, sorge für die Koffer!" sagte der Fremde nachläßig, worauf er sich zu Mr. Wilson wendend hinzufügte: „Ich möchte auf meinem Zimmer einige Minuten wegen Geschäften mit Ihnen sprechen, wenn es Ihnen gefällig wäre."

Mr. Wilson folgte ihm wie ein Nachtwandler und sie begaben sich in ein großes Zimmer im ersten Stock, wo ein frisch angezündetes Feuer prasselte und mehrere Diener umhereilten und die letzte Hand an die Arrangements legten.

Sobald Alles gethan war und die Dienerschaft sich entfernt hatte, verschloß der junge Mann ruhig die Thür, steckte den Schlüssel in die Tasche, drehte sich um, kreuzte die Arme auf der Brust und blickte fest in Mr. Wilson's Gesicht.

„George!" sagte dieser.

„Ja, George," antwortete der junge Mann.

„Das hätte ich nicht gedacht!"

„Ich glaube so ziemlich gut verkleidet zu sein," sagte der junge Mann lächelnd. „Ein wenig Wallnußrinde hat meiner gelben Haut ein schönes Braun gegeben und ich habe mein Haar schwarz gefärbt. Sie sehen also, daß ich dem Signalement nicht im Mindesten entspreche."

„O, George, Du spielst ein gefährliches Spiel. Ich würde Dir nicht dazu gerathen haben."

„Ich kann es auf meine eigne Verantwortung thun," sagte George mit demselben stolzen Lächeln.

Wir bemerken im Vorübergehen, daß George von väterlicher Seite weißer Abkunft war. Seine Mutter war eines von den unglücklichen Geschöpfen ihres Stammes gewesen, welche durch persönliche Schönheit zu Sklavinnen der Leidenschaft ihrer Herren und die Mutter von Kindern werden, welche vielleicht

nie ihren Vater kennen lernen. Von einer der vornehmsten Familien in Kentucky hatte er seine schönen europäischen Züge und einen stolzen, unbezähmbaren Muth geerbt. Von seiner Mutter hatte er nur eine leichte Mulattenfärbung empfangen, wofür das sie begleitende tiefe dunkle Auge reichlich entschädigte. Eine geringe Veränderung in der Farbe der Haut und der Farbe seines Haars hatte ihn in den spanisch aussehenden Mann, als welcher er erschien, verwandelt, und da Anmuth der Bewegung und feine Manieren ihm stets vollkommen natürlich gewesen waren, wurde es ihm nicht schwer, die kühne Rolle, welche er übernommen — die eines mit seinem Domestiken reisenden Gentlemans, zu spielen.

Mr. Wilson, ein gutmüthiger, aber äußerst ängstlicher und vorsichtiger alter Herr trippelte im Zimmer auf und ab und schien zwischen dem Wunsche George zu helfen und einem unbestimmten Verlangen, Gesetz und Recht aufrecht zu erhalten, hin und her zu schwanken.

„Nun George,“ sagte er, „es scheint mir, daß Du davon läufst — daß Du Deinen rechtmäßigen Herrn verlässest, George — ich wundre mich nicht darüber — zu gleicher Zeit aber betrübt es mich, George, — ja, es betrübt mich — ich muß Dir das sagen, George — es ist meine Pflicht, es Dir zu sagen.“

„Warum betrübt es Sie, Sir?“ fragte George ruhig.

„Weil Du Dich so zu sagen gegen die Gesetze Deines Vaterlandes auflehnst.“

„Meines Vaterlandes?“ sagte George mit einem bittern Tone. „Was für ein Vaterland habe ich, als das Grab? — und ich wünschte bei Gott, ich läge darin!“

„Ei, George, nein, nein, — so zu sprechen, ist schlecht — nicht nach der Schrift. George, Du hast einen harten Herrn, — in der That, das ist'r — er beträgt sich tadelnswerth — ich kann nicht daran denken, ihn zu vertheidigen. Aber Du weißt, wie der Engel einst Hagar gebot, zu ihrer Herrin zurückzukehren und sich ihr zu unterwerfen; und der Apostel schickte Onesimus zu seinem Herrn zurück.“

„Führen Sie mir die Bibel nicht auf solche Weise an, Mr. Wilson,“ sagte George mit flammendem Auge; „meine Frau ist eine Christin, und ich denke es zu sein, wenn ich je hinkomme, wo ich es sein kann; doch die Bibel gegen einen Menschen in meinen Umständen anzuführen, ist genug, um sie ihn für immer vergessen zu machen. Ich berufe mich auf Gott den Allmächtigen; ich bin bereit, vor ihn zu treten und ihn zu fragen, ob ich Unrecht thue, daß ich meine Freiheit suche.“

„Diese Gefühle sind ganz natürlich, George,“ sagte der menschenfreundliche Mann. „Ja, sie sind natürlich, aber es ist meine Pflicht, Dich nicht darin zu bestärken. Ja, mein Junge, ich bin deinetwegen besorgt; es ist ein böser Fall — ein sehr böser. Der Apostel sagt: „Es folge Jeglicher seinem Berufe!“ — Wir müssen uns Alle den Bestimmungen der Vorsehung fügen, George — siehst Du das nicht ein?“

George stand da, den Kopf hintenübergeworfen, die Arme über der breiten Brust gekreuzt und ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen.

„Ich möchte wohl wissen, Mr. Wilson,“ sagte er, „wenn die Wilden kämen, und Sie gefangen von Ihrer Frau und Ihren Kindern fortschleppten, und Sie Ihr Leben lang für sich arbeiten ließen, ob Sie es dann auch für Ihre Pflicht halten würden, in der Lage zu beharren, zu der Sie berufen wären! Ich glaube weit eher, Sie würden das erste freie Pferd, das Sie fänden, für einen Fingerzeig des Himmels halten; — würden Sie das nicht?“

Der kleine alte Gentleman riß bei dieser Auseinandersetzung beide Augen weit auf; und obgleich er kein heller Denker war, hatte er doch so viel gesunden Sinn, wie manche Logiker in ähnlicher Lage, — nichts zu sagen, wo sich nichts sagen ließ. Deshalb fuhr er in seinen Ermahnungen nur auf eine allgemeine Weise fort, während er sorgsam jede Falte aus seinem Regenschirme strich.

„Du weißt, George, daß ich immer Dein Freund gewesen bin, und was ich sagte, das sagte ich zu Deinem Besten. Nun scheint es mir, Du läufst hier eine furchtbare Gefahr. Ihr könnt nicht hoffen, es auszuführen. Wirst Du ergriffen, so ist's noch schlimmer für Dich, als je; sie werden Dich mißhandeln und halb todt schlagen und den Fluß abwärts verkaufen."

„Mr. Wilson, ich weiß das Alles," sagte George. „Ich laufe Gefahr, aber —" Er öffnete seinen Rock und zeigte ein Paar Pistolen und ein Bowiemesser. „Da!" sagte er; „ich bin darauf vorbereitet. Nach dem Süden gehe ich nie. Kömmt's so weit, dann kann ich mir wenigstens sechs Fuß freie Erde verschaffen; — die erste und letzte, die ich je in Kentucky mein nennen werde."

„Ei, George, Dein Gemüthszustand ist furchtbar! Das ist wahrhaft verzweifelt! — Die Gesetze Deines Vaterlandes brechen zu wollen!"

„Wieder mein Vaterland! Mr. Wilson, Sie haben ein Vaterland, aber welches Vaterland habe ich oder irgend Einer, der gleich mir von einer Sclavenmutter geboren wurde? Was für Gesetze giebt es für uns? Wir machen sie nicht — wir geben unsere Zustimmung dazu nicht, wir haben nichts mit ihnen zu schaffen. Alles, was sie für uns thun, ist, daß sie uns niederdrücken. Habe ich nicht Ihre Reden am 4. Juli gehört? Erzählen Sie uns nicht jedes Jahr ein Mal, daß die Regierungen ihre gerechte Gewalt aus der Zustimmung der Regierten schöpfen? Muß ein Mensch, der so etwas hört, nicht denken? Muß er nicht das Eine mit dem Andern zusammenstellen und sehen, was daraus folgt?"

Mr. Wilson's Verstand konnte nicht unpassend mit einem Ballen Baumwolle verglichen werden: leicht, weich, beweglich und verworren. Er bemitleidete George wirklich von ganzem Herzen, und hatte einen dunkeln Begriff von den Gefühlen, die ihn bewegten; aber er hielt es für seine Pflicht, mit unwandelbarer Hartnäckigkeit gut zu ihm zu sprechen.

„George, das ist schlecht," sagte er. „Ich muß Dir als Freund sagen, daß du besser thätest, Dich nicht in solche Angelegenheiten zu mischen. Sie sind schlimm, sehr schlimm, George, für Leute in Deiner Lage." Und Mr. Wilson setzte sich auf einen Stuhl, und drehte heftig an dem Griffe seines Schirmes.

„Mr. Wilson," sagte George, indem er entschlossen ihm gerade gegenüber Platz nahm, „sehen Sie mich an. Sitze ich hier nicht vor ihnen gerade so, als ob ich ein Mensch wie Sie wäre? Sehen Sie mein Gesicht — meine Hände — meinen Körper," und der junge Mann richtete sich stolz empor. „Bin ich nicht ein Mann so gut, wie irgend Einer? Nun gut, Mr. Wilson, hören Sie, was ich Ihnen sagen will. Ich hatte einen Vater — einen Kentucky'schen Gentleman — der nicht genug auf mich hielt, um zu verhindern, daß ich mit seinen Hunden und seinen Pferden verkauft wurde, als er starb. Ich sah meine Mutter mit ihren sieben Kindern durch den Sheriff verkaufen. Sie wurden vor ihren Augen verkauft, eines nach dem andern, alle an verschiedene Herren; und ich war das jüngste. Sie kniete vor dem alten Mas'r nieder und bat ihn, er möchte sie mit mir kaufen, daß ihr wenigstens eines ihrer Kinder bliebe; und er stieß sie mit dem Fuße von sich. Ich sah ihn das thun, und das Letzte, was ich hörte, waren ihre Seufzer und ihr Geschrei, als ich auf sein Pferd gebunden wurde, um nach seinem Gute geschleppt zu werden."

„Nun, und dann?"

„Mein Master handelte mit einem der Männer und kaufte meine älteste Schwester. Sie war ein frommes, gutes Mädchen, — ein Mitglied der Baptistenkirche — und so hübsch wie meine arme Mutter gewesen war. Sie war gut erzogen und hatte ein feines Benehmen. Anfangs war ich froh, daß mein Herr sie kaufte, denn ich hatte doch wenigstens ein befreundetes Wesen bei mir. Bald war ich darüber betrübt. Sir, ich stand an der Thür und hörte, wie sie gepeitscht wurde, und es trieb mir alles Blut zum Herzen, daß ich ihr nicht helfen konnte. Und sie wurde gepeitscht, Sir, weil sie ein sittsames, christliches Leben führen wollte, wozu Eure Gesetze keinem Sklavenmädchen ein Recht geben. Und zuletzt sah ich sie an den Transport eines Sklavenhändlers gekettet, um auf den Markt nach Neuorleans gebracht zu werden. Sie wurde um weniger als nichts dahin geschickt — und das ist das Letzte, was ich von ihr weiß. — Nun gut, ich wuchs empor — Jahr für Jahr — ohne Vater, ohne Mutter, ohne Schwester oder irgend eine lebende Seele, die sich um mich nicht mehr bekümmerte, wie um einen Hund; nichts als Peitschenhiebe, Auszanken, Hunger. Sir, ich bin so hungrig gewesen, daß ich froh war, wenn ich einen der Knochen erwischte, die sie ihren Hunden vorwarfen; und als ich noch ein kleiner Junge war und ganze Nächte durchweinte, geschah dies nicht aus Hunger oder wegen der Peitschenhiebe. Nein, Sir, sondern um meine Mutter, um meine Schwester — weil ich keinen Freund hatte, den ich auf Erden lieben konnte. Ich wußte nie, was Ruhe oder Trost sei. Mit mir wurde nie ein freundliches Wort gesprochen, bis ich zur Arbeit in Ihre Fabrik kam. Mr. Wilson, Sie behandelten mich gut, Sie ermunterten mich, recht zu thun, lesen und schreiben zu lernen, und zu versuchen, Etwas zu werden, und Gott weiß, wie dankbar ich dafür bin. Dann, Sir, fand ich mein Weib; — Sie kennen sie und wissen, wie schön sie ist. Als ich sah, daß sie mich liebte, als ich sie heirathete, da konnte ich kaum glauben, daß ich lebte, so glücklich war ich; und, Sir, sie ist eben so gut wie schön. Aber was nun? Da kommt mein Herr, nimmt mich fort von meiner Arbeit, von meinen Freunden, von Allem, was ich liebe, tritt mich in den Koth! Und weshalb? Weil ich, wie er sagte, vergessen hatte, wer ich sei; er wollte mich lehren, sagte er, daß ich nur ein Nigger wäre! Zuletzt tritt er auch zwischen mich und meine Frau und sagt, ich soll sie verlassen und mit einer andern Frau leben. Und zu dem Allen geben Eure Gesetze ihm die Gewalt, Gott zum Trotze. Mr. Wilson, bedenken Sie nicht Eines von all den Dingen, die das Herz meiner Mutter und meiner Schwester und meiner Frau und mein eigenes gebrochen haben, das Eure Gesetze nicht gestatteten, und zu dem sie Jedermann in Kentucky das Recht geben, ohne daß man ihm sagen dürfte, nein! Nennen Sie das Gesetze meines Vaterlandes? Sir, ich habe eben so wenig ein Vaterland wie einen Vater gehabt. Aber ich werde eines finden. Ich verlange von Ihrem Vaterlande nichts, als allein zu bleiben, — es friedlich verlassen zu können. Wenn ich nach Canada komme, wo die Gesetze mich beschützen, so soll das mein Vaterland sein und ich werde seinen Gesetzen gehorchen. Wenn mich aber irgend Jemand anzuhalten versucht, so mag er sich vorsehen, denn ich bin auf's Aeußerste getrieben. Ich werde bis zu meinem letzten Athemzuge für meine Freiheit kämpfen. Ihr sagt, daß Eure Väter es gethan haben, und wenn es von diesen recht war, so kann es von mir nicht unrecht sein."

Diese mit Thränen und blitzenden Augen und verzweifelnden Geberden gesprochenen Worte überwältigten den gutmüthigen alten Mann, an den sie ge-

richtet waren, und er hatte ein großes gelbseidenes Taschentuch hervorgezogen, mit dem er sich heftig das Gesicht fächelte.

„Hole sie alle der Schwarze!“ platzte er plötzlich heraus. „Habe ich es nicht immer gesagt — die verdammten alten Schufte! Gott verzeihe mir die Sünde — ich will nicht hoffen, daß ich geflucht habe. Nun so geh denn, George, geh, aber sieh dich vor, mein Junge, schieße auf keinen Menschen, wenn nicht — nun — ich meine, Du würdest wohl am besten thun, gar nicht zu schießen, wenigstens würde ich an Deiner Stelle nicht so schießen, daß ich träfe, weißt Du. Wo ist Deine Frau, George?“ fragte er, indem er sich unruhig erhob und im Zimmer auf und ab zu gehen begann.

„Fort, Sir — sie ist mit ihrem Kinde entflohen — Gott weiß wohin. Sie ist dem Nordstern zugewandert, und wenn wir je wieder zusammen kommen, und ob wir uns in dieser Welt überhaupt je wieder sehen werden, das vermag kein Mensch zu sagen.“

„Ist es möglich? — erstaunlich! eine so gütige Familie!“

„Auch gütige Familien gerathen in Schulden und unsere Landesgesetze erlauben ihnen das Kind von der Mutterbrust zu verkaufen, um die Schulden seines Herrn zu bezahlen,“ sagte George bitter.

„Nun, nun,“ meinte der brave alte Mann, indem er in seiner Tasche umherfingerte, „ich fürchte, daß ich meinem Verstande nicht folge — zum Henker! ich will meinem Verstande nicht folgen,“ fügte er plötzlich hinzu, „also nimm das George,“ und er zog ein Packet Banknoten aus der Brieftasche und bot sie George an.

„Nein, mein guter lieber Sir,“ sagte George, „Sie haben schon sehr viel für mich gethan und dies könnte Sie in Ungelegenheiten bringen. Ich habe hoffentlich Geld genug, um so weit zu kommen als ich dessen bedarf.“

„Nein, Du mußt es annehmen, George; das Geld ist überall eine große Hilfe; man kann nie zu viel davon haben, wenn man auf rechtlichem Wege dazu kommt. Nimm es — bitte, nimm es — thue es, mein Junge!“

„Unter der Bedingung, daß ich es später zurückzahlen darf, will ich es annehmen,“ sagte George.

„Und nun, George, sage mir, wie lange Du auf diese Weise reisen willst? — Hoffentlich doch nicht lange oder weit? Der Streich ist gut ausgeführt, aber zu verwegen. Wer ist Dein schwarzer Begleiter?“

„Ein wackerer Bursche, der vor länger als einem Jahre nach Canada gegangen ist. Als er dort ankam, hörte er, daß sein Herr über seine Flucht so wüthend auf ihn geworden war, daß er seine arme alte Mutter peitschte, und er hat den ganzen Weg zurückgemacht, um sie zu trösten und wo möglich zu befreien.“

„Ist ihm dies gelungen?“

„Noch nicht. Er hat sich in der Gegend umhergetrieben und noch keine Gelegenheit gefunden. Unterdessen begleitet er mich bis nach Ohio, um mich unter Freunde zu bringen, die ihm fortgeholfen haben, und dann wird er zurückkehren, um sie zu holen!“

„Gefährlich, sehr gefährlich,“ sagte der alte Mann.

George richtete sich hoch auf und lächelte geringschätzig.

Der alte Herr betrachtete ihn mit einer Art staunender Bewunderung vom Kopf bis zu den Füßen.

„George — etwas hat Dich zum Erstaunen herausgebildet. Du trägst den Kopf hoch und sprichst und bewegst Dich wie ein ganz anderer Mann,“ sagte Mr. Wilson.

„Weil ich ein freier Mann bin!" erwiderte George stolz. „Ja, Sir, ich habe zum letzten Male einen Menschen Master genannt; ich bin frei!"

„Sieh Dich vor, Du bist nicht sicher — Du kannst noch gefangen werden."

„Im Grabe sind alle Menschen frei und gleich, wenn es so weit kommt, Mr. Wilson," sagte George.

„Deine Verwegenheit geht mir über alle Begriffe," versetzte Mr. Wilson. „geradewegs hier in das nächste Wirthshaus zu kommen."

„Mr. Wilson, es ist so verwegen, und dieses Wirthshaus ist so nahe, daß man nicht daran denken wird. Man wird mich in weiterer Entfernung suchen, und selbst Sie hätten mich kaum gekannt. Jim's Herr wohnt nicht in dieser Grafschaft, er ist in dieser Gegend nicht bekannt. Ueberdies hat man ihn aufgegeben; nach ihm schaut kein Mensch mehr aus, und ich denke, daß mich nach der Anzeige Niemand erkennen wird."

„Aber das Zeichen in Deiner Hand!"

George zog den Handschuh aus und zeigte eine frische Narbe in seiner Hand.

„Das ist ein Erinnerungszeichen an Mr. Harry's Zuneigung," sagte er verächtlich. „Vor etwa vierzehn Tagen setzte er es sich in den Kopf, es mir zu geben, weil er glaubte, ich würde einmal zu entweichen versuchen. Es sieht interessant aus, nicht wahr?" setzte er hinzu, indem er den Handschuh wieder anzog.

„Das Blut erstarrt mir in den Adern, wenn ich an Deine Lage und an Deine Gefahr denke!" rief Mr. Wilson.

„Das meine ist Jahre lang erstarrt gewesen, Mr. Wilson; jetzt aber hat es den Siedepunkt erreicht," sagte George.

„Nun, mein guter Sir," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „ich sah, daß Sie mich erkannten und deshalb wollte ich mit Ihnen sprechen, um durch Ihre erstaunte Miene nicht verrathen zu werden. Ich reise morgen früh vor Tagesanbruch wieder ab. Morgen Abend hoffe ich sicher in Ohio zu schlafen. Ich werde am hellen Tage reisen, in den besten Hotels absteigen und mit den Vornehmsten des Landes an einer Tafel speisen. Leben Sie also wohl, Sir; wenn Sie hören, daß ich gefangen sei, so werden Sie wissen, daß ich nicht mehr lebe."

George stand auf und reichte mit der Miene eines Fürsten Mr. Wilson die Hand. Der freundliche Alte schüttelte sie herzlich und nahm, nachdem er ihm nochmals Vorsicht anempfohlen hatte, seinen Regenschirm, um aus dem Zimmer zu trippeln.

George blickte sinnend auf die Thür, nachdem der alte Herr sie geschlossen hatte; ein Gedanke schien in ihm aufzublitzen. Er trat hastig an die Thür, öffnete sie und sagte:

„Mr. Wilson, noch ein Wort!"

Der alte Herr trat wieder ein, George verschloß wie vorher die Thür und blickte dann einige Momente lang unentschlossen zu Boden. Endlich erhob er mit Anstrengung den Kopf.

„Mr. Wilson, Sie haben Sich durch die Art, wie Sie mich behandelten, als Christ erwiesen; ich möchte Sie noch um einen Beweis Ihrer christlichen Liebe bitten!"

„Sprich, lieber George."

„Was Sie vorhin sagten, war begründet; ich setze mich in der That einer großen Gefahr aus. Es giebt auf Erden keine lebende Seele, die sich darum kümmert, wenn ich sterbe," fügte er schwer athmend und nur mit Anstrengung sprechend hinzu. „Ich werde hinausgeschleppt und wie ein Hund verscharrt

werden und den Tag darauf wird Niemand mehr an mich denken — außer meinem armen Weibe! — Die treue Seele wird trauern und sich abhärmen. Wenn Sie es nur so einzurichten wüßten, Mr. Wilson, daß Sie ihr diese kleine Brustnadel senden könnten. Das gute Kind hat sie mir als Weihnachtsgeschenk gegeben. Schicken Sie ihr dieselbe und sagen Sie ihr, daß ich sie bis zum letzten Athemzuge geliebt habe. Wollen Sie?... wollen Sie?" fügte er dringend hinzu.

„Recht gern, mein armer George," sagte der alte Herr, indem er mit feuchten Augen und wehmüthig bebender Stimme die Nadel nahm.

„Dann sagen Sie ihr noch," sprach George weiter, „es sei mein letzter Wunsch, daß sie nach Canada kommen solle, wenn sie dorthin gelangen kann. Wie gütig ihre Herrin auch ist, wie sehr sie ihre Heimath liebt, bitten Sie sie, nicht zurückzukehren, denn die Sklaverei endet stets in Elend. Sagen Sie ihr, daß sie unsern Sohn als freien Mann erziehen solle und dann wird er nicht leiden müssen wie ich. Sagen Sie ihr das, Mr. Wilson, nicht wahr, Sie wollen es thun?"

„Ja George, ich werde es ihr sagen; aber ich hoffe, daß Du nicht sterben wirst. Fasse Muth, Du bist ein braver Mensch. Vertraue auf den Herrn, ich wollte von Herzen, daß Du sicher durch wärest — ja, das wünschte ich."

„Giebt es einen Gott, auf den man vertrauen kann?" sagte George im Tone so bitterer Verzweiflung, daß der alte Herr inne hielt. „O ich habe in meinem Leben Dinge gesehen, die mir das Gefühl eingeflößt haben, daß es keinen Gott geben kann, und doch wissen die Christen nicht, wie diese Dinge für uns aussehen. Für Euch giebt es einen Gott; aber auch für uns?"

„O sprich nicht so — sprich nicht so, mein Sohn," sagte der alte Mann beinahe schluchzend, „fühle nicht so. Es giebt Einen — ja, es giebt Einen. Er ist von Wolken und Dunkelheit umgeben; aber Gerechtigkeit und Weisheit sind die Stützen seines Thrones. Es giebt einen Gott — glaube es, George — vertraue auf ihn und ich bin überzeugt, daß er Dir helfen wird. Es wird Alles noch gut werden, wenn auch nicht in diesem Leben, so doch in einem andren."

Dem einfachen Alten verlieh die echte Frömmigkeit und Güte, womit er diese Worte sprach, eine gewisse Würde und Autorität. George hielt in seinem unruhigen Gange durch das Zimmer inne, stand einen Augenblick sinnend still und sagte darauf leise:

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir das gesagt haben, mein theurer Freund; ich werde es nicht vergessen."

12. Scenen aus einem gesetzlich erlaubten Handel.

Mr. Haley und Tom fuhren in ihrem Wagen weiter; sie waren Beide in Betrachtungen versunken. Um die Gedanken und Betrachtungen zweier neben einander sitzenden Menschen ist es eine eigenthümliche Sache. Sie haben die nämlichen Augen, Ohren, Hände und Organe jeder Art und an ihren Augen ziehen die nämlichen Gegenstände vorüber, und dennoch finden wir eine auffallende Verschiedenheit in ihren Gedanken.

So z. B. Mr. Haley. Er dachte an Tom's Länge und Stärke, an den Preis, für den er ihn verkaufen würde, wenn er ihn wohlbehalten auf den Markt brächte; er dachte daran, wie er seine Heerde vervollständigen werde, er dachte an den respektiven Marktwerth gewisser Männer und Weiber und Kinder, aus

denen sie bestehen sollte, und an andere mit dem Geschäft verwandte Gegenstände. Dann dachte er an sich und wie menschlich er sei, daß er, während andere Leute ihre „Nigger" an Händen und Füßen fesselten, nur Fesseln an die Füße legte und Tom seine Hände gebrauchen lasse, so lange er sich gut benahm, und er seufzte bei dem Gedanken an die Undankbarkeit der menschlichen Natur, welche selbst dem Zweifel Raum gab, ob Tom seine Güte zu schätzen wisse. Er war von Niggern, gegen die er sich mild bewiesen hatte, so oft betrogen worden, daß er selbst erstaunt war, als er bedachte, wie gutmüthig er noch geblieben sei!

Was Tom betraf, so sann er über einige Worte aus einem alten Buche nach, die ihm beständig im Kopfe herumgingen und folgendermaßen lauteten: „Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern wir suchen eine, die da kommen soll, weshalb Gott selbst es nicht verschmäht unser Gott genannt zu werden, denn er hat uns eine Stätte bereitet." Diese Worte eines veralteten, hauptsächlich von „unwissenden und ungelehrten Männern" verfaßten Buches haben zu allen Zeiten merkwürdiger Weise eine seltsame Gewalt auf den Geist armer einfacher Menschen wie Tom ausgeübt. Sie regen die Seele in ihren Tiefen auf und erwecken wie mit Trompetenschall Muth, Energie und Enthusiasmus, wo vorher nur die schwärzeste Verzweiflung waltete.

Mr. Haley zog einige Zeitungen aus der Tasche und begann die Ankündigungen mit eifrigem Interesse durchzulesen. Er war kein besonders geübter Leser und hatte die Gewohnheit das was er las, halb laut vor sich hin zu sprechen, wie um das, was seine Augen sahen, von seinen Ohren bestätigen zu lassen. In diesem Tone recitirte er langsam den folgenden Artikel:

„Subhastation. — Neger! — Gerichtlicher Verordnung gemäß werden Dienstag den zwanzigsten Februar zum Vortheil der Gläubiger und Erben des verstorbenen Jesse Blutchford folgende Neger vor der Thür des Gerichtshauses in der Stadt Washington versteigert werden: — Hagar, sechzig Jahre; — John, dreißig Jahre; — Ben, einundzwanzig Jahre; — Saul, fünfundzwanzig Jahre; — Albert, vierzehn Jahre.

Samuel Morris, } Testamentsvollstrecker."
Thomas Flint,

„Da muß ich hin," sagte er zu Tom in Ermangelung eines Anderen, mit dem er sprechen konnte. „Siehst Du, ich werde eine Heerde von Prima-Qualität mit Dir hinabnehmen, Tom, das wird Dir die Reise angenehm machen. Wir müssen vor Allem nach Washington fahren, und dann werde ich Dich einstweilen in's Gefängniß schicken, während ich das Geschäft abmache."

Tom nahm diese angenehme Mittheilung sehr ruhig auf und hätte nur gern wissen mögen, wie viele von diesen zum Verkauf ausgebotenen Männer Weib und Kind besaßen, und ob sie bei der Trennung von ihnen die nämlichen Gefühle haben würden wie er. Wir müssen überdieß bekennen, daß die naive, unerwartete Mittheilung, daß er in's Gefängniß geworfen werden solle, auf den armen Burschen, der stets auf sein streng redliches und gutes Benehmen stolz gewesen war, einen keineswegs angenehmen Eindruck machte; ja wir müssen sogar sagen, daß der arme Tom auf seine Rechtschaffenheit einigermaßen stolz war, — er hatte freilich auch sonst nicht viel, worauf er stolz sein konnte. Hätte er zu einer von den höhern Klassen der Gesellschaft gehört, so würde er vielleicht kein so großes Gewicht darauf gelegt haben. Der Tag verging jedoch und am Abend waren Haley und Tom bequem in Washington untergebracht — der Eine im Gasthause, und der Andere im Gefängnisse.

Am folgenden Tage gegen elf Uhr versammelte sich um die Freitreppe vor dem Gerichtshause eine bunte Menge von je nach ihren Neigungen und Geistes-

richtungen rauchenden, kauenden, fluchenden und sich mit einander unterhaltenden Leuten, die auf die Auktion warteten. Die Männer und Weiber, welche verkauft werden sollten, saßen abgesondert in einer Gruppe und sprachen leise miteinander. Die unter dem Namen Hagar angekündigte Frau war ihren Zügen und ihrer Gestalt nach eine echte Afrikanerin; sie mochte etwa sechzig Jahre alt sein, sah aber in Folge schwerer Arbeit und Krankheit weit älter aus, und war überdies halb blind und durch Rheumatismus ziemlich arbeitsunfähig. An ihrer Seite stand ihr noch einziger Sohn Albert, ein munter aussehender vierzehnjähriger Bursche. Der Knabe war der einzige, der von einer zahlreichen Familie, die man ihr allmälig abgenommen und nach dem Süden verkauft hatte, noch am Leben war. Die Mutter hielt ihn mit ihren zitternden Händen fest und betrachtete Jeden, der herbeikam, um ihn zu untersuchen, mit Angst und Entsetzen.

„Fürchte nichts, Tante Hagar," sagte der Aelteste von den Männern, „ich habe mit Mr. Thomas darüber gesprochen und er meinte, daß er es vielleicht einrichten könnte, Euch Beide zusammen zu verkaufen."

„Man braucht mich noch nicht untüchtig zu nennen," sagte sie, ihre zitternden Hände erhebend; „ich kann noch kochen und scheuern und waschen — ich bin das Kaufen werth, wenn ich wohlfeil weggehe; sage ihnen das — sage ihnen das," setzte sie eifrig hinzu.

Hier drängte sich Haley in die Gruppe, trat zu dem ältesten Manne, riß ihm den Mund auf und blickte hinein, befühlte seine Zähne, ließ ihn sich gerade aufrichten, den Rücken biegen und verschiedene Bewegungen machen, um seine Muskeln zu prüfen, und ging darauf zu dem Nächsten um ihn der nämlichen Untersuchung zu unterwerfen. Endlich kam er zu dem Knaben, befühlte seine Arme, streckte seine Hände aus, betrachtete seine Finger und ließ ihn springen, um seine Gelenkigkeit zu zeigen.

„Er wird nicht ohne mich verkauft," sagte die Alte mit Heftigkeit; „er und ich gehen zusammen fort; ich bin noch recht stark, Master, und kann viel Arbeit verrichten — viel Arbeit, Master."

„Auf einer Pflanzung?" versetzte Haley mit einem verächtlichen Blicke. „Eine wahrscheinliche Geschichte!" Dann entfernte er sich wie mit seiner Untersuchung zufrieden und stand, die Hände in der Tasche, die Cigarre im Munde und den Hut auf die Seite gedrückt, schlagfertig da.

„Was halten Sie von ihnen?" fragte ein Mann, der Haley's Besichtigung gefolgt war, wie um danach selbst seinen Entschluß zu fassen.

„Nun," antwortete Haley ausspuckend, „ich denke ich werde auf die Männer und den Jungen bieten."

„Man will den Jungen mit der alten Frau zusammen verkaufen!" sagte der Mann.

„Das wird schwer halten! sie ist ja nichts als ein altes Knochengerippe — nicht das Salz in der Suppe werth."

„Sie würden es also nicht thun?" sagte der Mann.

„Wer es thäte würde ein Narr sein. Sie ist halb blind, von der Gicht geplagt und zu nichts mehr zu brauchen."

„Manche kaufen dergleichen alte Geschöpfe und sagen, daß sie weit länger aushalten als man denken sollte," entgegnete der Mann.

„Nein, es ist nichts mit ihnen," erwiderte Haley, „ich würde sie nicht geschenkt nehmen — soviel steht fest. Ich habe Erfahrungen gemacht."

„Es wäre aber doch schade, sie nicht mit ihrem Sohne zu kaufen. Sie scheint sehr an ihm zu hängen! Wenn man sie nun mit in den Kauf bekäme?"

„Für Diejenigen, die Geld haben, um es auf solche Weise zu verthun, mag

das gut sein, ich biete nur auf den Jungen, um ihn als Plantagenarbeiter zu verwenden, ich möchte sie mir nicht auf den Hals laden — selbst nicht, wenn sie mir geschenkt würde," sagte Haley.

„Sie wird sich verzweifelt benehmen," sagte der Mann.

„Das wird sie allerdings," antwortete der Sklavenhändler kaltblütig.

Hier wurde das Gespräch durch eine geräuschvolle Bewegung der Menge unterbrochen und der Auktionator, ein kleiner wichtigthuender Mann, drängte sich mit Ellbogenstößen hindurch. Die Alte hielt den Athem an und griff unwillkürlich nach ihrem Sohne.

„Bleibe dicht bei Deiner Mutter, Albert — ganz dicht — wir werden zusammen ausgeboten," sagte sie.

„O, Mama, ich fürchte, daß sie es nicht thun werden!" seufzte der Knabe.

„Sie müssen, Kind, ich würde es nicht überleben, wenn sie es nicht thäten!" rief die alte Negerin heftig.

Die Stentorstimme des Auktionators, welcher die Umstehenden aufforderte, Platz zu machen, verkündete jetzt, daß die Auktion beginnen sollte. Die auf der Liste stehenden Männer waren bald zu Preisen verkauft, die eine bedeutende Nachfrage auf dem Markte bewiesen. Zwei davon fielen Haley zu.

„Vorwärts, Junge!" sagte der Auktionator, indem er den Knaben mit seinem Hammer schlug; „steh auf und zeige Deine Sprünge."

„Bieten Sie uns Beide zusammen aus — bitte, thun Sie es, Master," sagte die Alte, indem sie sich fest an ihren Sohn klammerte.

„Fort mit Dir," erwiderte der Mann in hartem Tone, und er stieß ihre Hände hinweg. „Du kommst zuletzt daran. Nun, Schwarzer, springe!" und hiermit schob er den Knaben auf den Versteigerungstisch zu, während hinter ihm ein tiefes Stöhnen erscholl. Der Knabe blieb stehen und blickte zurück, aber es war keine Zeit, sich zu besinnen, er wischte sich daher die Thränen aus den großen, glänzenden Augen und stieg schnell auf den Tisch.

Seine schöne Gestalt, seine gelenkigen Glieder und sein munteres Gesicht erregten augenblicklich eine lebhafte Bewerbung und ein halbes Dutzend Gebote wurden gleichzeitig gethan. Er blickte ängstlich und furchtsam von einer Seite zur andern, als er bald hier bald da die einander überbietenden Stimmen vernahm. Endlich fiel der Hammer — Haley hatte ihn. Er wurde von dem Tische herab seinem neuen Herrn zugeschoben, blieb einen Augenblick stehen und schaute zurück als ihm seine arme, alte, an allen Gliedern zitternde Mutter die Hände entgegenstreckte.

„Kaufen Sie mich auch, Master, um des lieben Heilands willen! kaufen Sie mich — ich sterbe, wenn Sie es nicht thun."

„Du wirst sterben, wenn ich es thue, willst Du sagen," versetzte Haley. „Nein!" rief er, indem er sich auf dem Absatze herumdrehte.

Das Bieten auf das arme alte Geschöpf dauerte nicht lange. Der Mann, von welchem Haley angeredet worden war, und dem es nicht an Mitleid zu fehlen schien, kaufte sie für eine Kleinigkeit und die Zuschauer begannen sich zu zerstreuen.

Die unglücklichen Opfer der Auktion, welche Jahre lang an einem Orte zusammen gelebt hatten, versammelten sich um die verzweiflungsvolle alte Mutter, deren Schmerz einen herzzerschneidenden Anblick gewährte.

„Hätten sie mir nicht den Einen lassen können? Der Master hat stets gesagt, daß ich Einen behalten sollte — ja, das hat er gesagt," wiederholte sie beständig in jammerndem Tone.

„Vertraue auf den Herrn, Tante Hagar," erwiderte ihr der Aelteste der Männer wehmüthig.

„Was wird das nützen?" rief sie unter heftigem Schluchzen.

„Mutter! Mutter! jammere nicht so," rief der Knabe, „Du hast einen guten Herrn bekommen, wie man sagt."

„Das ist mir gleichgültig; o, Albert! o, mein Sohn! Du bist mein letztes Kind! Gott, wie kann ich Dich missen!"

„Kann sie nicht Einer von Euch losmachen?" fragte Haley trocken; „es nutzt ihr nichts, wenn sie auch noch so sehr heult."

Die älteren Männer der Gruppe lös'ten das arme verzweifelnde Geschöpf halb durch Ueberredung und halb mit Gewalt von ihrem Sohne und bemühten sich sie zu trösten, als sie nach dem Wagen ihres neuen Herrn abgeführt wurde.

„Nun kommt," sagte Haley, indem er seine drei neugekauften Sklaven zusammenschob und ein Bündel von Handschellen zum Vorschein brachte, welch. er ihnen an die Handgelenke legte, worauf er an ein jedes von den Eisen eine lange Kette befestigte und die Sklaven so gefesselt vor sich hin nach dem Gefängnisse trieb.

Wenige Tage darauf befand sich Haley mit seinem Eigenthum wohlbehalten auf einem Ohiodampfboote. Es war der Anfang seiner Heerde, welche unterwegs durch verschiedene andere Waaren derselben Art, die er oder sein Agent für ihn an verschiedenen Punkten des Ufers in Bereitschaft gebracht hatte, vermehrt werden sollte.

Die „Belle Rivière," eines von den schönsten und schnellsten Booten, die jenen Fluß befahren, schwamm munter stromabwärts, der Himmel war heiter, die Sternenflagge des freien Amerika flatterte am Hintertheil, die Verdecke waren mit elegant gekleideten Damen und Herren gefüllt, die sich des schönen Tages erfreuten. Alles war voll Leben und Heiterkeit, nur Haley's Heerde, die mit andrer Fracht im Zwischendeck eingepfercht war, schien ihre Vortheile nicht zu erkennen und saß dicht zusammengedrängt und leise mit einander sprechend da.

„Nun Burschen," sagte Haley, indem er schnellen Schrittes herbei kam, „ich will hoffen, daß Ihr munter und guten Muthes seid. Seht Ihr, ich kann das Maulen nicht leiden. Haltet die Oberlippe steif, Burschen, und betrag. Euch gut, dann werde ich Euch auch gut behandeln."

Die Angeredeten antworteten mit dem stereotypen „Ja, Master," welches seit undenklichen Zeiten die Losung der armen Afrikaner gewesen ist; aber man muß gestehen, daß sie nicht besonders vergnügt aussahen. Sie besaßen ihre kleinen Vorurtheile zu Gunsten ihrer Frauen, Mütter, Geschwister und Kinder, welche sie zum letzten Male gesehen hatten, und wenn auch ihr Herr ihnen Heiterkeit gebot, so ließ sich diese doch nicht augenblicklich erzwingen.

„Ich habe eine Frau," sprach der unter der Bezeichnung „John, dreißig Jahre" aufgeführt gewesene Artikel, indem er seine gefesselte Hand auf Tom's Knie legte, „und das arme Weib weiß kein Wort von der Geschichte."

„Wo wohnt sie?" fragte Tom.

„In einem Wirthshause ein Stück weiter stromabwärts," antwortete John, „Ach!" setzte er hinzu, „wenn ich sie in dieser Welt nur noch einmal sehen könnte!"

Der arme John! Es war in der That natürlich, und die Thränen, welche er bei jenen Worten vergoß, kamen eben so natürlich heraus, als ob er ein Weißer gewesen wäre. Tom athmete aus seinem betrübten Herzen tief auf und suchte ihn so gut er konnte zu trösten.

Und über ihnen in der Kajüte saßen Väter und Mütter, Gatten und

Gattinnen, und um sie bewegten sich munter springende Kinder und Alles war heiter und vergnügt.

„O Mama," rief ein Knabe, der eben vom unteren Verdeck heraufgekommen war, „es ist ein Sklavenhändler an Bord und er hat vier oder fünf Neger bei sich."

„Die armen Geschöpfe!" sagte die Mutter in einem Tone, der zwischen Bedauern und Entrüstung die Mitte hielt.

„Was giebt es?" fragte eine andere Dame.

„Es sind einige arme Sklaven unten," antwortete die Mutter.

„Und sie sind mit Ketten gefesselt," fügte der Knabe hinzu.

„Es ist eine Schande für das Land, daß solche Schauspiele noch vorkommen können," bemerkte eine andere Dame.

„O, es läßt sich sehr viel dafür und dagegen sagen," meinte eine fein gekleidete Frau, welche nähend an der Thür ihrer Kajüte saß, während ihre Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, in ihrer Nähe spielten. „Ich bin im Süden gewesen und muß gestehen, daß die Neger meiner Meinung nach besser daran sind, als sie es in der Freiheit sein würden."

„Ich gebe zu, daß Einige es in mancher Hinsicht gut haben," versetzte die Dame, auf deren Bemerkung jene geantwortet hatte, „der schrecklichste Theil der Sklaverei ist meiner Ansicht nach die damit verbundene Nichtachtung der Gefühle und Zuneigungen, z. B. das Trennen der Familien."

„Allerdings eine schlimme Sache," entgegnete die andere Dame, indem sie ein eben vollendetes Kinderkleidchen in die Höhe hielt und aufmerksam seinen Besatz betrachtete; „ich glaube aber, daß dieser Fall nicht oft vorkommt."

„O, sehr oft," fuhr die erste Dame lebhaft fort; „ich habe lange sowohl in Kentucky wie in Virginien gelebt, und ich habe herzbrechende Scenen mit angesehen. Nehmen Sie einmal an, Madam, daß Ihnen ihre beiden Kinder entrissen und verkauft werden sollten!"

„Wir können von unsern Gefühlen nicht auf die dieser Menschenklasse schließen," entgegnete die andere Dame, die jetzt auf ihrem Schooße verschiedenfarbige wollene Garne zu sortiren begann.

„Wenn Sie das sagen, Madam, so kennen Sie sie wirklich nicht," antwortete die erste Dame mit Wärme. „Ich bin unter ihnen geboren und aufgewachsen, und ich weiß, daß sie eben so stark, ja vielleicht noch stärker fühlen wie wir."

„Wirklich?" versetzte die Andre gähnend, und blickte aus dem Kajütenfenster, worauf sie ihre erste Bemerkung wiederholte:

„Dessenungeachtet denke ich, daß sie es besser haben, als wenn sie frei wären."

„Es ist unbezweifelt der Wille der Vorsehung, die afrikanische Race dienstbar und in einer niederen Lage zu erhalten," sagte ein würdevoll aussehender, schwarzgekleideter Geistlicher, der in der Nähe der Kajütenthür saß. „Verflucht sei Kanaan, er soll ein Knecht der Knechte sein! heißt es in der heiligen Schrift."

„Ist das wirklich der Sinn dieses Verses, Sir?" fragte ein nahe dabeistehender langer Mann.

„Ohne allen Zweifel! es hat Gott in seinem unerforschlichen Rathschlusse gefallen, den Stamm zur Knechtschaft zu verurtheilen und wir dürfen uns mit unsern Privatansichten nicht dagegen auflehnen."

„Nun, wenn das der Wille Gottes ist, so wollen wir soviel Nigger kaufen, als wir können — nicht wahr, Squire?" sagte Jener zu Haley, der mit den Händen in den Taschen während des Gesprächs am Ofen gestanden und aufmerksam zugehört hatte. „Ja," fuhr der lange Mann fort, „wir müssen uns

Alle in die Beschlüsse der Vorsehung fügen. Die Neger müssen verkauft und verschachert und unterdrückt werden, dazu sind sie geschaffen. Das scheint mir eine ganz richtige Ansicht zu sein; meint Ihr nicht auch, Sir?" fragte er Haley.

„Ich habe nie darüber nachgedacht," antwortete Haley, „und ich kann nicht darüber urtheilen, denn ich bin kein Gelehrter; ich habe den Handel angefangen, um mein Brot damit zu verdienen, und gleich Anfangs darauf gerechnet, ihn, wenn er unrecht sein sollte, bei Zeiten zu bereuen."

„Jetzt aber könnt Ihr Euch die Mühe ersparen!" sagte der lange Mann. „Seht, wie gut es ist, die Bibel zu kennen. Wenn Ihr so gut darin bewandert gewesen wäret, wie dieser fromme Mann, so würdet Ihr es vorher gewußt und Euch eine Menge Angst und Sorgen erspart haben. Ihr hättet sagen können: Verflucht sei — wie heißt er doch gleich? — und Alles wäre gut gewesen."

Und der Fremde, welcher kein Anderer war als der ehrliche Pferdezüchter, mit dem wir unsere Leser in dem Kentuckyer Wirthshause bekannt gemacht haben, — setzte sich mit einem schmunzelnden Lächeln nieder und begann zu rauchen.

Ein hochgewachsener schlanker junger Mann mit einem ausdrucksvollen, einnehmenden Gesicht mischte sich hier in das Gespräch, indem er die Worte recitirte: „Was Du nicht willst, daß Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht." „Ich meine," fügte er hinzu, „daß dies eben so gut eine Stelle der heiligen Schrift ist, wie: „Verflucht sei Kanaan."

„Nun, für arme Teufel wie wir scheint der Ausspruch eben so verständlich zu sein, Sir," sagte John, der Pferdezüchter, und er qualmte wie ein Vulkan.

Der junge Mann schien noch mehr sagen zu wollen, als plötzlich das Boot anhielt und die Gesellschaft wie gewöhnlich hinausströmte, um zu sehen, wo man gelandet war.

„Sind diese Beiden nicht Prediger?" fragte John einen von den Passagieren, als sie hinausgingen.

Der Mann nickte bejahend mit dem Kopfe.

Sobald das Boot angelegt hatte, kam ein schwarzes Weib mit verstörten Zügen über das Bret gelaufen, drängte sich durch die Menge, eilte auf die Stelle zu, wo die Sklaven saßen, schlang ihre Arme um das unglückliche Stück Waare mit dem Zeichen „John, dreißig Jahre," und beklagte es unter lautem Schluchzen als ihren Gatten.

Der junge Mann, welcher für Gott und die Humanität gesprochen hatte, betrachtete diese Scene mit verschränkten Armen, und als er sich umwendete, stand Haley neben ihm.

„Mein Freund," sagte er zu diesem, „wie können Sie ein solches Geschäft betreiben? Sehen Sie jene armen Geschöpfe an. Hier stehe ich in dem frohen Bewußtsein, daß ich zu Frau und Kind nach Hause gehe und dieselbe Glocke, welche das Zeichen giebt, um mich zu ihnen zu bringen, wird diesen armen Mann und seine Frau auf ewig von einander trennen. Verlassen Sie Sich darauf, daß Gott Sie dafür zur Rechenschaft ziehen wird."

Der Sklavenhändler wendete sich schweigend ab.

„Was meint Ihr," sagte der Pferdezüchter, indem er ihn mit dem Elbogen stieß, „nicht wahr, die Geistlichen sind verschieden? Verflucht sei Kanaan scheint diesem hier nicht so recht einzuleuchten wie Jenem."

Haley stieß ein unverständliches Brummen aus.

„Und das ist noch nicht das Schlimmste bei der Sache," fuhr John fort; „vielleicht wird es auch dem Herrn nicht einleuchten, wenn Ihr einmal mit ihm Abrechnung haltet, wie wir es Alle müssen."

Haley ging sinnend nach dem andern Ende des Dampfbootes.

„Wenn ich an den paar nächsten Heerden etwas Ordentliches verdiene," sagte er zu sich, „so will ich doch das Geschäft aufgeben; es fängt wirklich an gefährlich zu werden." Und er nahm seine Brieftasche heraus und begann seine Berechnungen anzustellen — ein Verfahren, worin außer Mr. Haley schon mancher Andere ein Specificum gegen Gewissensbisse gefunden hat.

Das Dampfboot stieß stolz vom Ufer ab und Alles nahm munter wie bisher seinen Fortgang. Männer plauderten und lehnten müssig umher und lasen und rauchten, Frauen nähten und Kinder spielten, und das Boot setzte seine Reise fort.

Eines Tages, als es eine Zeitlang bei einem kleinen Städtchen in Kentucky angelegt hatte, ging Haley in Geschäften hinauf.

Tom, den seine Fesseln nicht an freier Bewegung hinderten, hatte sich dem Schiffsrande genähert und schaute gleichgültig über das Geländer. Nach einiger Zeit sah er den Händler mit raschen Schritten in Gesellschaft einer farbigen Frau, welche ein kleines Kind auf dem Arme trug, zurückkehren. Sie war ganz anständig gekleidet und ihr folgte ein farbiger Mann mit einem kleinen Koffer. Die Frau kam heiter und mit dem ihren Koffer tragenden Manne plaudernd über die Planke in das Boot. Die Glocke ertönte, der Dampfer zischte und puhstete und das Boot schwamm stromabwärts weiter.

Die Frau begab sich in's Zwischendeck hinunter, setzte sich nieder und begann mit ihrem Kinde zu spielen.

Haley schritt ein paar Mal im Boote auf und ab, kam dann herbei, setzte sich neben sie und sagte ihr halblaut einige Worte:

Tom bemerkte bald, daß eine düstere Wolke über die Stirn der Neuangekommenen zog und daß sie schnell und heftig antwortete:

„Ich glaube es nicht, ich will es nicht glauben," hörte er sie sagen; „Sie lügen!"

„Wenn Du es nicht glauben willst, so schau hierher," erwiderte Haley, indem er ein Papier aus der Tasche zog. „Das ist die Verkaufsbescheinigung, hier steht der Name Deines Herrn und ich habe gutes baares Geld für Dich bezahlt, das kann ich Dir sagen, Du mußt Dich also darein fügen."

„Ich glaube es nicht, daß der Master mich so hintergehen sollte; es kann nicht wahr sein!" rief die Frau mit zunehmender Angst.

„Du kannst irgend einen von den Leuten hier, der Geschriebenes zu lesen versteht, fragen. Kommt einmal her," sagte er zu einem eben vorübergehenden Manne, „seid so gut, das hier zu lesen. Die Dirne will mir nicht glauben, wenn ich ihr sage, was es ist."

„Nun, es ist ein Kaufbrief mit der Unterschrift John Josdick," antwortete der Mann, „durch den Euch die Sklavin Lucy mit ihrem Kinde überantwortet wird. So viel ich sehen kann, ist Alles in Richtigkeit."

Die leidenschaftlichen Ausrufungen der Frau lockten bald eine Anzahl von Leuten herbei und der Händler erklärte ihnen in der Kürze den Grund ihres Gejammers.

„Er hat mir gesagt, daß ich nach Louisville gehen solle, um mich als Köchin in demselben Wirthshause, wo mein Mann arbeitet, zu vermiethen, das hat mir der Master selbst gesagt, und ich kann nicht glauben, daß er mich belogen hat!" rief die Sklavin.

„Aber er hat Dich verkauft, armes Weib, das ist nicht zu bezweifeln," sagte ein gutmüthig aussehender Mann, der die Papiere in Augenschein genommen hatte. „Er hat es ganz gewiß gethan."

„Dann nutzt es nichts weiter, davon zu sprechen," sagte die Frau plötzlich ruhig werdend, indem sie ihr Kind fester in die Arme schloß, sich auf ihren Koffer setzte und gleichgültig in den Fluß starrte.

„Sie ergiebt sich doch leicht darein," sagte der Sklavenhändler; „ich sehe, daß die Dirne Grütze im Kopfe hat."

Die Sklavin blickte still auf den Fluß hinaus und ein sanfter warmer Wind zog wie ein mitleidiger Geist über ihr Haupt — der sanfte Wind, welcher nie fragt, ob die von ihm gefächelte Stirn finster oder heiter sei. Und sie sah die Sonnenstrahlen golden auf dem Wasser glitzern und hörte um sich muntere Stimmen plaudern, aber das Herz war ihr so schwer, als läge ein großer Stein darauf. Ihr Säugling richtete sich an ihr empor, streichelte ihr mit seinen Händchen die Wangen und schien entschlossen zu sein, ihre Aufmerksamkeit zu erzwingen. Sie drückte ihn plötzlich fest an sich und eine Thräne nach der andern fiel langsam auf sein verwundertes, ahnungsloses Gesicht. Allmälig schien sie ruhiger zu werden; sie begann wieder sich mit ihm zu beschäftigen und ihn zu säugen.

Das Kind, ein zehn Monate alter Knabe, war für sein Alter ungewöhnlich groß und stark. Er war keinen Augenblick still und erhielt seine Mutter in fortwährender Beschäftigung, um seine lebhaften Bewegungen zu überwachen.

„Ein hübscher Junge!" sagte ein Mann, der mit den Händen in der Tasche plötzlich vor ihm stehen geblieben war; „wie alt ist er?"

„Zehn und ein halb Monat," antwortete die Mutter. Der Mann pfiff dem Knaben etwas vor und bot ihm einen Zuckerstengel an, nach dem er begierig griff, und den er bald in der gewöhnlichen Vorrathskammer der Kinder, nämlich im Munde hatte.

„Ein kluges Bürschchen," sagte der Mann; „er weiß was gut schmeckt." Und er ging pfeifend weiter. Als er auf die andere Seite des Bootes gelangte, stieß er auf Haley, welcher rauchend auf einem Koffer saß.

Der Fremde zog ein Streichholz heraus, zündete sich eine Cigarre an und sagte:

„Ihr habt dort eine recht hübsche Dirne, Sir."

„Ja, sie kommt mir auch ganz leidlich vor," entgegnete Haley, indem er eine Dampfwolke von sich blies.

„Ihr bringt sie nach dem Süden?" fragte der Mann.

Haley nickte und rauchte weiter.

„Auf eine Pflanzung?" fragte Jener weiter.

„Ja," erwiderte Haley, „ich habe eine Bestellung für eine Plantage auszuführen und werde sie wohl mit dazu verwenden. Es ist mir gesagt worden, daß sie eine gute Köchin sei, und man kann sie entweder dazu oder zum Baumwollensortiren verwenden. Sie hat dazu passende Finger, ich habe sie angesehen. Sie wird auf die eine oder andere Weise ein gutes Stück Geld einbringen."

Und Haley griff wieder nach seiner Cigarre.

„Den Jungen wird man aber auf einer Pflanzung nicht haben wollen," sagte der Mann.

„Ich werde ihn bei der ersten Gelegenheit verkaufen," versetzte Haley, indem er sich eine frische Cigarre anzündete.

„Ihr würdet ihn wohl billig ablassen?" fragte der Fremde auf den Kofferhaufen steigend und sich behaglich niederlassend.

„Das denke ich nicht," antwortete Haley, „er ist ein hübscher Junge — gerade gewachsen, stark, — und sein Fleisch ist steinhart."

„Sehr wahr, aber dagegen sind die Mühen und Kosten des Aufziehens zu rechnen.“

„Nicht der Rede werth!“ sagte Haley. „Sie lassen sich so leicht aufziehen, wie irgend eine Kreatur und sie machen um kein Haar mehr Mühe wie junge Hunde. Der Junge wird in einem Monat schon laufen können.“

„Ich habe ein Gut, das zum Aufziehen gerade paßt und ich möchte wohl noch einige Kinder kaufen,“ sagte der Mann. „Die eine Köchin hat vergangene Woche einen Jungen verloren, der im Waschzuber ertrunken ist, während sie Wäsche aufhing, und ich glaube, daß sie den hier leicht aufbringen könnte.“

Haley und der Fremde rauchten eine Zeitlang schweigend fort; Keiner von Beiden schien auf die Hauptfrage des Gespräches zurückkommen zu wollen. Endlich hob der Fremde wieder an:

„Ihr würdet wohl nicht mehr als zehn Dollars für den Jungen verlangen, da Ihr ihn jedenfalls fortschaffen müßt?“

Haley schüttelte den Kopf und spuckte bedeutsam aus.

„Nein, dafür lasse ich ihn nicht,“ sagte er und begann wieder zu rauchen.

„Nun, was wollt Ihr haben?“

„Ei,“ sagte Haley, „ich könnte den Jungen entweder selbst aufziehen oder ihn aufziehen lassen, er ist ungemein kräftig und gesund, und wird in sechs Monaten hundert Dollars und in ein paar Jahren zweihundert werth sein, wenn ich ihn an den rechten Ort bringe. Ich werde daher jetzt keinen Cent weniger als funfzig für ihn nehmen.“

„O, das ist geradezu lächerlich!“ sagte der Mann.

„Es ist nicht anders,“ antwortete Haley entschieden.

„Ich will dreißig für ihn geben,“ sagte der Fremde, „weiter aber keinen Cent.“

„Nun, ich will Euch etwas sagen,“ erwiderte Haley, indem er abermals ausspuckte, „wir wollen die Differenz theilen und vierzig sagen, mehr kann ich aber nicht thun.“

„Nun gut, ich willige ein,“ sagte der Mann nach einer Pause.

„Abgemacht,“ versetzte Haley. „Wo steigt Ihr aus?“

„In Louisville.“

„In Louisville?“ wiederholte Haley; „das paßt gerade, denn wir kommen gegen Abend dorthin, der Junge wird schlafen, und Ihr könnt ihn in aller Stille und ohne Geschrei fortschaffen. Das trifft sich ganz schön — ich mache gern Alles in Ruhe ab — ich hasse allen Lärm und Spektakel.“

Und nachdem eine Anzahl Banknoten aus der Brieftasche des Einen in die des Andern übergegangen war, begann der Händler wieder zu rauchen.

Es war ein heiterer, stiller Abend, als das Boot am Quai von Louisville anlegte. Die Frau hatte mit dem jetzt in tiefem Schlafe liegenden Kinde auf dem Schooße dagesessen. Als sie den Namen des Ortes rufen hörte, legte sie hastig das Kind in eine durch den Raum zwischen zwei Koffern gebildete kleine Wiege, nachdem sie ihren Mantel sorgfältig darunter gebreitet hatte, und sprang dann in der Hoffnung unter den Hotelaufwärtern, die auf dem Quai standen, ihren Mann sehen zu können, nach dem Schiffsrande. Sie beugte sich weit über das Geländer und spähte angestrengt nach dem sich am Ufer bewegenden Köpfen, während sich die Menge zwischen sie und ihr Kind drängte.

„Jetzt ist die Gelegenheit günstig,“ sagte Haley, indem er das schlafende Kind aufhob und dem Fremden reichte. „Weckt ihn nicht auf, sonst würde er zu schreien anfangen und die Dirne einen verteufelten Spektakel machen.“

Der Mann nahm vorsichtig den Knaben und war bald in der den Quai hinaufgehenden Menge verschwunden.

Als das Boot knarrend und keuchend das Ufer verließ und sich langsam stromabwärts wendete, kehrte die Frau auf ihren Sitz zurück. Dort erwartete sie der Händler, — das Kind aber war verschwunden.

„Wa — was — wo?" stieß sie in wildem Erstaunen hervor.

„Lucy," sagte der Händler, „Dein Kind ist fort, es ist eben so gut, daß Du es jetzt erfährst wie später. Siehst Du, ich wußte, daß Du es nicht mit nach Süden nehmen konntest, und ich habe die Gelegenheit benutzt, es in eine angesehene Familie zu verkaufen, die es besser aufziehen wird als Du es kannst."

Der Blick voll rasendem Schmerze und tiefer Verzweiflung, den die Frau auf ihn warf, würde einen weniger Verhärteten erweicht haben; er aber war daran gewöhnt. Er betrachtete die tödtliche Qual, welche er auf den dunkeln Zügen arbeiten sah, die geballten Hände und das erstickte Athmen nur als nothwendige Vorfälle des Geschäfts und fürchtete blos, daß sie schreien und Aufsehen auf dem Boote erregen werde.

Aber das Weib schrie nicht — die Kugel war zu gerade durch das Herz gegangen um ihr noch Seufzer oder Thränen möglich zu machen.

Sie setzte sich schwindelnd nieder, ihre schlaffen Hände sanken leblos an ihre Seite. Ihre Augen blickten gerade auf, aber sie sah nichts. Der Lärm und das Getöse des Bootes vermengte sich wie ein Traum vor ihrem Ohr und das arme gebrochene Herz konnte sein tiefes Elend nicht laut werden lassen, sie war völlig still.

Der Händler schien es für nothwendig zu halten, sie zu trösten.

„Ich weiß, daß solche Dinge anfangs schwer ankommen, Lucy," sagte er, „aber eine vernünftige Frau wie Du, wird sich dem nicht hingeben. Du siehst ein, daß es nothwendig war und sich nicht ändern läßt."

„O reden Sie nicht, Master; sprechen Sie nicht mit mir!" rief das unglückliche Weib mit erstickter Stimme.

„Du bist eine hübsche Dirne, Lucy," fuhr er fort, „ich meine es gut mit Dir und werde Dir stromabwärts eine gute Herrschaft verschaffen; auch wirst Du bald einen andern Mann bekommen — ein so ansehnliches Mädchen wie Du —"

„O Master, wenn Sie nur jetzt nicht mit mir sprechen wollten!" sagte die Arme in einem so schmerzlichen Tone, daß der Händler fühlte, daß der gegenwärtige Fall über seine Berechnungen hinausging.

Er stand auf und die Frau wendete sich ab und verbarg den Kopf in den Mantel.

Der Händler schritt eine Zeitlang auf und ab und blieb mitunter stehen, um sie anzublicken.

„Es kommt ihr ziemlich schwer an," sagte er zu sich; „sie ist aber doch still. Wenn sie ein wenig gejammert hat, wird sie schon ruhiger werden."

Tom näherte sich ihr und versuchte etwas zu sagen, aber sie antwortete darauf nur mit einem Stöhnen. Er sprach mit redlichen, über seine Wangen herabströmenden Thränen von einem liebenden Herzen im Himmel, von einem mitleidigen Jesus und einer ewigen Heimath; aber das Ohr war taub und das gelähmte Herz vermochte nicht zu fühlen.

Die Nacht brach herein — eine ruhige, heitere Nacht, die mit ihren unzähligen ernsten Engelsaugen funkelnd, schön aber stumm auf die Erde herabblickte. Von jenem fernen Himmel kam weder eine mitleidige Stimme noch eine helfende Hand. Die Stimmen der Geschäftigkeit oder der Freude verklangen eine nach der andern, auf dem Dampfboot schlief Alles und das Rauschen des Wassers am Bug war deutlich vernehmbar. Tom streckte sich auf einen Koffer

und hörte, während er hier lag von Zeit zu Zeit ein ersticktes Schluchzen oder Stöhnen des armen Weibes. — „O was soll ich thun? o Gott, o guter Gott, hilf mir!“ und so fort, und immer fort, bis es endlich still wurde.

Um Mitternacht erwachte Tom mit plötzlichem Zusammenschrecken. Etwas Schwarzes glitt schnell an ihm vorüber nach dem Schiffsrande und er hörte ein Plätschern im Wasser. Kein Anderer sah oder vernahm etwas. Er erhob den Kopf — der Platz der Frau war leer! er stand auf und suchte vergeblich in der Nähe umher — das arme blutende Herz war endlich still und der Fluß rauschte und glitzerte eben so hell und klar als ob er sich nicht über sie geschlossen hätte.

Der Händler erwachte mit dem Morgengrauen und kam aus seiner Kajüte, um nach seiner lebenden Waare zu sehen. Jetzt kam an ihn die Reihe sich erstaunt verblüfft umzuschauen.

„Wo mag nur die Dirne sein?“ fragte er Tom.

Tom, der die Weisheit des Schweigens kennen gelernt hatte, fühlte sich nicht berufen, seine Beobachtungen und seinen Verdacht laut werden zu lassen, sondern sagte, daß er es nicht wisse.

„Sie kann doch nicht in der Nacht an einem von den Landungsplätzen durchgegangen sein, denn ich war jedesmal, wenn das Boot anhielt, wach und sah selbst nach. Ich überlasse dergleichen Dinge nie einem Andern.“

Diese Worte wurden vertraulich an Tom gerichtet, als ob sie etwas für ihn ganz besonders Interessantes enthielten. Tom gab jedoch keine Entgegnung darauf.

Der Händler durchsuchte das Boot vom Schnabel bis zum Spiegel; er sah zwischen Kisten, Ballen, Fässern, bei der Maschine und den Schornsteinen nach, aber vergebens.

„Höre Tom, sei aufrichtig gegen mich,“ sagte er, als er nach fruchtloser Forschung an die Stelle, wo sich Tom befand, zurückkehrte. „Du weißt ganz gewiß etwas davon. Rede nicht — ich weiß, daß es so ist. Ich habe das Mädchen gegen zehn Uhr hier liegen sehen, dann wieder um Zwölf, dann noch einmal zwischen Eins und Zwei, und um Vier war sie verschwunden und Du hast die ganze Zeit über gerade neben ihr geschlafen. Du mußt wissen, wo sie ist.“

„Nun Master,“ sagte Tom, „gegen Morgen streifte etwas an mir vorüber und ich erwachte halb; dann hörte ich ein starkes Plätschern und als ich vollkommen wach wurde, war die Dirne fort. Das ist Alles, was ich weiß.“

Der Händler war weder erstaunt noch betrübt, denn er war an eine Menge Dinge, von denen wir keine Ahnung haben, gewöhnt. Selbst das schauerliche Antlitz des Todes weckte keine feierliche Empfindung in ihm. Er hatte den Tod viele, viele Male gesehen — ihn im Laufe seiner Geschäfte kennen gelernt, und er dachte sich ihn nur als einen schlimmen Kunden, der sich auf sehr unzeitige Weise in seine Handelsoperationen mische. Er fluchte daher nur auf die Dirne, sagte, daß er verteufeltes Unglück habe und daß er, wenn es so fortginge, auf dieser Reise keinen Cent verdienen würde. Aber die Sache ließ sich nicht ändern, da die Frau in einen Staat entflohen war, welcher nie einen Flüchtling herausgiebt — selbst nicht auf das Verlangen des ganzen glorreichen Staatenbundes. Der Sklavenhändler setzte sich daher mißmuthig mit seinem Contobuche nieder und schrieb das verschwundene menschliche Wesen mit Körper und Seele unter die „Verluste“ ein!

13. Die Quäkeransiedlung.

Wir haben jetzt ein ruhiges Schauspiel vor uns. Eine große geräumige, nette, ausgemalte Küche mit gelbem, glänzendem Fußboden, auf dem kein Stäubchen zu sehen ist; ein hübscher, gutgeschwärzter Kochofen. Reihen von blankem Zinngeräth, welches auf die verschiedenartigsten, appetitlichsten Dinge schließen läßt; alte und feste grüne Holzstühle, ein kleiner Schaukelstuhl mit einem gestickten Kissen darauf, in verschiedenfarbiger Wolle zierlich gearbeitet, und ein größerer alter Lehnstuhl, dessen weite Arme und weich gepolsterte Lehne zum Niedersetzen einladen, — ein wahrhaft comfortabler alter Stuhl, der in Rücksicht auf Bequemlichkeit mehr werth war als ein Dutzend mit Sammt oder Brocat überzogener Salonstühle.

In diesem Stuhle saß, sich sanft vorwärts und rückwärts schaukelnd und mit einer feinen Nätherei beschäftigt unsere alte Freundin Eliza. Ja, hier saß sie, bleicher und magerer, als in ihrer Heimath in Kentucky, mit einer Welt von unter dem Schatten ihrer langen Wimpern liegenden und die Umrisse ihres milden Mundes bezeichnenden stillen Schmerze.

Es war deutlich zu erkennen, wie alt aber fest ihr edles Herz in der herben Schule des Kummers geworden war, und wenn sie von Zeit zu Zeit ihre großen dunkeln Augen erhob, um den Sprüngen ihres kleinen Harry, der wie ein tropischer Schmetterling auf dem Boden umherflatterte, zu folgen, so zeigte ihr Blick eine Festigkeit und Entschlossenheit, welche in früheren und glücklicheren Tagen nie darin gelegen hatte.

Neben ihr saß eine Frau mit einem blanken zinnernen Napf im Schooße, in welchem sie sorgfältig gedörrte Pfirsichen sortirte. Sie mochte fünfundfunfzig bis sechzig Jahre zählen, aber ihr Gesicht war eines von denjenigen, welche die Zeit nur zu berühren scheint, um sie zu erheitern und zu verschönern. Die schneeweiße gefaltete Kreppbaube, welche nach dem knappanliegenden Quäkerschnitte gemacht war, das in glatten Falten ihren Busen verhüllende weiße Mousselintuch, der graue Shawl und das Kleid von gleicher Farbe verriethen auf den ersten Blick die Gemeinde, welcher sie angehörte. Ihr Gesicht war noch rund und blühend und besaß eine sammtweiche Haut, die an eine Pfirsiche erinnerte. Ihr theilweise vom Alter gebleichtes Haar war von der ruhigen Stirn, auf der die Zeit keine andere Inschrift als das „Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen" hinterlassen hatte, glatt zurückgestrichen und unter derselben glänzten ein Paar große helle, liebevolle braune Augen. Man brauchte nur gerade hineinzublicken, um zu fühlen, daß man bis auf den Grund eines so guten und treuen Herzens sah, wie nur je eines in einer Frauenbrust geklopft hat.

Es ist so viel von schönen jungen Mädchen gesungen und gesagt worden, warum wird nicht auch einmal Jemand von der Schönheit alter Frauen begeistert? Wenn irgend Einer eines solchen Gegenstandes bedürfen sollte, so verweisen wir ihn auf unsere gute Freundin Rachel Halliday, wie sie hier in ihrem kleinen Schaukelstuhle saß.

Der Stuhl hatte eine Neigung zum Knarren, — entweder weil er sich in seinem frühern Leben einmal erkältet hatte oder in Folge eines asthmatischen Uebels; aber wie sie so leise hin und her schaukelte, unterhielt der Stuhl eine Art von gedämpftem Geräusch, welches bei jedem andern Stuhle unerträglich gewesen sein würde. Der alte Simeon Halliday behauptete jedoch oft, daß er ihm wie Musik klänge, und sämmtliche Kinder sagten, daß sie es um Alles in der Welt nicht missen möchten, den Stuhl ihrer Mutter zu hören, denn warum?

— seit mehr als zwanzig Jahren waren von jenem Stuhle her nichts als liebevolle Worte und sanfte Lehren und mütterliche Güte gekommen — unzählige Kopf- und Herzschmerzen waren dort geheilt, geistige und irdische Schwierigkeiten gelös't worden — und dies Alles von einer guten liebenden Frau. Gott segne sie!

„Du denkst also immer noch daran, nach Canada zu gehen, Eliza?" fragte sie, während sie ruhig auf ihre Pfirsichen blickte.

„Ja Madam," antwortete Eliza fest; „ich muß weiter, ich darf nicht hier bleiben."

„Und was willst Du thun, wenn Du dorthin kommst das mußt Du auch bedenken, meine Tochter!"

„Meine Tochter" war ein Ausdruck, der im Munde Rachel Halliday's ganz natürlich klang, denn sie besaß ein Gesicht und eine Gestalt, welche das Wort „Mutter" ihr gegenüber zum natürlichsten von der Welt zu machen schienen.

Eliza's Hände zitterten und auf ihre feine Arbeit fielen einige Thränen, aber sie antwortete fest:

„Ich werde thun, was sich findet; ich hoffe daß sich etwas finden wird."

„Du weißt, daß Du hier bleiben kannst so lange es Dir beliebt," sagte Rachel.

„O, ich danke Ihnen," antwortete Eliza, „aber —" hier deutete sie auf Harry — „ich kann des Nachts nicht schlafen, ich habe keine Ruhe. Vergangene Nacht träumte ich, daß ich jenen Mann in den Hof kommen sähe," fügte sie schaudernd hinzu.

„Armes Kind," sagte Rachel sich die Augen wischend, „aber Du darfst nicht so fühlen; der Herr hat es so gefügt, daß aus unserm Städtchen noch nie ein Flüchtling gestohlen worden ist; ich hoffe nicht, daß Dein Sohn der erste sein wird."

Hier öffnete sich die Thür und eine kleine kurze, runde, nadelkissengleiche Frau mit einem heitern, blühenden Gesicht wie ein reifer Apfel erschien auf der Schwelle. Sie war eben so wie Rachel in einfaches Grau gekleidet und ein gefälteltes Mousselintuch umhüllte ihren vollen Busen.

„Ruth Stedman!" sagte Rachel, indem sie ihrer Freundin entgegen ging, „wie geht es Dir, Ruth?" und sie ergriff herzlich ihre beiden Hände.

„Ganz gut," erwiderte Ruth, die ihr graues Hütchen abnahm und mit ihrem Taschentuche abstäubte, wodurch sie einen kleinen runden Kopf entblößte, auf dem die Quäkerhaube trotz alles Streichens und Klopfens der kleinen fleischigen Hände, die geschäftig bemüht waren, sie in Ordnung zu bringen, mit einer gewissen Koketterie saß. Auch einige Locken krauser Haare waren hier und da hervorgekommen und mußten wieder an ihre Stelle gestrichen und kajolirt werden; dann wendete sich die Neuangekommene, welche etwa fünfundzwanzig Jahre alt sein mochte, von dem Spiegel, vor dem sie diese Arrangements gemacht hatte, ab und sah wohlgefällig aus, wie Allen, welche sie anblickten, ebenfalls erscheinen mußte, denn sie war ein so herziges, munteres, kleines Weibchen, wie nur je eines ein Menschenherz erfreut hat.

„Ruth, diese Freundin ist Eliza Harri's, und dies ist der kleine Knabe, von dem ich Dir erzählt habe."

„Es freut mich Dich zu sehen, Eliza, es freut mich sehr," sagte Ruth ihr die Hand schüttelnd, als ob Eliza eine alte Freundin wäre, die sie seit lange erwartet habe. „Und dies ist Dein liebes Kind — ich habe ihm Kuchen mitge-

bracht;“ und sie hielt dem Knaben, der durch seine Locken schauend herankam, ein kleines Herz hin, welches er schüchtern annahm.

„Wo ist Dein Kleiner, Ruth?“ fragte Rachel.

„O er kommt; Deine Mary nahm ihn mir ab als ich kam und lief mit ihm nach der Scheune, um ihn den Kindern zu zeigen.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür abermals und Mary, ein hübsches, frisch aussehendes Mädchen mit großen braunen Augen wie die ihrer Mutter, trat mit dem Säugling ein.

„Aha,“ rief Rachel indem sie den starken, kugelrunden Knaben auf den Arm nahm; „wie gut er aussieht, und wie er gewachsen ist!“

„Ei gewiß ist er das,“ sagte die kleine geschäftige Ruth, indem sie das Kind wieder nahm und ihn seiner kleinen blauseidenen Kapuze und seines Oberröckchens entkleidete. Nachdem sie dann noch hier und dort an seinem Anzuge gezupft und ihn herzlich geküßt hatte, setzte sie ihn auf den Boden, damit er seine Gedanken sammeln sollte.

Der Kleine schien an dieses Verfahren völlig gewöhnt zu sein, denn er steckte den Daumen in den Mund, als ob sich dies ganz von selbst verstände — und schien bald in Gedanken versenkt zu sein, während die Mutter sich setzte und einen langen Strumpf von blau und weiß gesprenkeltem Garn aus der Tasche nahm und eifrig zu stricken begann.

„Mary, würdest Du nicht wohl thun, den Kessel zu füllen?“ meinte ihre Mutter.

Mary ging mit dem Kessel an den Brunnen, erschien bald darauf wieder und stellte ihn auf den Ofen, wo er bald als ein sprechendes Zeichen der Gastlichkeit und des guten Lebens zischte und dampfte. Dann wurden die Pfirsichen in Folge einiger leisen Worte Rachel's von derselben Hand in einer Dämpfpfanne über das Feuer gesetzt.

Jetzt nahm Rachel ein schneeweißes Knetbret, band eine Schürze vor und machte sich ruhig daran einige Biscuits zu backen, nachdem sie vorher zu Mary gesagt hatte: „Mary möchtest Du nicht John sagen, daß er ein Hühnchen bereit halten soll?“ worauf Mary verschwunden war.

„Wie befindet sich Abigail Peter?“ fragte Rachel, während sie mit der Bereitung ihres Backwerks beschäftigt war.

„O, sie befindet sich wohler,“ antwortete Ruth; „ich war heute früh bei ihr und machte das Bett und brachte das Haus in Ordnung. Lea Hills ist heute Nachmittag hingegangen, um auf einige Tage Brod und Pasteten zu backen, und ich habe versprochen, heute Abend wieder zu kommen.“

„Ich werde morgen kommen und reinigen so viel nöthig ist und das Ausbessern besorgen,“ sagte Rachel.

„O das ist gut,“ entgegnete Ruth. „Ich habe gehört,“ fuhr sie fort, „daß Hannah Stoirword krank sei. John ist gestern Abend dort gewesen — ich muß morgen hingehen.“

„John kann zu uns kommen und bei uns essen, wenn Du den ganzen Tag dort bleiben willst,“ meinte Rachel.

„Ich danke Dir, Rachel; wir werden morgen sehen; aber da kommt Simeon.“

Simeon Halliday, ein langer, gerade gewachsener, muskulöser Mann in grauem Rock und Beinkleidern und breitkrämpigem Hute trat jetzt ein.

„Wie geht es Dir, Ruth?“ sagte er freundlich, indem er ihr seine breite, offene Hand reichte, in die sie ihr weiches Händchen legte, „und wie geht es John?“

„O John und alle Uebrigen befinden sich wohl," antwortete Ruth heiter.

„Was giebt's Neues, Vater?" fragte Rachel, indem sie ihre Biscuits in den Backofen schob.

„Peter Stebbins hat mir gesagt, daß er heute Abend mit Freunden hierherkommen würde," erwiderte Simeon bedeutsam, während er sich in einem hinteren Verschlage die Hände wusch.

„Wirklich!" versetzte Rachel mit nachdenklicher Miene, indem sie einen Blick auf Eliza warf.

„Hast Du nicht gesagt, daß Dein Name Harris sei?" fragte Simeon Eliza, als er wieder eintrat.

Rachel blickte schnell auf ihren Mann, während Eliza bebend mit Ja antwortete. Ihre stets rege Furcht ließ sie vermuthen, daß in der Gegend Ankündigungen wegen ihrer Aufgreifung erlassen worden sein könnten.

„Mutter!" rief Simeon vom Vorhause herein; Rachel ging hinaus.

„Was wünschest Du, Vater?" fragte sie, ihre mit Mehl bedeckten Hände reibend.

„Der Gatte dieser Frau ist in der Ansiedelung und wird heute Abend hierherkommen."

„O, bist Du dessen gewiß, Vater?" rief Rachel mit freudestrahlendem Gesicht.

„Es ist wirklich wahr; Peter war gestern mit dem Wagen unten in der andern Niederlassung; dort fand er eine alte Frau und zwei Männer, von denen der Eine sagte, daß er George Harris heiße, und nach dem, was er von seiner Geschichte erzählte, bin ich gewiß, wer er ist. Er ist ebenfalls ein freundlicher hübsch aussehender Bursche."

„Sollen wir es ihr jetzt sagen?" fragte Simeon.

„Wir wollen mit Ruth sprechen," antwortete Rachel. „Ruth, komm her."

Ruth legte ihre Strickerei nieder und war augenblicklich im Vorhause.

„Was meinst Du, Ruth," sagte Rachel; „der Vater erzählt, daß Eliza's Gatte sich unter den letzten Ankömmlingen befindet und heute Abend hier sein wird."

Ihre Worte wurden durch eine Freudenexplosion der kleinen Quäkerin unterbrochen. Sie sprang, in ihre kleinen Hände klatschend, so lebhaft empor, daß zwei Locken unter ihrer Quäkerhaube hervordrangen und auf ihr weißes Halstuch fielen.

„Still, Liebe," sagte Rachel sanft, „still Ruth! — sprich, sollen wir es ihr jetzt sagen?"

„Jetzt — gewiß! diese Minute! Was denkst Du, was ich fühlen würde, wenn es mein John wäre? Sage es ihr sogleich."

„Du trachtest nur danach, immer mehr zu lernen, wie Du Deinen Nächsten lieben sollst, Ruth," sagte Simeon, mit strahlendem Gesicht auf Ruth blickend.

„Natürlich; sind wir nicht dazu geschaffen? Wenn ich John und mein Kind nicht liebte, würde ich nicht für sie zu fühlen wissen. Kommt, sagt es ihr!" — und sie legte ihre Hände bittend auf Rachel's Arm. „Führe sie in Dein Schlafzimmer und laß mich unterdessen das Hühnchen schmoren."

Rachel ging in die Küche, wo Eliza nähete, öffnete die Thüre eines Schlafzimmerchens und sagte sanft:

„Komm mit mir herein, meine Tochter, ich habe Dir etwas mitzutheilen."

Das Blut stieg in Eliza's bleiches Gesicht, sie erhob sich voll ängstlicher Besorgniß und blickte auf ihren Knaben.

„Nein, nein,“ rief die kleine Ruth, indem sie aufsprang und ihre Hand erfaßte; „fürchte nichts, es sind gute Nachrichten, Eliza; geh hinein, geh hinein.“

Und sie schob sie sanft nach der Thür, welche sich hinter ihr schloß, wendete sich darauf um, drückte den kleinen Harry in ihre Arme und küßte ihn.

„Du wirst Deinen Vater sehen, Kleiner; kennst Du ihn? — Dein Vater kommt!“ rief sie immer wieder, als der Kleine sie verwundert anstarrte.

Unterdessen fand im Innern des Schlafgemaches ein anderer Auftritt statt. Rachel Halliday zog Eliza zu sich und sagte:

„Der Herr hat Dir Gnade bewiesen, meine Tochter; Dein Mann ist dem Hause der Knechtschaft entronnen.“

Das Blut strömte plötzlich in Eliza's Wangen und zog sich eben so schnell wieder nach ihrem Herzen zurück; sie setzte sich bleich und halb ohnmächtig nieder.

„Fasse Muth, Kind,“ sagte Rachel, indem sie die Hand auf Eliza's Kopf legte, „er befindet sich unter Freunden, die ihn heute Abend hierherbringen werden.“

„Heute Abend?“ rief Eliza, „heute Abend?“

Die Worte verloren für sie jede Bedeutung; ihr Kopf war wie von einem Schwindel ergriffen und einen Augenblick schwamm alles vor ihr, wie in einem Nebel.

Als sie erwachte lag sie im Bett, wo sie mit einer wollenen Decke sorgfältig zugedeckt war und die kleine Ruth ihr die Hände mit Kampferspiritus rieb. Sie öffnete die Augen in einer träumerischen, wohlthuenden Mattigkeit, wie sie ein Mensch empfindet, der lange eine schwere Last getragen hat und jetzt fühlt, daß er ihrer entledigt ist, und daß er ausruhen kann. Die Nervenspannung, die seit der ersten Stunde ihrer Flucht keinen Augenblick nachgelassen hatte, war verschwunden; ein seltsames Gefühl der Sicherheit und Ruhe überkam sie, und während sie so dalag, ließ sie ihre großen dunkeln Augen wie in einem heiteren Traume den Bewegungen der sie Umgebenden folgen.

Sie sah die in das andere Zimmer führende Thür aufgehen, sah den Eßtisch mit seinem schneeweißen Tuche, hörte das leise Zischen des siedenden Theekessels, sah Ruth mit Tellern voll Kuchen und Untertassen voll Eingemachtem hin und hertrippeln und von Zeit zu Zeit stehen bleiben, um Harry einen Kuchen in die Hand zu geben, oder ihm den Kopf zu streicheln, oder seine langen Locken um ihre weißen Finger zu schlingen. Sie sah die volle mütterliche Gestalt Rachel's, wie sie dann und wann an das Bett kam und etwas an dem Bettzeug glättete und ordnete, um ihre Dienstwilligkeit zu beweisen, und war sich einer Art von Sonnenschein bewußt, der aus ihren großen, hellen blauen Augen auf sie herabstrahlte. Sie sah Ruth's Gatten hereinkommen — sah sie ihm entgegeneilen und leise mit ihm flüstern, wobei sie zuweilen mit ausdrucksvoller Geberde mit ihrem kleinen Finger nach dem Zimmer deutete. Sie sah wie sie sich mit ihrem Kinde auf dem Arme zum Thee niedersetzte; sie sah sie Alle bei Tische und den kleinen Harry auf einem hohen Stuhle unter der schützenden Obhut Rachel's; sie vernahm ein leises Gemurmel, ein Klirren von Theelöffeln und ein wohlklingendes Klappern von Tassen und Tellern, und dies alles mischte sich in einem köstlichen Traume der Ruhe untereinander, und Eliza schlief, wie sie seit der furchtbaren Mitternachtsstunde, als sie mit ihrem Kinde bei kaltem Sternenschein entflohen war, noch nicht wieder geschlafen hatte.

Sie träumte von einem schönen Lande — einem Lande der Ruhe, wie es ihr erschien — von grünen Ufern, reizenden Inseln und köstlichem glitzerndem Wasser und dort in einem Hause, welches, wie freundliche Stimmen ihr sagten, ihre Heimath war, sah sie ihren Knaben als ein freies und glückliches Kind spie-

len. Sie hörte die Schritte ihres Gatten, sie fühlte, wie er näher kam und sie in die Arme schloß ... seine Thränen benetzten ihr Gesicht, und sie erwachte.

Es war kein Traum. Das Licht des Tages war längst verblichen, ihr Kind lag ruhig schlummernd an ihrer Seite, auf dem Leuchter brannte mit schwachem Scheine eine Kerze, und ihr Gatte stand schluchzend neben ihrem Bett.

Am folgenden Morgen ging es in dem kleinen Quäkerhause sehr heiter zu. Die Mutter war bei Zeiten aufgestanden und beschäftigte sich von fleißigen Knaben und Mädchen, die wir gestern unsern Lesern nicht vorzustellen Zeit hatten, umgeben, mit der Bereitung des Frühstücks, denn ein Frühstück in den üppigen Thälern von Indiana ist etwas complicirt und vielfältig, und verlangt gleich dem Aufsuchen der Rosenblätter und dem Beschneiden der Büsche im Paradiese noch andere Hände als die der Mutter.

Während John daher an die Quelle lief um frisches Wasser zu holen und Simeon der Zweite das Mehl zum Maiskuchen siebte und Mary Kaffee mahlte, bewegte sich Rachel mild und ruhig umher, bereitete Biscuit, zerlegte Hühner und verbreitete über das ganze Treiben im Allgemeinen einen sonnigen Strahlenglanz. Wenn irgend eine Gefahr der Reibung oder des Anstoßes von dem ungeregelten Eifer so vieler junger Mitwirkenden drohte, so war ihr sanftes „Nun, nun!" oder „das würde ich nicht thun," völlig genügend, um die Schwierigkeit zu beseitigen. Während alle übrigen Zurüstungen vor sich gingen, stand Simeon der Aeltere in Hemdärmeln vor einem kleinen Spiegel in der Ecke und führte die antipatriarchalische Operation des Rasirens aus. Alles ging in der großen Küche so gesellig, so ruhig, so harmonisch zu, — es schien Jedem so angenehm zu sein, gerade das, was er that, zu verrichten, es war überall eine solche Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens und friedlichen Einklangs zu erkennen, — selbst die Messer und Gabeln hatten, als sie auf den Tisch kamen, ein geselliges Klappern und die Hühner und der Schinken zischten in der Pfanne so munter und freudig, als ob ihnen das Gekochtwerden Vergnügen mache, und als George und Eliza und der kleine Harry herauskamen, wurde ihnen ein so herzlicher, jubelnder Willkomm zu Theil, daß es nicht zu verwundern war, wenn sie zu träumen glaubten.

Endlich saßen sie Alle beim Frühmahl, während Mary am Ofen stand und Waffeln buk, die sobald sie genau die goldbraune Färbung der Vollkommenheit erlangt hatten, auf den nahen Tisch kamen.

Es war das Erstemal, daß George sich als Ebenbürtiger an den Tisch eines weißen Mannes gesetzt hatte, und er benahm sich Anfangs mit einiger Befangenheit und Unbeholfenheit; aber dies alles verschwand wie ein Nebel in den erwärmenden Morgenstrahlen dieser einfachen, überströmenden Güte.

„Vater, wenn Du nun wieder ertappt würdest," sagte Simeon der Zweite, indem er seinen Kuchen mit Butter bestrich.

„So würde ich meine Strafe bezahlen," antwortete Simeon ruhig.

„Aber wenn man Dich nun in's Gefängniß setzte?"

„Könntest Du nicht mit der Mutter das Gut allein verwalten?" sagte Simeon lächelnd

„Die Mutter kann fast Alles," meinte der Knabe; „aber ist es nicht eine Schande, solche Gesetze zu machen?"

„Du darfst von Deiner Obrigkeit nichts Böses sprechen, Simeon," sagte sein Vater ernsthaft. „Der Herr giebt uns unsere irdischen Güter nur dazu,

daß wir Gerechtigkeit und Barmherzigkeit üben können. Wenn unsere Obrigkeit dafür einen Preis von uns verlangt, so müssen wir ihn bezahlen."

„Ich hasse nun einmal diese alten Sklavenhalter!" rief der Knabe, der schon so unchristliche Gesinnungen hegte, wie ein moderner Reformator.

„Ich muß mich über Dich wundern, mein Sohn," erwiderte Simeon; „solche Lehren hat Deine Mutter Dir nie gegeben. Ich würde für den Sklavenhalter das Nämliche thun wie für den Sklaven, wenn der Herr ihn in mein Haus führte."

Simeon der Zweite wurde purpurroth; seine Mutter aber beruhigte ihn, indem sie lächelnd sagte: „Simeon ist ein guter Sohn; mit der Zeit wird er seinem Vater gewiß ähnlich werden."

„Ich hoffe doch nicht, mein guter Sir, daß Sie unsertwegen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sind?" fragte George besorgt.

„Fürchte nichts, George, wir sind dazu in der Welt; wenn wir uns um einer guten Sache willen nicht unangenehmen Möglichkeiten aussetzen wollten, so würden wir unseres Namens nicht würdig sein."

„Aber wegen mir!" sagte George, „ich könnte es nicht ertragen."

„Nun, dann beruhige Dich, lieber George, wir thun es nicht für Dich, sondern für Gott und die Menschen," entgegnete Simeon. „Jetzt geh' ruhig zu Bett; diesen Abend um zehn Uhr wird Phineas Fletcher Dich mit Deinen Begleitern nach der Station weiter führen. Die Verfolger sind dicht hinter Dir. Wir dürfen nicht säumen."

„Warum bis zum Abende warten, wenn das der Fall ist?" sagte George.

„Du bist hier sicher, so lange es Tag ist, denn Jeder, der in der Ansiedelung wohnt, ist ein Freund und Alle wachen über ihn. Ueberdies ist es sicherer, bei Nacht zu reisen."

14. Evangeline.

Die schiefen Strahlen der untergehenden Sonne zitterten auf der meeresgleichen Fläche des Missisippi, das schwankende Rohr und die dunklen, mit schwärzlichen Moosguirlanden behangenen Cypressen glühen in den goldenen Strahlen, während das schwerbeladene Dampfboot dahintreibt.

Bis hoch über die Bordwände mit Baumwollenballen aus mehr als einer Pflanzung befrachtet, so daß es in der Ferne wie ein viereckiger massiver grauer Block aussieht, schwimmt es brausend dem sich nähernden Markte zu. Wir müssen uns eine Zeitlang auf dem Menschengefüllten Verdeck umsehen, ehe wir unsern bescheidenen Freund Tom wieder finden. Hoch auf dem oberen Verdeck in einem kleinen Winkelchen unter den überall vorwaltenden Baumwollenballen können wir ihn endlich erblicken.

Theils in Folge des durch Mr. Shelby's Angaben eingeflößten Vertrauens, theilweise auch durch seinen eigenen auffallend stillen, ruhigen Charakter hatte Tom allmälig selbst das Zutrauen eines Mannes wie Haley erlangt.

Anfangs hatte ihn Jener den Tag über aufmerksam beobachtet und ihm des Nachts nie erlaubt ohne Fesseln zu schlafen, aber die nie klagende Geduld und anscheinende Zufriedenheit in Tom's Benehmen veranlaßte ihn endlich von diesen Zwangsmaßregeln abzugehen, und Tom hatte seit einiger Zeit eine Art von Ehrenwort-Gefangenschaft genossen, so daß er nach Belieben auf dem Boote umhergehen konnte.

Stets ruhig und gefällig und mehr als bereitwillig bei jeder Gelegenheit

mit Hand anzulegen, hatte er sich die Zuneigung sämmtlicher Schiffsleute erworben und viele Stunden damit zugebracht, daß er ihnen mit eben so aufrichtigem guten Willen half wie früher auf dem Gute in Kentucky.

Wenn für ihn nichts zu thun war, kletterte er auf die Baumwollenballen am Hinterdeck und beschäftigte sich mit dem Studiren seiner Bibel — und hier sehen wir ihn jetzt.

Auf mehr als hundert Meilen oberhalb New-Orleans ist der Fluß höher als das umliegende Land und wälzt seine ungeheuern Massen zwischen zwanzig Fuß hohen mächtigen Dämmen dahin. Der Reisende überschaut vom Verdeck des Dampfers wie von einer schwimmenden Burg die ganze Gegend auf viele Meilen im Umkreise. Tom hatte daher eine vollständige Karte der zahlreichen Pflanzungen, deren er sich näherte, vor sich ausgebreitet liegen.

Er sah in der Ferne die Sklaven bei ihrer Arbeit, er sah ihre Hüttendörfer in langen Reihen auf mehr als einer Pflanzung fern von den stattlichen Gebäuden und Gartenanlagen des Herrn herüberschimmern und während das bewegliche Bild vorüberglitt, wendete sich sein armes, gebrochenes Herz zurück nach dem Gute in Kentucky mit seinen alten schattigen Buchen, dem Herrnhause mit seinen großen kühlen Hallen und nahe dabei der kleinen mit Monatsrosen und Bignonien überwachsenen Hütte. Dort schien er bekannte Gesichter von Kameraden, die mit ihm aufgewachsen waren, zu erblicken, er sah seine Frau die Zurüstungen zu seiner Abendmahlzeit treffen, er hörte das muntere Lachen seiner Knaben bei ihren Spielen und das Lallen des Säuglings auf seinem Schooße und dann verschwand plötzlich Alles wieder und er sah abermals das Rohrdickicht und die Cypressen der vorübergleitenden Pflanzungen und hörte wieder das Stöhnen und Knarren der Maschine, was ihm Alles nur zu deutlich sagte, daß jener Theil seines Lebens auf ewig entschwunden sei.

In einem solchen Falle schreibt Ihr an Eure Frau, und sendet Euern Kindern Grüße; Tom aber konnte nicht schreiben — für ihn existirte die Post nicht und über den Abgrund der Trennung spannte sich keine Brücke eines freundlichen Wortes oder Zeichens.

Ist es also zu verwundern, daß auf die Blätter seiner Bibel einige Thränen fallen, wie er sie da auf dem Baumwollenballen vor sich liegen hat und mit langsamem Finger von einem Worte zum andern gehend, ihre Verheißungen herausbuchstabirt?

Tom, der erst in späteren Jahren lesen gelernt hatte, konnte nur langsam vorwärts kommen und es kostete ihm Mühe von einem Verse zum andern zu gelangen. Es war ein Glück für ihn, daß das Buch, welches er studirte, eines von denjenigen war, denen das langsame Lesen nichts schaden kann — ja, ein Buch, dessen Worte gleich Goldbarren oft einzeln erwogen werden müssen, damit der Geist ihren unschätzbaren Werth begreifen kann.

Wir wollen ihm auf einen Augenblick folgen, während er auf jedes Wort deutend und ein jedes halblaut aussprechend, lies't.

„Sorgt — nicht — in — euern — Herzen — in — meines — Vaters — Hause — sind — viele — Wohnungen — ich — gehe — hin — um — Euch — eine — Stätte — zu — bereiten."

Als Cicero seine geliebte einzige Tochter begrub, hatte er ein Herz so voll Kummer, wie der arme Tom — voller wohl nicht, denn Beide waren nur Männer; doch Cicero kannte nicht so erhabene Worte der Hoffnung, blickte nicht auf eine solche künftige Wiedervereinigung; und hätte er sie sehen können, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er nicht daran geglaubt haben würde. Aber für den armen Tom lag darin gerade das, was er brauchte, so augenscheinlich

wahr und göttlich, daß die Möglichkeit eines Zweifels ihm nie in den einfachen Sinn kam. Es mußte wahr sein; denn war es dies nicht, wie hätte er dann noch leben können?

Tom's Bibel hatte zwar keine Randbemerkungen gelehrter Commentatoren, allein sie war mit gewissen Merkzeichen von Tom's eigner Erfindung versehen, und diese halfen ihm mehr, als die gelehrtesten Auseinandersetzungen vermocht hätten. Es war seine Gewohnheit gewesen, sich die Bibel von seines Herrn Kindern vorlesen zu lassen, und besonders von dem jungen Master George und während sie lasen, bezeichnete er durch starke Striche und Punkte mit Feder und Tinte Stellen, welche ganz besonders seinem Ohr wohl thaten, oder sein Herz ergriffen. Seine Bibel hatte auf diese Weise von Anfang bis zu Ende eine Menge verschiedenartiger Zeichen, und dadurch konnte er schnell seine Lieblingsstellen auffinden, ohne daß er die mühsame Arbeit nothwendig gehabt hätte, zu buchstabiren, was dazwischen lag; und während sie vor ihm ruhte, schien die Bibel durch jede Stelle, die von einem häuslichen Auftritte, oder einer vergangenen Freude sprach, ihm Alles zu sein, was ihm von dem vergangenen Leben blieb, so wie Alles, was das zukünftige versprach.

Unter den Passagieren auf dem Boote befand sich ein vermögender junger Mann aus New-Orleans, Namens St. Clare; er hatte eine fünf- bis sechsjährige Tochter und eine Dame, die mit Beiden verwandt zu sein und die Kleine besonders unter ihre Obhut genommen zu haben schien, bei sich. Tom hatte dieses kleine Mädchen oft gesehen — denn sie war ein lebhaftes, bewegliches Kind, das eben so wenig an einer Stelle zu halten war wie ein Sonnenstrahl oder der Sommerwind. Ueberdies war sie so reizend, daß Jeder, der sie einmal gesehen hatte, sie nicht leicht vergessen konnte.

Ihre Gestalt war das Vollkommenste, was man sich von kindlicher Schönheit denken konnte, ohne die gewöhnliche Eckigkeit der Formen dieses Alters. Sie besaß die ätherische Anmuth, die man sich an einem fabelhaften allegorischen Wesen denken würde. Ihr Gesicht zeichnete sich weniger durch vollkommene Schönheit der Züge aus als durch einen eigenthümlichen träumerischen Ernst des Ausdrucks, bei dessen Anblick die alltäglichsten Menschen ein dunkles Gefühl von etwas Ueberirdischem empfanden. Die Form ihres Kopfes und die Form ihres Nackens und ihrer Schultern war ungemein edel und das lange, gleich einem Schleier darumflatternde goldblonde Haar, der sinnende Ausdruck ihrer veilchenblauen von braunen Wimpern beschatteten Augen — dies Alles zeichnete sie vor andern Kindern aus und bewog einen Jeden sich umzuwenden und ihr nachzublicken, wenn sie auf dem Boote hin und her schwebte. Dessen ungeachtet war die Kleine keineswegs ein ernstes oder gar ein trauriges Kind; im Gegentheil, eine unschuldige Scherzhaftigkeit schien ihr kindliches Gesicht und ihre elastische Gestalt zu umflattern wie der Schatten von Sommerblättern. Sie war stets in Bewegung, stets sah man ein halbes Lächeln auf ihrem rosigen Munde, und sie flog mit leichten Schritten, wie in einem glücklichen Traume vor sich hin singend hin und her. Ihr Vater und ihre Hüterin waren stets mit ihrer Verfolgung beschäftigt, aber wenn sie gefangen war, schmolz sie ihnen unter den Händen hinweg wie eine Sommerwolke.

Da sie wegen dessen, was sie that, nie mit einem Scheltworte oder Tadel betrübt wurde, so schwebte sie nach Belieben auf dem Boote umher. Stets weiß gekleidet, schien sie sich wie ein Schatten durch alle mögliche Orte zu bewegen ohne sich zu beschmutzen, und es gab weder oben noch unten eine Ecke oder ein Winkelchen, wohin ihre feengleichen Schritte nicht gelangt und ihr Goldköpfchen mit seinen tiefblauen Augen nicht geschwebt wäre.

Tom, der das weiche Gemüth seiner Race besaß und das Einfache und Kindliche stets liebte, beobachtete das kleine Geschöpf mit täglich wachsendem Interesse. Ihm erschien sie fast als ein überirdisches Wesen, und wenn ihr goldlockiger Kopf und ihre dunkelblauen Augen hinter einem grauen Baumwollenballen oder von einem Gepäckhügel herab ihn ansahen, glaubte er beinahe, daß Einer von den Engeln aus seinem neuen Testament herabgestiegen wäre.

Sie schritt oftmals traurig bei der Stelle vorüber, wo Haley's gekaufte Männer und Weiber in ihren Ketten saßen; sie glitt zwischen ihnen umher, blickte sie mit einer Miene voll wehmüthigen Ernstes an, hob zuweilen ihre Ketten mit den schwachen Händchen auf und schlich dann mit einem schmerzlichen Seufzer hinweg. Zu wiederholten Malen erschien sie plötzlich mit Händen voll Kandis-Zucker, Nüssen und Orangen unter ihnen, vertheilte diese Dinge freundlich unter sie und verschwand wieder.

Tom beobachtete das kleine Mädchen lange, ehe er eine Bekanntschaft mit ihr anzuknüpfen suchte. Er kannte eine Menge von einfachen Dingen, durch welche man sich die Zuneigung der Kinder erwirbt, und er beschloß endlich, seine Rolle mit dem größten Geschick zu spielen. Er konnte kleine Körbchen aus Kirschkernen schnitzeln, verstand aus Hickorynüssen komische Gesichter oder aus Holundermark possirliche Stehaufchen zu fertigen und war im Schneiden von Pfeifen jeder Art und Größe ein wahrer Pan. Seine Taschen waren voll der verschiedenartigsten Lockungsmittel, die er in alter Zeit für die Kinder seines Herrn aufgespeichert hatte und die er jetzt mit weiser Vorsicht und Sparsamkeit zur Einleitung seiner Bekanntschaft und Freundschaft einzeln zum Vorscheine brachte.

Die Kleine war trotz ihrer neugierigen Theilnahme an Allem, was sie umgab, schüchtern und ließ sich nicht leicht kirren; in der ersten Zeit saß sie wie ein Kanarienvögelchen auf einem Koffer oder Gepäckstück in der Nähe Tom's, während dieser mit den vorbenannten kleinen Künsten beschäftigt war, und nahm von ihm mit einer Art ängstlicher Verlegenheit die von ihm dargebotenen Gegenstände an. Endlich aber entstand zwischen ihnen ein ganz vertrautes Verhältniß.

„Wie heißt die kleine Miß?" fragte Tom endlich, als er dachte, daß die Dinge genügend zur Reife gediehen waren, um eine solche Frage zu gestatten.

„Evangeline St. Clare," erwiderte die Kleine; „aber Papa und alle Andern nennen mich Eva. Wie heißt Du?"

„Mein Name ist Tom, die kleinen Kinder in Kentucky pflegten mich Onkel Tom zu nennen."

„Dann will ich Dich auch Onkel Tom nennen, denn Du gefällst mir," sagte Eva. „Wohin gehst Du denn, Onkel Tom?"

„Ich weiß es nicht, Miß Eva."

„Du weißt es nicht?" wiederholte die Kleine.

„Nein, ich soll an irgend Jemand verkauft werden, — an wen weiß ich nicht."

„Mein Papa kann Dich kaufen!" sagte Eva lebhaft, „und wenn er Dich kauft, so wirst Du gute Zeit haben; ich will ihn noch heute bitten, es zu thun."

„Ich danke Ihnen, meine kleine Miß," versetzte Tom.

Hier hielt das Boot an einem Landungsplatze, um Holz einzunehmen, und Eva, die die Stimme ihres Vaters gehört hatte, eilte rasch fort.

Tom stand auf und ging nach vorn, um seine Dienste beim Holzherbeischaffen anzubieten, und war bald unter den Schiffsleuten beschäftigt.

Eva und ihr Vater standen beisammen am Geländer, um das Boot abstoßen zu sehen. Das Rad hatte sich zwei- bis dreimal im Wasser umgedreht,

als die Kleine durch eine plötzliche Bewegung das Gleichgewicht verlor und über die Bordwand in's Wasser fiel. Ihr Vater war schon im Begriff ihr nachzuspringen, wurde aber von einem hinter ihm Stehenden, welcher sah, daß seinem Kinde bereits wirksamere Hilfe geworden war, zurückgehalten.

Tom stand gerade unter ihr im Zwischendeck als sie fiel. Er sah sie das Wasser berühren und untersinken und war augenblicklich hinter ihr her. Für ihn, einen breitschulterigen Mann mit starken Armen war es eine Kleinigkeit, sich schwimmend auf dem Wasser zu erhalten, bis nach ein paar Augenblicken das Kind in die Höhe kam, und er nahm sie in seine Arme, schwamm mit ihr an das Boot und reichte sie triefend den Hunderten von Händen zu, welche, als ob sie nur einem Einzigen gehört hätten, eifrig ausgestreckt waren, um sie aufzunehmen.

Einige Augenblicke darauf trug sie ihr Vater bewußtlos und durchnäßt in die Damenkajüte, wo, wie es in dergleichen Fällen gewöhnlich geschieht, unter den Bewohnerinnen ein wohlmeinender Wetteifer entstand, welche den meisten Lärm machen und das Kind auf jede mögliche Weise verhindern solle, wieder zu sich zu kommen.

Es war ein schwüler, heißer Tag, als sich der Dampfer New-Orleans näherte. Ueber das ganze Boot war eine erwartungsvolle Geschäftigkeit verbreitet, in der Kajüte suchten viele ihr Gepäck zusammen und ordneten es, um sich zum Landen vorzubereiten. Der Aufwärter und das Kammermädchen waren eifrig bemüht, das schöne Schiff zu reinigen, auszupoliren und zum stattlichen Einlaufen in den Hafen herzurichten.

Auf dem untern Deck saß unser Freund Tom mit gekreuzten Armen und richtete mit besorgten Blicken von Zeit zu Zeit die Augen nach einer Gruppe auf der andern Seite des Bootes.

Hier stand die hübsche Evangeline, ein wenig bleicher als am Tage vorher, sonst aber ohne Spuren des ihr zugestoßenen Unfalles. Ein feiner, schön gebauter junger Mann lehnte neben ihr nachläßig auf einem Baumwollenballen und hatte eine große offene Brieftasche vor sich.

Man erkannte auf den ersten Blick, daß der Mann Eva's Vater war. Die edle Form des Kopfes, die großen blauen Augen, das goldblonde Haar stimmten bei Beiden überein; der Ausdruck seines Gesichts aber war völlig verschieden von dem des kleinen Mädchens. Wenn auch die Form und Farbe der großen klaren blauen Augen genau dieselbe war, so fehlte ihnen doch hier die nebelhafte träumerische Tiefe des Ausdrucks; sie waren hell, kühn und strahlend, aber von einem nur dieser Welt angehörenden Glanze erfüllt. Der schön geschnittene Mund hatte einen stolzen und etwas sarkastischen Ausdruck, während ein Air von ungezwungener Ueberlegenheit allen Bewegungen und Wendungen seiner Gestalt nicht ungraziös anstand. Er hörte mit einer nachläßigen, halb lächelnden, halb verächtlichen Miene auf die Worte Haley's, der sich mit der größten Zungenfertigkeit über die Qualität der Waare, um welche sie handelten, verbreitete.

„Sämmtliche moralischen und christlichen Tugenden, vollständig in schwarzen Maroquin gebunden!" sagte er, als Haley zu Ende war. „Nun, mein guter Mann, wie groß ist der Schaden, wie man in Kentucky sagt? Kurz, was verlangen Sie? — um wie viel wollen Sie mich betrügen? — Heraus damit!"

„Nun," sagte Haley, „wenn ich dreizehnhundert Dollars für den Burschen

fordere, so komme ich nur eben auf meine Kosten — wahrhaftig, ich verdiente nichts an ihm.“

„Sie armer Mann,“ entgegnete der junge Gentleman, indem er seine durchbohrenden, blauen Augen auf ihn heftete; „aber Sie werden ihn mir wahrscheinlich aus besonderer Freundschaft für mich dafür lassen.“

„Nun, die junge Miß hier scheint auf ihn versessen zu sein; nur deshalb lasse ich mich billig finden.“

„O gewiß — aus reiner Gefälligkeit! Nun, sagen Sie mir, wie wohlfeil könnten Sie ihn aus christlicher Liebe abgeben, um einer jungen Dame, die ganz besonders auf ihn versessen ist, einen Gefallen zu thun?“

„Bedenken Sie nur selbst,“ sagte der Händler; „sehen Sie nur die Glieder an; er ist breitschulterig und stark wie ein Pferd. Betrachten Sie seinen Kopf. Solche hohe Stirnen zeigen stets kluge Nigger an, die zu Allem zu gebrauchen sind. Ich habe das stets bemerkt. Ein Nigger von solchem Bau ist viel werth, schon wegen seines Körperbaues, wenn er auch dumm ist. Legen Sie aber seine Verstandesfähigkeiten dazu, die er, wie ich Ihnen beweisen kann, in ganz ungewöhnlichem Grade besitzt, so kommt er natürlich höher. Der Bursche hat das ganze Gut seines Herrn verwaltet; er hat ein außerordentliches Talent für die Geschäfte.“

„Das ist schlimm — schlimm — sehr schlimm! Er weiß viel zu viel,“ sagte der junge Mann mit demselben spöttischen Lächeln; „er wird in der Welt nie vorwärts kommen. Die gescheidten Burschen entlaufen gar zu gern, stehlen Pferde und spielen meistens verteufelte Streiche. Ich meine, daß Sie für seine Klugheit ein paar hundert Dollars nachlassen sollten.“

„Die Ansicht hätte etwas für sich, wenn nicht sein guter Ruf dagegen spräche; aber ich kann Empfehlungen von seinem Herrn und von Anderen beibringen, welche beweisen, daß er ein wirklich frommer Bursche ist — die bescheidenste, gottesfürchtigste, frömmste Creatur, die ich je gesehen habe. Er ist in der Gegend, aus der er kommt, nur der Prediger genannt worden.“

„Und ich könnte ihn vielleicht als Hauskaplan gebrauchen,“ fügte der junge Mann trocken hinzu. „Das ist keine üble Idee. Die Religion ist in unserm Hause ein ungemein seltener Artikel.“

„Sie scherzen!“

„Woher wissen Sie das? Haben Sie ihn nicht eben als Prediger declarirt? Ist er von irgend einer Synode oder einem Concilium examinirt worden? Doch geben Sie mir die Zeugnisse her.“

Wenn dem Sklavenhändler nicht ein gewisses freundliches Zwinkern der großen blauen Augen bewiesen hätte, daß dieser Scherz doch sicher auf ein Baargeldgeschäft hinauslaufen werde, so würde er vielleicht die Geduld verloren haben; so aber legte er eine fettige Brieftasche auf die Baumwollenballen und begann eifrig in mehreren darin enthaltenen Papieren zu studiren, während der junge Mann mit sorgloser, munterer Laune auf ihn herabblickte.

„Papa, bitte, kauf ihn! gleichviel was Du für ihn bezahlst,“ flüsterte Eva leise, indem sie auf einen Ballen stieg und ihren Arm um den Hals ihres Vaters schlang. „Du hast Geld genug, das weiß ich — ich will ihn haben.“

„Wozu, Miezchen? Willst Du ihn als Schnarre oder als Schaukelpferd gebrauchen? oder wozu sonst?“

„Ich will ihn glücklich machen.“

„Das ist jedenfalls ein origineller Grund.“

Hier überreichte ihm der Händler ein von Mr. Shelby unterzeichnetes Cer-

tifikat, welches der junge Mann mit den Spitzen seiner langen Finger nahm und flüchtig durchsah.

„Eine schöne Hand!" sagte er; „auch die Orthographie ist gut. Wegen der Religion bin ich aber doch noch nicht sicher," fügte er hinzu, indem der frühere spöttelnde Ausdruck in sein Auge zurückkehrte. „Das Land ist von frommen weißen Leuten beinahe gänzlich ruinirt; wir haben kurz vor den Wahlen so fromme Politiker, und in allen Departements der Kirche und des Staates treibt man es so fromm, daß Keiner weiß, wer ihn das nächste Mal betrügen wirde Uebrigens weiß ich nicht einmal ob die Religion eben jetzt auf dem Markte ein gesuchter Artikel ist; ich habe in der letzten Zeit die Preiscourante nicht angesehen und weiß daher nicht, wie hoch sie im Werthe steht. Wie viele hundert Dollars rechnen Sie für seine Religiosität?"

„Sie machen wieder Ihr Späschen," antwortete der Sklavenhändler, „aber bei alledem liegt etwas darin. Ich weiß, daß es verschiedene Arten von Religion giebt. Manche Arten sind erbärmlich; es giebt Kirchenfromme, dann wieder Sing- und Schreifromme, und die gelten nichts; sie mögen nun schwarz oder weiß sein — dann aber giebt es wirklich Fromme, die ich unter den Niggern eben so oft, wie unter den Weißen gefunden habe, die echten, sanften, ruhigen, unerschütterlichen Frommen, die die ganze Welt nicht verlocken könnte, etwas zu thun, was sie für Unrecht halten, und Sie sehen in diesem Briefe, was Tom's früherer Herr von ihm sagt."

„Nun," sagte der junge Mann, indem er sich ernsthaft über seine Banknotentasche beugte, „wenn Sie mir zu versichern im Stande sind, daß ich wirklich d i e s e Art von Frömmigkeit kaufen kann und daß sie mir in dem Buche oben als etwas mir Gehöriges gut geschrieben wird, so würde ich wohl etwas extra dafür bezahlen. Was meinen Sie?"

„Nein, das kann ich wirklich nicht," sagte der Händler, „ich bin der Meinung, daß dort oben ein Jeder an seinem eignen Halse hängen muß."

„Das ist für einen Mann, der extra für Religion bezahlt und in dem Staate, wo er ihrer am meisten bedarf, kein Geschäft damit machen kann, wirklich schlimm. Meinen Sie nicht auch?" versetzte der junge Mann, der während dieser Worte ein Häufchen Banknoten zusammengesucht hatte. „Da zählen Sie Ihr Geld, Alter!" fügte er hinzu, indem er dem Händler die Papiere zusammengerollt hinreichte.

„Ganz richtig," sagte Haley mit freudestrahlendem Gesicht, nahm dann einen alten Tintenstecher aus der Tasche und füllte eine Quittung aus, die er nach wenigen Augenblicken dem jungen Manne übergab.

„Ich möchte wissen, wie viel ich einbringen würde, wenn man ein Inventar von mir aufnähme," sagte der Letztere, indem er das Papier überlas. „So und so viel für die Form meines Kopfes, so viel für eine hohe Stirn, so viel für Arme und Hände und Beine, und dann so viel für Erziehung, Bildung, Talente, Redlichkeit und Frömmigkeit. Du lieber Gott, für das Letztere würde wohl nur wenig angesetzt werden können. Aber komm Eva," fuhr er fort, nahm seine Tochter bei der Hand, ging nach der andern Seite des Bootes, griff nachlässig mit der Fingerspitze unter Tom's Kinn und sagte freundlich zu ihm:

„Schau auf Tom, und sieh wie Dir Dein neuer Herr gefällt."

Tom blickte auf. Es war unmöglich ohne ein Gefühl des Wohlgefallens in das heitere, jugendlich schöne Gesicht zu blicken. Tom fühlte wie ihm die Thränen in die Augen traten, als er mit Innigkeit sagte:

„Gott segne Sie, Master."

„Nun, ich hoffe, daß er es thun wird. Wie heißt Du? — Tom? — Nach

allem was ich höre, wird er es auf Dein Bitten eher thun als auf das meine; verstehst Du mit Pferden umzugehen, Tom?"

„Ich habe immer mit Pferden zu thun gehabt," antwortete Tom. „Mr. Shelby hat ihrer eine Menge gezogen."

„Nun, ich denke, ich werde Dich zum Kutscher ernennen, aber unter der Bedingung, daß Du Dich mit Ausnahme dringender Fälle nicht mehr als einmal wöchentlich betrinkst, Tom."

Tom sah überrascht aus und schien sich ein wenig gekränkt zu fühlen.

„Ich trinke nie, Master," sagte er.

„Die Geschichte habe ich schon gehört, Tom, aber wir werden sehen. Es wird für beide Theile eine ganz besondere Annehmlichkeit sein, wenn Du es nicht thust. Schon gut, mein Junge," fügte er freundlich hinzu, als er Tom's immer noch ernste Miene sah; „ich zweifle nicht, daß Du Dich gut aufführen wirst."

„Daß werde ich gewiß, Master," versetzte Tom.

„Und Du sollst es gut haben," bemerkte Eva, „Papa ist sehr gut gegen Alle, nur daß er sich gern über sie lustig macht."

„Der Papa ist Dir für Deine Empfehlung sehr dankbar," sagte St. Clare lachend, indem er sich auf dem Absatze umdrehte und sich entfernte.

15. Von Tom's neuem Herrn und verschiedenen anderen Dingen.

Da der fernere Lebenslauf unseres bescheidenen Helden jetzt mit dem höher stehender Personen verwoben ist, wird es nöthig sein, den Leser in der Kürze mit diesen bekannt zu machen.

Augustin St. Clare war der Sohn eines reichen Pflanzers in Louisiana. Die Familie stammte aus Canada. Von zwei Brüdern, die einander an Temperament und Charakter sehr ähnlich waren, hatte sich der Eine auf einem schönen Gute in Vermont niedergelassen, während der Andere ein reicher Pflanzer in Louisiana wurde. Die Mutter Augustin's war eine protestantische Französin gewesen, deren Familie zur Zeit der ersten Ansiedelung in Louisiana dorthin auswanderte. Augustin und sein Bruder waren die einzigen Kinder ihrer Eltern. Da er von seiner Mutter eine äußerst zarte Konstitution geerbt hatte, so war er auf Anrathen der Aerzte während mehrerer Jahre seines Knabenalters zu seinem Onkel nach Vermont gesendet worden, um seinen Körper durch die kältere, stärkende Luft des dortigen Klima's zu kräftigen.

Er hatte sich in seiner Kindheit durch einen auffallend gefühlvollen Charakter, welcher mehr der weiblichen Weichheit, als der gewöhnlichen Härte seines eigenen Geschlechtes verwandt war, ausgezeichnet. Die Zeit überzog jedoch dieses weiche Gemüth mit einer rauhen männlichen Rinde, und nur Wenige wußten, wie lebensvoll und frisch es noch im Innern war. Er besaß ausgezeichnete Talente, obgleich sein Geist stets Vorliebe für das Ideale und Aesthetische bewies, und er hatte den Widerwillen gegen die Beschäftigungen des praktischen Lebens, welcher die gewöhnliche Folge dieser Geistesrichtung ist. Bald nach der Vollendung seiner Universitätsstudien war seine ganze Natur in einer leidenschaftlichen romantischen Liebe aufgelodert, seine Stunde kam — die Stunde, welche nur ein Mal im Leben schlägt; sein Stern stieg am Horizont auf — der Stern, welcher so oft vergebens aufgeht, um nur als ein Traumbild in der Erinnerung zu bleiben, und auch für ihn ging er vergebens auf; kurz, um die Bildersprache fallen zu lassen, er sah ein hochherziges schönes Mädchen

in einem der nördlichen Staaten, erwarb sich ihre Liebe und verlobte sich mit ihr. Er kehrte nach Süden zurück, um die Vorkehrungen zu seiner Hochzeit zu treffen, als ganz unerwartet seine Briefe in Begleitung eines kurzen Billets von ihrem Vormunde zurückkamen, worin ihm gemeldet wurde, daß, noch ehe dasselbe in seine Hände komme, die junge Dame die Gattin eines Andern sein werde. Dem Wahnsinn nahe, hoffte er vergeblich wie so viele Andere, die ganze Sache mit einer verzweifelten Anstrengung aus seinem Herzen zu reißen. Zu stolz, um zu bitten oder Aufklärung zu verlangen, stürzte er sich sofort in den Strudel der Gesellschaft und war vierzehn Tage nach dem Empfang des unglücklichen Briefes der angenommene Bewerber des schönsten Mädchens der Stadt, und sobald die nöthigen Vorbereitungen getroffen werden konnten, wurde er der Gatte einer schönen Gestalt, strahlender schwarzer Augen und einer Mitgift von hunderttausend Dollars, weshalb ihn natürlich Jeder für einen glücklichen Mann hielt.

Das junge Paar schwelgte im Genusse der Flitterwochen und war in einer prächtigen Villa am Pontchartrain-See von einem Kreis vornehmer Gäste umgeben, als dem jungen Mann eines Tages ein Brief von nur zu bekannter Hand überbracht wurde. Er ward ihm übergeben, während er im Gesellschaftszimmer in einem geistreichen Gespräche begriffen war. Als er das Schreiben erblickte, wurde er todtenbleich, verlor aber dessen ungeachtet die Fassung nicht, sondern fuhr in seinem scherzenden Wortgefechte mit der ihm gegenübersitzenden Dame fort. Kurz darauf vermißte man ihn jedoch in der Gesellschaft, und sobald er in seinem Zimmer anlangte, öffnete und las er den jetzt nutzlosen Brief. Er war von ihr und enthielt einen langen Bericht über die Verfolgung, der sie von Seiten der Familie ihres Vormundes ausgesetzt gewesen war, um sie zu bewegen, sich mit dem Sohne desselben zu verbinden, und sie erzählte, wie seit längerer Zeit seine Briefe ausgeblieben waren, wie sie wieder und immer wieder geschrieben hatte, bis sie muthlos und von Zweifeln erfüllt ward, wie ihre Gesundheit von ihren Seelenleiden erschüttert worden war und wie sie endlich den ganzen ihnen Beiden gespielten Betrug entdeckt hatte. Der Brief schloß mit Ausdrücken der Hoffnung und Dankbarkeit gegen Gott und mit Betheuerung einer ewigen Liebe, die für den unglücklichen jungen Mann bitterer als der Tod waren. Er antwortete ihr unverzüglich:

„Ich habe Ihren Brief erhalten, aber zu spät; ich glaubte Alles, was „mir gesagt wurde, und ich hatte keine Hoffnung mehr. Ich bin verheirathet, und Alles ist vorbei. Vergessen Sie — es ist das Einzige, was „uns Beiden übrig bleibt."

So endete die ganze Romantik und die ideale Zeit des Lebens für Augustin St. Clare; aber die Wirklichkeit war zurückgeblieben — die Wirklichkeit, die dem platten, nackten, sumpfigen Ufer gleicht, wenn die blaue glitzernde Welle mit ihrem Heer von weißbeschwingten Schiffen und munteren Booten sammt ihrer Musik von Rudern und freudigen Bootmannsliedern sich zurückgezogen hat und es glatt, schlüpfrig und kahl daliegt.

In einem Romane bricht den Liebenden das Herz, sie sterben und damit ist Alles zu Ende; in einer Geschichte ist dies sehr bequem, aber im wirklichen Leben sterben wir nicht, wenn auch Alles, was das Leben erheitert, für uns todt ist. Es muß nach wie vor das Geschäft des Essens, Trinkens, sich Ankleidens, Ausgehens, Besuchens, Kaufens, Verkaufens, Sprechens, Lesens und Alles dessen, was man gemeiniglich Leben nennt, verrichtet werden, und dies blieb auch Augustin noch. Wäre seine Gattin eine Frau im wahren Sinne gewesen, so hätte sie noch etwas thun können, um die zerrissenen Fäden des Lebens zusam-

menzuknüpfen und wieder zu einem schönen Stoffe zu verweben; aber Marie St. Clare sah nicht einmal, daß sie zerrissen worden waren. Sie besaß, wie vorerwähnt, eine schöne Gestalt, ein strahlendes Augenpaar und hunderttausend Dollars, und von diesen Dingen war keines geeignet, ein verwundetes Herz zu heilen.

Wenn sie Augustin todtenbleich auf dem Sopha liegen sah und er einen plötzlich eingetretenen Kopfschmerz vorschützte, so empfahl sie ihm, an Hirschhorngeist zu riechen, und als die Blässe und der Kopfschmerz eine Woche nach der andern wiederkehrte, sagte sie nur, daß sie Herrn St. Clare nie für kränklich gehalten habe; er sei aber, wie es scheine, zu Kopfschmerz sehr geneigt, und das sei für sie sehr traurig, weil er kein Vergnügen daran finde, mit ihr in Gesellschaft zu gehen und es sonderbar erscheine, wenn sie so oft allein ausgehe, während sie erst so kurze Zeit verheirathet seien.

Augustin war von Herzen froh, daß er eine so wenig scharfsichtige Gattin hatte, als aber der Schimmer und die Aufmerksamkeiten der Flitterwochen vorüber waren, entdeckte er, daß eine schöne junge Frau, die ihr ganzes Leben lang nur geliebkos't und unterwürfig behandelt worden ist, im häuslichen Leben sich doch als höchst lästig erweisen könne. Marie hatte nie viel Liebesfähigkeit oder Empfindung besessen, und das Wenige, was sie hatte, war in völliger, wenn auch unbewußter Selbstsucht untergegangen, die durch ihre ruhige Gleichgültigkeit, ihre völlige Unwissenheit über andere Ansprüche als ihre eigenen, um so hoffnungsloser wurde. Sie war von Kindheit auf von Dienern umringt gewesen, die nur darauf bedacht waren, ihre Launen zu studiren und die Idee, daß sie Gefühle oder Rechte besäßen, war niemals auch nur von Ferne in ihr aufgedämmert. Ihr Vater, dessen einziges Kind sie gewesen war, hatte ihr nie etwas im Bereich der Möglichkeit Liegendes versagt, und als sie schön, feingebildet und als reiche Erbin, in das Leben eintrat, war sie natürlich sogleich von einem Schwarm von Anbetern umgeben, und sie zweifelte nicht, daß Augustin überglücklich sei, sie erlangt zu haben. Es ist ein großer Irrthum, wenn man annimmt, daß ein herzloses Weib im Austausch der Liebe eine leicht zu befriedigende Gläubigerin sei. Niemand macht größere Ansprüche auf die Liebe Anderer, als ein selbstsüchtiges Weib, und je unliebenswürdiger sie wird, desto eifersüchtiger und nachsichtsloser verlangt sie die Liebe bis zum Heller. Als daher St. Clare die Galanterieen und kleinen Aufmerksamkeiten, welche das nothwendige Zubehör der Flitterwochen sind, einzustellen begann, fand er seine Sultanin keineswegs bereit, ihren Sklaven aufzugeben und es gab eine Menge von Thränen, Schmollstunden, kleine Stürme, Klagen und Vorwürfe. St. Clare war gutmüthig und nachsichtig; er bemühte sich mit Geschenken und Schmeicheleien den Frieden wieder herzustellen, und als Marie die Mutter einer schönen Tochter wurde, fühlte er wirklich auf eine Zeitlang einige Liebe in sich erwachen.

St. Clare's Mutter war eine Frau von ungewöhnlicher Reinheit und Hoheit des Charakters gewesen und er gab diesem Kinde in dem liebevollen Glauben, daß es eine Erneuerung ihres Bildes werden würde, den Namen seiner Mutter. Seine Frau hatte dies mit heftiger Eifersucht bemerkt und sie betrachtete die ausschließliche Liebe ihres Gatten zu dem Kinde mit Argwohn und Unwillen; es war als ob Alles was ihm gegeben wurde, ihr genommen worden sei. Von der Geburt dieses Kindes an nahm ihre Gesundheit allmählig ab; ein Leben beständiger körperlicher und geistiger Unthätigkeit — die Wirkung unablässiger Langeweile und Unzufriedenheit im Verein mit der gewöhnlichen die Zeit des Mutterwerdens begleitenden Schwäche — verwandelte im Laufe weniger Jahre das blühende junge Mädchen in ein gelbes, welkes, kränkliches Weib,

dessen Zeit völlig von einer Menge eingebildeter Krankheiten ausgefüllt wurde, und das sich in jeder Beziehung für die unglücklichste und leidendste Person auf Erden hielt.

Ihre verschiedenen Uebel waren endlos, aber ihre Hauptstärke schien in Kopfschmerzen zu liegen, welche sie mitunter drei Tage in der Woche an ihr Zimmer fesselten. Da natürlich alle häuslichen Anordnungen den Händen von Dienern anheimfielen, fand St. Clare sein Hauswesen keineswegs angenehm. Seine einzige Tochter war von äußerst zarter Konstitution und er fürchtete, daß, wenn sie von Niemand beaufsichtigt würde, ihre Gesundheit und ihr Leben noch ein Opfer der Unthätigkeit ihrer Mutter werden könnten. Er hatte sie daher auf eine Reise nach Vermont mitgenommen, hatte dort seine Cousine, Miß Ophelia St. Clare, überredet, ihn nach seinem südlichen Wohnorte zu begleiten, und sie kehrten jetzt auf dem Dampfschiffe, wo unsere Leser sie kennen gelernt haben, zurück.

Während die Thürme und Kuppeln von New-Orleans vor uns auftauchen, ist es noch Zeit, über Miß Ophelia einige Worte zu sagen.

Wer die neuenglischen Staaten bereist hat, wird sich in einem hübschen Dorfe eines großen Farmhauses mit seinen sauberen, vom dichten Laube des Zuckerahorns beschatteten und mit grünem Rasen bewachsenen Hofe, sowie der Ordnung und Stille und des Ausdrucks von unveränderlicher Ruhe, welcher über das Ganze ausgehaucht zu sein scheint, erinnern. Es ist nichts verloren oder in Unordnung, im Zaune ist kein Pfahl locker, in dem freundlichen Hofe mit seinen am Fenster stehenden Holunderbüschen kein Strohhälmchen zu sehen. Im Innern hat er große reinliche Zimmer gefunden, wo nie etwas gethan zu werden oder zu thun nöthig erscheint, wo Alles ein für allemal streng seinen Platz hat, und wo sich alle häuslichen Verrichtungen mit der pünktlichen Genauigkeit der alten Wanduhr in der Ecke bewegen. In dem Familienwohnzimmer steht der ehrwürdige alte Bücherschrank mit seinen Glasthüren, hinter welchen Rollin's Geschichte, Milton's verlorenes Paradies, Bunyan's Pilgerwallfahrt und Scott's Familienbibel nebst einer Menge von anderen, eben so ernsten Büchern neben einander in geziemender Ordnung aufgestellt sind. Im Hause giebt es keine Diener, aber die Dame mit der schneeweißen Haube und der Brille, die jeden Nachmittag nähend unter ihren Töchtern sitzt, als ob nie etwas gethan worden oder noch zu thun sei — sie und ihre Mädchen haben in längst vergessenen Morgenstunden die Arbeit für den ganzen Tag verrichtet. Der alte Küchenfußboden scheint nie einen Fleck zu haben, die Tische, Stühle und Kochgeräthschaften scheinen nie außer Ordnung gekommen zu sein, obgleich drei und mitunter selbst vier Mahlzeiten des Tages dort bereitet werden, obgleich hier das Waschen und Plätten für die Familie verrichtet wird und obgleich viele Pfunde Butter und Käse hier auf stille und räthselhafte Weise in's Dasein gerufen werden.

Auf einer solchen Farm, in einem solchen Hause und in einer solchen Familie hatte Miß Ophelia eine ruhige Existenz von fast fünfundvierzig Jahren verlebt, als ihr Vetter sie einlud, sein Gut im Süden zu besuchen. Obgleich die Aelteste einer starken Familie wurde sie doch von ihren Eltern immer noch als ein „Kind" betrachtet, und der ihr gemachte Vorschlag nach New-Orleans zu gehen, war für den Familienkreis ein höchst wichtiger. Der greise Vater nahm Morse's Atlas aus dem Bücherschranke, sah genau nach, unter welcher Länge und Breite der Ort lag, und las Flint's Reisen im Süden und Westen, um sich über die Natur des Landes zu unterrichten.

Die gute Mutter fragte ängstlich, ob New-Orleans nicht ein abscheulicher

gottloser Ort sei, und sagte, daß es ihr fast ganz so vorkomme, als ob ihre Tochter nach den Sandwich-Inseln oder unter die Heiden gehe.

Es wurde bei dem Pfarrer und bei dem Doktor und in Miß Peabody's Putzladen bekannt, daß Ophelia St. Clare „davon spreche," mit ihrem Cousin nach Orleans zu reisen, und natürlich konnte das ganze Dorf nichts Besseres thun als bei dieser sehr wichtigen Operation des Sprechens über die Sache Hilfe leisten.

Der Pfarrer, welcher sich stark zu abolitionistischen Ansichten hinneigte, war sehr zweifelhaft, ob ein solcher Schritt nicht einigermaßen dazu beitragen könne, die Südländer im Sklavenhalten zu bestärken, während der Doktor, ein eifriger Colonisationist, sich zu der Ansicht bekannte, daß Miß Ophelia gehen solle, um den Orleanern zu zeigen, daß wir doch nicht schlecht von ihnen denken. Er war in der That der Meinung, daß die Südländer der Aufmunterung bedürften.

Als jedoch die Thatsache, daß sie sich zur Reise entschlossen, öffentlich genug bekannt war, luden alle ihre Freunde und Nachbarn sie vierzehn Tage lang hinter einander fleißig zum Thee ein und besprachen und erkundigten sich nach allen ihren Aussichten und Plänen. Miß Moselay, die in das Haus kam um bei der Anfertigung der Kleider Hilfe zu leisten, erlangte durch die Mittheilungen, die sie über Miß Ophelia's Garderobe zu machen im Stande war, täglich eine größere Wichtigkeit und hatte glaubwürdig ermittelt, daß Squire Sinclare, wie sein Name in der Gegend gewöhnlich zusammengezogen ward, Miß Ophelia funfzig Dollars gegeben und ihr gesagt habe, daß sie dafür beliebig Kleider kaufen solle und daß er zwei neue seidne Kleider und einen Hut für sie in Boston bestellt habe.

Ueber die Angemessenheit dieser bedeutenden Geldausgaben war die Meinung des Publikums getheilt, indem Einige behaupteten, daß es, wenn man Alles bedenke, für einmal im Leben ausnahmsweise ganz gut sei, während Andere nachdrücklich darauf beharrten, daß man lieber das Geld den Missionären hätte senden sollen. Alle stimmten jedoch darin überein, daß man in dieser Gegend noch nie einen Sonnenschirm gesehen habe, wie der von New-York geschickte! und daß sie ein seidenes Kleid habe, das einzig in seiner Art sei, was auch immer von seiner Besitzerin gesagt werden möge. Ferner waren glaubwürdige Gerüchte von einem gesteppten Taschentuche im Umlauf und sie gingen sogar so weit, daß sie wissen wollten, Miß Ophelia habe ein rund herum mit Spitzen besetztes Taschentuch — ja es wurde sogar hinzugefügt, daß es in den Ecken gestickt sei; dieser letztere Punkt wurde jedoch nie genügend ermittelt, und ist in der That noch heutigen Tags unentschieden.

Miß Ophelia, wie wir sie jetzt erblicken, steht in einem eleganten braunleinenen Reisekleide vor uns. Ihr Gesicht war mager und hatte scharf markirte Züge, die Lippen waren geschlossen wie die einer Person, welche gewöhnt ist, sich in allen Dingen rasch zu entschließen, während die lebhaften dunkeln Augen eine eigenthümliche forschende Beweglichkeit hatten und überall umherschweiften, als ob sie etwas erspähen wollten.

Alle ihre Bewegungen waren kurz, entschieden und energisch, und wenn sie auch nie eine große Rednerin war, so waren ihre Worte doch, wenn sie sprach, verständig und treffend.

In ihren Gewohnheiten war sie eine lebende Verkörperung der Ordnung und Genauigkeit. In der Pünktlichkeit war sie eben so untrüglich wie eine Uhr und eben so unerbittlich wie eine Locomotive, und sie betrachtete Alles, was einen ihr entgegengesetzten Charakter trug, mit der entschiedensten Verachtung und dem größten Abscheu.

Die in ihren Augen größte Sünde — die Quintessenz aller Uebel —

wurde durch einen in ihrem Wörterbuche sehr gewöhnlichen und wichtigen Ausdruck — „Leichtsinn" bezeichnet. Ihr Finale und Ultimatum der Verachtung bestand in dem nachdrücklichen Aussprechen des Wortes „leichtsinnig," und hiermit bezeichnete sie jeden Schritt, der nicht eine direkte und unvermeidliche Beziehung auf die Ausführung einer bestimmt gehegten Absicht hatte. Leute, welche nichts thaten oder nicht recht wußten, was sie thun sollten, oder die nicht den geradesten Weg einschlugen, um ihren Zweck zu erreichen, waren Gegenstände ihrer tiefsten Geringschätzung, die sich weniger in Worten, als durch stolzes Schweigen kundgab, als ob sie es verschmähe, nur ein Wort über die Sache zu verlieren.

Was ihre geistige Bildung betraf, so hatte sie einen klaren, kräftigen, Thätigkeit liebenden Verstand, war gut in der Geschichte und den älteren englischen Klassikern belesen und dachte innerhalb gewisser enger Grenzen mit großem Scharfsinn. Ihre religiösen Glaubenssätze waren sämmtlich fertig in die positivsten und bestimmtesten Formen gegossen und wie die Wäsche in ihrem Leinenschranke geordnet. Sie hatte ihrer eine bestimmte Anzahl und diese sollte sich nie vermehren. So verhielt es sich auch mit ihren Ansichten in Bezug auf die meisten Dinge des praktischen Lebens — wie die Haushaltung in allen ihren Zweigen und die verschiedenartigen politischen Verhältnisse ihres Geburtsortes. Die Grundlage von Allem aber, das höchste Prinzip ihres Lebens war die Gewissenhaftigkeit. Nirgend ist diese so vorherrschend und so Alles überragend, wie bei den Frauen Neu-Englands. Es ist die Granitformation, welche tief im Boden liegt und sich sogar bis zu den Gipfeln der höchsten Berge erhebt.

Miß Ophelia war die unbedingte Sklavin der Pflicht; sobald sie überzeugt war, daß der Pfad derselben in irgend einer bestimmten Richtung liege, so konnte weder Feuer noch Wasser sie davon abbringen. Sie wäre in einen Brunnen hinabgesprungen oder der Mündung einer geladenen Kanone entgegengegangen, wenn sie die Gewißheit gehabt hätte, daß der Pfad dahin führte. Ihr Rechtsideal war so hoch, so Alles umfassend, so in's Einzelne gehend, und hatte so wenig Nachsicht gegen menschliche Schwächen, daß sie, wenn sie sich auch mit heroischer Anstrengung bemühte, es zu erreichen, es doch nie wirklich erreichte, weshalb sie von einem beständigen und oft peinigenden Gefühl der Mangelhaftigkeit gequält wurde. Dies gab ihrem religiösen Charakter eine strenge und etwas düstere Färbung.

Wie in aller Welt konnte sich aber Miß Ophelia mit Augustin St. Clare vertragen? — mit dem heitern, unpünktlichen, unpraktischen, skeptischen Manne, der mit unbekümmerter Freiheit alle ihre liebsten Gewohnheiten und Ansichten mit Füßen trat?

Die Wahrheit zu gestehen liebte ihn Miß Ophelia. Als Knabe war es ihr Geschäft gewesen, ihm seinen Katechismus zu lehren, seine Kleider auszubessern, sein Haar zu kämmen und ihn im Allgemeinen auf den rechten Weg zu führen, und da ihr Herz eine warme Seite besaß, so hatte Augustin, wie er es mit den meisten Leuten zu thun pflegte, einen großen Theil für sich in Anspruch genommen, daher gelang es ihm sehr leicht, sie zu überreden, daß der Pfad der Pflicht sie nach New-Orleans führe und daß sie ihn begleiten müsse, um Eva in Obacht zu nehmen und während der häufigen Krankheiten seiner Frau dafür zu sorgen, daß nicht Alles zurückging.

Die Idee eines Hauses ohne einen Menschen, der es beaufsichtigt, ging ihr zu Herzen; dann liebte sie das schöne kleine Mädchen wie Jedermann sie lieben mußte der sie sah, und wenn sie auch Augustin als einen halben Heiden betrachtete, so liebte sie ihn doch, lachte über seine Scherze und hatte Nachsicht

mit seinen Schwächen in einem Umfange, welcher denen, die sie kannten, wahrhaft unglaublich schien. Was noch sonst von Miß Ophelia zu wissen nöthig ist, muß jedoch der Leser durch eigne Beobachtung entdecken.

Hier sitzt sie in ihrer Kajüte, von einer bunten Menge großer und kleiner Reisetaschen, Schachteln und Körben, von denen jedes Stück irgend eine besondere Verantwortlichkeit enthält, umgeben und schließt, umschnürt oder packt sie alle mit sehr ernster und wichtiger Miene.

„Nun Eva, hast Du Dir Deine Sachen gemerkt? — gewiß nicht — die Kinder thun das nie. Du hast die getüpfelte Reisetasche und die kleine blaue Pappschachtel mit Deinem besten Hute — das sind zwei, dann der Gummikober, drei — mein Nähkistchen, vier — meine Hutschachtel, fünf — meine Kragenschachtel, sechs — der kleine Roßhaarkoffer, sieben. Wo hast Du Deinen Sonnenschirm? — Gieb ihn mir, ich will ein Papier drumschlagen und ihn mit meinem und dem Regenschirm zusammenbinden. — So, das wäre gethan."

„Ei Tantchen, wir gehen ja nur nach Hause — was nutzt das Alles?"

„Damit es hübsch in Ordnung bleibt, Kind. Man muß seine Sachen in Acht nehmen, wenn sie gut bleiben sollen; ist Dein Fingerhut wohl aufgehoben Eva?"

„Wahrhaftig, Tantchen, ich weiß es nicht."

„Nun, es thut nichts, ich will Dein Kästchen durchsehen — Fingerhut — Wachs — zwei Löffel — Scheeren — Messer — Stopfnadel — Alles richtig. — Lege ihn hier herein; wie hast Du es nur angefangen, Kind, als Du blos mit Deinem Vater reis'test? Ich sollte meinen, daß Du Alles, was Du hast, verloren haben müßtest."

„Ja, Tantchen, ich habe auch viel verloren; aber wenn wir irgendwo verweilten, kaufte mir Papa etwas Anderes für das, was ich vermißte."

„Gott steh mir bei, Kind, welch ein Verfahren!"

„Es war ein sehr bequemes Verfahren, Tantchen!"

„Ein entsetzlich leichtsinniges, mußt Du sagen!" antwortete die Tante.

„Ei, Tantchen, was willst Du hier thun? der Koffer ist viel zu voll, als daß man ihn verschließen könnte."

„Er muß verschlossen werden," entgegnete die Tante mit der Miene eines Generals, indem sie die Gegenstände hineinpreßte und dann auf den Deckel sprang, so daß an der Oeffnung des Koffers nur noch eine kleine Spalte zu sehen war.

„Steige mit herauf, Eva," fuhr Miß Ophelia fort; „was einmal gegangen ist, kann wieder gehen. Der Koffer muß zugemacht und verschlossen werden — dabei bleibt es."

Und der durch diese entschiedenen Worte ohne Zweifel eingeschüchterte Koffer gab nach. Die Krampe schnappte endlich ein und Miß Ophelia drehte den Schlüssel um und steckte ihn triumphirend in die Tasche.

„Jetzt sind wir fertig. Wo ist Dein Vater? — es ist, denke ich, Zeit, das Gepäck zusammen zu suchen. Sieh Dich um, Eva, und gieb Dir Mühe, daß Du ihn findest."

„Er ist unten am andern Ende der Herrenkajüte und ißt eine Orange."

„Er weiß gewiß nicht, wie nahe wir der Stadt sind," sagte die Tante, „willst Du nicht zu ihm hinuntergehen und es ihm sagen?"

„Der Papa eilt nie so sehr," erwiderte Eva, „und wir sind noch nicht am Landungsplatze. Bitte, komm heraus an das Geländer, Tantchen. Sieh dort ist unser Haus, jene Straße hinauf."

Das Boot begann sich jetzt mit tiefem Stöhnen wie ein mächtiges, müdes

Ungethüm zu wenden, um zwischen dem Heer von Dampfern hindurch in den Hafen einzulaufen.

Eva zeigte ihrer Tante die verschiedenen Thürme und Kuppeln und Gebäude, an denen sie ihre Vaterstadt erkannte.

„Ja, ja, liebes Kind, sehr hübsch,“ sagte Miß Ophelia; „aber das Boot hat ja schon angehalten — wo ist Dein Vater?“

Und nun entstand der beim Landen gewöhnliche Tumult — Kellner liefen nach zwanzig verschiedenen Seiten auf einmal — Männer schleppten Koffer, Reisetaschen und Schachteln umher — Frauen riefen ängstlich nach ihren Kindern und Alles drängte sich der zum Lande führenden Planke zu.

Miß Ophelia setzte sich ruhig auf den vor Kurzem besiegten Koffer, stellte alle ihre Habseligkeiten in schöner militärischer Ordnung auf und schien entschlossen, sie bis zum letzten Augenblicke zu vertheidigen.

„Soll ich Ihren Koffer nehmen, Madam?“

„Soll ich Ihr Gepäck tragen, Madam?“

„Lassen sie mich Ihr Gepäck besorgen, Missis.“

„Soll ich das nicht heraus tragen, Missis?“ Diese und ähnliche Fragen regneten unbeachtet auf sie herab; sie saß mit finsterer Entschlossenheit da, wie eine in ein Bret gesteckte Stopfnadel, hielt ihr Sonnen- und Regenschirmbündel fest und antwortete mit einer Entschiedenheit, welche hinreichend war, um selbst einen Droschkenkutscher zum Schweigen zu bringen, indem sie Eva von Zeit zu Zeit fragte:

„Wo in aller Welt muß nur der Papa stecken? Er wird doch nicht in's Wasser gefallen sein? Es muß sich etwas ereignet haben.“ Und als sie eben anfing sich ernstlich zu beunruhigen, kam er mit seinem gewöhnlichen und nachlässigen Schlendergange herbei, gab Eva ein Viertel von der Orange, welche er aß, und sagte:

„Nun, Cousine Vermont, Du bist wohl bereit?“

„Ich bin schon lange bereit und warte seit beinahe einer Stunde!“ antwortete Miß Ophelia. „Ich hatte angefangen mich um Dich zu ängstigen.“

„Du bist sehr gütig,“ versetzte er; „nun der Wagen wartet und die Menge hat sich verlaufen, so daß man auf anständige Weise an's Land gehen kann, ohne gedrängt und gestoßen zu werden. Hier,“ fügte er zu einem neben ihm stehenden Kutscher gewendet hinzu, „hier nehmt diese Sachen.“

„Ich will mitgehen und zusehen, daß er sie ordentlich aufpackt,“ sagte Miß Ophelia.

„O, wozu das Cousine?“ entgegnete St. Clare.

„Nun, jedenfalls werde ich dies hier — und auch das — und das tragen!“ meinte Miß Ophelia, indem sie drei Schachteln und eine kleine Reisetasche nahm.

„Meine liebe Miß Vermont, Du darfst uns wahrhaftig nicht auf diese Weise mit den Sitten der grünen Berge kommen, Du mußt Dich ein wenig nach den südlichen Gebräuchen richten und nicht so bepackt an's Land gehen. Man würde Dich für eine Kammerjungfer halten. Gieb Alles diesem Manne, er wird die Gegenstände so behutsam in den Wagen legen, als ob es Eier wären.“

Miß Ophelia ließ es tief betrübt geschehen, daß ihr Vetter ihr alle ihre Schätze abnahm, und war entzückt, als sie dieselben im Wagen wieder in bester Ordnung vorfand.

„Wo ist Tom?“ fragte Eva.

„Er sitzt auf dem Bocke, Kind; ich werde ihn der Mutter als Friedensgabe darbringen, um den trunksüchtigen Burschen, der den Wagen umgeworfen hat, zu ersetzen.“

„O, ich weiß, daß Tom einen ausgezeichneten Kutscher abgeben wird!“ rief Eva; „er wird sich nie betrinken.“

Der Wagen hielt vor einem alten Gebäude in dem sonderbaren Gemisch von halb spanischem, und halb französischem Style, von welchem man in einigen Theilen von New-Orleans noch Beispeile findet. Es war nach maurischer Art eingerichtet, indem ein viereckiges Gebäude einen Hof umschloß, in welchen der Wagen durch einen gewölbten Thorweg einfuhr. Der Hof war offenbar mit vorzugsweiser Rücksicht auf das Malerische und Prächtige angelegt. Breite Galerien liefen um die vier Seiten und versetzten mit ihren maurischen Bogen und Arabeskenverzierungen den Geist wie in einem Traume in die Zeit der Herrschaft der orientalischen Romantik in Spanien zurück. Mitten im Hofe warf ein Springbrunnen seinen hohen Strahl von silberhellem Wasser empor, und dieses fiel in einem endlosen Regenschauer in ein mit einem breiten Rande von duftigen Veilchen eingefaßtes Marmorbassin. Das kristallhelle Wasser war von Myriaden von Gold- und Silberfischen belebt, welche wie bewegliche Juwelen darin hin- und herschossen. Um den Springbrunnen zog sich ein mosaikartig gepflasterter Gang und diesen umgab wieder ein sammetweicher Rasenstreif, während das Ganze von einem Fahrwege umschlossen wurde. Zwei jetzt mit duftenden Blüthen bedeckte große Orangenbäume gewährten einen köstlichen Schatten und auf dem Grase waren rund herum marmorne Blumentöpfe aufgestellt, welche die herrlichsten blühenden Pflanzen der Tropenwelt enthielten. Mächtige Granatbäume mit ihren glänzenden Blättern und feurigrothen Blüthen, dunkelblättriger arabischer Jasmin mit seinen weißen Sternen, Geranien, herrliche sich unter ihrem Ueberfluß von Blumen beugende Rosenbüsche, goldgelber Jasmin und zahlreiche andere Blumen vermischten ihre Farbenpracht und ihren Blüthenduft, während hier und da eine alte Aloe mit ihren wunderlichen dicken Blättern wie ein greiser Zauberer in düsterer Majestät auf die vergänglichere Schönheit unter sich herabschaute.

Die den Hof umgebenden Galerien waren mit Vorhängen von einem maurischen Stoffe versehen, die nach Belieben zugezogen werden konnten, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Die ganze Einrichtung der Anlagen und des Gebäudes war prächtig und malerisch.

Als der Wagen einfuhr, glich Eva in ihrem Entzücken einem Vogel, der aus seinem Käfig flattern möchte.

„Ist meine theure, liebe Heimath nicht wunderschön?“ sagte sie zu Miß Ophelia.

„Es ist ein großes, schönes Haus,“ entgegnete diese im Aussteigen, „wenn es mir auch ein wenig alt und heidnisch vorkommt.“

Tom stieg vom Bocke und sah sich mit der Miene stiller, ruhiger Freude um. Man muß sich erinnern, daß der Neger ein Geschöpf der prächtigsten, üppigsten Länder der Welt ist und tief in seinem Herzen eine Leidenschaft für alles Glänzende, Reiche und Phantastische hat, — eine Leidenschaft, welche durch die kindliche Freude, mit der er sich ihr hingiebt, ihm oft das Spottgelächter der kälteren weißen Racen zuzieht.

St. Clare lächelte, als Miß Ophelia ihre Bemerkung über sein Haus machte, wendete sich dann zu Tom, der mit von Verwunderung strahlendem Gesicht umherblickte, und fragte ihn:

„Es scheint Dir hier zu gefallen, Tom?“

„Ja, Master, es ist schön hier,“ antwortete Tom.

Während dies Alles geschah, wurden die Koffer hinweggetragen, der Kutscher bezahlt, und eine Menge Männer, Frauen und Kinder kamen durch

die oberen wie die unteren Galerien herbei, um den Master aussteigen zu sehen. Einer von den Ersten darunter war ein schöner junger Mulatte, offenbar eine sehr distinguirte Person, der auf das modischste gekleidet war und graziös ein parfümirtes Battisttaschentuch schwenkte.

Dieser junge Mann hatte sich eifrig angestrengt, die ganze Domestikenheerde nach dem andern Ende der Veranda zu treiben.

„Zurück da! schämt Ihr Euch nicht?" rief er in gebieterischem Tone. „Wollt Ihr Euch in der ersten Stunde der Rückkehr des Herrn in seine häuslichen Verhältnisse drängen?"

Die Neger zogen sich beschämt zurück, als sie diese pomphaften Worte hörten und blieben zusammengedrängt in einer ehrerbietigen Entfernung stehen, während zwei kräftige Männer näher schritten und das Gepäck hinwegzuschaffen begannen.

In Folge der systematischen Anordnungen Mr. Adolph's war, als sich St. Clare umwendete, nachdem er den Kutscher bezahlt hatte, Niemand zu sehen, als Mr. Adolph in seiner Atlasweste, seiner goldenen Uhrkette und seinen weißen Beinkleidern, der sich mit unaussprechlicher Anmuth und Freundlichkeit verbeugte.

„Guten Tag, Adolph," sagte sein Herr, indem er ihm die Hand reichte. „Wie geht es Dir, mein Sohn?" während Adolph mit großer Geläufigkeit eine extemporirte Rede hielt, die er mit großem Fleiße seit vierzehn Tagen einstudirt hatte.

„Schon gut," sagte St. Clare, indem er mit seiner gewöhnlichen Miene spöttischer Munterkeit an ihm vorüberging, „das ist recht gut eingelernt. Adolph, sieh zu, daß das Gepäck gut verwahrt wird. Ich werde sogleich zu den Leuten kommen!" und hierauf führte er Miß Ophelia in ein auf die Veranda gehendes Zimmer.

Während dies geschah, war Eva wie ein Vögelchen durch das Zimmer in ein kleines, ebenfalls auf die Veranda gehendes Boudoir geflogen.

Eine hochgewachsene, schwarzäugige blasse Dame erhob sich halb von ihrem Sopha, auf welchem sie ruhte.

„Mama!" rief Eva entzückt, indem sie ihr um den Hals fiel und sie wieder und immer wieder küßte.

„Schon gut — nimm Dich in Acht, Kind, Du machst mir Kopfschmerzen!" sagte die Mutter, nachdem sie sie umarmt hatte.

St. Clare küßte seine Gattin auf echt ehemännische Weise und stellte ihr darauf seine Cousine vor. Marie heftete ihre großen Augen mit einiger Neugier auf diese und empfing sie mit kalter Höflichkeit. Jetzt drängte sich die Dienerschaft an die Eingangsthür und unter den Leuten stand eine Mulattin von mittlerem Alter und sehr anständigem Aeußeren vor Erwartung und Freude zitternd als eine von den Ersten.

„O, da ist die Mammy!" rief Eva, indem sie durch das Zimmer flog, sich in ihre Arme warf und sie zu wiederholten Malen küßte.

Diese Frau sagte nicht, daß sie ihr Kopfschmerzen mache, sondern drückte sie im Gegentheile an sich und lachte und weinte so heftig, daß man an ihrem Verstande zweifeln konnte. Sobald Eva sich von ihr losgemacht hatte, hüpfte sie zu einem Andern, schüttelte Allen die Hand und küßte sie auf eine Weise, daß der Miß Ophelia, wie sie später sagte, dabei ganz übel geworden war.

„Ihr südlichen Kinder könnt etwas thun," sagte sie, „was ich nicht im Stande wäre."

„Was denn, wenn ich fragen darf?" entgegnete St. Clare.

„Nun, ich bin gern gegen Jeden freundlich und möchte nicht gern Einen verletzen; was aber das Küssen von —"

„Negern betrifft," fiel St. Clare ihr in das Wort, „so würde Dir dies unmöglich sein, nicht wahr?"

„Ja, das ist es, wie kann sie das thun?"

St. Clare lachte, indem er in den Gang hinaus trat. —

„Halloh, was giebt es hier? Kommt her Ihr Alle, Mimmy, Jimmy, Polly, Suky — freut Ihr Euch nicht, den Master zu sehen?" sagte er und ging die Hände schüttelnd von Einer zur Andern. „Gebt auf die Kinder Acht," fügte er hinzu, als er über eine pechschwarze kleine Range, die auf allen Vieren umherkroch, stolperte; „wenn ich auf Jemand trete, so mag er es sagen."

Es wurde viel gelacht und der Master mit Segenswünschen überhäuft, während er kleine Geldstücke unter sie vertheilte.

„So, nun geht, wie es guten Burschen und Dirnen ziemt," sagte er, und die ganze dunkle und helle Versammlung verschwand durch eine Thür in die Veranda, wohin Eva ihr mit einem großen Kober folgte, den sie während ihrer ganzen Heimreise mit Aepfeln, Nüssen, Kandiszucker, Bändern, Spitzen und Tändeleien jeder Art angefüllt hatte.

Als sich St. Clare umwendete, um zurückzugehen, fiel sein Auge auf Tom, der wie auf Kohlen stand, während Adolph sich nachlässig an das Treppengeländer gelehnt hatte und Tom mit einer Miene, welche jedem Stutzer Ehre gemacht haben würde, durch eine Lorgnette betrachtete.

„Pfui, Schlingel!" sagte sein Herr, indem er ihm die Lorgnette herabschlug, „ist das die Art, wie Du Deine Gäste empfängst? Aber ich dächte, Dolph," setzte er, auf die elegant geblümte Atlasweste, welche Adolph trug, zeigend, „ich dächte dies wäre m e i n e Weste?"

„O Master, die Weste ist ganz mit Weinflecken beschmutzt. — Ein Herr von ihrem Stande kann eine solche Weste nicht mehr tragen, und ich habe daher gedacht, daß ich sie nehmen könne. Für einen armen Nigger wie ich, ist sie gut genug."

Und Adolph warf den Kopf zurück und strich mit den Fingern graziös durch sein parfümirtes Haar.

„So, so ... nun das ist ein Grund," sagte St. Clare gleichgültig. „Jetzt will ich Tom seiner Herrin vorstellen, dann führst Du ihn in die Küche, und, hörst Du? daß Du ihn nicht hochmüthig behandelst! er ist mehr werth als zwei solche Schlingel wie Du."

„Der Master muß immer seinen Spaß machen," sagte Adolph lachend; „es freut mich, den Master in so guter Laune zu sehen."

„Komm her, Tom," rief St. Clare ihn zu sich winkend.

Tom trat in das Zimmer, betrachtete wie geblendet die sammetnen Teppiche und den ihm völlig neuen Glanz von Spiegeln, Gemälden, Statuen und Vorhängen, und war verlegen, wie die Königin von Saba vor Salomo. Er schien zu fürchten, nur den Fuß niederzusetzen.

„Sieh, Marie," sagte St. Clare zu seiner Gattin, „ich habe Dir endlich einen Kutscher gekauft, wie Du ihn wünschtest. Ich sage Dir, er ist an Schwärze und Nüchternheit eine wahre Leichenbahre und wird Dich fahren wie einen Leichenwagen, wenn Du es verlangst. Erhebe die Augen und sieh ihn an. Und dann sage nicht wieder, daß ich nie an Dich denke, wenn ich auf der Reise bin."

Marie erhob den Blick und heftete ihn auf Tom ohne aufzustehen.

„Ich bin überzeugt, daß er sich auch betrinken wird," sagte sie.

„Nein, er ist mir als frommer und nüchterner Mensch empfohlen."

„Nun, ich will hoffen, daß er gut einschlägt," antwortete die Dame, „obgleich ich nicht viel Hoffnung habe."

„Dolph," sagte St. Clare, „führe Tom in die Küche und vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe."

Adolph trippelte graziös herbei und Tom folgte ihm mit schwerfälligen Schritten.

„Er ist ein wahres Nilpferd," sagte Marie.

„Nun, Marie," sprach St. Clare, indem er sich auf einen Stuhl neben ihrem Sopha setzte, „sei freundlich und erzähle mir etwas."

„Du bist vierzehn Tage länger fortgewesen, als Du versprochen hast," antwortete die Dame schmollend.

„Du weißt ja, daß ich Dir den Grund geschrieben habe."

„Ja, in einem kurzen, kalten Briefe."

„Mein Gott, die Post ging eben ab und ich mußte daher entweder so oder gar nicht schreiben."

„So geht es immer," erwiderte die Dame, „Du hast immer einen Grund, um Deine Reisen lang und Deine Briefe kurz zu machen."

„Sieh," entgegnete er, indem er ein elegantes Sammetetui aus der Tasche nahm; hier ist ein Geschenk, das ich Dir von New-York mitgebracht habe."

Es war ein Daguerreotyp, fein und zart wie ein Kupferstich, welches Eva und ihren Vater neben einander sitzend darstellte.

Marie betrachtete es mit unzufriedener Miene.

„Was hat Dich bewogen, eine so unschöne Stellung anzunehmen?" fragte sie.

„Die Stellung ist Geschmacksache; aber was meinst Du zu der Aehnlichkeit?"

„Wenn Du in dem einen Punkte keinen Werth auf meine Ansicht legst, so wirst Du es in dem andern wohl auch nicht thun," entgegnete die Dame, indem sie das Etui schloß.

„Zum Henker mit dem Weibe!" dachte St. Clare bei sich, fügte aber laut hinzu: „Nun sag, Marie, wie gefällt Dir die Aehnlichkeit? Sei vernünftig, Kind."

„Es ist sehr rücksichtslos von Dir, St. Clare, noch immer darauf zu bestehen, daß ich sprechen und Dinge ansehen soll. Du weißt, daß ich den ganzen Tag auf dem Sopha gelegen und Kopfschmerzen gehabt habe, und seit Deiner Ankunft herrscht hier ein solcher Lärm, daß ich halb todt bin."

„Sie leiden an Kopfweh, Madam?" fragte Miß Ophelia, indem sie sich plötzlich aus den Tiefen des großen Lehnstuhls erhob, in welchem sie bis jetzt im Stillen ein Inventar der Möbel aufgenommen und deren Kosten berechnet hatte.

„Ja, sie machen mich zu einer wahren Märtyrin," antwortete die Dame.

„Wachholderbeerthee ist gut gegen Kopfschmerzen," bemerkte Ophelia, „wenigstens hat es Auguste, die Frau des Diakonus Abraham Percy immer gesagt, und sie war eine erfahrene Hausfrau."

„Ich werde die ersten Wachholderbeeren die in unserm Garten am See reif werden, zu dem Zwecke holen lassen," sagte St. Clare, indem er gravitätisch schellte. „Aber, Cousine, Du wirst Dich nach Deinem Zimmer sehnen, um Dich ein wenig von der Reise zu erholen. Dolph," fügte er hinzu, „sage Mammy, daß sie herkommen soll."

Die Mulattin, welche Eva so herzlich geliebkos't hatte, trat bald darauf

ein. Sie war sauber gekleidet und trug einen hohen, rothen und gelben Turban, den ihr Eva eben erst geschenkt und selbst auf dem Kopfe arrangirt hatte.

„Mammy," sagte St. Clare, „ich stelle diese Dame unter Deine Obhut, sie ist müde und sehnt sich nach Ruhe. Führe sie in ihr Zimmer und sorge dafür, daß es ihr an nichts fehlt."

Miß Ophelia verschwand mit Mammy.

16. Tom's Gebieterin und ihre Ansichten.

„Nun Marie," sagte St. Clare, „jetzt gehen Deine goldenen Tage an. Ich habe Dir unsere praktische, thätige Cousine aus Neu-England mitgebracht, die Dir Dein ganzes Sorgenbudget von den Schultern nehmen und Dir Zeit lassen wird, Dich zu pflegen und wieder jung und hübsch zu werden. Die Ceremonie der Schlüsselübergabe könnte am besten sogleich geschehen."

Diese Bemerkung wurde einige Tage nach Ophelia's Ankunft am Frühstückstische gemacht.

„Mir ist es ganz recht," sagte Marie, indem sie schmachtend den Kopf auf die Hand stützte. „Ich glaube, sie wird bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß wir Herrinnen hier die eigentlichen Sklavinnen sind."

„Gewiß wird sie das entdecken und ohne Zweifel außerdem noch eine ganze Menge heilsamer Wahrheiten," erwiderte St. Clare.

„Sage mir Niemand, daß wir uns unserer Bequemlichkeit wegen Sklaven halten!" sagte Marie. „Wenn wir Diese zu Rathe zögen, so würden wir sie ohne Weiteres Alle fortschicken."

Evangeline heftete ihre großen blauen Augen mit einem Ausdruck von Erstaunen auf ihre Mutter und fragte sie:

„Wozu hältst Du sie, Mama?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht; sie sind nur zu meinem Aerger da, sie sind die Marter meines Lebens. Ich glaube, daß sie mehr als irgend etwas Anderes an meinen Leiden und Krankheiten Schuld sind, ich weiß, daß gerade wir die Schlimmsten haben, mit denen jemals ein Mensch geplagt worden ist."

„Marie, Du bist heute wieder einmal übler Laune," sagte St. Clare. „Du weißt recht gut, daß es nicht so ist. Nimm einmal Mammy an; sie ist das beste Geschöpf von der Welt — was könntest Du ohne sie anfangen?"

„Mammy ist allerdings noch die Beste, die ich je gekannt habe," entgegnete Marie, „und doch ist auch sie selbstsüchtig — entsetzlich selbstsüchtig. Es ist der Fehler der ganzen Race."

„Die Selbstsucht ist in der That ein großer Fehler," meinte St. Clare.

„Um also wieder auf Mammy zurückzukommen," fuhr Marie fort, „so halte ich es für selbstsüchtig von ihr des Nachts so fest zu schlafen; sie weiß, daß ich, wenn meine schlimmsten Anfälle kommen, fast allstündlich kleiner Dienste bedarf, und doch ist sie so schwer zu wecken. Ich bin heute Morgen in Folge der Anstrengungen, die es mir gekostet hat, sie vergangene Nacht munter zu machen, noch unwohler als gewöhnlich."

„Hat sie nicht in der letzten Zeit viele Nächte bei Dir gewacht, Mama?" fragte Eva.

„Woher weißt Du das?" fragte Marie unsanft; „sie hat sich wohl gegen Dich beklagt?"

„Nein, Mama, sie hat mir nur gesagt, daß Du schlimme Nächte gehabt hast — und so viele hintereinander."

„Warum läßt Du nicht Jane oder Rosa auf ein Paar Nächte ihre Stelle einnehmen, damit sie ausruhen kann?" fragte St. Clare.

„Wie kannst Du mir nur einen solchen Vorschlag machen!" antwortete Marie. „St. Clare, Du bist wirklich rücksichtslos! Bei meiner Nervenschwäche weckt mich der geringste Hauch, und eine fremde Hand in meiner Nähe würde mich geradezu wahnsinnig machen. Wenn Mammy die gehörige Theilnahme für mich fühlte, so würde sie leichter erwachen — ich habe von Leuten gehört, die so ergebene Diener hatten, ich aber" setzte Marie seufzend hinzu, „bin noch nie so glücklich gewesen."

Miß Ophelia hatte dieses Gespräch mit beobachtendem Ernste angehört und schwieg noch immer still, als hätte sie sich vorgenommen, über ihre Lage und Stellung erst völlige Gewißheit zu erlangen, ehe sie an dem Gespräch Theil nahm.

„Mammy hat allerdings viel Gutes," fuhr Marie fort. „Sie ist still und ehrerbietig, aber im Herzen ist sie selbstsüchtig. Die Klagen wegen ihres Mannes hören nie auf. Als ich mich verheirathete und hierher zog, mußte ich sie natürlich mitnehmen, und mein Vater konnte ihren Mann nicht entbehren. Er war Schmied und daher sehr nothwendig; ich dachte und sagte damals sogleich, daß Mammy und er am besten thun würden, einander aufzugeben, da sie schwerlich je wieder zusammen leben könnten. Ich wollte, ich hätte damals darauf bestanden und Mammy an einen Andern verheirathet, aber ich war thöricht und nachsichtig und bestand nicht darauf. Ich sagte Mammy damals, daß sie nicht erwarten könne, ihn in ihrem Leben mehr als noch ein- bis zweimal zu sehen, denn die Luft auf dem Gute meines Vaters ist meiner Gesundheit nicht zuträglich, und ich kann daher nicht nach Hause reisen. Ich rieth ihr damals, sie solle sich einen andern Mann wählen; aber, nein, sie wollte nicht. Mammy besitzt in manchen Dingen eine Hartnäckigkeit, welche Niemand so an ihr zu bemerken Gelegenheit hat wie ich."

„Hat sie Kinder?" fragte Ophelia.

„Ja, Zwei."

„Die Trennung von ihnen wird ihr wohl auch schwer geworden sein."

„Ja, ich habe sie natürlich nicht mitbringen können. Es waren kleine schmutzige Dinger, die ich nicht um mich haben mochte, und überdies nahmen sie zu viel von ihrer Zeit in Anspruch; aber ich glaube, daß Mammy seitdem beständig deshalb geschmollt hat. Sie will keinen Andern heirathen, und ich glaube wirklich, daß sie, obgleich sie weiß, wie nothwendig sie mir und wie schwach meine Gesundheit ist, morgen zu ihrem Manne zurückkehren würde, wenn sie nur dürfte. Ja, so egoistisch sind selbst die besten unter den Sklaven."

„Es ist entsetzlich, wenn man daran denkt," sagte St. Clare trocken.

Miß Ophelia blickte ihn scharf an, sie sah die Röthe des Aergers und des unterdrückten Unwillens auf seinem Gesicht und den sarkastisch verzogenen Mund, als er sprach.

„Nun, Mammy ist stets ein Liebling von mir gewesen," sagte Marie, „ich wollte nur, daß Ihre Mädchen im Norden einmal ihren Kleiderschrank sehen könnten — sie hat seidene und Mousselinkleider und sogar eines von echtem Leinenbattist. Ich habe mitunter ganze Nachmittage gearbeitet, um ihre Hauben zu besetzen und sie anzuputzen, wenn sie in eine Gesellschaft ging. Scheltworte kennt sie fast gar nicht. Sie ist in ihrem ganzen Leben nicht mehr als ein oder zweimal gepeitscht worden; sie hat täglich ihren starken Kaffee oder ihren Thee mit weißem Zucker. Es ist wahrhaft abscheulich, aber St. Clare läßt die Dienstboten nehmen was sie wollen und sie leben wie es ihnen beliebt. Unsere

Dienerschaft wird viel zu nachsichtig behandelt. Ich glaube es ist theilweise unsere Schuld, daß sie selbstsüchtig sind und sich wie verzogene Kinder benehmen, aber ich habe so oft mit St. Clare darüber gesprochen, daß ich endlich dessen müde geworden bin."

„Und ich ebenfalls," sagte St. Clare, indem er die Morgenzeitung zur Hand nahm.

Evangeline, die schöne Evangeline hatte ihrer Mutter mit dem ihr eigenthümlichen Ausdrucke schwermüthigen Ernstes zugehört; sie ging leise zu dem Stuhle ihrer Mutter und schlang die Arme um ihren Hals.

„Nun, Eva, was giebt es wieder?" fragte Marie.

„Mama, könnte ich nicht eine Nacht bei Dir wachen? nur eine einzige? Ich würde Dich gewiß nicht wecken und auch nicht schlafen. Ich liege des Nachts oft wachend im Bette, wenn ich denke."

„Thorheit, Kind, Thorheit!" erwiderte Marie, „Du bist ein sonderbares Mädchen."

„Darf ich, Mama? Ich glaube," fuhr sie schüchtern fort, „daß Mammy nicht wohl ist; sie hat mir gesagt, daß sie in der letzten Zeit so arge Kopfschmerzen habe."

„O, das ist wieder eine von Mammy's Einbildungen! — sie ist gerade so wie alle Anderen. Wenn ihr ein wenig der Kopf oder der kleine Finger weh thut, macht sie gleich ein Aufhebens, als wäre es wunder etwas, und man darf sie in dergleichen Ideen nicht bestärken! Ich habe in solchen Dingen feste Grundsätze," sagte sie zu Miß Ophelia. „Sie werden die Nothwendigkeit davon gewiß einsehen. Wenn Sie die Diener darin bestärken, sich von jedem unangenehmen Gefühle beherrschen zu lassen und sich über jedes unbedeutende Unwohlsein zu beklagen, so werden Sie nicht fertig. Ich beklage mich nie — kein Mensch weiß, was ich zu leiden habe; ich fühle, daß es meine Pflicht ist, im Stillen zu dulden, und ich thue es."

Miß Ophelia's runde Augen drückten eine unverholene Verwunderung über diese Rede aus, welche St. Clare so komisch vorkam, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach.

„St. Clare lacht stets, wenn ich die geringste Anspielung auf meine Leiden mache," sagte Marie im Tone einer duldenden Märtyrin. „Ich hoffe nur, daß nicht bald eine Zeit kommen wird, wo er es bereut!"

Und Marie hielt ihr Taschentuch vor die Augen.

Natürlich trat jetzt eine ziemlich drückende Stille ein. Endlich stand St. Clare auf, sah nach der Uhr und sagte, daß er in der Stadt zu thun habe. Eva entfernte sich nach ihm, und Miß Ophelia und Marie blieben allein am Tische.

„Das sieht St. Clare ganz ähnlich," sagte die Letztere, indem sie ihr Taschentuch mit einer ziemlich heftigen Bewegung vom Gesicht nahm, sobald der Gefühllose, welcher durch dessen Anblick gerührt werden sollte, nicht mehr sichtbar war. „Er erkennt nie und wird nie erkennen, was ich schon seit Jahren leide. Wenn ich zu den Leuten gehörte, die sich beständig über ihre Leiden beklagen, so würde vielleicht ein Grund dazu da sein. Die Männer werden natürlicher Weise der ewig jammernden Frauen müde; aber ich habe Alles für mich behalten und so lange im Stillen geduldet und gelitten, daß St. Clare denkt, ich könne Alles ertragen."

Miß Ophelia wußte nicht recht, was sie hierauf antworten sollte.

Während sie noch nachdachte, was sie sagen könne, trocknete Marie allmälig die Thränen aus den Augen und glättete ihr Gefieder wie etwa eine Taube nach einem Regenschauer. Dann begann sie mit Miß Ophelia ein wirthschaftliches

Gespräch über Geschirrschränke, Wäschschränke, Vorrathskammern und andere Dinge, über welche die Letztere mit allgemeiner Zustimmung die Aufsicht übernehmen sollte, und gab ihr so viele Winke, Anweisungen und Aufträge, daß ein weniger praktischer und geschäftskundiger Kopf, wie der der Miß Ophelia von einem Schwindel ergriffen worden wäre.

„Und nun," schloß Marie, „glaube ich Ihnen Alles gesagt zu haben, so daß Sie, wenn mein nächster Krankheitsanfall eintritt, im Stande sein werden, die Wirthschaft ganz allein, ohne mich zu Rathe zu ziehen, zu leiten. Nur noch Eins — Eva — sie bedarf der Aufsicht."

„Sie scheint ein sehr gutes Kind zu sein," sagte Miß Ophelia, „ich habe nie ein besseres Kind gesehen."

„Eva ist sonderbar — sehr sonderbar!" versetzte die Mutter; „sie hat eine Menge Eigenheiten und ist mir nicht im Mindesten ähnlich!" Marie seufzte als ob dies eine wahrhaft traurige Betrachtung sei.

Miß Ophelia dachte in ihrem Herzen: „Ich hoffe, daß dem so ist!" war aber vorsichtig genug, um es nicht laut auszusprechen.

„Eva ist stets geneigt gewesen es mit der Dienerschaft zu halten, und ich glaube, daß das bei manchen Kindern auch nichts schadet. Ich habe stets mit den kleinen Negern meines Vaters gespielt und es hat mir nie Schaden gethan; aber Eva scheint sich ganz auf gleiche Stufe mit jedem Geschöpf zu stellen, das in ihre Nähe kommt. Es ist ein eigensinniges Kind, und ich bin nicht im Stande, es ihr abzugewöhnen. St. Clare bestärkt sie übrigens noch darin. Ueberhaupt nimmt mein Mann auf jedes Wesen unter seinem Dache mehr Rücksicht als auf seine eigene Frau."

Miß Ophelia schwieg abermals, da sie nicht wußte, was sie sagen sollte.

„Mit den Dienstboten läßt sich auf andere Weise nicht auskommen," fuhr Marie fort, „als daß man sie gehörig darnieder hält. Mir ist das von klein auf zur zweiten Natur gewesen. Eva könnte ein ganzes Haus verziehen. Was sie thun wird, wenn sie einmal so weit kommt, ein eignes Haus zu regieren, weiß ich wahrhaftig nicht. Ich halte dafür, daß man freundlich gegen die Dienstboten sein muß, und ich bin es stets, aber man muß sie ihre Stellung fühlen lassen. Eva thut das nie, aber man kann dem Mädchen nie auch nur den Anfang einer Idee über die gebührende Stellung der Dienerschaft in den Kopf bringen! Sie haben selbst gehört, wie sie sich erbot, des Nachts bei mir zu wachen, damit Mammy schlafen könne. Das ist ein gutes Pröbchen von dem, was das Kind jeden Augenblick thun würde, wenn man es sich selbst überließe."

„Nun," sagte Miß Ophelia gerade heraus, „Sie halten doch Ihre Dienstleute auch für menschliche Geschöpfe, die, wenn sie müde sind, ausruhen wollen?"

„Allerdings thue ich das. Ich sehe ganz besonders darauf, daß sie Alles erhalten, was ihnen zukommt — Alles, was Einem nicht selbst Unbequemlichkeiten macht. Mammy kann ihren Schlaf schon noch auf die eine oder andere Art nachholen; damit hat es gar keine Schwierigkeit; aber sie ist die schläfrigste Person, die ich je gesehen habe, mag sie nähen oder stehen oder sitzen, sie schläft ein und schläft, und schläft überall wo man sie sieht. Es ist aber wahrhaft lächerlich, die Dienstboten zu behandeln, als ob sie exotische Blumen oder Tropengewächse wären!" rief Marie, indem sie sich in die Tiefen eines geräumigen hochgepolsterten Sophas versenkte und eine elegante Vinaigrette von geschliffenem Glas zur Hand nahm.

„Sehen Sie," fuhr sie mit schwacher, dem letzten Hauche eines arabischen Jasmins oder etwas eben so Aetherischem gleichender Stimme fort, „sehen Sie, Cousine Ophelia, ich spreche nicht oft von mir selbst, es ist nicht meine Ge-

wohnheit, ich thue es nicht gern. Ich habe überhaupt nicht die Kraft dazu; aber es giebt Punkte, über die St. Clare und ich verschiedener Meinung sind. Mein Mann hat mich nie verstanden, mich nie nach meinem Werthe geschätzt, und ich bin überzeugt, daß dies der Grund aller meiner Leiden und Krankheiten ist. Ich will zwar glauben, daß er es gut meint; aber die Männer sind stets egoistisch und rücksichtslos gegen die Frauen. Das ist wenigstens meine Meinung."

Miß Ophelia, die eine nicht geringe Dosis von der neuenglischen Vorsicht und einen ganz besonderen Abscheu gegen die Einmischung in Familienstreitigkeiten besaß, begann jetzt vorauszusehen, daß ihr etwas Derartiges drohe. Sie legte daher ihr Gesicht in die Falten der strengsten Neutralität, nahm einen gegen drei Fuß langen Strumpf aus der Tasche und begann eifrig zu stricken, während sie ihre Lippen auf eine Weise zusammenpreßte, die, so deutlich es Worte nur immer vermochten, zu sagen schien: Gieb Dir keine Mühe, mich zum Reden zu bringen, ich mag mit Deinen Angelegenheiten nichts zu thun haben — kurz sie sah ungefähr so theilnehmend aus wie ein steinerner Löwe. Daraus machte sich Marie jedoch nichts. Sie hatte eine Person gefunden, gegen die sie sich aussprechen konnte, sie hielt es für ihre Pflicht, ihre Ansichten zu äußern, und dies genügte ihr. Sie stärkte sich daher durch abermaliges Riechen an ihrem Flacon und fuhr fort:

„Sehen Sie, ich habe mein eignes Vermögen und meine eigne Dienerschaft mitgebracht, als ich St. Clare heirathete, und ich bin gesetzlich berechtigt, sie auf meine eigene Art zu behandeln. St. Clare hat sein Vermögen und seine Diener und ich habe nichts dagegen, daß er sie nach Belieben behandelt; aber dennoch mischt er sich beständig in meine Angelegenheiten. Er hat extravagante Ansichten über manche Dinge und besonders über die Behandlung der Dienstboten. Es ist wirklich zuweilen, als ob er mich gegen seine Dienstboten zurücksetzte und sich ebenfalls, denn er läßt sich von ihnen alles Mögliche gefallen, ohne je einen Finger zu erheben. In manchen Dingen zeigt er sich geradezu unvernünftig, und ich werde zuweilen irre an seinem Verstande, so gutmüthig er auch im Allgemeinen ist. So besteht er z. B. darauf, daß in seinem Hause unter keiner Bedingung ein Schlag ertheilt werden soll, der nicht von ihm oder mir kommt, und er thut es auf eine Art, daß ich es nicht wage, mich seinem Befehle zu widersetzen. Nun können Sie Sich vorstellen, wozu das führt, denn St. Clare würde die Hand nicht erheben, wenn auch Alle über ihn hinwegliefen, und ich — Sie sehen selbst ein, wie grausam es sein würde, wenn man die Anstrengung von mir verlangte. Nun wissen Sie aber, daß die Sklaven nichts als erwachsene Kinder sind."

„Davon weiß ich nichts, und danke auch Gott, daß ich es nicht weiß," sagte Miß Ophelia kurz.

„Sie werden es schon erfahren, und zwar zu Ihrem eignen Schaden, wenn Sie hier bleiben. Sie wissen nicht, welch eine abscheuliche, unvernünftige, kindische, undankbare Bande von Bösewichtern dieses Volk ist!"

Marie schien, wenn sie auf diesen Gegenstand kam, stets wunderbar kräftig zu werden; sie öffnete jetzt die Augen und schien ihre Mattigkeit gänzlich zu vergessen.

„Sie wissen nicht, und können es nicht wissen, welche Prüfungen eine Hausfrau täglich und stündlich überall und auf jede mögliche Weise durch sie erleiden muß. Es nutzt aber nichts, wenn man sich auch gegen St. Clare beklagt. Er schwatzt das sonderbarste Zeug, er sagt, daß wir sie zu dem gemacht hätten, was sie sind, und daß uns die Pflicht obliege, mit ihnen Nachsicht zu

haben. Er sagt, daß wir ganz allein die Schuld an ihren Fehlern trügen und daß es grausam sein würde, das Uebel zu bestrafen, nachdem man es selbst hervorgerufen hat. Er meint sogar, daß wir es an ihrer Stelle nicht besser machen würden, als ob man von ihnen auf uns schließen könnte!"

„Glauben Sie nicht, daß der Herr sie von demselben Fleisch und Blut geschaffen hat wie uns?" fragte Miß Ophelia.

„Nein, gewiß nicht! Das wäre eine schöne Sache. Sie sind eine niedriger stehende Race."

„Glauben Sie nicht, daß sie unsterbliche Seelen haben?" fragte Miß Ophelia mit zunehmender Entrüstung.

„O, daran zweifelt gewiß Niemand," antwortete Marie gähnend; „aber wenn man sie gewissermaßen an die Seite stellt, als ob wir mit ihnen verglichen werden könnten, so ist das lächerlich. St. Clare hat sich wirklich so gegen mich geäußert, als ob der Umstand, daß ich Mammy von ihrem Ehemanne fern halte, eben so schlimm wäre, wie wenn ich von dem Meinen fern gehalten würde. Das ist doch gewiß etwas ganz Anderes, und dennoch thut St. Clare, als ob er es nicht einsähe. Als ob Mammy ihre kleinen schmutzigen Rangen eben so lieb haben könnte, wie ich meine Eva! Ja, St. Clare hat mich einmal im vollen Ernste zu überreden gesucht, daß es trotz meiner schwankenden Gesundheit und Allem, was ich leide, meine Pflicht sei, Mammy nach Hause gehen zu lassen und an ihrer Stelle eine Andere zu nehmen. Das war aber selbst mir denn doch etwas zu arg. Ich äußere meine Gefühle nicht oft, denn ich habe es mir zum Grundsatze gemacht, Alles in der Stille zu ertragen; es ist das harte Loos eines Weibes und ich unterwerfe mich demselben. Damals aber habe ich ihm so entschieden meine Meinung gesagt, daß er diesen Gegenstand nie wieder erwähnt hat. Ich sehe jedoch aus seinen Blicken und aus einzelnen Bemerkungen, die er zuweilen äußert, daß er noch eben so darüber denkt, und das ist sehr ärgerlich."

Miß Ophelia sah ganz so aus, als ob sie fürchtete, daß sie etwas sagen würde, aber sie klapperte mit ihren Nadeln auf eine Weise, welche mehr als viele Bände sprach, wenn sie Marie nur hätte verstehen können.

„Sie sehen also, was Sie zu verwalten haben," fuhr Letztere fort, „eine Haushaltung ohne Ordnung und Regel, wo die Dienerschaft ganz nach Belieben schaltet und waltet und nimmt was sie will, außer insoweit als ich bei meiner schwachen Gesundheit Strenge geübt habe. Ich habe immer den Stock in der Hand und lasse ihn auch zuweilen niederfallen; aber die Anstrengung ist stets für mich zu groß. Wenn St. Clare es nur so einrichten wollte, wie es Andere machen —"

„Und wie ist das?"

„Nun, sie schicken sie nach der Kalabusa oder nach irgend einem andern Orte um sie auspeitschen zu lassen. Das ist der einzige richtige Weg. Wenn ich nicht ein so kränkliches, schwaches Geschöpf wäre, so glaube ich, daß ich das Scepter mit doppelt so großer Energie führen würde, wie St. Clare."

„Und wie macht es St. Clare?" fragte Ophelia. „Sie sagen, daß er nie einen Schlag gebe."

„Nun, die Männer haben ein gebieterisches Wesen, wissen Sie — es ist für sie leichter. Und überdies haben Sie ihm jemals gerade in's Auge geblickt? Es liegt etwas Eigenthümliches in seinem Auge — und wenn er entschieden spricht, so schleudert es gleichsam Blitze. Ich fürchte mich selbst davor, und die Diener wissen, daß sie dann gehorchen müssen. Ich könnte mit Stürmen und Schelten nicht so viel ausrichten wie St. Clare mit einem einzigen Blicke, wenn er einmal Ernst macht. Wenn Sie erst das Regiment führen, werden Sie finden, daß man

ohne Strenge nicht durchkommen kann; die Leute sind zu schlecht, zu lügnerisch, zu träge!"

„Das alte Lied!" sagte St. Clare, der in diesem Augenblicke eintrat. „Welch eine furchtbare Rechenschaft diese sündhaften Geschöpfe einmal werden ablegen müssen, besonders wegen ihrer Trägheit! Siehst Du, Cousine," fuhr er fort, indem er sich der Länge nach Marien gegenüber auf ein Sopha warf, „es ist bei dem Beispiele, das ich und Marie ihnen geben, ganz unverzeihlich von ihnen, daß sie so träge sind!"

„O, St. Clare, Du treibst es zu schlimm!" rief Marie.

„Wirklich? ei, ich dachte gerade, daß ich ganz nach Deinem Wunsche gesprochen hätte. Ich bemühe mich stets, Dir beizustimmen."

„Du weißt recht gut, daß Du es nicht so gemeint hast," erwiderte Marie.

„Dann muß ich mich geirrt haben. Ich danke Dir, meine Liebe, daß Du mich zurechtgewiesen hast."

„Du legst es wirklich darauf an, mich zu ärgern," sagte Marie.

„Na, laß es gut sein, Marie, der Tag fängt an heiß zu werden und ich habe eben einen langen Streit mit Dolph gehabt, der mich ungemein ermüdet hat. Bitte, sei gut und laß mich im Schatten Deines Lächelns ruhen."

„Was hast Du wieder mit Dolph gehabt?" fragte Marie. „Die Unverschämtheit dieses Burschen ist bis auf einen wahrhaft unerträglichen Grad gestiegen. Ich wollte nur, daß ich ihn eine Zeitlang unter meiner Zuchtruthe hätte, ich würde ihn schon mürbe machen."

„Was Du da sagst, meine Liebe, beweist Deinen gewohnten Scharfsinn und Verstand," sagte St. Clare. „Was Dolph betrifft, so hat er so lange meine Vollkommenheiten nachgeahmt, daß er sich jetzt wirklich für einen großen Herrn hält, und ich habe ihn ein wenig über seinen Irrthum aufgeklärt."

„Wie?" fragte Marie.

„Nun, ich war genöthigt, ihm deutlich zu verstehen zu geben, daß ich es vorziehe, einige von meinen Kleidern für meinen persönlichen Gebrauch zu behalten; dann habe ich Se. Herrlichkeit auf eine bestimmte Quantität kölnischen Wassers reducirt und war sogar so grausam, ihn auf ein Dutzend meiner Batisttaschentücher zu beschränken. Dolph war darüber äußerst ungehalten, und ich mußte ihm väterlich zureden, um ihn wieder zu beschwichtigen."

„O, St. Clare, wann wirst Du nur Deine Diener richtig behandeln lernen? Es ist abscheulich, wie Du sie verziehst!" rief Marie.

„Was ist denn Böses dabei, daß der arme Teufel seinem Herrn ähnlich zu werden wünscht? Und wenn ich ihn zu nichts Besserem erzogen habe, als sein Glück in kölnischem Wasser und Batisttaschentüchern zu finden, so sehe ich auch nicht ein, weshalb ich ihm diese Dinge nicht gewähren sollte!"

„Und warum hast Du ihn nicht besser erzogen?" fragte Miß Ophelia, die sich plötzlich entschlossen hatte, ihr Stillschweigen zu brechen.

„Es hätte zu viel Mühe gekostet. Die Trägheit, Cousine, die Trägheit! die stürzt mehr Seelen in's Verderben als Du glaubst. Wenn die Trägheit nicht wäre, würde ich selbst ein wahrer Engel geworden sein."

„Ich bin der Meinung, daß Ihr Sklavenbesitzer eine furchtbare Verantwortlichkeit habt," sagte Miß Ophelia. „Ich möchte sie um Alles in der Welt nicht haben. Es liegt Euch ob, Eure Sklaven zu erziehen und sie wie vernünftige Wesen, wie unsterbliche Wesen, mit denen Ihr dereinst vor den Richterstuhl Gottes treten müßt, zu behandeln. Das ist meine Ansicht darüber," setzte die gute Dame mit einem Eifer hinzu, welcher sich seit dem Morgen in ihrem Geiste angesammelt hatte.

„O, was weißt Du davon!" rief St. Clare, indem er schnell aufstand und sich an's Klavier setzte, wo er ein heiteres Musikstück zu spielen begann.

St. Clare besaß entschiedenes Talent zur Musik. Sein Anschlag war glänzend und fest und seine Finger flogen mit pfeilschneller Geläufigkeit über die Tasten. Er spielte ein Stück nach dem andern als wollte er sich selbst in gute Laune spielen. Nachdem er die Noten wieder bei Seite geworfen hatte, stand er auf und sagte in heiterm Tone:

„Cousine, Du hast uns eine derbe Predigt gehalten und Deine Pflicht gethan, und ich denke deshalb nur um so besser von Dir. Ich bin überzeugt, daß Du einen echten Diamanten der Wahrheit nach mir geworfen hast; aber siehst Du, er traf mich so heftig in's Gesicht, daß ich ihn Anfangs nicht ganz zu schätzen wußte."

„Ich meinestheils sehe keinen Nutzen von dergleichen Dingen zu sprechen," sagte Marie; „ich möchte den kennen, der mehr für seine Dienerschaft thut als wir, und es nützt nicht das Mindeste — sie werden im Gegentheil immer schlimmer. Was das Reden mit ihnen oder dergleichen Dinge betrifft, so habe ich mich müde und heiser gesprochen, ihnen ihre Pflichten vorgestellt, u. s. w., und meinetwegen können sie in die Kirche gehen, wenn sie wollen, obgleich sie von der Predigt nicht mehr verstehen als ein Thier. Das Kirchengehen ist für sie also, wie ich sehe, auch von keinem Nutzen; doch sie gehen hin und haben daher jede mögliche Gelegenheit. Aber wie gesagt, sie sind eine gemeine Race und werden es stets sein; sie lassen sich nicht ändern, man kann nichts aus ihnen machen, wenn man sich auch noch so viel Mühe giebt. Sehen Sie, Cousine Ophelia, ich habe es versucht und sie nicht geändert. Ich bin unter ihnen geboren und erzogen, und ich weiß es."

Miß Ophelia glaubte genug gesagt zu haben und sie schwieg deshalb; St. Clare pfiff sich ein Liedchen.

„Bitte, lieber Mann, pfeife nicht! es macht meine Kopfschmerzen ärger," sagte Marie.

„Ich werde aufhören," erwiderte St. Clare. „Giebt es sonst noch etwas, von dem Du wünschest, daß ich es nicht thun soll?"

„Ich wünschte, daß Du einige Theilnahme für meine Leiden empfändest; Du hast nie Gefühl für mich."

„Du holder anklagender Engel!" rief St. Clare.

„Eine schmeichelhafte Bezeichnung!"

„Wie willst Du denn angeredet sein? Ich werde sprechen, wie Du es befiehlst; sage mir nur, wie Du es wünschest, ich bestrebe mich stets Dich zufrieden zu stellen."

Ein heiteres Gelächter ertönte hinter den seidenen Vorhängen der Veranda auf dem Hofe. St. Clare trat hinaus, schlug die Gardine zurück und lachte ebenfalls.

„Was giebt es?" fragte Miß Ophelia an das Geländer kommend.

Auf einer kleinen Rasenbank im Hofe saß Tom; in allen Knopflöchern hatte er Jasminblüthen, Eva hing ihm fröhlich lachend einen Rosenkranz um den Hals, und dann setzte sie sich immer noch lachend gleich einem Sperling auf seinen Schooß.

„O Tom, wie komisch Du aussiehst!"

Tom lächelte gutmüthig und schien im Stillen eben so viel Spaß an der Sache zu finden wie seine kleine Herrin. Als er seinen Herrn herankommen sah blickte er ihn mit einem um Verzeihung bittenden Ausdrucke an.

„Wie kannst Du sie so etwas thun lassen?" rief Miß Ophelia.

„Warum denn nicht?“ entgegnete St. Clare.

„Ich weiß nicht, aber es scheint mir unpassend zu sein.“

„Du würdest nichts Böses daran sehen, wenn ein Kind einen großen Hund liebkoste, selbst wenn er schwarz wäre, aber vor einem Geschöpf, das denken, urtheilen und fühlen kann, und unsterblich ist, schaudert Dir! Gestehe es nur, Cousine. Ich kenne das Gefühl wohl, das unter einer großen Zahl von Euch Bewohnern des Nordens vorherrschend ist. Es liegt zwar kein Fünkchen Tugend darin, daß wir es nicht haben, aber bei uns thut die Gewohnheit, was das Christenthum thun sollte; sie verwischt das Vorurtheil. Ich habe oft auf meinen Reisen im Norden bemerkt, um wie viel stärker es bei Euch ist als bei uns. Ihr ekelt Euch vor den Sklaven wie vor einer Schlange oder einer Kröte, und doch seid Ihr über das ihnen widerfahrende Unrecht entrüstet. Ihr möchtet sie nicht mißhandeln sehen, aber Ihr wollt auch selbst nichts mit ihnen zu thun haben. Ihr möchtet sie nach Afrika schicken, damit Ihr sie nicht mehr seht und riecht, und dann ein paar Missionaire nachsenden, welche die Selbstverleugnung hätten, sie oberflächlich zu erziehen. Ist es nicht so?“

„Ich glaube Vetter,“ sagte Miß Ophelia nachdenklich, „daß Du nicht so ganz Unrecht hast?“

„Was würden die Armen und Geringen ohne Kinder anfangen?“ fuhr St. Clare fort, indem er sich auf das Geländer setzte und Eva beobachtete, als sie an Tom's Hand hinwegtrippelte. „Ein kleines Kind ist der einzig wahre Demokrat. Tom z. B. ist für Eva ein Held; seine Geschichten sind in ihren Augen Wunder; seine Lieder und methodistischen Hymnen klingen ihr schöner als eine Oper, die kleinen Tändeleien in seiner Tasche sind für sie ein Juwelenbergwerk und er der wunderbarste Tom, der je eine schwarze Haut getragen hat. Das ist eine Rose aus Eden, die der Herr ausdrücklich für die Armen und Geringen, welche so wenig andere finden, herabgesendet hat.“

„Sonderbar, Vetter,“ sagte Miß Ophelia, „man könnte, wenn man Dich reden hört, fast glauben, Du wärest ein Professor.“

„Ein Professor?“ rief St. Clare.

„Ja, ein Professor der Gottesgelahrtheit.“

„Keineswegs, ich bin kein Professor und fürchte leider auch, daß ich nicht so handle wie ich spreche.“

„Warum sprichst Du denn so?“

„Es giebt nichts leichteres als das Sprechen,“ erwiderte St. Clare. „Wenn ich nicht irre, sagt Shakspeare irgendwo einmal: Ich könnte eher zwanzig Menschen lehren wie sie handeln sollen, als einer von den Zwanzigen sein und meine eigenen Lehren befolgen. — Uebrigens ist nichts zweckmäßiger als die Theilung der Arbeit: meine Hauptstärke ist das Wort, die Deinige, Cousine, ist die That.“

Tom konnte sich jetzt, wie man zu sagen pflegt, über seine äußere Lage nicht beklagen. Die kleine Eva war durch ihre Zuneigung zu ihm — die instinktartige Dankbarkeit eines edeln Herzens — veranlaßt worden, ihren Vater zu bitten, daß er ihn ihr zum steten Begleiter gab, wenn sie der Eskorte eines Dieners auf ihren Ausgängen oder Spazierritten bedurfte; Tom erhielt demnach ein für allemal den Befehl alles Andere liegen zu lassen und Miß Eva zu begleiten, wenn sie nach ihm verlangte, ein Befehl, welcher, wie sich unsere Leser leicht denken werden, für ihn kein unangenehmer war. Er wurde gut gekleidet, denn St. Clare war in dieser Beziehung sehr eigen. Sein Stalldienst war eine bloße Sinecure und bestand einfach in der täglichen Beaufsichtigung und Unterweisung

eines unteren Dieners in seinen Pflichten, denn Marie St. Clare behauptete, daß sie den Pferdegeruch nicht haben möchte, wenn er ihr zu nahe kam, und daß er unbedingt zu keinem Dienst verwendet werden dürfe, welcher ihn ihr unangenehm machen könnte, da ihr Nervensystem für jede Erschütterung dieser Art viel zu schwach sei. Eine einzige Nase voll eines irgend unangenehmen Geruches war ihrer Aussage nach völlig hinreichend, um die Scene zu schließen und allen ihren irdischen Prüfungen für immer ein Ende zu machen. Tom sah daher in seinem sauberen Tuchanzuge, seinem glatten Kastorhut, seinen glänzenden Stiefeln, schneeweißen Manschetten und eben solchen Hemdkragen und seinem ernsthaften, gutmüthigen schwarzen Gesicht respektabel genug für einen Bischof von Karthago aus, wie es die Leute seiner Farbe in frühern Zeiten waren.

Ferner wohnte er in einem schönen Hause, ein Umstand, gegen den sein. Race nie gleichgültig ist, und er genoß mit ruhiger Freude die Vögel, Blumen, Springbrunnen, Düfte und das Licht und die Schönheit des Hofes, die seidenen Tapeten und Gemälde, die Kronleuchter, Statuetten und Vergoldungen, die die Zimmer des Hauses für ihn zu einer Art von Alladinpalast machten.

Wenn Afrika je ein erhabenes und cultivirtes Geschlecht hervorbringen sollte — und kommen muß die Zeit, wo auch dieser Welttheil in dem großen Drama menschlicher Verbesserungen eine Rolle spielt — so wird das Leben dort eine Pracht und einen Glanz entwickeln, von dem unsere kalten westlichen Stämme kaum einen Begriff haben. In diesem fernen mystischen Lande des Goldes und der Edelsteine, der Gewürze und wehenden Palmen, der Wunderblumen und einer üppigen Fruchtbarkeit werden neue Formen der Kunst, neue Arten der Pracht entstehen; und die Neger, nicht länger verachtet und mit Füßen getreten, werden vielleicht noch die glänzendsten Erscheinungen des menschlichen Lebens zeigen. Gewiß werden sie in ihrer Milde, der Demuth ihres Herzens, ihrer Neigung, sich höherem Urtheile zu fügen und höherer Macht zu unterwerfen, ihrer kindlichen Einfalt der Zuneigung, ihrer Bereitwilligkeit zu verzeihen, die höchste Form des ächt christlichen Lebens erreichen, und vielleicht hat Gott da er die züchtigt, welche er liebt, das arme Afrika in die tiefste Betrübniß versenkt, um es zu dem höchsten und edelsten in dem Königreiche zu machen, das er errichten wird, wenn alle andern Königreiche untergehen; denn die Ersten sollen die Letzten und die Letzten sollen die Ersten sein.

War es das, was Marie St. Clare dachte, als sie eines Sonntags Morgens prachtvoll gekleidet, in der Veranda stand und ein Diamantarmband um ihr zartes Handgelenk befestigte? Sie war im Begriff im vollen Putz — mit Diamanten, Seide, Spitzen und Juwelen und Allem — nach einer modischen Kirche zu gehen um sehr religiös zu sein.

Marie machte es sich stets zum Gesetz, den Sonntag sehr fromm zu verleben. Da stand sie, so schlank, so elegant, so luftig und ätherisch in allen ihren Bewegungen, von ihrer Spitzenschärpe wie von einem Nebel umhüllt. Sie war dem Aussehen nach ein graziöses Geschöpf und hielt sich auch für sehr schön und elegant.

Miß Ophelia stand im größten Kontrast mit ihr an ihrer Seite. Sie hatte ein eben so hübsches seidenes Kleid, einen eben so guten Shawl und ein eben so feines Taschentuch, aber Steifheit und Eckigkeit und eine bolzengerade Haltung gaben ihrer äußeren Erscheinung einen eben so unbestimmten, aber doch erkennbaren Charakter wie die Anmuth ihrer eleganten Nachbarin.

„Wo ist Eva?“ fragte Marie.

„Das Kind ist auf der Treppe stehen geblieben um Mammy etwas zu sagen.“

Was sagte Eva zu Mammy auf der Treppe?

Lausche Leser, und Du wirst es hören, wenn es auch Marie nicht hört.

„Gute Mammy, ich weiß, daß Dein Kopf Dir entsetzlich weh thut.“

„Gott segne Sie, Miß Eva; ich habe in der That seit einiger Zeit beständig Kopfschmerz; aber Sie brauchen sich deshalb nicht zu ängstigen.“

„Nun, es freut mich, daß Du ausgehst — hier“ — setzte das liebe Kind hinzu, indem sie den Arm um den Nacken der Sklavin legte, „nimm mein Riechfläschchen, Mammy.“

„Wie? Ihr schönes goldenes Fläschchen, mit den Diamanten? Gott, Miß, das würde nicht für mich passen.“

„Warum nicht? Du brauchst es und ich nicht. Die Mama wendet es stets gegen Kopfschmerzen an und es wird Dir wohlthun, wenn Du daran riechst. Nein, Du mußt es nehmen, thue mir den Gefallen.“

„Sie liebes Herzenskind!“ sagte Mammy, als Eva ihr die Vinaigrette in den Busen schob, worauf sie ihr einen Kuß gab und dann die Treppe hinab zu ihrer Mutter eilte.

„Wo warst Du denn?“

„Ich bin nur stehen geblieben, um Mammy meine Vinaigrette zu geben, damit sie sie mit in die Kirche nimmt!“

„Eva!“ rief Marie, unwillig mit dem Fuße stampfend, „Du hast Mammy Deine goldene Vinaigrette gegeben? Wann wirst Du lernen, was sich schickt! — Gehe sogleich und hole sie wieder.“

Eva sah niedergeschlagen und betrübt aus und wendete sich langsam um.

„Marie, quäle das Kind nicht; sie soll thun, was ihr beliebt,“ sagte St. Clare.

„O St. Clare, wie soll sie einmal durch die Welt kommen?“ fragte Marie.

„Das weiß Gott,“ erwiderte St. Clare; „aber sie wird eher in den Himmel kommen als Du oder ich.“

„O Papa, sprich nicht so!“ sagte Eva leise, seinen Arm berührend; „es betrübt die Mutter.“

„Nun, Vetter, bist Du bereit?“ fragte Miß Ophelia, indem sie sich nach St. Clare umwendete.

„Ich danke Dir, ich gehe nicht!“

„Ich wünschte wirklich, daß St. Clare einmal in die Kirche ginge,“ sagte Marie; „aber er hat kein Fünkchen Religion. Es ist wahrhaftig eine Schande!“

„Ich weiß es!“ sagte St. Clare. „Ihr Damen geht in die Kirche, wahrscheinlich um zu lernen, wie man durch die Welt kommt, und Eure Frömmigkeit verbreitet Achtbarkeit über uns. Wenn ich überhaupt gehe, so würde ich dorthin gehen, wohin sich Mammy begiebt. Dort wird man wenigstens munter erhalten.“

„Was! jene schreienden Methodisten! Entsetzlich!“ rief Marie.

„Alles Andere ist besser als das todte Meer Eurer respektablen Kirche, Marie; es ist wirklich zu viel verlangt. Gehst Du auch mit, Eva? Komm, bleibe zu Hause und spiele mit mir.“

„Ich danke Dir, Papa, aber ich will in die Kirche gehen.“

„Ist es nicht entsetzlich langweilig?“ fragte St. Clare.

„Es ist allerdings etwas langweilig;“ erwiderte Eva, „und ich werde dort schläfrig; aber ich bemühe mich wach zu bleiben.“

„Wozu gehst Du dann hin?“

„Nun weißt Du Papa,“ flüsterte sie ihm zu, „die Cousine hat mir gesagt, daß Gott es von uns verlangt, und da er uns Alles giebt, so müssen wir wohl

auch ihm etwas zu Liebe thun. Uebrigens ist es am Ende auch nicht so sehr langweilig."

„Du süßes, liebes Herzchen!" sagte St. Clare, sie küssend, „geh nur, geh, mein gutes Kind, und bete für mich."

„O, das thue ich immer!" rief Eva, indem sie ihrer Mutter in den Wagen nachsprang.

St. Clare stand auf den Stufen der Freitreppe und warf ihr Kußhändchen zu, als der Wagen fortfuhr. In seinen Augen perlten große Thränen.

„O, Evangeline, Du bist recht benannt;" sagte er, „hat Dich nicht Gott zu einem Evangelium für mich gemacht?"

Er gab sich seinen Gefühlen noch einen Augenblick hin, dann rauchte er eine Cigarre, las den Picayune und vergaß sein kleines Evangelium.

War er andern Leuten sehr unähnlich?

„Siehst Du, Evangeline," sagte ihre Mutter, „es ist recht und gut, wenn man gegen die Dienstboten freundlich ist, aber es ist unschicklich, sie gerade so zu behandeln, wie unsere Verwandten oder Leute unseres Standes. Wenn z. B. Mammy krank wäre, so würdest Du sie doch nicht in Dein eignes Bett nehmen wollen?"

„O ja, sehr gern, Mama," antwortete Eva, „denn es würde dann bequemer sein, sie zu pflegen, und übrigens ist, wie Du weißt, mein Bett besser als das ihre."

Marie war ganz untröstlich über den völligen Mangel an Einsicht, der sich in dieser Antwort kund gab.

„Was kann ich thun, um dieses Kind dahin zu bringen, daß sie mich versteht?" sagte sie.

„Nichts!" erwiderte Miß Ophelia.

Eva machte in den ersten Augenblicken eine betrübte Miene, aber Kinder behalten keinen Eindruck lange, und nach wenigen Minuten lachte sie wieder heiter und sorglos über verschiedene Dinge, die sie unterwegs durch das Kutschfenster wahrnahm.

„Nun, meine Damen," sagte St. Clare, als die Familie an der Mittagstafel saß, „was ist Ihnen heute in der Kirche aufgetischt worden?"

„O, Doktor G— hat eine köstliche Predigt gehalten," antwortete Marie; „es war eine Predigt, wie Du sie einmal hören solltest. Sie drückte alle meine Ansichten vollkommen aus."

„Dann muß sie sehr erbaulich gewesen sein," versetzte St. Clare. „Der Gegenstand ist sicher ein sehr umfassender gewesen."

„Nun, ich meine alle meine Ansichten über die Gesellschaft und dergleichen," sagte Marie. „Der Text war: „Er hat Alles wohl gemacht zu seiner Zeit," und der Prediger führte aus, daß alle Stände und Unterschiede in der Gesellschaft von Gott kommen, daß es so angemessen und schön sei, daß die Einen hoch und die Anderen niedrig sind, daß die Einen zum Herrschen und die Anderen zum Dienen geboren seien u. s. w. Er wendete dies sehr richtig auf das lächerliche Gerede an, welches man über die Sklaverei macht; bewies deutlich, daß die Bibel auf unserer Seite stehe, und vertheidigte alle unsere Einrichtungen mit überzeugender Wärme. Ich wollte nur Du hättest ihn gehört!"

„O, dessen habe ich nicht bedurft," sagte St. Clare, „ich kann jederzeit

Dinge, die mir eben so viel nützen wie diese, aus dem Picayune lernen und eine Cigarre dazu rauchen, was ich, wie Du weißt, in der Kirche nicht darf."

„Nun?" fragte Miß Ophelia, „glaubst Du nicht an diese Ansichten?"

„Wer — ich? Du weißt, daß ich ein so gottloser Gesell bin, daß diese religiösen Ansichten über solche Gegenstände mich nicht besonders erbauen. Wenn ich meine Meinung über die Sklaverei abgeben sollte, so würde ich gerade heraus sagen, wir stecken einmal darin, wir haben sie, und gedenken sie zu behalten. Sie dient zu unserer Bequemlichkeit und zu unserm Vortheil — denn das ist die Hauptpointe der Sache. Alle frommen Redensarten wollen am Ende doch nichts Anderes sagen, und ich denke, daß dies für Jedermann verständlich ist."

„Augustin, Du bist doch zu unreligiös; es ist entsetzlich, wenn man Dich sprechen hört."

„Entsetzlich? — es ist nichts als die Wahrheit. Warum treibt man das religiöse Gerede über dergleichen Dinge nicht noch ein wenig weiter und beweist, wie schön es zu seiner Zeit ist, wenn einer ein Glas zuviel trinkt und ein wenig zu lange bei den Karten sitzen bleibt, und verschiedene andere ähnliche Dinge dieser Art, die unter uns jungen Männern häufig genug sind? Wir würden es gern hören, daß dies ebenfalls recht und gottgefällig sei."

„Nun," fragte Miß Ophelia, „hältst Du die Sklaverei für recht oder unrecht?"

„Ich habe nicht Lust, Cousine, mich über diesen Gegenstand in eine lange Discussion mit Dir einzulassen, „antwortete St. Clare mit Heiterkeit; „wenn ich diese Frage beantwortete, so weiß ich, daß Du mit einem halben Dutzend anderer, von denen eine immer schwerer zu beantworten ist als die vorhergehende, auf mich einstürmen würdest, und ich mag meine Ansicht darüber nicht aussprechen. Ich bin einer von Denjenigen, die wohl in anderer Leute Glashäuser Steine werfen; allein ich werde mich wohl hüten, selbst eines zu erbauen, damit Andere es steinigen können."

„Das ist ganz die Art wie er immer spricht," sagte Marie; „Sie können nichts Bestimmtes aus ihm bringen. Ich glaube, daß er nur deshalb beständig so spricht, weil er die Religion nicht leiden kann."

„Die Religion?" erwiderte St. Clare in einem Tone, welcher beide Damen bewog zu ihm aufzublicken. „Die Religion! Ist das, was Ihr in der Kirche hört, Religion? Ist das, was sich biegen und beugen und drehen und wenden läßt, so daß man es jeder verkehrten Einrichtung der selbstsüchtigen, weltlichen Gesellschaft anpassen kann, Religion? Ist das Religion, was weniger gewissenhaft, weniger edelmüthig, weniger gerecht, weniger rücksichtsvoll gegen die Menschen ist, als selbst meine sündige, weltliche, verblendete Meinung? — Nein, wenn ich eine Religion gelten lassen soll, so muß sie über mir, nicht unter mir stehen."

„Du glaubst also nicht, daß die Bibel die Sklaverei gutheißt?" sagte Ophelia.

„Die Bibel war das Buch meiner Mutter," sagte St. Clare. „Nach ihr lebte und starb sie, und es würde mir sehr leid thun, wenn ich denken müßte, daß sie die Sklaverei gestattet. Dieß wäre eben so, als wenn ich wünschte, daß meine Mutter Branntwein trank, Tabak kauete und fluchte, um daraus die Beruhigung zu schöpfen, daß ich Recht daran thue, wenn ich mich den nämlichen Gewohnheiten hingebe. Es würde mich mit diesen Dingen an mir nicht im Mindesten aussöhnen; es würde mir im Gegentheil den Trost rauben, sie achten zu können, und es ist wirklich ein Trost auf dieser Welt, etwas zu haben, was man achten kann. Kurz, seht Ihr," sagte er, seinen heitern Ton wieder annehmend, „ich

verlange weiter nichts, als daß Dinge, die verschieden sind, in verschiedenen Büchsen verwahrt werden. Das ganze Gebäude der Gesellschaft ist sowohl in Europa wie in Amerika aus Dingen zusammengesetzt, welche die Untersuchung eines einigermaßen idealen Moralitätsmaßstabs nicht aushalten. Es ist so ziemlich allgemein anerkannt, daß die Menschen nicht nach dem absolut Rechten streben, sondern nur darauf sehen, daß sie etwa eben so gut handeln wie andere Leute. Wenn Jemand gerade und mannhaft heraussprícht und sagt, daß die Sklaverei für uns nothwendig sei, daß wir nicht ohne sie bestehen können, daß wir zu Bettlern werden würden, wenn wir sie aufgäben, und daß wir sie daher beizubehalten gedenken — so ist dies eine kräftige, klare und deutliche Sprache. Sie hat die Achtbarkeit der Ueberzeugung für sich, und wenn wir nach der Praxis urtheilen dürfen, wird uns die Mehrzahl der Menschen darin beistimmen. Wenn er aber beginnt ein langes Gesicht zu machen und durch die Nase zu sprechen und die Bibel zu citiren, so bin ich sehr geneigt zu glauben, daß er nicht viel werth ist."

„Du bist sehr lieblos," sagte Marie.

„Nun," fuhr St. Clare fort, „nimm einmal an, daß durch irgend etwas der Preis der Baumwolle ein für allemal herabgedrückt und das ganze Sklavenbesitzthum werthlos gemacht würde, denkst Du nicht, daß wir dann bald eine andere Auslegung der heiligen Schrift haben würden? Welche Lichtfluth würde sofort in die Kirche strömen und wie plötzlich würde man entdecken, daß Alles, sowohl in der Bibel wie in der Vernunft, für die andere Seite spreche!"

„Sei dem wie ihm wolle," sagte Marie sich auf ein Sopha niederlassend, „ich danke Gott, daß ich da geboren bin, wo die Sklaverei existirt, und ich glaube, daß sie recht ist — ich fühle, daß sie recht sein muß, und jedenfalls ist so viel gewiß, daß ich ohne sie nicht leben könnte."

„Was meinst Du dazu, Kind?" sagte St. Clare zu Eva, die in diesem Augenblicke mit einer Blume in der Hand eintrat.

„Wozu, Papa?"

„Ich meine, was Dir lieber ist, ob so zu leben, wie man oben in Vermont bei Deinem Onkel lebt, oder ein Haus voll Diener zu haben wie wir?"

„Nun, so wie es bei uns ist, ist es gewiß angenehmer," antwortete Eva.

„Warum?" fragte St. Clare ihr das Haar streichelnd.

„Weil man von viel mehr Leuten umgeben ist, die Einen lieben," antwortete Eva ernst.

„Das sieht Eva ganz ähnlich," sagte Marie. „Wieder eine von ihren einfältigen Ideen."

„Ist denn das so einfältig, Papa?" fragte Eva, indem sie auf seinen Schooß kletterte.

„Den Ansichten der Welt nach allerdings, liebes Kind," erwiderte St. Clare; „aber wo ist mein kleines Evchen die ganze Essenszeit über gewesen."

„O, ich bin oben in Tom's Zimmer gewesen, um ihn singen zu hören; Tante Dina hat mir mein Mittagsessen gegeben."

„Du hast Tom singen hören?"

„Jawohl, er singt gar schöne Lieder von dem neuen Jerusalem, von lieblichen Engeln und dem Lande Kanaan."

„Nicht wahr, das ist hübscher als die Oper?"

„Ja, und er wird sie mir lehren."

„Was, Singestunde? — Es wird immer besser!"

„Ja, er singt mir etwas vor, ich lese ihm aus meiner Bibel vor und er erklärt mir, was es bedeutet."

„Nun, auf mein Wort," sagte Marie, „daß ist ein köstlicher Spaß!"

„Ich kann Dir versichern, daß Tom kein schlechter Bibelerklärer ist," bemerkte St. Clare. „Tom hat ein natürliches Genie für Religion. Ich wollte diesen Morgen die Pferde schon früh haben, und schlich mich nach seinem Schlafzimmer über den Stallungen hinauf, und dort habe ich gehört, wie er ganz allein eine Betstunde hielt. Ich habe wirklich seit langer Zeit nichts so Erbauliches wie Tom's Gebet vernommen. Er nahm auch mich mit einem wahrhaft apostolischen Eifer darin auf."

„Vielleicht errieth er, daß Du lauschtest. Ich habe diese Erfahrung schon an Anderen gemacht."

„Wenn er das that, so war er nicht sehr politisch, denn er gab dem Herrn seine Ansicht über mich frei genug zu erkennen. Tom schien der Meinung zu sein, daß bei mir ein guter Grund zur Besserung gelegt sei, und sehr ernstlich zu wünschen, daß ich mich bekehren möge."

„Ich hoffe, daß Du es Dir zu Herzen nehmen wirst," bemerkte Miß Ophelia.

„Du bist wahrscheinlich auch so ziemlich derselben Meinung," entgegnete St. Clare; „nun, wir werden sehen; nicht wahr, Eva?"

17. Die Vertheidigung des Freien.

In dem Quäkerhause herrschte eine stille Geschäftigkeit, als sich der Nachmittag seinem Ende zuneigte. Rachel Halliday ging ab und zu und suchte für die Reisenden, welche noch in dieser Nacht aufbrechen sollten, unter ihren Lebensmittelvorräthen diejenigen zusammen, welche möglichst wenig Raum einnahmen.

Die Nachmittagsschatten wendeten sich östlich, die feurige Sonne stand nachdenklich am Horizont und ihre goldenen Strahlen schienen in das stille kleine Schlafzimmer, wo George und seine Frau saßen. Er hatte sein Kind auf dem Schooße und die Hände seiner Gattin in der seinen. Beide sahen ernst und gedankenvoll aus und auf ihrer Wange waren Spuren von Thränen zu erkennen.

„Ja, Eliza," sagte George, „ich weiß, daß Alles, was Du sagst, wahr ist. Du bist ein gutes Weib — viel besser als ich — und ich will so zu handeln versuchen, wie Du es sagst. Ich werde mich bemühen, eines freien Mannes würdig zu handeln, ich will versuchen wie ein Christ zu fühlen. Der allmächtige Gott weiß, daß ich recht habe handeln wollen, daß ich mich eifrig bemüht habe recht zu handeln, als Alles gegen mich war, und jetzt werde ich die ganze Vergangenheit vergessen, jedes harte und bittere Gefühl beseitigen und meine Bibel lesen und ein guter Mensch werden lernen."

„Und wenn wir nach Canada kommen, kann ich Dich unterstützen. Ich kann recht gut Kleider machen, ich verstehe das feine Waschen und Plätten, und wir Beide zusammen werden immer Mittel zu unserm Lebensunterhalt finden."

„Ja, Eliza, so lange wir einander besitzen und unsern Sohn haben; o Eliza, wenn diese Leute wüßten, welch ein Glück es für einen Mann ist, wenn er fühlt, daß seine Frau und sein Kind ihm gehören. Ich habe mich oft gewundert, wenn ich sah, daß Männer, die ihre Frauen und Kinder ihr Eigenthum nennen konnten, sich über etwas härmten und absorgten. Ich fühle mich reich und stark, obgleich wir nichts als unsere bloßen Hände haben. Es ist mir, als ob ich Gott kaum noch um etwas bitten könnte."

„Ja, wenn ich auch täglich bis zu meinem fünfundzwanzigsten Jahre schwer gearbeitet habe und weder ein Cent Geld, noch ein Dach, unter dem ich mein Haupt niederlegen kann, noch ein Stückchen Land, das ich mein nennen darf, be-

sitze, so werde ich doch, wenn man mich jetzt nur in Ruhe läßt, zufrieden sein und Gott danken. Ich werde arbeiten und das Geld für Dich und meinen Sohn Deiner Herrschaft ersetzen. Was meinen früheren Herrn betrifft, so ist er für Alles, was er an mich gewendet hat, reichlich bezahlt. Ihm bin ich nichts schuldig."

„Aber wir sind noch nicht ganz außer Gefahr!" sagte Eliza; „wir sind noch nicht in Canada."

„Sehr wahr," antwortete George; „aber es ist mir, als ob ich bereits freie Luft einathmete, und das stärkt mich."

In diesem Augenblicke hörte man Stimmen in dem äußern Zimmer, welche in einem eifrigen Gespräch begriffen waren, und bald darauf wurde an die Thür geklopft.

Eliza sprang auf und öffnete.

Auf der Schwelle stand Simeon Halliday mit einem anderen Quäker, den er unter dem Namen Phineas Fletcher vorstellte.

Phineas war lang und außerordentlich hager, hatte rothe Haare und ein Gesicht, aus dem große Klugheit und Schlauheit sprach.

Er besaß nicht die ruhige, stille und fromme Miene Simeon's, sondern in seiner ganzen Persönlichkeit lag eine gewisse Sicherheit und Welterfahrung; man sah es ihm an, daß er sich mit Stolz seines Werthes bewußt war und daß er Alles reiflich erwog, ehe er sich zu einem Schritte entschloß — Eigenthümlichkeiten, welche ziemlich sonderbar zu seinem breitkrämpigen Hute und seiner förmlichen Ausdrucksweise paßten.

„Unser Freund Phineas hat etwas entdeckt, was in Deinem und Deiner Begleiter Interesse von Wichtigkeit ist, George," hob Simeon an; „es würde gut sein, wenn Du ihn anhörtest."

„Das habe ich in der That," sagte Phineas, „und es beweis't wie nützlich es ist, wenn man an gewissen Orten stets beim Schlafen das eine Ohr offen behält, wie ich immer gesagt habe. Gestern übernachtete ich in einem kleinen, einsamen Wirthshause an der Straße. Du erinnerst Dich des Ortes, Simeon, wo wir vergangenes Jahr die Aepfel an die starke Frau mit den großen Ohrringen verkauften. Ich war des raschen Fahrens müde und nach dem Abendessen streckte ich mich auf einen Haufen Säcke in einem Winkel, zog eine Büffeldecke über mich, um zu warten, bis mein Bett bereit sei, und schlief fest ein."

„Behieltest Du das eine Ohr offen, Phineas?" fragte Simeon ruhig.

„Nein, ich schlief mit beiden Ohren etwa zwei Stunden lang, denn ich war ziemlich ermüdet; als ich aber wieder ein wenig munter wurde, sah ich, daß einige Männer im Zimmer waren und trinkend und plaudernd um den Tisch saßen. Ich beschloß, ehe ich mich aufraffte, zu sehen was sie im Sinne hatten, besonders da ich sie von Quäkern hatte sprechen hören."

„ — So, sagte der Eine, sie sind ohne Zweifel in der Quäkeransiedelung."

„Jetzt lauschte ich mit beiden Ohren und ich überzeugte mich, daß sie von eben dieser Gesellschaft sprachen; ich blieb daher liegen und hörte sie alle ihre Pläne verabreden. Dieser junge Mann, sagten sie, solle nach Kentucky zurück zu seinem Herrn geschickt werden, der die Absicht habe, an ihm ein Exempel zu statuiren, um alle Neger vom Entlaufen abzuschrecken, und seine Frau wollten zwei von ihnen nach New-Orleans bringen, um sie auf ihre eigne Rechnung zu verkaufen, und sie berechneten, daß sie sechzehn- bis achtzehnhundert Dollars für sie erhalten würden; — das Kind, sagten sie, gehöre einem Händler, der es gekauft habe, und dann sprachen sie von Jim und seiner Mutter, die zu ihrem Herrn nach Kentucky zurückgebracht werden sollten. Sie sagten, daß zwei Con-

stabler in einer etwas weiterhin gelegenen Stadt seien, die mit ihnen gehen würden, um die Sklaven einzufangen; die junge Frau sollte vor einen Richter geführt werden, einer von den Burschen, der klein und glattzüngig ist, sollte beschwören, daß sie sein Eigenthum sei, und sie dann ausgeliefert erhalten, um sie mit nach Süden zu nehmen. Sie sind von dem Wege, welchen wir heute Abend einschlagen, genau unterrichtet, und werden uns sechs bis acht Mann stark verfolgen. Was ist also zu thun?"

Die Gruppe, welche diese Mittheilung in verschiedener Haltung anhörte, wäre eines Malers würdig gewesen. Rachel Halliday, die ihre Hände aus einem Backtroge genommen, um die Nachrichten zu hören, hatte dieselben mehlig wie sie waren, emporgehoben und stand mit ganz verstörtem Gesicht da. Simeon sah aus wie in tiefes Nachdenken versunken; Eliza hatte den Arm um ihren Gatten geschlungen und blickte zu ihm auf; George stand mit geballten Fäusten und glühendem Blicke neben ihr und sah aus, wie jeder Andere vielleicht ausgesehen haben würde, wenn seine Frau in der Auktion verkauft und sein Sohn zu einem Sklavenhändler geschickt werden sollte, und dies Alles unter dem Schutze der Gesetze einer christlichen Nation.

„Was sollen wir thun, George?" fragte Eliza mit schwacher Stimme.

„Ich weiß, was ich thue," antwortete George, indem er in dem kleinen Zimmer auf und abging und seine Pistolen untersuchte.

„Ja, ja," sagte Phineas zu Simeon, „Du siehst, wie es wirkt."

„Ich sehe es," erwiderte Simeon seufzend; „ich will Gott bitten, daß er es nicht dazu kommen läßt."

„Ich will Keinen mit mir oder für mich in die Sache verwickeln," sagte George. „Wenn Sie mir Ihren Wagen leihen und mir den Weg zeigen wollen, werde ich allein bis nach der nächsten Station fahren. Jim ist riesenstark und tapfer wie der Tod und die Verzweiflung, und ich ebenfalls."

„Schon gut, Freund," bemerkte Phineas, „aber Du wirst dessen ungeachtet eines Kutschers bedürfen. Du magst meinetwegen den Kampf allein ausfechten, darauf verstehst Du Dich; aber ich kenne einige Eigenthümlichkeiten der Straße, die Du nicht kennst."

„Aber ich will Sie nicht in die Sache verwickeln," versetzte George.

„Verwickeln?" wiederholte Phineas mit einem sonderbaren Gesichtsausdrucke; solltest Du mich aber dennoch in dieselbe verwickeln müssen, so sage es mir wenigstens vorher."

„Phineas ist ein erfahrener und geschickter Mann," sagte Simeon; „Du wirst wohl thun, George, seinem Rathe zu folgen, und," fügte er, die Hand auf George's Schulter legend und auf die Pistolen deutend, hinzu, „sei nicht vorschnell mit diesen — junges Blut ist heiß."

„Ich werde keinen Menschen angreifen," erwiderte George; „ich verlange von diesem Lande nichts als daß es mich in Ruhe läßt, und dann werde ich friedlich hinausgehen, aber —" er hielt inne, seine Stirn verdüsterte sich und auf seinem Gesichte wogte es stürmisch — „mir ist eine Schwester auf dem New-Orleaner Markt verkauft worden; ich weiß, wozu die Mädchen verkauft werden, und ich soll dabei stehen und zusehen, wie mir mein Weib genommen und verkauft wird, wenn mir Gott ein paar kräftige Arme zu ihrer Vertheidigung gegeben hat? — Nein, so wahr mir Gott helfe, ich werde bis zum letzten Athemzuge kämpfen, ehe ich mir mein Weib und meinen Sohn nehmen lasse. Können Sie mich deshalb tadeln?"

„Ein sterblicher Mensch kann Dich nicht tadeln, George; Fleisch und Blut

können nicht anders handeln," sagte Simeon. „Wehe der Welt des Aergernisses wegen, wehe aber auch denen, durch welche das Aergerniß kommt."

„Würden Sie an meiner Stelle nicht das Nämliche thun, Sir?"

„Ich bitte Gott, daß ich nicht in diese Lage kommen möge," antwortete Simeon; „das Fleisch ist schwach."

„Ich denke, daß mein Fleisch in einem solchen Falle leidlich stark sein würde," sagte Phineas, indem er seine Arme wie die Flügel einer Windmühle drehte; „ich weiß nicht gewiß, Freund George, ob ich Dir nicht einen Burschen festhalten würde, wenn Du mit ihm eine Rechnung abzuschließen hättest."

„Wenn der Mensch stets dem Bösen widerstehen sollte," versetzte Simeon, „dann würde es George auch freistehen, es jetzt zu thun, aber die Führer unsers Volkes haben uns eines Besseren belehrt, denn der Zorn des Menschen hat keinen Einfluß auf die Gerechtigkeit Gottes. Aber der verderbte Wille des Menschen sträubt sich dagegen und es sind ihrer nur Wenige, die sie erkennen. Laßt uns den Herrn bitten, daß wir nicht versucht werden."

„Das thue ich auch," sagte Phineas, „wenn wir aber zu stark versucht werden — nun, dann mögen sie sich in Acht nehmen, weiter sage ich nichts."

„Es ist gut, daß Du nicht als „Freund" geboren bist," bemerkte Simeon lächelnd. „Die alte Natur ist in Dir noch immer ziemlich stark vorherrschend."

Phineas war in der That früher ein tüchtiger, kräftiger Hinterwäldler, ein wackerer Jäger und nie fehlender Schütze gewesen, aber durch die Macht der Reize einer hübschen Quäkerin bewogen worden, sich der Gesellschaft der „Freunde" in dieser Gegend anzuschließen, und wiewohl er ein redliches, ruhiges und brauchbares Mitglied war, und ihm nichts Bestimmtes zur Last gelegt werden konnte, so mußten doch die Frömmeren unter seinen Glaubensbrüdern in seinem Benehmen einen ungemeinen Mangel an Erbaulichkeit erkennen.

„Freund Phineas hat stets seine eigne Weise," sagte Rachel Halliday lächelnd, „aber wir Alle wissen, daß er das Herz dennoch auf dem rechten Flecke trägt."

„Nun," sagte George, „ist es nicht am besten, wenn wir unsere Flucht beschleunigen?"

„Ich bin um vier Uhr aufgestanden und in aller Eile volle zwei bis drei Stunden vor ihnen herübergekommen, wenn sie zu der Zeit, wie sie es im Sinne hatten, aufbrechen. Es ist keinesfalls sicher, die Reise eher anzutreten als bis es dunkel wird, denn in den Dörfern vor uns giebt es schlechte Menschen, die geneigt sein könnten, sich in unser Vorhaben zu mischen, wenn sie unsern Wagen sehen, und das würde uns mehr aufhalten als das Warten. In zwei Stunden denke ich aber, daß wir es wagen können. Ich will zu Michael Croß hinübergehen und ihn auffordern auf seinem schnellen Pferde hinter uns herzureiten, um scharf auf den Weg zu achten und uns zu warnen, wenn sich ein Trupp Männer zeigen sollte. Michael hat ein Pferd, das in Hinsicht der Schnelligkeit hier kaum seines Gleichen hat, und er könnte uns wissen lassen, wenn Gefahr im Anzuge ist. Ich gehe jetzt hinaus um Jim und der alten Frau zu sagen, daß sie sich bereit halten sollen, und um nach den Pferden zu sehen. Wir haben einen ganz hübschen Vorsprung und gute Aussicht auf die Station zu gelangen ehe sie uns einholen. Sei also guten Muthes, Freund George, es ist nicht die erste Klemme aus der ich Leute in Deiner Lage gerissen habe." — Mit diesen Worten verließ Phineas das Zimmer.

„Phineas ist sehr klug," sagte Simeon, „er wird das Beste thun, was sich für Dich thun läßt, George!"

„Es thut mir nur leid, daß Sie Sich um meinetwillen solcher Gefahr aussetzen," erwiderte dieser.

„Du wirst uns sehr verbinden, Freund George, wenn Du davon schweigst. Zu dem, was wir thun, werden wir von unserm Gewissen getrieben, wir können nicht anders handeln. Und nun, Mutter," sagte er zu Rachel, „beeile Deine Zurüstungen für diese Freunde, denn wir dürfen sie nicht mit nüchternem Magen fortschicken."

Und während Rachel und ihre Kinder mit der Bereitung von Maiskuchen, dem Kochen von Schinken und Hühnern und dem Beschleunigen der übrigen Vorbereitungen zum Abendessen beschäftigt waren, saßen George und seine Gattin mit verschlungenen Armen in ihrem kleinen Zimmerchen und sprachen mit einander wie es zu erwarten war, da sie wußten, daß sie in wenigen Stunden auf ewig getrennt werden konnten.

„Eliza," sagte George, „Leute, welche Freunde, Häuser, Ländereien und Geld und alle dergleichen Dinge besitzen, können nicht so lieben wie wir, die wir ganz allein stehen. Ehe ich Dich kennen lernte, Eliza, hatte mich außer meiner armen Mutter und Schwester nie ein menschliches Geschöpf geliebt. Ich sah die arme Emilie an dem Morgen, wo sie der Händler fortschleppte. Sie kam in den Winkel wo ich schlief und sagte zu mir: — Armer George, jetzt verlierst Du Deine letzte Freundin, was wird aus Dir werden, armer Junge! — Und ich stand auf, schlang meine Arme um sie und weinte und schluchzte und sie weinte ebenfalls; das waren die letzten freundlichen Worte, die ich zehn lange Jahre hindurch gehört habe, und mein Herz war völlig verwelkt und vertrocknet wie Asche, bis ich Dich kennen lernte. Und als Du mich liebtest, war es beinahe, als ob ich von den Todten auferstanden wäre. Ich bin seitdem ein ganz andrer Mensch. Und jetzt, Eliza, werde ich eher meinen letzten Blutstropfen hingeben, als Dich mir entreißen lassen. Wer Dich erlangen will, muß über meine Leiche gehen."

„O Gott, sei barmherzig!" schluchzte Eliza; „laß uns nur zusammen aus diesem Lande gehen, weiter verlange ich nichts!"

„Ist Gott auf ihrer Seite?" fragte George weniger zu seiner Gattin sprechend, als um seinen schmerzlichen Gedanken Luft zu machen. „Sieht er Alles, was sie thun? Warum läßt er solche Dinge geschehen? Man sagt uns, daß die Bibel auf ihrer Seite sei, und doch ist es nur die Gewalt. Sie sind reich, gesund und glücklich, sie sind Mitglieder von Kirchen und hoffen in den Himmel zu kommen, es geht ihnen gut in der Welt, was sie wollen, geschieht, und arme, rechtschaffene, gläubige Christen — Christen, die eben so gut oder noch besser sind als sie — liegen unter ihren Füßen im Staube. Sie kaufen und verkaufen sie, treiben mit ihrem Herzblute und mit ihren Seufzern und Thränen Handel, und Gott läßt es geschehen!"

„Freund George!" rief Simeon aus der Küche; „horche auf diesen Psalm er wird Dir vielleicht wohl thun!"

George rückte seinen Stuhl an die Thür, Eliza trocknete ihre Thränen und kam ebenfalls herbei um zuzuhören, während Simeon Folgendes las:

„Ich aber hätte schier gestrauchelt mit meinen Füßen,; mein Tritt hätte beinahe geglitten. Denn es verdroß mich auf die Ruhmredigen da ich sah, daß es den Gottlosen so wohl ging. Sie sind nicht im Unglück wie andere Leute und werden nicht wie andere Menschen geplaget. Darum muß ihr Trotzen köstlich Ding sein und ihr Frevel muß wohlgethan heißen. Ihre Person brüstet sich wie ein fetter Wanst, sie thun, was sie nur gedenken. Sie vernichten Alles und reden übel davon, und lästern hochher. Darum fällt ihnen der Pöbel zu,

und laufen ihnen zu mit Haufen wie Wasser, und sprechen: Was sollte Gott nach Jenen fragen? was sollte der Höchste ihrer achten? - Sind das nicht Deine Gefühle George?"

„So ist es in der That," antwortete George; „es ist als ob ich selbst es geschrieben hätte."

„Nun höre weiter

„Ich gedachte ihm nach, daß ich es begreifen möchte, aber es war nur zu schwer, bis daß ich ging in das Heiligthum Gottes und merkte auf ihr Ende. Aber Du setzest sie auf das Schlüpfrige und stürzest sie zu Boden. Wie werden sie so plötzlich zu nichte! sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken. Wie ein Traum, wenn Einer erwachet, so machest Du Herr ihr Bild in der Stadt verschmäht. Dennoch bleibe ich stets an Dir, denn Du hältst mich bei meiner rechten Hand. Du leitest mich nach Deinem Rath und nimmst mich endlich mit Ehren an. Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte und meine Zuversicht setze auf den Herrn Herrn, daß ich verkündige Alles Dein Thun."

Die Worte des frommen Vertrauens, welche der gute alte Mann ihm vorlas, zogen wie Hymnentöne in George's bekümmertes Herz ein, und selbst als Jener schwieg, saß er noch mit einem milden, besänftigten Ausdrucke in seinem schönen Gesicht da.

„Wenn es mit dieser Welt zu Ende wäre, George," sagte Simeon, „so könntest Du in der That fragen: Wo ist der Herr? aber oft sind es Diejenigen, welche in diesem Leben am wenigsten haben, die er für das Himmelreich erwählt. Setze Dein Vertrauen auf ihn und wie es Dir auch hier gehen mag, so wird er doch im Jenseits Alles recht machen."

Wenn diese Worte von einem gewöhnlichen Ermahner gesprochen worden wären, aus dessen Munde sie blos als fromme Redensarten, wie sie für Leute in der Noth passen, gekommen sein würden, so hätten sie vielleicht keine große Bedeutung gehabt; aber bei einem Manne, welcher täglich sich mit Ruhe der Gefahr von Geld- und Kerkerstrafen aussetzte, um Gott und den Menschen zu dienen, hatten sie ein Gewicht, das man fühlen mußte, und sie hauchten beiden armen verlassenen Flüchtlingen Ruhe und Kraft ein.

Jetzt nahm Rachel freundlich Eliza bei der Hand und führte sie an den Tisch. Als sie sich niedersetzten, ertönte an der Thür ein leises Klopfen und Ruth trat ein.

„Ich bin noch schnell mit diesen Strümpfchen für den Knaben herübergelaufen," sagte sie; „es sind drei Paar recht warme wollene. Weißt Du, es wird in Canada sehr kalt sein. Bist Du guten Muthes, Eliza?" fragte sie, nach der Seite des Tisches, wo Eliza saß, herumtrippelnd, drückte warm ihre Hand und ließ einen Kuchen in Harry's Hände gleiten. „Ich habe ein Päckchen davon für ihn mitgebracht," sagte sie an ihrer Tasche ziehend, um dasselbe herauszubringen; „Du weißt, daß die Kinder immer gern essen."

„O ich danke Ihnen, Sie sind zu gütig!" rief Eliza.

„Nun komm, Ruth, und setze Dich mit uns zum Abendessen," sagte Rachel.

„Ich kann nicht, ich habe John bei dem Kleinen gelassen und im Backofen liegen Biscuits; ich kann mich keinen Augenblick aufhalten, sonst läßt John die Biscuits verbrennen und giebt dem Kleinen allen Zucker, der in der Dose ist. So macht er es immer!" lachte die kleine Quäkerin. „Nun leb wohl, Eliza, leb wohl, George; der Herr gebe Euch eine glückliche Reise!" Mit diesen Worten verließ Ruth trippelnd das Zimmer.

Nicht lange nach dem Abendessen hielt ein großer verdeckter Wagen vor der Thür. Die Nacht war sternenhell und Phineas sprang rasch von seinem Sitze, um seine Passagiere einsteigen zu lassen. George trat mit seiner Frau an dem einen Arme und seinem Kinde auf dem andern heraus. Sein Schritt war fest, seine Gesichtszüge ruhig und entschlossen. Rachel und Simeon kamen ihnen nach.

„Steigt einen Augenblick aus," sagte Phineas zu den Darinsitzenden, „und laßt mich das Hintertheil des Wagens für die Frauen und den Kleinen einrichten."

„Hier sind die beiden Büffeldecken," bemerkte Rachel; „mache die Sitze so bequem als es nur immer geht, es ist anstrengend, die ganze Nacht zu fahren."

Jim stieg zuerst heraus und hob sorgfältig seine alte Mutter herab, die sich an seinem Arme festhielt und sich ängstlich umblickte, als erwarte sie die Verfolger jeden Augenblick.

„Jim, sind Deine Pistolen in Ordnung?" fragte George mit leiser Stimme.

„Ja, gewiß," antwortete Jim.

„Und Du bist nicht mehr im Zweifel darüber, was Du thun wirst, wenn sie kommen sollten?"

„Ich glaube nicht," antwortete Jim, indem er tiefathmend auf seine breite Brust schlug. „Denkst Du, daß ich mir meine Mutter wiedernehmen lassen werde?"

Während dieses kurzen Gesprächs hatte Eliza von der guten Rachel Abschied genommen, und war von Simeon in den Wagen gehoben worden, in dessen Hintertheil sie sich mit ihrem Sohne auf den Büffeldecken niederließ. Hierauf wurde die alte Negerin hineingehoben, mit einem Sitze versehen und endlich nahm George und Jim vor ihnen auf einem Brete und Phineas auf dem Bocke ihre Plätze ein.

„Lebt wohl, Freunde!" rief Simeon.

„Gott segne Euch," antworteten alle im Wagen Sitzende.

Und der Wagen rollte auf der hartgefrorenen Straße davon.

Die Unebenheiten des Weges und das Geräusch der Räder ließen kein Gespräch aufkommen. Der Wagen fuhr durch lange dunkle Waldstrecken über breite öde Ebenen bergauf und bergab stundenlang immer weiter und weiter. Das Kind schlief bald ein und lag schwer auf dem Schooße seiner Mutter. Die arme, ängstliche Alte vergaß endlich ihre Befürchtungen und selbst Eliza fand gegen das Ende der Nacht ihre Besorgniß nicht hinreichend, um die Augen offen zu behalten. Phineas schien im Ganzen der Heiterste unter der Gesellschaft zu sein und vertrieb sich unterwegs die Zeit mit dem Pfeifen gewisser höchst unquäkerischer Lieder.

Gegen drei Uhr vernahm George jedoch eilige Hufschläge in einiger Entfernung hinter ihnen und berührte Phineas mit dem Ellbogen. Phineas hielt sogleich an und horchte.

„Das muß Michael sein," sagte er, „ich glaube seinen Galopp zu kennen." Er stand auf und blickte mit gespannter Aufmerksamkeit rückwärts auf die Straße.

Jetzt nahm man die undeutliche Gestalt eines Reiters auf dem Gipfel eines entfernten Hügels wahr.

„Ich glaube wirklich, daß er es ist," sagte Phineas. George und Jim sprangen aus dem Wagen, ehe sie noch recht wußten, was sie thaten. Alle standen in tiefem Schweigen, das Gesicht dem erwarteten Boten zugekehrt, auf der Straße. Er kam näher; bald war er unten in einem Thale, wo sie ihn nicht

sehen konnten, aber sie hörten den eiligen Hufschlag immer näher und näher, bis sie den Reiter endlich auf einer Anhöhe in Rufweite wieder zum Vorschein kommen sahen.

„Ja, das ist Michael," sagte Phineas und rief dann: „Hallo, Michael!"

„Bist Du es, Phineas?"

„Ja, was giebt es Neues? kommen sie?"

„Dicht hinter mir, ihrer Acht bis Zehn, vom Branntwein erhitzt und fluchend und wie die Wölfe schäumend."

Er sprach noch, als der Wind ihnen den schwachen Schall galoppirender Reiter zuführte.

„Herein mit Euch! schnell Burschen! herein!" rief Phineas. „Wenn Ihr Euch schlagen müßt, so wartet, bis ich Euch ein Stück weiter gebracht habe." Auf diesen Befehl sprangen Beide sogleich wieder in den Wagen und Phineas trieb die Pferde zum schnelleren Lauf an, während sich der Reiter dicht neben ihnen hielt. Der Wagen flog rasselnd über den gefrorenen Boden dahin, aber deutlicher und immer deutlicher drang der Lärm der verfolgenden Reiter herüber. Die Frauen hörten es, blickten ängstlich hinaus und sahen in weiter Ferne auf dem Gipfel eines Hügels eine Anzahl von Männern, deren Gestalten sich von dem rothgestreiften dämmernden Morgenhimmel abzeichneten. Auf dem nächsten Hügel hatten die Verfolger offenbar ihren Wagen, der wegen seiner weißen Leinewandplane weithin sichtbar war, erkannt und ein lautgellendes, rohes Triumphgeschrei wurde vom Winde herübergetragen. Eliza drückte ihr Kind fester an die Brust, die Alte betete und stöhnte, und George und Jim hielten ihre Pistolen mit der krampfhaften Heftigkeit der Verzweiflung umfaßt. Die Verfolger näherten sich ihnen schnell, der Wagen machte plötzlich eine Wendung und brachte sie in die Nähe eines steil überhängenden Felsens, welcher sich isolirt auf einer großen, völlig ebenen und kahlen Fläche erhob. Diese einsame Felsmasse zeichnete sich in scharfen Umrissen von dem heller werdenden Himmel ab und schien sicheren Schutz zu verheißen. Es war eine wohlbekannte Stelle für Phineas, der sie zur Zeit seines Jägerlebens genau kennen gelernt und jetzt seine Pferde so scharf angetrieben hatte, um sie zu erreichen.

„Jetzt gilt's!" sagte er indem er plötzlich anhielt und zu Boden sprang. „Kommt augenblicklich Alle heraus und mit mir hinauf unter die Felsen. Michael, binde Dein Pferd an den Wagen, fahre zu Amaria und bringe ihn mit seinen Söhnen herbei, damit er auch ein Wörtchen mit diesen Schuften spricht."

Im nächsten Augenblicke waren sie sämmtlich ausgestiegen.

„Nun," sagte Phineas, indem er Harry auf den Arm nahm, „sorgt Ihr Beide für die Weiber und lauft was Ihr laufen könnt."

Es bedurfte keiner Ermahnung; schneller als wir es beschreiben können, war die ganze Gesellschaft über die Fenz gesprungen und eilte so schnell sie konnte, dem Felsen zu, während Michael vom Pferde sprang, den Zügel am Wagen befestigte und rasch davon fuhr.

„Hierher!" rief Phineas, als sie die Felsen erreichten und in der Dämmerung die Spuren eines rauhen aber deutlich sichtbaren, aufwärts führenden Fußpfades wahrnahmen. „Das ist einer von unsern alten Jagdverstecken; kommt hinauf!"

Phineas sprang mit dem Knaben auf seinem Arme behend wie eine Ziege die Felsen hinauf. Hinter ihm kam Jim, der seine zitternde alte Mutter auf dem Rücken trug, und George und Eliza bildeten das Hintertreffen. Die Reitergesellschaft kam zu der Fenz heran und stieg unter Geschrei und Fluchen ab, um ihnen zu folgen. Nach kurzem Steigen gelangten sie auf den Gipfel des Felsens,

wo der Pfad in eine schmale Schlucht einbog, in der nur eine Person auf einmal gehen konnte, bis sie endlich an eine mehr als drei Fuß breite Spalte kamen, jenseits welcher eine von dem Uebrigen getrennte Felsmasse lag, die volle dreißig Fuß hoch mit steil abfallenden Seitenwänden, einem Schlosse gleich, emporragte. Phineas sprang leicht über die Spalte und setzte den Knaben auf einen ebenen, glatten, mit weichem Moos bedeckten Platz auf dem Gipfel des Felsens nieder.

„Kommt herüber!" rief er, „springt! es gilt Euer Leben!" und die Uebrigen sprangen ihm nach. Einige lose Steintrümmer bildeten eine Art von Brustwehr, welche ihre Stellung den Blicken der unter ihnen Befindlichen verbarg.

„So, nun sind wir Alle beisammen," sagte Phineas, indem er über die steinerne Brustwehr schaute, um die den Felsen Heraufstürmenden zu beobachten. „Jetzt mögen sie uns holen, wenn sie können. Wer hierher gelangen will, muß einzeln und im Bereich Eurer Pistolen zwischen diesen beiden Felsen hindurch gehen; seht Ihr das, Kinder?"

„Ich sehe es," erwiderte George, „und nun wollen wir, da dies unsere Sache ist, die ganze Gefahr auf uns nehmen und die Geschichte allein ausfechten."

„Meinetwegen magst Du das Ausfechten verrichten, George," sagte Phineas, indem er einige Sauerampferblätter abriß und kaute; „aber ich werde wohl das Vergnügen haben dürfen, den Spaß mit anzusehen. Seht nur, wie die Kerle unten debattiren und heraufblicken wie die Hühner, wenn sie auf die Steige fliegen wollen. — Willst Du ihnen nicht ein paar gute Rathschläge geben, ehe sie heraufkommen, nur um ihnen gerade herauszusagen, daß sie erschossen werden, wenn sie es thun?"

Die jetzt im Morgenlichte deutlicher sichtbare Gruppe bestand aus unsern alten Bekannten Tom Loker und Marks nebst zwei Konstablern und einer Hilfsrotte von Taugenichtsen, die sie in der letzten Schenke gefunden und mit Branntwein dazu angeworben hatten, bei dem Spaße des Einfangens einer Negerbande Beistand zu leisten.

„Nun, Tom, die haben sich ein gutes Plätzchen gesucht," sagte der Eine.

„Ja, ich habe gesehen, daß sie hier hinaufgegangen sind," erwiderte Tom, „und hier ist ein Pfad; ich stimme dafür, daß wir sie verfolgen. Sie können nicht wieder herunter, und es wird nicht lange dauern, so haben wir sie."

„Aber, Tom, sie könnten hinter dem Felsen hervor auf uns feuern," versetzte Marks. „Das wäre ein schlechter Spaß."

„Pfui," antwortete Tom mit einem spöttischen Lächeln; „Ihr seid nur immer darauf bedacht, Eure Haut zu schonen, Marks. Es hat keine Gefahr, die Nigger sind viel zu feig."

„Ich sehe nicht ein, warum ich nicht auf meine Haut bedacht sein sollte," sagte Marks; „es ist die beste, die ich habe, und die Nigger wehren sich mitunter wie die Teufel."

In diesem Augenblicke erschien George auf einem Felsen über ihnen und sagte mit ruhiger klarer Stimme:

„Ihr Herren dort unten, wer seid Ihr und was wollt Ihr?"

„Wir suchen eine Bande von entlaufenen Niggern," antwortete Tom Loker, „einen gewissen George Harris und Eliza Harris mit ihrem Sohne, Jim Selden und ein altes Weib. Wir haben Gerichtsdiener und einen Verhaftsbefehl bei uns, und wir wollen und müssen sie haben. Hört Ihr? Bist Du nicht George Harris, der dem Mr. Harris in Shelby County in Kentucky gehört?"

„Ich bin George Harris! ein Mr. Harris in Kentucky hat mich sein Eigen-

thum genannt; jetzt aber bin ich ein freier Mann, der auf Gottes freier Erde steht, und nehme mein Weib und Kind als mein rechtmäßiges Eigenthum in Anspruch. Jim und seine Mutter sind auch hier. Wir haben Waffen, um uns zu vertheidigen und wir gedenken es zu thun. Ihr könnt heraufkommen, wenn Ihr wollt, aber der Erste von Euch, der in den Bereich unserer Kugeln kommt, ist ein Kind des Todes, und die ihm Folgenden ebenfalls, vom Ersten bis zum Letzten."

„O, macht keine Umstände," sagte ein kurzer, keuchender Mann, welcher jetzt vortrat und sich schnäuzte. „Junger Mann, das sind Reden, die Euch gar nicht geziemen. Ihr seht, daß wir Justizbeamte sind. Wir haben das Gesetz auf unserer Seite und die Macht u. s. w., und Ihr seht, daß Ihr am besten thut, Euch friedlich zu ergeben, denn am Ende werdet Ihr es doch thun müssen."

„Ich weiß recht gut, daß Ihr das Gesetz und die Macht auf Eurer Seite habt," entgegnete George bitter, „Ihr wollt mir meine Frau nehmen, um sie in New-Orleans zu verkaufen, meinen Knaben wie ein Kalb in den Stall eines Händlers sperren und Jim's alte Mutter zu dem Unmenschen schicken, der sie früher gepeitscht und mißhandelt hat, weil er ihren Sohn nicht mißhandeln konnte. Ihr wollt Jim und mich zurücksenden, damit wir gepeitscht und gefoltert und von Denjenigen, welche Ihr Herren nennt, mit Füßen getreten werden, und Eure Gesetze unterstützen Euch darin — eine um so größere Schande für Euch und für sie! Aber Ihr habt uns noch nicht. Wir erkennen Eure Gesetze nicht an! wir erkennen Euer Land nicht an! wir stehen hier unter Gottes Himmel eben so frei wie Ihr, und bei dem Allmächtigen, der uns geschaffen hat, wir werden für unsere Freiheit kämpfen bis zum letzten Athemzuge!"

George stand deutlich sichtbar auf dem Gipfel des Felsens, als er diese Unabhängigkeitserklärung aussprach. Die goldene Morgensonne beleuchtete seine dunkle Wange, die Entrüstung und Verzweiflung verliehen seinem schwarzen Auge ein düsteres Feuer und er erhob bei seinen Worten die Hand zum Himmel, als ob er von den Menschen an die Gerechtigkeit Gottes appellire. Die Stellung, das Auge, die Stimme und die Haltung des Sprechenden zwangen die Untenstehenden auf einen Augenblick zum Schweigen. Es liegt in der Kühnheit und Entschlossenheit etwas, das selbst der rohesten Natur Achtung abnöthigt. Marks war der Einzige, der vollkommen ungerührt blieb. Er spannte bedächtig sein Pistol und feuerte es während der kurzen Pause, welche auf George's Rede folgte, auf ihn ab.

„Seht Ihr, wir erhalten in Kentucky eben so viel, mögen wir Euch todt oder lebend einbringen," sagte er kaltblütig, indem er sein Pistol am Rockärmel abwischte.

George sprang zurück nnd Eliza stieß einen Schrei aus — die Kugel war dicht an seinem Haar vorüber geflogen, hatte die Wange seiner Gattin fast gestreift und war in den Baum hinter ihnen gefahren.

„Es ist nichts, Eliza," sagte George schnell.

„Du wirst besser thun, wenn Du Dich nicht so bloßstellst, während Du sprichst," bemerkte Phineas; „es sind erbärmliche Schufte."

„Nun, Jim," sagte George, „sieh zu, daß Deine Pistolen in Ordnung sind und beobachte mit mir jenen Paß. Ich feure auf den Ersten, der sich zeigt, Du nimmst den Zweiten u. s. w. Du weißt, daß wir nicht zwei Schüsse an Einen verschwenden dürfen."

„Wie aber, wenn Du nicht triffst?"

„Ich will schon treffen," sagte George kaltblütig.

„Gut, der Bursche hat Muth!" murmelte Phineas zwischen den Zähnen.

Die unten Befindlichen blieben, nachdem Marks gefeuert hatte, einen Augenblick unentschlossen stehen.

„Ich glaube, Ihr müßt Einen getroffen haben," sagte einer von den Männern, „ich habe einen Schrei gehört."

„Ich meinestheils werde gerade hinaufgehen," versetzte Tom, „ich habe mich nie vor Niggern gefürchtet und werde es auch jetzt nicht thun. Wer folgt mir?" fragte er indem er den Felsen hinaufsprang.

George hörte die Worte deutlich. Er erhob sein Pistol, untersuchte es und zielte damit nach dem Punkte der Schlucht, wo der Erste zum Vorschein kommen mußte.

Einer von den Muthigsten der Hilfstruppen folgte Tom und nachdem auf diese Weise der Anfang gemacht war, begannen Alle den Felsen hinaufzuklettern, wobei die Hinteren die Vorderen schneller vorwärts drängten, als sie aus eigenem Antriebe gegangen sein würden. Sie kamen heran und im nächsten Augenblicke wurde die riesenhafte Gestalt Tom's beinahe am Rande der Felsspalte sichtbar.

George feuerte — die Kugel traf Tom in die Seite; trotz seiner Verwundung wollte er aber doch nicht zurückweichen, sondern sprang mit einem Gebrüll, gleich dem eines wüthenden Stiers über den Abgrund mitten unter die Gesellschaft.

„Freund," sagte Phineas, indem er plötzlich vortrat und ihn mit einem Stoße seiner langen Arme begrüßte, „wir brauchen Dich hier nicht."

Er stürzte prasselnd durch die Bäume und Büsche und über die umgefallenen Baumstämme und lockern Steine in den Abgrund, wo er halb zerschmettert und stöhnend dreißig Fuß tief unter ihnen liegen blieb. Der Sturz würde ihn getödtet haben, wenn nicht seine von den Aesten eines großen Baumes aufgehaltenen Kleider die Gewalt desselben gemäßigt hätten. Er kam aber dennoch mit größerer Heftigkeit als ihm angenehm war, unten an.

„Gott steh uns bei! das sind wahre Teufel," sagte Marks, indem er den Rückzug über die Felsen hinab bereitwilliger antrat, als er sich beim Hinaufsteigen angeschlossen hatte, während alle Uebrigen ihm über Hals und Kopf nacheilten, wobei besonders der dicke Konstabler entsetzlich keuchte und schnaufte. „Hört, Kinder," sagte Marks, „geht Ihr herum und hebt Tom auf, während ich zu meinem Pferde laufe und davon galoppire, um Hilfe zu holen."

Und Marks machte ohne auf das Hohngeschrei seiner Gefährten zu achten, sein Wort zur That, und man sah ihn kurz darauf fortspringen.

„Hat man je eine so feige Memme gesehen?" rief einer von den Männern. „Erst führt er uns her und dann macht er sich aus dem Staube und läßt uns im Stiche!"

„Nun, wir müssen den Kerl dort wohl aufheben; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich mich viel darum kümmere, ob er todt ist oder noch lebt."

Die Leute kletterten von dem Stöhnen Tom's geleitet, über Felsen und Gestrüpp nach der Stelle, wo der Ehrenmann wimmernd und fluchend lag.

„Ihr jammert ja entsetzlich, Tom," sagte der Eine; „seid Ihr stark verletzt?"

„Ich weiß es nicht. Könnt Ihr mich nicht aufheben? Zum Teufel mit dem Quäker! — wenn er nicht gewesen wäre, würde ich ein paar davon herabgestürzt haben, damit sie gesehen hätten, wie es ihnen gefiel."

Der gestürzte Held wurde mit vieler Mühe aufgerichtet und von zwei Mann bis zu den Pferden geführt.

„Wenn Ihr mich nur eine Meile weit zurück nach jener Schenke bringen

könntet. Gebt mir ein Taschentuch oder etwas dergleichen, damit ich es umbinde und das verwünschte Blut stille."

George blickte über die Felsen und sah sie mit Versuchen, die mächtige Gestalt Tom's in den Sattel zu heben, beschäftigt. Nach zwei bis dreimaligem erfolglosen Bemühen, schwankte er und fiel wieder herunter.

„Ich will hoffen, daß er nicht todt ist," sagte Eliza, die ebenfalls das Beginnen der Untenstehenden beobachtete.

„Warum nicht?" entgegnete Phineas, „es geschieht ihm ganz recht."

„Weil nach dem Tode das Gericht kommt," sagte sie.

„Ja," sagte die Alte, die während der ganzen Scene in ihrer methodistischen Weise gejammert und gebetet hatte; „es steht traurig um die Seele des armen Menschen!"

„Ich glaube wahrhaftig, daß sie ihn verlassen," sagte Phineas.

So war es auch, denn nach einigen Beweisen von Unentschlossenheit und kurzer Berathung stieg die ganze Horde zu Pferde und ritt davon. Sobald sie völlig verschwunden waren, begann sich Phineas zu rühren.

„Jetzt müssen wir hinabsteigen und ein Stück weit gehen," sagte er; „ich habe Michael den Auftrag gegeben, vorauszureiten um Hilfe zu holen und mit dem Wagen hierherzukommen, aber wir werden ihm wohl eine Strecke entgegengehen müssen. Gott gebe, daß er bald kommt; es ist noch früh am Tage und wir werden schwerlich auf viele Reisende stoßen. Ueberdies sind wir nicht viel mehr als zwei Meilen von unserm Anhaltepunkte entfernt. Wäre der Weg die vergangene Nacht nicht so schlecht gewesen, so hätten sie uns gar nicht eingeholt."

Als sich die Gesellschaft der Fenz näherte, entdeckten sie in der Ferne auf der Landstraße ihren in Begleitung einiger Reiter zurückkommenden Wagen.

„Da kommt Michael mit Stephan und Amaria!" rief Phineas freudig. „Jetzt sind wir eben so sicher als ob wir schon dort wären."

„Nun, so wollen wir warten und etwas für jenen armen Mann thun," sagte Eliza, „er stöhnt entsetzlich."

„Ja, das ist nicht mehr als christlich," meinte George; „wir wollen ihn aufheben und mitnehmen."

„Und ihn unter den Quäkern wieder zusammen doktorn," sagte Phineas. „Nicht übel! Nun, ich habe nichts dagegen. Wir wollen ihn einmal ansehen!" Und Phineas, der im Laufe seines Jäger- und Hinterwäldlerlebens einige Erfahrungen in der Chirurgie erlangt hatte, kniete bei dem Verwundeten nieder und begann ihn sorgfältig zu untersuchen.

„Marks," sagte Tom mit schwacher Stimme, „seid Ihr es, Marks?"

„Nein, ich glaube, daß er es nicht ist, Freund," versetzte Phineas. „Marks kümmert sich nicht viel um Dich, wenn er nur seine eigene Haut in Sicherheit gebracht hat; er ist lange fort."

„Ich glaube mit mir ist's aus!" stöhnte Tom. „Der verfluchte, feige Hund — mich allein sterben zu lassen! Meine arme alte Mutter hat mir immer gesagt, daß es noch so kommen würde!"

„Du lieber Gott, der arme Mensch! er hat noch eine Mammy!" sagte die alte Negerin. „Ich kann ihm doch mein Mitleid nicht versagen."

„Sachte, sachte, schnappe und knurre nicht, Freund!" rief Phineas, als Tom zusammenzuckend seine Hand zurück stieß. Du hast keine Aussicht am Leben zu bleiben, wenn ich der Blutung nicht Einhalt thue!" Und Phineas traf schnell

einige chirurgische Vorkehrungen mit seinem eignen Taschentuche und einigen anderen, welche noch unter der Gesellschaft aufzutreiben waren.

„Ihr habt mich dort hinuntergestürzt!" sagte Tom mit matter Stimme.

„Nun siehst Du, Freund, wenn ich es nicht gethan hätte, so würdest Du uns hinabgestürzt haben," erwiderte Phineas indem er sich bückte, um seinen Verband anzulegen.

„Na, halt still, Alter, und laß mich diese Bandage befestigen. Wir meinen es gut mit Dir, haben nichts Böses im Sinne. Du sollst in ein Haus gebracht werden, wo man Dich gut pflegen wird, so gut, wie es nur immer Deine eigne Mutter könnte."

Tom stöhnte und schloß die Augen. Bei Männern seiner Art sind Thatkraft und Entschlossenheit eine rein physische Sache und sie erlöschen mit dem Ausströmen des Blutes. Der riesenhafte Mensch sah in seiner Hilflosigkeit wahrhaft bemitleidenswerth aus.

Jetzt kam die andere Gesellschaft heran. Die Sitze wurden aus dem Wagen genommen, die vierfach zusammengelegten Büffeldecken der Länge nach auf der einen Seite ausgebreitet, und vier Männer hoben mit Mühe Tom's schweren Körper hinein. Ehe er noch hinaufgelangte, wurde er ohnmächtig. Die alte Negerin setzte sich in ihrem überströmenden Mitleid auf dem Boden nieder und nahm seinen Kopf in den Schooß. Eliza, George und Jim brachten sich, so gut sie konnten, in dem noch übrigen Raume unter und die Gesellschaft brach auf.

„Was halten Sie von ihm?" fragte George, der neben Phineas saß.

„Es ist nichts als eine ziemlich tiefe Fleischwunde, aber das Herabstürzen und Zerkratztwerden an dem Gestrüpp hat ihm nicht eben gut gethan. Er hat ziemlich stark geblutet und dies hat ihm den Muth und die Kraft so ziemlich benommen. Er wird aber davonkommen und vielleicht so Manches dadurch lernen."

„Das freut mich," sagte George, „es würde für mich stets ein drückender Gedanke gewesen sein, wenn ich selbst in einer gerechten Sache seinen Tod verursacht hätte."

„Ja," erwiderte Phineas, „das Morden ist eine häßliche Operation, es mag nun einen Menschen betreffen oder ein Thier. Ich bin zu meiner Zeit ein großer Jäger gewesen und ich sage Dir, ich habe Hirsche, die ich niedergeschossen hatte, und die am Verenden waren, mich so anschauen sehen, daß es mir beinahe gottlos erschien, sie getödtet zu haben, und bei menschlichen Geschöpfen ist es eine noch ernsthaftere Sache, da, wie Deine Frau sagt, nach dem Tode das Gericht kommt. Ich glaube daher nicht, daß die Ansichten unserer Leute über diese Dinge zu streng sind, und wenn ich daran denke, wie ich aufgewachsen bin, muß ich ihnen so ziemlich beistimmen."

„Was fangen wir mit dem armen Teufel an?" fragte George.

„Wir nehmen ihn mit zu Amaria. Die alte Großmutter Stephen's dort — Dorcas — wie sie heißt — ist eine vortreffliche Krankenwärterin. Sie thut es mit wahrem Vergnügen und befindet sich nie wohler, als wenn sie einen Kranken zu pflegen hat. Wir können darauf rechnen, daß er etwa vierzehn Tage in ihren Händen bleiben wird."

Eine Fahrt von etwa einer Stunde brachte die Gesellschaft an ein Farmhaus, wo die müden Reisenden mit einem reichlichen Frühstück empfangen wurden. Tom Loker war bald sorgfältig in ein weit reinlicheres und weicheres Bett gelegt als er je gekannt hatte, seine Wunde ward sorgfältig verbunden und er öffnete und schloß die Augen matt wie ein müdes Kind, als er die weißen Fenstergardinen und die leise im Zimmer umhergleitenden Gestalten erblickte. Hier wollen wir für jetzt von den Reisenden Abschied nehmen.

18. Miß Ophelia's Erfahrungen und Ansichten.

Unser Freund Tom verglich in seinen einfachen Gedanken das glücklichere Loos, das ihm in seiner Knechtschaft zu Theil geworden war, oft mit dem Joseph's in Egypten; und in der That, mit der Länge der Zeit, und während er sich mehr und mehr unter den Augen seines Herrn entwickelte, um so treffender wurde der Vergleich.

St. Clare war sorglos und gleichgültig in Beziehung auf das Geld. Bisher war die Anschaffung der Bedürfnisse des Hauses hauptsächlich durch Adolph geschehen, der ganz eben so sorglos und verschwenderisch war, wie sein Herr, und Beide hatten die Verschwendung mit großer Geläufigkeit betrieben. Seit langen Jahren daran gewöhnt, seines Herrn Eigenthum eben so gewissenhaft wahrzunehmen, als wenn es das seinige wäre, bemerkte Tom mit einem Unwillen, den er kaum zu unterdrücken vermochte, den unerhörten Aufwand im Haushalte, und auf die stille, indirecte Weise, welcher seiner Classe eigen ist, machte er dann und wann seine Bemerkungen darüber.

St. Clare benutzte ihn anfangs nur gelegentlich; da ihm aber sein gesundes Urtheil und seine Befähigung zu allen Geschäften auffiel, vertraute er ihm immer mehr und mehr an, bis ihm endlich die Besorgung aller Einkäufe für die Familie übertragen wurde.

„Nein, nein, Adolph," sagte er eines Tages, als dieser dagegen protestirte, daß die Macht in Tom's Hände überging, „laß ihn nur gewähren. Du weißt nur, was Du brauchst — Tom versteht sich auf die Kosten und dergleichen; das Geld kann mit der Zeit auch zu Ende gehen, wenn wir Niemand dafür sorgen lassen."

Bei dem unbegrenzten Vertrauen eines sorglosen Herrn, der ihm eine Banknote übergab, ohne sie anzusehen und das herausbekommene Geld einsteckte, ohne es zu zählen, hatte Tom vielfache Gelegenheit und Versuchung zur Unehrlichkeit, und nur seine tief eingewurzelte Rechtschaffenheit, verbunden mit einem wahrhaft christlichen Glauben, konnte ihn davon zurückhalten. Bei diesem Charakter war das unbegrenzte Vertrauen, das in ihn gesetzt wurde, gerade eine Verpflichtung zu der gewissenhaftesten Treue.

Bei Adolph war die Sache anders gewesen. Gedankenlos und nachsichtig gegen sich selbst, nicht controlirt durch einen Herrn, der es viel bequemer fand, Nachsicht zu üben, als Strenge, war er in eine gänzliche Verwirrung der Begriffe des Mein und Dein in Beziehung auf sich selbst und seinen Herrn gerathen, welche zuweilen sogar St. Clare beunruhigte. Sein Verstand sagte ihm, daß solch' ein Benehmen von seinem Diener unrecht und gefährlich sei. Eine Art Reue begleitete ihn überall hin, obgleich er nicht Kraft genug besaß, sein Verfahren entschieden zu ändern. Und selbst diese Reue führte wieder zur Nachsicht. Er ging leicht über die größten Fehler hin, weil er sich selbst sagte, wenn er seine Pflicht gethan hätte, würden die ihm Untergebenen nicht in den Fehler verfallen sein.

Tom betrachtete seinen heiteren, munteren, hübschen, jungen Herrn mit einem eignen Gemisch von Zuneigung, Ehrfurcht und väterlicher Besorgniß. Daß er nie die Bibel las, nie in die Kirche ging, über Alles und Jedes, was ihm in den Weg kam, spöttelte; daß er seine Sonntagsabende im Theater zubrachte; daß er öfter in Trinkgesellschaften, in Clubbs und zu Abendessen ging, als sich ziemte, waren sämmtlich Dinge, die Tom so gut sehen konnte, wie Jedermann, und worauf er die Ueberzeugung stützte, daß „Master kein Christ war." Eine Ueberzeugung, die er indeß sehr schwer gegen irgend Jemand ausgesprochen

hätte, aber auf die er manche Gebete nach seiner eigenen einfachen Weise gründete, wenn er allein in seinem kleinen Kämmerchen saß. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß Tom seine Meinung nicht gelegentlich mit der Schonung ausgesprochen hätte, welche Menschen seiner Classe oft beobachten. So war z. B. an dem Tage nach dem oben beschriebenen Sonntage St. Clare in eine Gesellschaft eingeladen und wurde zwischen ein und zwei Uhr in der Nacht in einem Zustande nach Hause gebracht, in dem das Physische ganz entschieden das Uebergewicht über das Intellectuelle gewonnen hatte. Tom und Adolph brachten ihn zu Bett; der Letztere sehr lustig, indem er offenbar die Sache als einen Spaß betrachtete und herzlich über den naiven Abscheu Tom's lachte, der in der That einfältig genug war, den ganzen übrigen Theil der Nacht zu wachen, um für seinen jungen Herrn zu beten.

„Nun, Tom, worauf wartest Du noch?" fragte St. Clare am nächsten Morgen, als er in seiner Bibliothek in Schlafrock und Pantoffeln saß. Er hatte Tom eben Geld zu verschiedenen Einkäufen übergeben. „Ist nicht Alles richtig, Tom?" fügte er hinzu, als Tom sich noch immer nicht entfernte.

„Ich fürchte nein, Master," antwortete Tom mit ernstem Gesicht.

St. Clare legte die Zeitung nieder, setzte die Kaffeetasse weg und blickte Tom an.

„Nun, Tom, was giebt's denn? Du siehst ja so feierlich aus, wie ein Sarg?"

„Ich bin sehr betrübt, Master . . . ich habe immer geglaubt, Sie wären gütig gegen Jedermann."

„Nun, Tom, bin ich das nicht gewesen? Was fehlt Dir? Du hast wahrscheinlich irgend 'was nicht bekommen, und das ist die Vorrede."

„Sie sind immer gut gegen mich gewesen. Ich habe mich über nichts zu beklagen. Aber gegen Einen sind Sie nicht gut."

„Ei, Tom, was fällt Dir ein? Sprich, was meinst Du?"

„Letzte Nacht zwischen eins und zwei dachte ich so: Master ist nicht gut gegen sich selbst."

Tom sagte dies, indem er den Rücken seinem Herrn zuwendete und die Hand auf den Thürgriff legte. St. Clare fühlte, daß er dunkelroth wurde, aber er lachte.

„Das ist Alles?" fragte er heiter.

„Alles?" rief Tom, indem er sich plötzlich wieder umwendete und auf die Kniee fiel. „Ach, mein theurer junger Herr, ich fürchte, daß Sie Ihren Leib und Ihre Seele in's Verderben stürzen! Das gute Buch sagt: „Es beißt, wie eine Schlange und sticht, wie eine Natter!"

Tom hielt inne, und die Thränen rannen ihm über die Wangen.

„Du armer einfältiger Thor!" sagte St. Clare ebenfalls mit Thränen in den Augen. „Steh auf Tom. Ich bin es nicht werth, daß Du über mich weinst."

Doch Tom wollte nicht aufstehen und blickte flehend empor.

„Nun gut, ich will zu keinem von diesen fluchwürdigen Gelagen mehr gehen, Tom," fuhr St. Clare fort. „Auf Ehre, ich will nicht. Ich weiß nicht, weshalb ich nicht schon längst Halt gemacht habe. Ich habe das immer verachtet, und mich selbst deshalb; also trockne jetzt Deine Thränen, Tom, und besorge Deine Aufträge. Geh, geh," setzte er hinzu, „keine Segenswünsche! Ich bin nicht gut genug dazu," und sanft drängte er Tom gegen die Thür. „Ich will Dir meine Ehre verpfänden, Tom, daß Du mich nicht wieder so sehen sollst!" sagte er, und Tom ging, die Augen trocknend, mit großer Zufriedenheit.

„Ich werde mein Wort halten," sagte St. Clare, indem er die Thür schloß.

Und St. Clare that es; denn grobe Sinnlichkeit lag durchaus nicht in seinem Charakter.

Wer kann aber beschreiben, welche Plackereien unsere Freundin Miß Ophelia, die das Amt der Hausfrau übernommen hatte, während dieser ganzen Zeit ausstehen mußte?

Unter den Sklaven im Süden herrscht der größte Unterschied von der Welt je nach dem Charakter und den Fähigkeiten der Herrinnen, durch die sie aufgezogen wurden.

Im Süden sowohl, als im Norden, giebt es Frauen, welche ein ausgezeichnetes Talent zum Befehlen und zur Erziehung haben. Diesen wird es ohne sichtliche Mühe und ohne alle Strenge leicht, die verschiedenen Bewohner ihres kleinen Staates ihrem Willen zu unterwerfen und in systematischer Ordnung zu erhalten, ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten zu reguliren und die Fehler der Einen durch die guten Eigenschaften der Andern auszugleichen.

Eine solche Hausfrau war Mrs. Shelby. Waren sie im Süden nicht häufig zu finden, so kam das daher, weil sie in der ganzen Welt nicht häufig sind. Dort aber finden sie sich eben so zahlreich, wie anderwärts, und wo sie sind, da finden sie die beste Gelegenheit, ihre häuslichen Talente zu zeigen.

Solch' eine Hausfrau war aber Marie St. Clare eben so wenig, als vor ihr ihre Mutter. Träge und kindisch, unsystematisch und unvorsichtig, ließ es sich nicht erwarten, daß Diener, die unter solcher Zucht aufgewachsen waren, anders sein würden, und sehr richtig hatte sie Miß Opelia den Zustand der Verwirrung geschildert, den sie in dem Hause finden würde, obgleich sie denselben nicht der eigentlichen Ursache zuschrieb.

Am ersten Morgen ihrer Regentschaft war Miß Ophelia schon um vier Uhr auf, und nachdem sie ihr eigenes Zimmer gereinigt hatte, wie sie zur größten Verwunderung des Stubenmädchens täglich gethan, seitdem sie im Hause war, bereitete sie sich zu einer genauen Inspection der Speise- und Vorraths-Kammern des Hauses vor, dessen Leitung sie übernommen hatte.

Die Speisekammer, das Plattzimmer, die Geschirrkammer, die Küche und der Keller hatten an diesem Tage eine strenge Prüfung auszuhalten. Verborgene Dinge wurden an's Licht gezogen, und zwar in einer Ausdehnung, welche alle die ersten Beamten und Gewalten der Küche und des Hauses in Allarm versetzte und unter den Dienstboten manche Verwunderung, manches Gemurre über diese „nordischen Ladies" hervorrief.

Die alte Dina, die erste Köchin und höchste Autorität im ganzen Küchendepartement, wurde von Wuth erfüllt, über das, was sie als einen Eingriff in ihre Rechte betrachtete. Kein Lehnsbaron in den Zeiten der Magna Charta würde irgend eine Eigenmächtigkeit der Krone stärker empfunden haben.

Dina war ein eigenthümlicher Charakter, und es hieße ungerecht gegen ihr Andenken sein, wollten wir nicht dem Leser ein Bild von ihr geben. Sie war eine geborne und vortreffliche Köchin, eben so, wie Tante Chloe; die Kochkunst gehört zu den natürlichen Anlagen des afrikanischen Stammes; doch Chloe war eine gebildete und methodische, die nach einem wissenschaftlichen System zu Werke ging, während Dina ein Genie war, das sich selbst bildete, und gleich den meisten Genies im höchsten Grade bestimmt, hartnäckig und in irrigen Ansichten befangen war.

Gleich einer gewissen Classe von Philosophen, verwarf Dina Logik und Vernunftgründe in jeder Gestalt, sie ließ nur ihre eigne Anschauung und Ueberzeugung gelten, und war in dieser Beziehung unbeugsam. Kein möglicher Grad des Talentes oder der Autorität, oder der Auseinandersetzung konnte in ihr jemals den Glauben erwecken, irgend ein anderer Weg sei besser, als der ihrige. Das war eine Gewohnheit, die sie sich bei ihrer früheren Herrin, Marien's Mutter

angeeignet hatte, und „Miß Marie," wie Dina ihre junge Gebieterin selbst nach der Verheirathung noch immer nannte, fand es viel bequemer, sich dem zu unterwerfen, als es zu bestreiten. So hatte denn Dina die oberste Herrschaft ausgeübt, was um so leichter war, da sie vollkommen die diplomatische Kunst besaß, welche die größte Unterwürfigkeit im Benehmen mit der größten Unbeugsamkeit im Handeln zu vereinigen weiß.

Dina war Meisterin in der Kunst, Entschuldigungen vorzubringen. Ihr Grundsatz war, eine Köchin könne keinen Fehler machen; und in einer südlichen Küche findet eine Köchin immer genug Köpfe und Hände, denen sie jede Sünde, jedes Versehen aufbürden kann, so daß ihre eigne Unfehlbarkeit immer vollkommen makellos bleibt. War irgend eine Speise mangelhaft oder verdorben, so gab es dafür funfzig Gründe, und die Schuld fiel unläugbar funfzig andern Personen zur Last.

Dina wurde jedoch sehr selten auf einem Fehler betroffen, denn obgleich sie Alles auf die weitläufigste Weise besorgte, obgleich in der ganzen Küche nichts seinen bestimmten Platz hatte, so kam doch zuletzt das Essen immer in der vollkommensten Ordnung auf den Tisch, und auf eine Weise zubereitet, daß selbst ein Epicur nichts daran auszusetzen gefunden hätte.

Es war eben jetzt die Zeit der einleitenden Vorbereitungen zum Mittagsessen. Dina, welche lange Pausen des Nachdenkens und der Ruhe nöthig hatte, saß auf dem Fußboden der Küche, aus einer kurzen Stummel-Pfeife rauchend, der sie sehr zugethan war und die sie jedesmal anzündete, wenn sie zu ihren Ueberlegungen Begeisterung suchte. Dies war Dina's Weise, die häuslichen Musen anzurufen.

Rings um sie her saßen verschiedene Mitglieder der heranwachsenden Generation, von der man in den südlichen Haushaltungen einen Ueberfluß findet, Erbsen aushülsend, Kartoffeln schälend, Federvieh rupfend, oder andere Arbeiten verrichtend, während Dina sich in ihren Betrachtungen dann und wann unterbrach, um hier einen Klaps, dort einen Schlag zu versetzen. In der That herrschte Dina über die jüngeren Wollköpfe mit einer eisernen Zuchtruthe.

Miß Ophelia, welche alle übrigen Theile des Haushaltes auf ihrer Inspectionsrunde besichtigt hatte, trat jetzt auch in die Küche. Dina hatte von verschiedenen Seiten gehört, was vorging, und war entschlossen, sich defensiv und conservativ zu verhalten, und dabei jeder Maßregel ohne eine Aeußerung des Widerspruchs zu opponiren und sie zu ignoriren.

Die Küche war ein großer, mit Ziegelsteinen gepflasterter Raum, mit einem großen, altmodischen Heerde, der sich an der einen Seite hinzog, eine Einrichtung, deren Vertauschung mit einer modernen Kochmaschine St. Clare vergebens bei Dina versucht hatte.

Als St. Clare das erstemal aus dem Norden zurückkehrte, hatte er nach dem Systeme der Ordnung, das in seines Onkels Küche herrschte, eine Menge Schränke und allerhand andere Geräthschaften gekauft, um auch in seiner Küche eine systematische Ordnung einzuführen. Aber je mehr Schränke und Kasten er besorgte, desto mehr Verstecke fand Dina für alte Kämme, Schuhe, Blumen oder andere Gegenstände, an denen sie Vergnügen fand.

Als Miß Ophelia in die Küche trat, stand Dina nicht auf, sondern rauchte mit stolzer Ruhe weiter, alle ihre Bewegungen mit seitwärts schielendem Blicke beobachtend, dem Anscheine nach aber nur mit dem beschäftigt, was sie umgab.

Miß Ophelia begann damit, einige Schubkästen herauszuziehen.

„Zu was ist dieser Schrank, Dina?" fragte sie.

„Zu allerhand, Missis," entgegnete Dina. Und so schien es auch zu sein.

Von dem mannigfaltigen Inhalte zog Miß Ophelia zuerst ein feines Damast-Tischtuch hervor, das mit Blut befleckt war und offenbar dazu gedient hatte, rohes Fleisch einzuwickeln.

„Was ist das, Dina?" rief Miß Ophelia. „Du wirst doch wohl nicht blutiges Fleisch in die besten Tischtücher Deiner Gebieterin einschlagen?"

„O nein, Missis, es waren zufällig einmal keine Handtücher mehr da, — deshalb mußte ich ein Tischtuch nehmen, und ich habe es dort hineingelegt, weil es mit gewaschen werden soll."

„Welche Nachlässigkeit!" dachte Miß Ophelia bei sich und fuhr fort, den Inhalt zu untersuchen, wobei sie ein Muskatennuß-Reibeisen und zwei oder drei Muskatnüsse fand, ferner ein methodistisches Gesangbuch, ein Paar schmutzige Madras-Taschentücher, etwas Garn, Strickgeräth, ein Papier mit Taback und Pfeife, einige Haarwickel, eine oder zwei goldrandige Tassen mit etwas Pomade darin, zwei alte Schuhe, ein Stück Flanell, sorgsam zusammengewickelt und eine Anzahl weißer Zwiebeln enthaltend, mehrere Damast-Servietten, ein Paar zerrissene Handtücher, Zwirn und Nähnadeln und zerrissene Papiere, aus denen duftende Kräuter herausfielen.

„Wo bewahrst Du die Muskatennüsse auf, Dina?" fragte Miß Ophelia mit einem Ausdrucke, als wolle sie Gott um Geduld bitten.

„Ueberall, Missis; da liegen welche in einer zerbrochenen Theetasse, dort auch, und da in dem Fache auch."

„Hier sind welche in dem Schranke," sagte Miß Ophelia, sie in die Höhe haltend.

„Nun ja, ich legte sie diesen Morgen dahin, weil ich gern von Allem etwas zur Hand habe," erwiderte Dina. „Was thust Du da, Jake? Gieb Acht auf Deine Arbeit!" setzte sie hinzu, indem sie dem Verbrecher einen Schlag gab.

„Was ist dies?" fragte Miß Ophelia, die Tasse mit der Pomade erhebend.

„Ach, das ist mein Haarfett; ich that es da hin, um es bei der Hand zu haben."

„Brauchst Du dazu die besten Tassen Deiner Herrin?"

„Das ist in der Eile geschehen, ich wollte es diesen Morgen ändern."

„Hier sind zwei Damast-Servietten."

„Die sollen in diesen Tagen gewaschen werden."

„Hast Du keinen Ort, wohin die Sachen kommen, die gewaschen werden sollen?"

„O ja, Master St. Clare hat diesen Schrank dazu gekauft, aber ich knete den Kuchenteig darauf und benutze ihn, um das Geschirr einstweilen abzusetzen, auch läßt sich der Deckel nicht bequem emporheben."

„Weshalb knetest Du Deinen Teig nicht auf dem Tische dort?"

„Er steht immer so voll Schüsseln und anderer Dinge, daß kein Platz darauf ist."

„Aber Du solltest die Schüsseln abwaschen und fortstellen."

„Abwaschen, meine Schüsseln?" rief Dina mit kreischender Stimme, indem ihre Wuth über ihr gewöhnliches unterwürfiges Wesen die Oberhand gewann. „Was verstehen Ladies von der Arbeit? Wie sollte der Herr das Essen zur rechten Zeit bekommen, wenn ich immer Schüsseln waschen wollte? Miß Marie hat mir nie etwas darüber gesagt!"

„Hier sind Zwiebeln."

„Ja, es ist wahr, es sind besondere Zwiebeln, die ich zu einem Gericht brauche. Ich hatte vergessen, daß ich sie in ein Stück alten Flanell eingewickelt habe."

Miß Ophelia hob die zerrissenen Düten mit den duftenden Kräutern in die Höhe.

„Ich wünschte, Missis, daß Sie nun nichts mehr anrühren; ich hebe meine Sachen da auf, wo ich sie zu finden weiß!“ rief Dina ziemlich entschieden.

„Aber Du brauchst doch diese Löcher nicht in den Düten?“

„Das ist handlich zum Ausschütten,“ meinte Dina.

„Du siehst aber, daß es in dem ganzen Fache herumfällt.“

„Ja, wenn Sie Alles um- und umdrehen, Missis, dann muß es freilich herausfallen,“ erwiderte Dina, indem sie ärgerlich an den Kasten trat. „Wenn Sie hinaufgehen, bis ich aufgeräumt habe, wird Alles in Ordnung kommen; so lange Missis aber hier sind, kann ich nichts thun.“

„Ich werde die Küche einmal durchgehen und Alles in Ordnung bringen, Dina; dann erwarte ich aber, daß Du es in dieser Ordnung hältst.“

„Nein, Miß Phelia, das ist keine Arbeit für Ladies; ich habe nie gesehen, daß Ladies sich darum kümmerten,“ sagte Dina, indem sie hastig auf und ab zu gehen begann, während Miß Ophelia Schüsseln und Teller sortirte, ein Dutzend einzelner Behälter mit Zucker in einen großen leerte, Tischtücher, Servietten und Handtücher zum Waschen ordnete, und das Alles mit einer Eile und Gewandtheit, welche Dina in das höchste Erstaunen setzten.

„Na, wenn die nördlichen Ladies es so machen, dann sind sie keine Ladies,“ sagte sie zu einer ihrer Untergebenen, als sie außer der Hörweite war. „Ich habe meine Sachen eben so in Ordnung wie bei irgend Einer, wenn meine Aufräumzeit kommt, und ich brauche keine Ladies, die mir im Wege sind und Alles an einen andern Ort legen wollen, wo ich es nicht finden kann.“

Wir müssen Dina die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie zu gewissen Zeiten Anfälle von Ordnungssinn hatte, die sie ihre „Aufräumzeit“ nannte, wo sie mit großem Eifer anfing, Alles, was die Fächer und Kästen enthielten, auf den Boden zu werfen oder auf die Tische zu legen und die gewöhnliche Verwirrung noch siebenmal größer zu machen. Dann zündete sie ihre Pfeife an, ging gemächlich zwischen ihren Anordnungen umher und überblickte die Sachen, indem sie dabei sprach, das junge Volk das Zinngeschirr kräftig putzen ließ und während mehrere Stunden lang einen Zustand der Verwirrung aufrecht erhielt, den sie zur großen Zufriedenheit aller Frager durch die Bemerkung zu rechtfertigen wußte, daß sie „aufräume“ — daß sie die jungen Leute anwiese, Ordnung zu halten, denn Dina selbst gab sich der Illusion hin, daß sie die Seele der Ordnung sei, und daß nur die Jungen und sonst Jeder im Hause dagegen fehlte. Wenn alles Zinn geputzt, die Tische schneeweiß gescheuert, und was das Auge beleidigen konnte, in Ecken und Winkel untergebracht war, kleidete Dina sich sauber an, mit einer weißen Schürze und einem hohen, glänzenden Madrasturban und sagte zu den umherlungernden „Jungen“, daß sie aus der Küche gehen sollten, denn sie wollte Alles nett erhalten wissen. Miß Ophelia ordnete binnen wenigen Tagen jedes Departement des Haushaltes nach einem systematischen Schema, aber ihre Arbeiten waren, insofern sie von der Mitwirkung der Diener abhingen, denen des Sisyphus und der Danaiden zu vergleichen. In der Verzweiflung nahm sie eines Tages zu St. Clare ihre Zuflucht

„'S ist nicht möglich, irgend etwas der Ordnung Aehnliches in dies Haus zu bringen.“

„Da hast Du sehr Recht,“ erwiderte St. Clare.

„Eine so nachlässige Wirthschaft, eine solche Verschwendung, eine solche Unordnung ist mir noch nicht vorgekommen!“

„Ich glaube es Dir.“

„Du würdest es nicht so ruhig mit ansehen, wenn Du Hausfrau wärest.“

„Du mußt wissen, liebe Cousine, daß wir Herren in zwei Classen zerfallen, in Bedrücker und Bedrückte. Wir, die wir gutmüthig sind und Strenge hassen, fügen uns in eine Menge von Unannehmlichkeiten. Wollen wir zu unserer Bequemlichkeit eine träge, leichfertige, einfältige Classe in der Gesellschaft dulden, nun so müssen wir die Folgen davon hinnehmen. In einigen seltenen Fällen, die ich gesehen habe, können Personen durch einen besonderen Takt Ordnung und Regelmäßigkeit ohne Strenge aufrecht erhalten, aber zu diesen gehöre ich nicht. Deshalb fügte ich mich schon längst darein, die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen. Ich mag es nicht dulden, daß die armen Teufel geprügelt und zerfleischt werden, und sie wissen es; folglich wissen sie auch, daß der Stock in ihren eigenen Händen ist.“

„Aber keine Zeit, keinen Ort, keine Ordnung zu haben — Alles auf diese sorglose Weise gehen zu lassen!“

„Meine liebe Ophelia, Ihr aus dem Norden legt einen übermäßigen Werth auf die Zeit! Was auf Erden kann die Zeit einem Menschen nützen, der zweimal so viel hat, als er ausgeben kann? Was Ordnung und System betrifft, so kommt es auf eine Stunde früher oder später beim Frühstück oder Mittagsessen nicht an, wenn man nichts zu thun hat, als auf dem Sopha zu lungern oder zu lesen. Nun liefert aber Dina uns ein ganz vortreffliches Mittagsessen, Suppe, Ragout, gebratenes Geflügel, Dessert, Eiscrème und alles Mögliche, und sie schafft das aus ihrem Chaos unten in der finstern Küche. Ich bewundere es wirklich oft, wie sie dies Alles zu Stande bringt. Aber hilf Himmel, wenn wir hinuntergehen und über all den Rauch und den Dampf und die lärmenden Vorbereitungen die Aufsicht führen wollten, so würden wir nie mehr essen! Meine gute Cousine, erspare Dir das! Es ist mehr als eine katholische Buße und leistet eben so wenig Dienste. Du wirst nur Deine gute Laune dabei verlieren und Dina ganz verwirrt machen. Laß sie ihren eigenen Weg gehen.“

„Aber, Augustin, Du weißt nicht, wie ich Alles fand.“

„Wie? Du glaubst, ich weiß es nicht, daß das Rollholz unter ihrem Bette liegt und daß sie das Muskatnuß-Reibeisen mit ihrem Taback in der Tasche trägt? — daß sie sechsundfünfzig verschiedene Zuckerdosen hat, eine in jeder Ecke des Hauses — daß sie die Teller den einen Tag mit einem Tischtuch, und den nächsten mit einem Fetzen von einem alten Unterrock abtrocknet? Aber die Hauptsache ist, daß sie ein vortreffliches Mittagsessen und ausgezeichneten Kaffee zuzubereiten versteht, und Du mußt sie so beurtheilen, wie Krieger und Staatsleute beurtheilt werden, nach ihren Erfolgen.“

„Aber die Verschwendung — die Ausgaben!“

„Ach, ja wohl! Sieh nach Allem und nimm die Schlüssel an Dich! gieb Alles im Kleinen heraus und frage nach allen Resten und Enden, es wird auch nicht anders sein.“

„Das beunruhigt mich, Augustin. Ich kann mir nicht helfen, aber mir kommt es vor, als wären diese Diener nicht ganz ehrlich. Bist Du überzeugt, daß man ihnen trauen kann?“

Augustin lachte übermäßig über das ernste und ängstliche Gesicht, mit welchem Miß Ophelia diese Frage aussprach.

„Ach, Cousine, das ist zu spaßhaft! Ehrlich! Als ob das zu erwarten wäre! Ehrlich! — Nun, natürlich sind sie es nicht. Weshalb sollten sie es sein? Was auf Erden könnte sie dazu bewegen?“

„Weshalb unterrichtet Ihr sie nicht?“

„Unterrichten? O Unsinn! Was für einen Unterricht sollte ich ihnen denn

zehen? Ich sähe danach aus! Was Marie betrifft, so hat sie ganz sicher Geist genug, um die Bewohner einer ganzen Pflanzung umzubringen, wenn ich sie gewähren ließe; aber den Betrug würde sie ihnen doch nicht austreiben."

„Giebt es gar keine ehrlichen unter ihnen?"

„Nun, dann und wann wohl einen, den die Natur so unpraktisch, einfältig, treu und redlich gemacht hat, daß der schlimmste Einfluß ihn nicht verderben kann. Aber bedenke doch von der Mutterbrust an fühlt und sieht das farbige Kind, daß ihm nur krumme Wege offen liegen. Es kann bei seinen Eltern, seinem Herrn, seinen jungen Mastern und Missies, die seine Spielgefährten sind, keine andern einschlagen. List und Betrug werden nothwendige, unvermeidliche Gewohnheiten; etwas Anderes darf man nicht von ihnen erwarten. Der Sklave wird in einem so abhängigen, halb kindischem Zustande erhalten, daß es unmöglich ist, ihm die Begriffe von dem Rechte des Eigenthums, oder das Gefühl beizubringen, daß seines Herrn Dinge nicht seine eignen sind, wenn er sie erlangen kann. Ich für meinen Theil sehe nicht ein, wie sie ehrlich sein können. Ein Mensch wie Tom ist ein moralisches Wunder!"

„Und was wird aus ihren Seelen?" fragte Miß Ophelia.

„Das geht mich nichts an," antwortete St. Clare. „Ich halte mich nur an die Dinge dieses Lebens. Die Thatsache ist, daß man allgemein glaubt, das ganze Geschlecht sei dem Teufel verfallen, zu unserm Nutzen in dieser Welt, wie es auch in jener kommen möge."

„Das ist entsetzlich!" rief Miß Ophelia. „Ihr solltet Euch vor Euch selbst schämen."

„Ich weiß nicht. Wir sind deshalb doch in vortrefflicher Gesellschaft," sagte St. Clare, „wie die Menschen im allgemeinen überall. Sieh Du durch die ganze Welt, auf die Hohen und die Niedrigen, und es ist immer dieselbe Geschichte, die niedern Classen an Leib und Seele und Geist verwahrlost zum Nutzen der obern. So ist es in England und überall; und doch steht die ganze Christenheit mit tugendhaftem Unwillen dabei, weil wir das Ding auf etwas andere Weise thun, als sie es gewohnt sind."

„In Vermont ist es nicht so."

„Ja wohl, in Neuengland und in den freien Staaten habt Ihr etwas vor uns voraus, das gestehe ich zu. Doch die Glocke ertönt, Cousine, also, laß uns unsere Vorurtheile für einen Augenblick bei Seite legen und komme zu Tisch."

Als Miß Ophelia am späten Nachmittag in der Küche war, riefen einige von den schwarzen Kindern:

„Da kommt Prue stöhnend, wie immer."

Ein schlankes, ebenholzfarbiges Weib trat in die Küche, auf ihrem Kopfe einen Korb mit geröstetem Zwieback und heißem Brod tragend.

„Nun, Prue, kommst Du?" fragte Dina.

Prue hatte einen mürrischen Ausdruck des Gesichts und eine dumpfe, knurrende Stimme. Sie setzte ihren Korb ab, setzte sich daneben nieder, stützte die Ellenbogen auf die Kniee und rief aus: „O Herr! ich wollte, ich wäre todt!"

„Weshalb wünschest Du Dir den Tod?" fragte Miß Ophelia.

„Ich wäre dann aus meinem Elend," antwortete die Frau mürrisch, ohne die Augen vom Boden zu erheben.

„Wozu brauchst Du Dich zu betrinken und zu stehlen, Prue?" sagte ein Quadronenhausmädchen, indem sie, während sie sprach, ein Paar Korallenohrringe funkeln ließ.

Das Weib sah sie mit einem finstren Blicke an.

„Mit Dir wird's wohl auch noch einmal dahin kommen, und ich möchte es erleben; dann würdest Du Dich gewiß freuen, wenn Du Dein Elend in einem Glase Branntwein ertränken könntest."

„Komm, Prue," sagte Dina, „laß uns nach Deinem Zwieback sehen. Hier Missis will dafür bezahlen."

Miß Ophelia nahm ein paar Dutzend.

„In dem alten zerbrochenen Topfe dort sind noch einige Marken," sagte Dina. „Steig' hinauf, Jake, und hol' sie herunter."

„Was sind das für Marken?" fragte Miß Ophelia.

„Wir kaufen sie von ihrem Herrn und bezahlen ihr dann das Brod damit."

„Ja, und sie zählen mein Geld und meine Marken, wenn ich nach Haus komme, und wenn es nicht ganz genau stimmt, schlagen sie mich halb todt."

„Und damit geschieht Dir ganz Recht," sagte Jane, das naseweise Kammermädchen, „wenn Du ihnen das Geld stiehlst, um es zu vertrinken! Ja, das thut sie, Missis."

„Allerdings, und ich thue es absichtlich, denn ich kann anders nicht leben, — ich muß trinken, um mein Elend zu vergessen!"

„Es ist sehr sündhaft von Dir," bemerkte Miß Ophelia, „daß Du Deinen Herrn bestiehlst, um Dich zum Thiere zu erniedrigen."

„Kann wohl sein, Missis, aber ich muß es thun, — ja ich muß. Ach, wenn ich doch todt wäre, damit mein Elend ein Ende hätte!" — Mit diesen Worten stand die alte Negerin langsam und mit Anstrengung auf und nahm ihren Korb wieder auf den Kopf. Ehe sie sich jedoch entfernte, warf sie dem Quadronenmädchen, welche noch immer mit ihren Ohrgehängen spielte, noch einen Blick zu und sagte zu ihr:

„Du denkst wunder wie schön Du bist und weißt nicht wie hoch Du die Nase tragen sollst und blickst übermüthig auf Jedermann herab. Aber laß gut sein, Du wirst auch noch ein armes, altes zerschlagenes Geschöpf werden wie ich, und ich wünsche es Dir, — dann wirst Du sehen, ob Du nicht auch trinkst und trinkst, um dein Elend zu vergessen, und es wird Dir recht geschehen!" — Nach diesen Worten verließ die Alte mit einem boshaften Brummen die Küche.

„Widerliches altes Vieh!" sagte Adolph, der in diesem Augenblicke eintrat, um Rasirwasser für seinen Herrn zu holen. „Wenn ich ihr Herr wäre, wollte ich sie noch ganz anders zerschlagen, als sie es ist."

„Das könntest Du schwerlich," entgegnete Dina; „ihr Rücken sieht schön aus, sie kann kaum noch ein Kleid anziehen."

„Es sollte gar nicht erlaubt sein, daß ein so ekelhaftes Geschöpf in anständige Familien kommt," sagte Miß Jane. „Was meinen Sie, Mr. St. Clare?" fragte sie Adolph mit einem koketten Blicke."

Wir müssen hier bemerken, daß Adolph neben den vielen anderen Dingen seines Herrn, die er sich zueignete, auch dessen Namen anzunehmen pflegte und daß er in den farbigen Zirkeln von New-Orleans als Mr. St. Clare figurirte.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Miß Benoir," antwortete Adolph.

Benoir war der Familienname Marien's St. Clare und Jane eine von ihren Sklavinnen.

„Darf ich fragen, Miß Benoir, ob diese Ohrglocken für den morgenden Ball bestimmt sind? sie sind wunderschön!"

„Die Dreistigkeit von Euch Männern geht in's Weite, Mr. St. Clare!" rief Jane, indem sie ihr reizendes Köpfchen zurückwarf, damit die Ohrgehänge

wieder blitzten. „Wenn Sie noch mehr solche Fragen an mich richten, tanze ich den ganzen Abend nicht mit Ihnen."

„O so grausam können Sie nicht sein! Ich möchte gar zu gern wissen, ob Sie in Ihrem blaßrothen Tarlatankleide erscheinen werden . . ."

„Was giebt's hier?" fragte Rosa, ein hübsches kleines Quadronenmädchen, welche eben die Treppe herunterkam.

„Mr. St. Clare ist wieder einmal unverschämt!"

„Auf Ehre," sagte Adolph, „ich überlasse Miß Rosa die Entscheidung."

„Ich weiß, daß er immer ein frecher Mensch ist," versetzte Rosa, indem sie eine schnippische Stellung annahm und Adolph einen boshaften Blick zuwarf. „Ich ärgere mich täglich über ihn."

„O, meine Damen, Sie zerreißen mir Beide das Herz!" rief Adolph. „Ich werde einmal des Morgens todt in meinem Bett gefunden werden, und dann haben Sie es zu verantworten!"

„Da höre Einer den abscheulichen Menschen!" sagten beide Damen mit einem unmäßigen Gelächter.

„Macht daß Ihr fortkommt!" rief jetzt Dina; „Ihr gehört nicht in die Küche und seid mir nur im Wege mit Euren Narrheiten!"

„Tante Dina ist brummig, weil sie nicht auf den Ball gehen darf!" sagte Rosa.

„Ich brauche Eure hellfarbigen Bälle nicht, wo Ihr wichtig thut und den Leuten glauben machen wollt, Ihr wäret weiße Mädchen!" versetzte Dina. „Am Ende seid Ihr auch weiter nichts als Schwarze, wie ich."

„Tante Dina schmiert ihre Wolle täglich mit Pomade ein, damit sie glatt werden soll," bemerkte Jane.

„Und es bleibt doch Wolle," setzte Rosa hinzu, indem sie mit boshafter Miene ihre langen seidenen Locken schüttelte.

„In den Augen des Herrn ist Wolle eben so gut als Haar," erwiderte Dina. „Ich möchte Missis einmal fragen, wer mehr werth ist, ob zwei wie Ihr oder eine wie ich. Fort mit Euch, Ihr Gelbschnäbel, ich mag Euch nicht hier haben!"

In diesem Augenblicke wurde das Gespräch durch zwei gleichzeitige Rufe unterbrochen. Oben auf der Treppe ließ sich die Stimme St. Clare's vernehmen, der Adolph fragte, wo sein Rasirwasser bleibe, und Miß Ophelia, welche aus dem Speisezimmer trat, rief:

„Rosa und Jane! was verpapelt Ihr hier die schöne Zeit? Geht hinein und macht Eure Arbeit!"

Unser Freund Tom der während des Gesprächs mit der alten Zwiebacksfrau in der Küche gewesen war; ging ihr auf der Straße nach. Er hörte, wie sie alle Augenblicke ein ächzendes Gestöhn von sich gab. Endlich setzte sie ihren Korb auf die Stufen einer Hausthür nieder und ordnete das alte verschossene Tuch, das ihre Schultern bedeckte.

„Ich will Dir Deinen Korb ein Stück tragen," redete Tom sie mit theilnehmender Freundlichkeit an.

„Wozu?" entgegnete die alte Negerin; „ich brauche keine Hilfe."

„Aber Du scheinst krank zu sein, oder betrübt, oder sonst etwas," versetzte Tom.

„Bin nicht krank," erwiderte Prue kurz.

„Ich wünschte," sagte Tom, indem er sie ernst ansah, „ich wünschte, ich könnte Dir das Trinken abgewöhnen. Weißt Du nicht, daß es Leib und Seele zu Grunde richtet?"

„Ich weiß, daß ich zur ewigen Qual bestimmt bin," versetzte die Negerin in mürrischem Tone, „das braucht Ihr mir nicht erst zu erzählen. Ich bin verflucht und weiß, daß ich in die Hölle komme. Ach, ich wollte ich wäre schon drin!"

Tom schauderte bei diesen fürchterlichen Worten, welche mit dem Ausdrucke finstrer Verzweiflung gesprochen wurden.

„Der Herr erbarme sich Deiner, armes Weib! Hast Du noch nie von Jesum Christum gehört?"

„Von Jesum Christum? Wer ist das?"

„Es ist der Herr!" antwortete Tom.

„Ich glaube, ich habe schon von einem Herrn und von einem jüngsten Gericht und von der Hölle sprechen hören. Ja, ich habe davon gehört."

„Aber noch Niemand hat Dir von dem Herrn Jesus erzählt, der uns armen Sünder liebte und für uns starb?"

„Davon weiß ich nichts. Seit mein alter Mann todt ist, hat Niemand mich mehr geliebt."

„Wo bist Du aufgewachsen?" fragte Tom.

„Oben in Kentucky. Ein Mann hielt mich dazu, um Kinder für den Markt zu erziehen und sie zu verkaufen, sobald sie groß genug waren. Zuletzt verkaufte er auch mich an einen Händler und von diesem bin ich zu meinem jetzigen Herrn gekommen."

„Warum hast Du Dir den bösen Trunk so angewöhnt?"

„Um mein Elend zu vergessen. Als ich hierherkam, hatte ich ein Kind, und ich glaubte, daß ich es behalten dürfte, weil mein neuer Herr kein Spekulant war. Es war ein prächtiges kleines Ding und Missis schien es auch gut leiden zu können, weil es nicht schrie und so hübsch war. Aber Missis wurde krank, ich mußte sie pflegen, bekam das Fieber und meine Milch blieb weg und da Missis keine Milch kaufen wollte, war es bald nur Haut und Knochen. Sie hörten nicht auf mich, wenn ich ihnen sagte, daß ich keine Milch mehr hätte; sie sagten, ich könnte das Kind mit dem aufziehen, was große Leute essen. So wurde es immer kränker und magerer und schrie in einem fort Tag und Nacht, und Missis sagte, das wäre nichts als Bosheit. Sie wünschte es wäre todt, sagte sie, und sie ließ mich des Nachts nicht zu ihm, weil sie meinte, es erhielte mich wach und ich wäre dann am Tage zu nichts gut. Sie ließ mich in ihrem Zimmer schlafen und das Kind mußte ich weit davon in eine kleine Kammer legen und dort hat es sich einmal in einer Nacht todt geschrieen! Seitdem trinke ich, damit ich es nicht schreien höre! So will ich immer trinken, wenn ich auch in die Hölle komme, wie Master sagt."

„Du armes Geschöpf!" sagte Tom, „hat Dir nie Jemand gesagt, daß der Herr Jesus Dich liebt und für Dich gestorben ist? hat Dir Niemand erzählt, daß er Dir helfen wird, daß Du in den Himmel kommen und dort endlich Ruhe haben wirst?"

„Sind nicht lauter weiße Leute im Himmel?" versetzte die alte Negerin; „glaubt Ihr, daß sie mich da leiden werden? Ach, ich will lieber in die Hölle gehen, wenn ich nur von Master und Missis wegkomme!"

Mit diesen Worten hob sie mit ihrem gewöhnlichen grunzenden Gestöhn ihren Korb wieder auf den Kopf und setzte ihren Weg fort.

Tom kehrte betrübt nach Hause zurück. Auf dem Hofe begegnete er der kleinen Eva mit einem Kranze von Tuberosen auf dem Kopfe und mit freudestrahlendem Gesicht.

„Ah, Tom, es freut mich, daß ich Dich treffe. Papa hat gesagt, Du sollst

die Ponies anspannen und mich in meinem kleinen neuen Wagen spazieren fahren. Aber was fehlt Dir denn, Tom? Du siehst ja so traurig aus?"

„Ich bin auch traurig, Miß Eva," antwortete Tom betrübt. „Aber ich will die Ponies holen und anspannen."

„Erst mußt Du mir sagen, was Dir fehlt; ich habe Dich mit der alten Prue sprechen sehen."

Tom erzählte Eva die Geschichte der alten Negerin. Sie gab ihr Mitleid und ihr Erstaunen weder durch Ausrufe noch durch Thränen zu erkennen; aber ihre Wangen wurden bleich uud eine düstre Wolke zog über ihre Stirn. Sie legte beide Hände auf die Brust und stieß einen tiefen Seufzer aus.

19. Miß Ophelia's Erfahrungen und Ansichten.

(Fortsetzung.)

„Du brauchst nicht anzuspannen, Tom," sagte Eva; „ich fahre nicht aus."

„Warum nicht, Miß Eva?"

„Solche Dinge zerreißen mir das Herz, Tom," antwortete sie. „Nein, ich will nicht ausfahren," wiederholte sie noch einmal und ging in's Haus zurück.

Einige Tage darauf wurden die Zwiebäcke von einer andern Frau anstatt der alten Prue gebracht. Miß Ophelia war in der Küche.

„Was ist denn aus Prue geworden?" fragte Dina.

„Prue kommt nie wieder hierher," antwortete die Frau geheimnißvoll.

„Warum nicht?" entgegnete Dina; „sie ist doch nicht gestorben?"

„Wir wissen es noch nicht gewiß," erwiderte die Frau mit einem Blicke auf Miß Ophelia; „sie ist unten im Keller."

Nachdem Miß Ophelia die Zwiebäcke in Empfang genommen hatte, begleitete Dina die Frau bis hinaus an die Thür.

„Was ist mit Prue?" fragte sie hier.

Die Frau schien sprechen zu wollen, und doch auch wieder nicht; endlich sagte sie mit gedämpfter und geheimnißvoller Stimme:

„Ich will es Dir sagen, aber Du darfst es Niemandem wieder erzählen. Prue hatte sich abermals betrunken, deshalb haben sie sie in den Keller gesperrt und sie den ganzen Tag dort gelassen. Ich habe gehört, die Fliegen sollen über sie hergefallen sein und sie soll todt sein!"

Dina erhob die Hände zum Himmel und als sie sich umwendete, erblickte sie neben sich Evangelinen's geisterhafte Gestalt, die großen, schwärmerischen Augen weit geöffnet und keinen Blutstropfen in Lippen und Wangen.

„Um des Himmels willen, Miß Eva wird ohnmächtig! Wie können wir sie auch solche Dinge hören lassen? ihr Vater wird schön bös werden!"

„Nein, Dina, ich werde nicht ohnmächtig," erwiderte das Kind mit fester Stimme. „Warum sollte ich so etwas nicht hören dürfen? Es ist gewiß nicht so schlimm für mich, es anzuhören, als für die arme Prue, es zu ertragen!"

„Aber solche Geschichten sind nicht für zarte junge Ladies, wie Miß; sie können den Tod davon haben!"

Eva seufzte wieder und ging langsam und schwermüthig die Treppe hinauf. Miß Ophelia erkundigte sich ängstlich nach der Geschichte der Frau. Dina gab eine sehr geschwätzige Schilderung derselben, welcher Tom die besonderen Umstände hinzufügte, die er an jenem Morgen von ihr selbst vernommen hatte.

„Abscheulich! entsetzlich!" rief sie aus, indem sie in das Zimmer trat, in welchem St. Clare, die Zeitungen lesend, auf dem Sopha lag.

„Bitte, was für eine Abscheulichkeit hat sich denn zugetragen?" fragte er.

„Die Unmenschen haben Prue zu Tode gepeitscht!" antwortete Miß Ophelia, indem sie alle näheren Umstände der Geschichte erzählte, und in die abscheulichsten Einzelheiten derselben einging.

„Ich habe mir gedacht, daß es noch einmal so weit kommen würde," versetzte St. Clare, in seiner Zeitung weiter lesend.

„Wie, Du hast es gewußt und willst nichts dabei thun?" rief Miß Ophelia. „Giebt es denn Niemanden hier, der sich in solche Dinge mischt und sie untersucht?"

„Es wird im Allgemeinen angenommen, daß das Interesse an dem Eigenthum für dergleichen Fälle ein hinlänglicher Schutz ist. Wenn die Leute ihr Eigenthum zu Grunde richten wollen, so geht das Niemandem etwas an. Wie es scheint, ist das arme Geschöpf eine Diebin und Säuferin gewesen; 's ist daher nicht viel Hoffnung, Sympathien für sie zu erwecken."

„Es ist entsetzlich, abscheulich, Augustin! Es wird gewiß noch einmal Rache an Euch ausgeübt werden."

„Liebe Cousine, ich that es nicht und kann es nicht ändern; ich würde es, wenn ich könnte. Wenn niedrig denkende, rohe Menschen so handeln, was kann ich dabei thun? Sie haben unumschränkte Macht, sind unverantwortliche Despoten, es würde zu nichts führen, wenn man sich einmischen wollte; es giebt kein Gesetz, das für einen solchen Fall zu irgend etwas führte. Das Beste, was wir thun können, ist, Augen und Ohren dagegen zu verschließen und sie gewähren zu lassen. Es bleibt uns nichts anderes übrig."

„Wie kannst Du Augen und Ohren dagegen verschließen? Wie kannst Du solche Dinge geschehen lassen?"

„Mein liebes Kind, was erwartest Du denn? Du mußt bedenken, daß eine ganz erniedrigte, träge, rohe Classe ohne Bedingung in der Gewalt von Leuten ist, wie die Mehrzahl in unserer Welt sind; Leute, welche nicht einmal über ihr eignes Bestes aufgeklärt sind; welche keine Rücksicht, keine Selbstachtung kennen, denn das ist bei der größten Hälfte der Menschen der Fall. Ist eine Gesellschaft so organisirt, was kann dann ein Mann von achtungswerthen und menschlichen Gefühlen anders thun, als daß er gegen Alles die Augen verschließt und sein Herz zu verhärten sucht? Ich kann nicht jeden armen Schelm kaufen, den ich sehe. Ich kann kein fahrender Ritter werden und den Versuch wagen, in einer Stadt, wie diese, jeden einzelnen Fall des Unrechts gut zu machen. Das Beste, was ich thun kann, ist, solchen Dingen aus dem Wege zu gehen."

St. Clare's Gesicht war einen Augenblick unfreundlich; er sah verdießlich aus. Plötzlich aber rief er ein heiteres Lächeln auf seine Lippen und sagte:

„Komm, Cousine, steh nicht da, wie eine Parze; Du hast nur einen Blick hinter den Vorhang geworfen und nur etwas von dem gesehen, was in der ganzen Welt in einer oder der andern Gestalt vorgeht. Wollten wir in alle Trübsale des Lebens blicken, so würden wir an nichts mehr Vergnügen finden; es ist gerade so, als wenn man die Details von Dina's Küchenwirthschaft zu nahe betrachtet."

Und St. Clare legte sich wieder auf sein Sopha und beschäftigte sich mit der Zeitung.

Miß Ophelia setzte sich nieder, nahm ihr Strickzeug, und sah voll grimmigen Unwillens darauf. Sie strickte und strickte, doch während dessen brannte das Feuer fort, bis es endlich ausbrach.

„Ich sage Dir, Augustin, ich kann dergleichen Dinge nicht so gleichgültig

mit ansehen wie Du. Es ist eine Abscheulichkeit von Dir, ein solches System zu vertheidigen; das ist meine Meinung!"

„Was?" fragte St. Clare, indem er aufsah, „immer wieder?"

„Ich sage, es ist abscheulich von Dir, ein solches System zu vertheidigen," sagte Miß Ophelia mit zunehmender Heftigkeit.

„Wie? Ich vertheidige es? Wer behauptet, daß ich es vertheidige?" rief St. Clare.

„Natürlich vertheidigst Du es — Ihr Alle thut es — Ihr Südländer. Wozu habt Ihr Sklaven, wenn Ihr es nicht thut?"

„Bist Du noch so unerfahren, um zu glauben, daß Niemand in dieser Welt jemals etwas thut, was er nicht für recht hält? Thust Du oder thatest Du nie etwas, was Du nicht für vollkommen recht hieltest?"

„Wenn ich es thue, so bereue ich es gewiß," sagte Miß Ophelia, heftig mit ihren Stricknadeln klappernd.

„Das thue ich auch," entgegnete St. Clare, eine Orange schälend. „Ich bereue es stets."

„Weshalb bleibst Du denn dabei?"

„Hast Du einen Fehler, nachdem Du ihn bereut hattest, nie wieder gethan?"

„Nur wenn die Versuchung sehr stark war."

„Das ist sie bei mir auch. Darin liegt eben die Schwierigkeit."

„Aber ich nehme mir immer vor, es nicht wieder zu thun, und versuche es zu lassen."

„Nun gut, ich habe mir das schon seit zehn Jahren vorgenommen," sagte St. Clare, „aber die Ausführung hat mir noch nicht gelingen wollen. Hast Du schon alle Deine Sünden abgelegt, Cousine?"

„Cousin Augustin," erwiderte Miß Ophelia ernst, indem sie ihr Strickzeug sinken ließ, „ich weiß, daß ich Deine Vorwürfe wegen meiner Heftigkeit verdiene, ich weiß, daß Alles wahr ist, was Du davon sagst, und Niemand fühlt dies besser, wie ich; aber es scheint mir doch, als ob zwischen Dir und mir ein Unterschied wäre. Ich glaube, ich würde lieber meine rechte Hand abhauen, als Tag für Tag etwas thun, was ich für Unrecht hielte. Aber es kommt mir so wenig zu, in diesem Tone mit Dir zu sprechen, daß ich mich über Deine Vorwürfe nicht wundere."

„Ach, Cousine," sagte Augustin, indem er sich auf den Fußboden setzte und den Kopf auf ihren Schooß legte, „Du mußt die Sache nicht so furchtbar ernst nehmen. Du weißt, daß ich von jeher ein Thunichtgut gewesen bin. Ich streite mich gern ein wenig mit Dir, weil es mir Spaß macht, wenn Du bös wirst. Ich weiß, daß Du entsetzlich gut bist, und ich ärgere mich über mich selbst, wenn ich daran denke."

„Aber dies ist ein ernster Gegenstand, mein lieber Augustin," erwiderte Miß Ophelia, indem sie ihre Hand auf seine Stirn legte.

„Eben zu ernst," entgegnete er, „und ich — nun ja, ich mag bei heißem Wetter niemals ernst reden. Bei Musquitos und all dem Ungeziefer kann ein Mensch gar nicht dahin kommen, erhabene moralische Gedanken zu hegen, und ich begreife jetzt," setzte St. Clare hinzu, „weshalb nördliche Völkerschaften immer tugendhafter sind, als südliche, — ich sehe das jetzt deutlich ein."

„Ach, Augustin, Du bist ein arger Leichtfuß!"

„Bin ich das? Gut, ich werde es annehmen; doch einmal will ich jetzt ernsthaft sein. Aber Du mußt mir den Korb mit Orangen herreichen, denn Du siehst wohl ein, daß Du mich mit Süßigkeiten vollstopfen mußt, wenn ich diese Anstrengung mache. Jetzt," sagte Augustin, indem er den Korb zu sich zog, „will

ich beginnen. Wenn es im Laufe menschlicher Ereignisse für Jemand nothwendig würde, zwei oder drei Dutzend seiner Mitwürmer in Gefangenschaft zu halten, so verlangt eine anständige Rücksicht auf die Meinungen der Gesellschaft —"

„Ich sehe noch nicht, daß Du sehr ernsthaft wirst," unterbrach ihn Miß Ophelia.

„Warte nur, — es wird schon kommen — Du wirst es sogleich hören. Die Sache ist die," fuhr er fort, indem sein hübsches Gesicht plötzlich einen ernsten Ausdruck annahm, „daß über die abstracte Frage der Sklaverei, wie ich glaube nur eine Meinung herrschen kann. Pflanzer, die dadurch Geld zu gewinnen haben, — Geistliche, die den Pflanzern gefallen wollen, — Politiker, die dadurch zu herrschen beabsichtigen — diese mögen eine Sprache und Ausdrücke annehmen, welche die Welt durch ihren Scharfsinn in Erstaunen setzen; sie können die Natur und die Bibel und Gott weiß was zu diesem Dienste zwingen; aber im Grunde glauben weder sie selbst noch die Welt deshalb nur im Geringsten daran. Die Sache kommt vom Teufel, das ist der langen Rede kurzer Sinn, und meiner Meinung nach ist sie ein sehr bedeutender Beweis von seiner Macht."

Miß Ophelia hörte auf zu stricken und sah überrascht aus; St. Clare aber, der sich offenbar über ihr Staunen freute, fuhr fort:

„Du scheinst Dich über meine Sprache zu wundern, aber wenn Du mich ruhig anhörst, will ich mein Herz gegen Dich ausschütten. Dieser verfluchte Handel, verflucht von Gott und den Menschen, was ist es? Entkleide es allen Schmuckes, geh ihm auf den Grund und was findest Du? Weil mein Bruder Quashy unwissend und schwach ist und ich gebildet und stark — weil ich weiß, wie und daß ich es kann — deshalb darf ich Alles stehlen, was er hat, es behalten und ihm nur das und so viel geben, wie mir gut dünkt. Alles, was zu hart, zu schmutzig, zu unangenehm für mich ist, das lasse ich Quashy thun. Weil ich die Arbeit nicht liebe, muß Quashy arbeiten. Weil die Sonne mich brennt, soll Quashy in der Sonne stehen. Quashy soll das Geld verdienen und ich will es ausgeben. Quashy soll sich in jede Pfütze niederlegen, damit ich trocken darüber weg gehen kann. Quashy soll meinen Willen thun und nicht seinen, sein ganzes Leben hindurch, und endlich so viel Aussicht haben, in den Himmel zu kommen, als ich für passend erachte. Das ist Sklaverei. Ich fordere Jedermann heraus, unsere Sklavengesetze, wie sie in den Gesetzbüchern stehen, zu lesen und etwas Anderes darin zu finden. Man komme mir nicht mit dem Mißbrauche der Sklaverei! Unsinn! Die Sache selbst ist die Quintessenz alles Mißbrauchs! Und die einzige Ursache, weshalb das Land nicht dabei zu Grunde geht, wie Sodom und Gomorrha, ist, daß sie auf eine ungleich bessere Weise ausgeübt wird, als sie an und für sich ist. Aus Barmherzigkeit und Schamgefühl, weil wir von Weibern geborne Menschen sind und nicht wilde Thiere, thun Viele von uns nicht, wagen sie nicht zu thun, wozu unsere grausamen Gesetze uns die Macht geben. Und der, welcher am weitesten geht und das Schlimmste thut, bewegt sich nur innerhalb der Grenzen der Gewalt, welche das Gesetz ihm verleiht."

St. Clare ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Sein schönes Gesicht, classisch wie das einer griechischen Bildsäule, schien in dem Feuer seiner Gefühle zu erglühen. Seine großen blauen Augen funkelten und er gesticulirte mit einem ungewohnten Eifer. Miß Ophelia hatte ihn noch nie in solcher Stimmung gesehen und saß schweigend da.

„Ich erkläre Dir," sagte er, indem er plötzlich vor seiner Cousine stehen blieb, „daß es zu nichts führt, über diese Dinge nachzudenken oder zu sprechen; aber ich erkläre Dir auch, daß Zeiten waren, wo ich gedacht habe, wenn das

ganze Land untergehen sollte, um alle diese Ungerechtigkeit und dieses Elend zu begraben, würde ich gern mit ihm untersinken. Wenn ich auf unsern Dampfbooten, oder im Lande umherreiste und bedachte, daß jeder rohe, widerliche, gemeine, niedrige Schuft, dem ich begegnete, durch unsere Gesetze berechtigt wäre, der unumschränkte Despot so vieler Männer, Frauen und Kinder zu werden, welche zu kaufen er genug Geld zusammenbetrügen, stehlen oder erspielen könnte — wenn ich solche Menschen als wirkliche Besitzer hülfloser Kinder, junger Mädchen und Frauen sah — dann habe ich auf dem Punkte gestanden, mein Vaterland — ja das ganze Menschengeschlecht zu verfluchen."

„Augustin! Augustin!" sagte Miß Ophelia, „Du hast genug gesprochen. Nie in meinem Leben hörte ich so reden; selbst im Norden nicht."

„Im Norden?" wiederholte St. Clare mit einem plötzlich veränderten Ausdruck, und indem er wieder seinen gewöhnlichen sorglosen Ton annahm. „Pah! Euer nordisches Volk ist kaltblütig; Ihr seid kalt in jeder Beziehung! Ihr könnt nicht so in's Feuer gerathen wie wir."

„Gut, aber nun frage ich Dich . . ." begann Miß Ophelia.

„Ja, ja, ich weiß, Du fragst mich: Wie geriethest Du in diesen Zustand von Sündhaftigkeit? — Ich will Dir darauf in der guten alten Sprache antworten, die Du mich sonst des Sonntags lehrtest. Ich gerieth in denselben auf dem gewöhnlichen Wege der Erbfolge. Meine Diener waren die meines Vaters, und was noch mehr ist, die meiner Mutter; jetzt sind sie mein, sie und ihr Nachwuchs, der ein ziemlich beträchtlicher ist. — Mein Vater kam, wie Du weißt, aus Neu-England und war gerade so ein Mann, wie Dein Vater — ein echter, alter Römer; gerade, edeldenkend, hochherzig, mit eisernem Willen. Dein Vater ließ sich in Neu-England nieder, um über Felsen und Steine zu herrschen und der Natur eine Existenz abzuzwingen; meiner ließ sich in Louisiana nieder, um über Männer und Frauen zu herrschen und aus ihnen seine Existenz gewinnen. Meine Mutter," sagte St. Clare und trat zu einem Gemälde am Ende des Zimmers, zu dem er mit inniger Verehrung aufblickte, „war göttlich! Sieh mich nicht so an! Du weißt wohl, was ich meine! Sie war allerdings von sterblicher Geburt; doch soweit als ich es zu beurtheilen vermochte, war sie frei von jeder Spur menschlicher Schwäche oder Irrthümer; wer sich ihrer erinnert, Sklave oder Freier, Diener, Bekannter, Verwandter, alle sagen dasselbe. Cousine, diese Mutter ist Alles gewesen, was jahrelang zwischen mir und dem gänzlichen Unglauben stand. Sie war die unmittelbare Verkörperung des neuen Testaments, eine lebendige Offenbarung desselben, auf keinem andern Wege, als durch die Wahrheit. O Mutter, Mutter!" rief St. Clare, die Hände in einer Art von Entzücken faltend; dann hielt er plötzlich inne, kehrte um, setzte sich auf eine Ottomane und fuhr fort:

„Mein Bruder und ich waren Zwillinge, und Zwillinge sollen einander immer ähnlich sein; wir aber waren in allen Punkten Contraste. Er hatte schwarze feurige Augen, kohlschwarzes Haar, ein scharfmarkirtes, schönes, römisches Profil und bräunliche Gesichtsfarbe. Ich hatte blaue Augen, braunes Haar, griechische Gesichtszüge und zarte Haut. Er war thätig und beobachtend, ich träumerisch und unthätig. Er war großmüthig gegen seine Freunde und seines Gleichen, doch stolz, herrschsüchtig, anmaßend gegen Niedere und durchaus unbarmherzig gegen Alles, was sich ihm widersetzte. Freimüthig waren wir beide, er aus Stolz und Muth, ich aus einer Art abstracter Idealität. Wir liebten einander, wie Knaben sich gewöhnlich zu lieben pflegen; er war meines Vaters Liebling, ich der meiner Mutter."

„Ich besaß eine krankhafte Reizbarkeit und ein feines Gefühl in Beziehung

auf alle möglichen Gegenstände, von denen er und mein Vater keinen Begriff hatten und für die sie keinen Sinn haben konnten; aber meine Mutter hatte diesen. Wenn ich daher mit Alfred gezankt hatte und mein Vater mich streng ansah, pflegte ich nach meiner Mutter Zimmer zu gehen und mich zu ihr zu setzen. Ich erinnere mich noch jetzt, wie sie aussah mit ihren bleichen Wangen, ihren tiefen, milden, ernsten Augen, ihrem weißen Kleide — sie kleidete sich immer weiß — und ich dachte an sie, so oft ich in der Offenbarung von den Heiligen las, die in feines, klares, weißes Leinen gekleidet waren. Sie besaß viel Talente, besonders für die Musik und spielte auf dem Klavier gewöhnlich schöne majestätische alte Kirchenmelodieen, wozu sie mit einer Stimme sang, die mehr von der eines Engels als der eines sterblichen Weibes glich; ich legte meinen Kopf in ihren Schooß und weinte und träumte und fühlte, ach wie unermeßlich! Dinge, zu deren Beschreibung ich keine Sprache habe!"

„In jenen Tagen wurde der Gegenstand der Sklaverei nie so besprochen wie seitdem; kein Mensch dachte daran, daß sie im mindesten unrecht sein könnte."

„Mein Vater war ein geborner Aristokrat; ich glaube, er muß sich früher in den höheren Zirkeln bewegt haben, und er brachte seinen ganzen Hofstolz mit, denn er war ihm eingeimpft, in das Mark gedrungen, obgleich er ursprünglich aus einer armen und keineswegs sehr vornehmen Familie stammte. Mein Bruder war ganz sein Ebenbild."

„Nun haben Aristokraten, wie Du weißt, über eine gewisse Linie in der Gesellschaft hinaus kein menschliches Gefühl. In England liegt diese Grenzlinie hier, in Birma dort, und in Amerika wieder wo anders; aber die Aristokraten aller Länder gehen nie über dieselbe hinaus. Was in ihrer eigenen Classe Härte, Unglück, Ungerechtigkeit wäre, ist in einer andern eine ganz natürliche Sache."

„Meines Vaters Grenzlinie war die der Farbe. Unter seines Gleichen war nie ein Mann gerechter und edelmüthiger; aber er betrachtete die Neger in allen möglichen Farbenabstufungen als ein Zwischenglied zwischen Menschen und Thieren und richtete alle seine Begriffe der Gerechtigkeit und Großmuth nach diesen Hypothesen. Wenn Jemand ihn gerade heraus gefragt hätte, ob sie unsterbliche, menschliche Seelen hätten, so würde er nach einigem Besinnen vielleicht Ja gesagt haben; aber mein Vater kümmerte sich nicht viel um den Spiritualismus; religiöses Gefühl besaß er nicht über eine gewisse Verehrung Gottes hinaus, die in den höheren Classen üblich ist."

„Mein Vater hatte etwa fünfhundert Neger; er war ein unbeugsamer, strenger, pünktlicher Mann; Alles mußte sich nach einem System bewegen, das mit unfehlbarer Genauigkeit und Bestimmtheit aufrecht erhalten wurde. Wenn Du nun erwägst, daß dies Alles durch eine Menge träger, nachlässiger, sorgloser Arbeiter geschehen mußte, die aufgewachsen waren ohne irgend einen Antrieb, etwas zu lernen oder zu thun, so wirst Du einsehen, daß natürlicherweise auf seiner Pflanzung eine Menge Dinge geschahen, die für ein gefühlvolles Kind, wie ich war, abscheulich und betrübend aussahen."

„Außerdem hatte er einen Aufseher, einen langen, dürren Renegaten aus Vermont (bitte um Verzeihung), welcher einen regelmäßigen Cursus der Härte und Brutalität durchgemacht hatte, ehe er zur Praxis gelangte. Meine Mutter konnte ihn nie ausstehen und ich auch nicht; aber über meinen Vater gewann er ein vollkommnes Uebergewicht, und dieser Mensch war der unbeschränkte Despot der Besitzung."

„Ich war damals ein kleiner Knabe, aber ich hatte schon dieselbe Liebe wie jetzt, eine Art von Leidenschaft für das Studium der Menschheit in jeder Gestalt. Oft war ich in den Hütten und unter den Feldarbeitern zu finden und

deshalb ein großer Günstling der Sklaven; alle Arten von Klagen und Beschwerden wurden in meine Hände niedergelegt, ich erzählte sie meiner Mutter und wir bildeten unter uns eine Art von Comité zum Wiedergutmachen des Unrechts. Wir verhinderten einen großen Theil der Grausamkeiten, und freuten uns, daß wir so viel Gutes thun konnten, bis, wie dies oft geschieht, mein Eifer zu weit ging. Stubbs beschwerte sich gegen meinen Vater, daß er die Leute nicht bezwingen könne und deshalb seine Stellung aufgeben müsse. Vater war ein zärtlicher nachsichtiger Ehemann, aber ein Mann, der nie von dem abging, was er für nothwendig hielt, und so trat er denn gleich einem Felsen zwischen uns und die Feldarbeiter. Er sagte meiner Mutter in einer sehr milden, aber dennoch sehr entschiedenen Sprache, daß sie über die Haussklaven freie Gebieterin sein sollte, daß er aber bei den Feldarbeitern durchaus keine Einmischung zugeben könne. Er ehrte und achtete sie über Alles, aber er würde dasselbe auch der Jungfrau Maria gesagt haben, wäre sie seinem System in den Weg getreten."

„Ich hörte meine Mutter zuweilen über einzelne Fälle mit ihm sprechen, wobei sie versuchte, sein Mitleid zu erwecken. Er hörte ihre pathetischen Anrufungen mit der entmuthigendsten Artigkeit an. „Es kommt Alles darauf hinaus," pflegte er zu sagen: „muß ich Stubbs weggeben oder ihn behalten? Stubbs ist die Seele der Pünktlichkeit, Ehrlichkeit und Thätigkeit, ein vollkommener Geschäftsmann, und so menschlich wie die Meisten. Vollkommenheit können wir nicht finden, und wenn ich ihn behalte, muß ich seine Verwaltung als etwas Ganzes aufrecht erhalten, selbst wenn dann und wann Ausnahmen vorfielen. Jede Erziehung schließt irgend eine nothwendige Härte in sich. Allgemeine Regeln sind in einzelnen Fällen allerdings hart." Diesen letzten Grundsatz schien mein Vater bei den meisten Fällen der Grausamkeit anzuführen. Nachdem er dies gesagt hatte, zog er gewöhnlich seine Füße auf das Sopha, wie ein Mensch, der ein Geschäft erledigt hat, und hielt entweder ein Schläfchen oder las die Zeitungen."

„Es ist factisch, daß mein Vater das Talent eines Staatsmannes besaß. Er würde Polen so leicht wie eine Orange getheilt, oder Irland so ruhig und systematisch unter die Füße getreten haben, wie irgend Einer. Endlich verzweifelte meine Mutter an dem Erfolge. Es wird nie bekannt werden, was edle und gefühlvolle Naturen, wie die ihrige, empfunden haben, wenn sie durchaus hülflos in einen Abgrund der Unthätigkeit und Grausamkeit gestürzt wurden, der außer ihnen selbst Keinem als solcher erscheint. Solche Charactere haben Jahre langen Kummers in einer Höllenwelt wie die unsere verlebt. Was blieb ihr übrig, als ihre Kinder in ihren eignen Ansichten und Gefühlen zu erziehen? Was man aber auch über Erziehung sagen mag, Kinder werden der Hauptsache nach, stets als das aufwachsen, was sie von Natur sind, und nur als das. Von der Wiege an war Alfred Aristokrat, und als er größer wurde, lagen instinktmäßig alle seine Sympathien und alle seine Urtheile in dieser Sphäre; sämmtliche Ermahnungen meiner Mutter waren in den Wind gesprochen. Auf mich machten sie einen tiefen Eindruck. Sie widersprach der Form nach meinem Vater nie, noch schien sie je direct von seiner Meinung abzuweichen, aber sie prägte meiner Seele mit der ganzen Kraft ihres tiefen, ernsten Characters einen Begriff von der Würde und dem Werthe der niedrigsten menschlichen Seele ein. Ich habe mit feierlicher Scheu in ihr Gesicht geblickt, wenn sie Abends zu den Sternen hinauf deutete und sagte: „Sieh, August, die ärmsten, niedrigsten Seelen unserer Erde werden leben, wenn alle jene Sterne schon längst verschwunden sind — werden leben, so lange Gott selbst lebt."

„Sie hatte einige schöne alte Gemälde, eines besonders, von Jesus, wie er

einen Blinden heilte. Sie waren sehr schön und machten einen tiefen Eindruck auf mich. „Sieh, Augustin," pflegte sie zu sagen, „der blinde Mann war ein Bettler, arm und niedergebeugt; deshalb rief Er ihn zu sich und legte seine Hände auf ihn! vergiß das nie, mein Sohn." — Wäre ich unter ihrer Aufsicht aufgewachsen, so würde sie mich ich weiß nicht zu welchem Enthusiasmus gebracht haben. Ich wäre vielleicht ein Heiliger, ein Reformator, ein Märtyrer geworden; aber ach, ich wurde von ihr getrennt, als ich erst dreizehn Jahr alt war, und sah sie nie wieder!"

St. Clare legte den Kopf in die Hände und schwieg einige Minuten. Endlich blickte er wieder auf und fuhr fort:

„Was für ein erbärmliches Ding ist es doch um die menschliche Tugend! Meistens eine reine Längen- und Breiten-Sache, geographische Lage in Verbindung mit natürlichem Temperamente. Der größere Theil ist nichts, als ein Zufall. Dein Vater, zum Beispiel, läßt sich in Vermont nieder, einer Stadt, in welcher in der That Alle frei und gleich sind; er wird Mitglied einer geordneten Kirche, Decan, schließt sich seiner Zeit einer Abolitionsgesellschaft an und hält uns Alle für wenig besser, als Heiden. Dennoch ist er für die ganze Welt, seiner Constitution wie seinen Gewohnheiten nach, ein Duplicat meines Vaters. Ich kann diesen mächtigen, überwältigenden, Alles beherrschenden Geist fünfzig verschiedne Wege einschlagen sehen. Du weißt, daß es unmöglich wäre einige von den Leuten aus Deinem Dorfe zu überreden, daß Squire Sinclare sich nicht über sie erhaben glaubt. Die Thatsache ist, daß er, obgleich er in demokratischen Zeiten geboren wurde und sich zu demokratischen Theorien bekannte, im Herzen dennoch ein Aristokrat ist, so gut wie mein Vater, der über fünf- oder sechshundert Sklaven gebot."

Miß Ophelia war sehr geneigt, dies Bild zu bekritteln und legte ihr Strickzeug nieder, um zu beginnen; doch St. Clare hielt sie zurück.

„Ich weiß jedes Wort, das Du sagen willst. Ich behaupte nicht, daß sie in der That gleich waren. Der Eine kam in eine Lage, in welcher Alles gegen diese natürliche Neigung wirkte, und der Andere in eine solche, wo sie durch Alles unterstützt wurde; so wurde der Eine ein eigensinniger, übermüthiger Demokrat, und der Andere ein eigensinniger, übermüthiger Despot. Hätten Beide Pflanzungen in Louisiana besessen, würden sie einander so gleich gewesen sein, wie zwei in einer Form gegossene Kugeln."

„Was für ein unehrerbietiger Mensch bist Du," sagte Miß Ophelia.

„Ich will durchaus nichts Unehrerbietiges meinen!" entgegnete St. Clare. „Du weißt, daß dieser Fehler nicht in meinem Charakter liegt. Aber, um wieder auf meine Geschichte zurückzukommen:

„Als Vater starb, hinterließ er sein ganzes Vermögen uns Zwillingen, um es unter uns zu theilen, wie wir wollten. Es giebt auf Gottes Erde keinen edleren, großmüthigeren Menschen, wie Alfred, in alle Dem, was seine Standesgenossen betrifft, und wir brachten die Theilung ganz leicht zu Stande, ohne ein einziges unbrüderliches Wort oder Gefühl. Wir bewirthschafteten die Pflanzung gemeinschaftlich, und Alfred, welcher noch einmal so viel praktische Befähigung besaß, wie ich, wurde ein enthusiastischer und außerordentlich glücklicher Pflanzer.'

„Aber ein zweijähriger Versuch überzeugte mich, daß ich sein Gesellschafter nicht bleiben könnte. Einen Haufen von siebenhundert Sklaven zu haben, die ich nicht persönlich kennen, für die ich kein individuelles Interesse hegen konnte, die gekauft, getrieben, unter Obdach gebracht, gefüttert werden mußten, wie eben so viel Stück Vieh, — die Frage, wie wenig von des Lebens gewöhnlichsten Genüssen ihnen gewährt werden dürften, um sie bei der Arbeit zu erhalten, war

ein immer wiederkehrendes Problem. Die **Nothwendigkeit**, Aufseher und Sklavenvögte haben zu müssen, die ewig unvermeidliche Peitsche als erstes und letztes Argument — das Alles war mir unerträglich, lästig und drückend, und wenn ich dachte, wie meine Mutter die ärmste menschliche Seele achtete, wurde es mir wahrhaft fürchterlich!"

„Es ist Unsinn, wenn man von den **Freuden** der Sklaven spricht! Bis zum heutigen Tage kann ich das alberne Geschwätz einiger Eurer patronisirenden Nordländer nicht begreifen, die unsere Sünden vertheidigen wollten. Wir wissen das besser. Sage mir Keiner, daß es irgend einem lebenden Geschöpfe Freude macht, alle seine Tage lang vom Morgen bis zum Abend unter der beständigen Aufsicht eines Herrn zu arbeiten, ohne die Macht, nach eigenem Willen auch nur einen Schritt zu thun, und das Alles für zwei Paar Beinkleider und ein Paar Schuhe des Jahres, mit so viel Nahrung und Obdach, damit er zur Arbeit fähig bleibt! Wer da glaubt, daß menschlichen Geschöpfen das angenehm werden kann, der möge es versuchen. Ich würde den Patron kaufen und ihn mit ruhigem Gewissen arbeiten lassen!"

„Ich habe immer geglaubt," sagte Miß Ophelia, „Ihr Alle billigtet diese Dinge, hieltet sie für recht und der heiligen Schrift entsprechend."

„Nein, so weit ist es noch nicht mit uns gekommen. Alfred, der ein so strenger Despot ist, wie je einer auf zwei Beinen ging, macht keinen Anspruch auf diese Art der Vertheidigung; nein, er stützt sich offen und entschieden auf den guten alten Grund: **Das Recht des Stärkern!** Er sagt, und ich glaube, nicht ganz mit Unrecht, der amerikanische Pflanzer thue, nur auf andere Weise, ganz das Nämliche, was der englische Aristokrat und Capitalist gegen die niedern Classen thut; das heißt, er eignet sich dieselben, Geist und Körper, zu seinem Gebrauche und seiner Annehmlichkeit an. Er vertheidigt Beide, und ich glaube, mit Erfolg. Er behauptet, hohe Civilisation sei nicht möglich, ohne die Massen in Fesseln zu legen, sei es nominell oder wirklich. Er sagt, es müsse eine niedere Classe geben, der physischen Anstrengung und der geringsten Nahrung überantwortet; dadurch gewönne die höhere Classe Muße und Reichthum zur Erweiterung und Verbreitung der Civilisation und würde die leitende Seele der niedern. So urtheilt er, weil er, wie gesagt, ein geborener Aristokrat ist; und ich glaube dies nicht, weil ich ein geborener Demokrat bin."

„Wie können diese beiden Dinge mit einander verglichen werden?" fragte Miß Ophelia. „Der englische Arbeiter wird nicht verkauft, verhandelt, von seiner Familie getrennt, ausgepeitscht."

„Er ist eben so sehr von dem Willen dessen, der ihn benutzt, abhängig, als wäre er sein Eigenthum. Der Sklavenhändler kann seinen widerspenstigen Sklaven zu Tode peitschen lassen, — der Capitalist läßt ihn zu Tode hungern. Was die Familienbande betrifft, so läßt sich schwer entscheiden, was härter ist, seine Kinder verkaufen oder sie zu Haus verhungern zu sehen."

„Aber das ist noch keine Vertheidigung der Sklaverei, wenn man beweist, daß sie nicht schlechter ist, als irgend eine andere schlechte Sache."

„Ich gab es auch nicht dafür aus; ja, ich sage sogar, daß sie die frechste und augenscheinlichste Beeinträchtigung der Menschenrechte ist. In der That, einen Menschen zu kaufen wie ein Pferd, indem man ihm den Mund öffnet, um nach seinen Zähnen zu sehen, seine Glieder bewegt, ihn laufen läßt, und dann das Geld für ihn auszahlt; — Spekulanten, Händler, Auffütterer, Unterhändler für menschliche Körper und Seelen zu haben, — das bringt die Sache vor den Augen der civilisirten Welt in eine handgreiflichere Form, obgleich die Sache im Grunde dieselbe bleibt: das heißt, eine Gattung von menschlichen Wesen wird

ohne alle Rücksicht zu dem Eigenthum einer andern zu deren alleinigem Nutzen gemacht."

„Ich habe die Sache noch nie in diesem Sinne betrachtet," sagte Miß Ophelia.

„Nun, ich habe einige Reisen in England gemacht und viel von dem Zustande seiner niederen Classen gesehen, und ich glaube, man darf Alfred nicht widersprechen, wenn er behauptet, daß seine Sklaven besser daran sind, wie ein großer Theil der Bevölkerung Englands. Er ist Despot, aber er setzt eine Art Stolz darein, daß seine Sklaven gute Nahrung und Pflege haben."

„Als ich mit ihm zusammen war, bestand ich darauf, daß er etwas zu ihrem Unterrichte thun solle, und um mir gefällig zu sein, nahm er einen Kaplan an, der ihnen des Sonntags Religionsunterricht gab, obgleich ich glaube, daß er im Herzen der Meinung war, es würde eben so gut sein, für seine Hunde und Pferde einen Kaplan anzustellen. Und in der That, auf einen Menschen, der von der Geburt an verdummt und zum Thiere herabgewürdigt wurde, der die ganze Woche bei schwerer Arbeit verbringt, kann durch wenige Stunden Sonntags nicht viel gewirkt werden."

„Wie kam es, daß Du Dein Pflanzerleben aufgabst?" fragte Miß Ophelia.

„Nun, wir wirthschafteten einige Zeit mit einander, bis Alfred deutlich sah, daß ich kein Pflanzer sei. Er fand es lächerlich, daß ich seine Anordnungen nicht billigte, nachdem er alle möglichen Verbesserungen vorgenommen hatte, um mich zu befriedigen. Der Grund war, daß ich die Sache haßte. — die Benutzung dieser Männer und Weiber, die Fortdauer all dieser Unwissenheit, Rohheit, Lasterhaftigkeit — nur um Geld zu verdienen!"

„Ueberdies mischte ich mich immer in die Einzelheiten. Da ich selbst einer der Trägsten der Sterblichen bin, hatte ich zu viel Mitgefühl für die Trägen, und wenn die unbesonnenen armen Teufel Steine in ihre Baumwollenkörbe legten, damit sie schwerer wiegen sollten, kam es mir vor, als ob ich dasselbe thun würde, wenn ich an ihrer Stelle wäre, und ich konnte und wollte es daher nicht zugeben, daß sie deshalb gepeitscht wurden. Natürlich ging dadurch die Disciplin zu Grunde. Alfred und ich kamen so ziemlich auf denselben Punkt, wie mein verehrter Vater und ich mehrere Jahre zuvor. Er sagte mir endlich, ich wäre ein weibischer Sentimentalist und würde nie für das Geschäftsleben taugen, rieth mir, die Renteneinschreibungen und das Familienhaus in Neu-Orleans zu nehmen, Gedichte zu schreiben und ihm die Pflanzung allein zu überlassen. So trennten wir uns, und ich kam hierher."

„Aber warum setztest Du Deine Sklaven nicht in Freiheit?"

„Dazu konnte ich mich nicht erheben. Sie als Werkzeug zum Gelderwerb zu benutzen, vermochte ich nicht; sie aber zum Geldausgeben verwenden, kam mir nicht halb so häßlich vor. Einige von ihnen waren alte Haussklaven, an denen ich hing, und die jüngern die Kinder der ältern. Alle waren zufrieden, wenn es mit ihnen so blieb wie bisher."

St. Clare hielt inne und ging nachdenkend im Zimmer auf und ab.

„Es gab eine Zeit in meinem Leben," hob er dann wieder an, „wo ich Pläne und Hoffnungen hatte, etwas in der Welt zu nützen. Ich hatte einen unbestimmten Drang, eine Art von Emancipator zu werden — mein Vaterland von diesem Schandfleck zu befreien. Alle jungen Männer haben solche Fieberanfälle gehabt, wie ich glaube — aber dann —"

„Und warum thatest Du es nicht?" fragte Miß Ophelia.

„Es kam nicht Alles so, wie ich es erwartete, und ich verzweifelte am Leben, wie Salomo. Ich glaube, daß wir Beide gleich große Anlage zur Weisheit

hatten; allein statt ein Regenerator der Gesellschaft zu werden, wurde ich ein Stück Treibholz und bin seit der Zeit immer hin und her getrieben worden. Alfred tadelt mich deshalb so oft wir zusammen kommen, und er hat ein Recht dazu, denn er thut etwas: sein Leben ist eine logische Folge seiner Meinungen und das meinige ein verächtliches non sequitur."

„Aber, lieber Vetter, kannst Du damit zufrieden sein, auf solche Weise Deine Prüfungszeit hinzubringen?"

„Zufrieden? Sagte ich Dir nicht eben, daß ich sie verachte? Aber um wieder auf meine Geschichte zurückzukommen — wir waren bei dem Befreiungsgeschäfte. Ich glaube nicht, daß meine Gesinnungen über die Sklaverei besonders gut sind. Viele denken in ihren Herzen gerade so wie ich. Das Land seufzt unter derselben und so schlimm sie auch für den Sklaven sein mag, ist sie jedenfalls noch schlimmer für den Herrn. Es bedarf keiner Brille, um zu sehen, daß eine zahlreiche Classe von lasterhaften, rohen, entarteten Menschen unter uns ein Uebel für uns sind, so wie für sich selbst. Der Capitalist und Aristokrat Englands können das nicht fühlen, was wir empfinden, weil sie sich nicht unter der von ihnen erniedrigten Classe bewegen, wie wir. Sie sind in unsern Häusern, sind die Gesellschafter unserer Kinder und bilden deren Gemüther schneller, als wir es können, denn sie sind ein Geschlecht, an welchem die Kinder stets hängen werden, und wäre Eva nicht mehr Engel, als gewöhnliche Kinder, so würde auch sie verdorben werden. Wir könnten eben so gut die Blattern unter ihnen herrschen lassen und uns einbilden, unsere Kinder würden nicht davon angesteckt, als sie ununterrichtet und lasterhaft bleiben lassen und glauben, unsere Kinder würden davon nicht ergriffen. Dennoch verbieten unsere Gesetze ausdrücklich jedes allgemeine Erziehungssystem, und sie thun daran weise, denn würde eine ganze Generation gründlich unterrichtet, so würde die ganze Geschichte in die Luft fliegen. Gäben wir ihnen dann die Freiheit nicht, so würden sie sie nehmen."

„Und was glaubst Du, was das Ende von alle dem sein wird?" fragte Miß Ophelia.

„Ich weiß es nicht. Soviel aber ist gewiß, daß das Dies irae kommen muß, früher oder später. Dieselbe Sache gährt in Europa, in England und in unserm Lande. Meine Mutter erzählte mir von einem Millennium, das kommen würde, wo Christus herrschte und alle Menschen frei und glücklich wären. Als ich noch ein Knabe war, lehrte sie mich beten: Dein Reich komme. Zuweilen denke ich seufzend daran; aber wer wird den Tag Seines Kommens erleben?"

„Zuweilen glaube ich, Augustin, daß Du nicht weit von dem Reiche entfernt bist," sagte Miß Ophelia, indem sie ihr Strickzeug fallen ließ und ihren Vetter ängstlich ansah.

„Danke für Deine gute Meinung. Aber mit mir geht's auf und nieder, auf zu den Pforten des Himmels in der Theorie, nieder zum Staube der Erde in der Praxis. Doch die Theeglocke ertönt — wir wollen gehen und nun sage Du nicht mehr, daß ich nicht wenigstens einmal in meinem Leben ernst gesprochen habe."

Bei Tische spielte Marie auf das Ereigniß mit Prue an. „Sie werden gewiß denken, Cousine," sagte sie, „daß wir alle Barbaren sind."

„Die Sache an sich ist allerdings eine Barbarei," entgegnete Miß Ophelia, „aber ich halte Sie deshalb nicht alle für Barbaren."

„Ja," versetzte Marie, „ich weiß, daß es unmöglich ist, mit einigen dieser Kreaturen durchzukommen. Sie sind so schlecht, daß sie das Leben nicht verdienen. Ich fühle nicht die geringste Sympathie in solchen Fällen. Betrügen sie sich ordentlich, so würde etwas derartiges nie vorkommen."

„Aber, Mama," sagte Eva, „das arme Geschöpf war unglücklich; deshalb trank sie."

„Ach, Albernheit! Als ob das eine Entschuldigung wäre! Ich bin sehr oft unglücklich. Ich denke, ich habe größere Leiden zu ertragen, als sie je gehabt hat. Aber sie sind schlecht. Einige von ihnen sind selbst durch die größte Strenge nicht zu bändigen. Ich erinnere mich, daß Vater einen Sklaven hatte, der so faul war, daß er davon lief, um der Arbeit zu entgehen, und sich umhertrieb, stehlend und allerhand Ruchlosigkeiten verübend. Der Mensch wurde wieder ergriffen und ausgepeitscht, immer wieder, aber es half nichts, und das letzte Mal kroch er fort, weil er nicht gehen konnte, und kam in den Sümpfen um. Er hatte gar keinen Grund, fortzulaufen, denn Vaters Sklaven wurden immer gütig behandelt."

„Ich brachte einmal einen Burschen zur Ordnung," sagte St. Clare, „mit dem alle Aufseher und Herren sich umsonst alle mögliche Mühe gegeben hatten."

„Du?" rief Marie. „Ich möchte wohl wissen, wann Du so etwas bewerkstelligt hättest."

„Er war ein kräftiger, riesenmäßiger Bursche — ein geborner Afrikaner, und schien den Instinkt der Freiheit in hohem Grade zu besitzen. Er war ein förmlicher afrikanischer Löwe. Er hieß Scipio. Niemand konnte etwas mit ihm anfangen und er wurde von einem Besitzer zum andern verkauft, bis endlich Alfred ihn kaufte, weil er glaubte, er würde ihn bändigen können. Nun gut. Eines Tages schlug er den Aufseher nieder und entsprang in die Sümpfe. Ich war zum Besuch auf Alfred's Pflanzung, denn es war, nachdem wir unsere Societät aufgelöst hatten. Alfred war außer sich, doch ich sagte ihm, es wäre seine eigne Schuld, und schlug ihm eine Wette vor, daß ich den Menschen zur Raison bringen würde, und wir kamen endlich dahin überein, daß, wenn ich ihn ergriffe, er mir zum Versuch überlassen bleiben sollte. Sie wählten einen Haufen von sechs oder sieben aus, mit Gewehren und Hunden, um ihn zu hetzen. Diese Menschen sind bekanntlich eben so bereit, auf einen ihres Gleichen Jagd zu machen, wie auf ein wildes Thier, wenn es nur üblich ist; in der That wurde ich selbst etwas aufgeregt, obgleich ich mich nur als eine Art von Vermittler betrachtete, wenn er ergriffen wurde."

„Nun gut, die Hunde bellten und heulten, und wir spürten ihn endlich auf. Er rann und sprang wie ein Rehbock und ließ uns einige Zeit weit zurück; zuletzt aber wurde er in ein undurchdringliches Rohrdickicht getrieben. Da setzte er sich zur Wehr, und ich sage Euch, er focht tapfer gegen die Hunde. Er schlug sie rechts und links nieder und tödtete drei von ihnen mit der bloßen Faust, bis ein Schuß ihn niederstreckte, und er verwundet und blutend fast dicht vor mir zusammenbrach. Der arme Bursche sah stolz und zugleich verzweifelnd zu mir auf. Ich hielt die Hunde und die Leute zurück, als sie heran kamen, und nahm ihn als meinen Gefangenen in Anspruch. Ich konnte sie nur mit Mühe abhalten, ihn in dem Eifer des Sieges niederzuschießen; aber ich bestand auf meinem Handel, und Alfred verkaufte ihn mir. Ich nahm ihn mit mir, und nach vierzehn Tagen hatte ich ihn so zahm und unterwürfig gemacht, wie ich es nur wünschen konnte."

„Was in aller Welt thatest Du denn mit ihm?" fragte Marie.

„Mein Verfahren war ganz einfach. Ich nahm ihn in mein eignes Zimmer, ließ ihm ein gutes Bett geben, verband seine Wunden und pflegte ihn selbst, bis er wieder auf den Beinen war. Inzwischen hatte ich einen Freibrief für ihn ausschreiben lassen, und sagte ihm, er möchte gehen, wohin er wollte."

„Und ging er?" fragte Miß Ophelia.

„Nein. Der thörichte Mensch riß das Papier entzwei und weigerte sich entschieden, mich zu verlassen. Ich hatte nie einen bravern, bessern Burschen, er war treu, zuverlässig wie Stahl. Später wurde er Christ und so sanft wie ein Kind. Er führte die Aufsicht über meine Besitzung am See, und zwar ganz vortrefflich. Ich verlor ihn in der ersten Cholerazeit. In der That opferte er sein Leben für mich, denn ich war krank auf den Tod, und als in dem panischen Schrecken Alle entflohen, arbeitete Scipio für mich wie ein Riese und rettete mir durch seine aufopfernde Pflege das Leben. Aber der arme Mensch wurde gleich danach krank und konnte nicht gerettet werden. Nie habe ich den Verlust eines Menschen schmerzlicher empfunden."

Eva war ihrem Vater allmälig näher und näher gerückt, wie er die Geschichte erzählte, die Lippen geöffnet, die Augen weit geöffnet und voll der innigsten Theilnahme.

Als er geendigt hatte, schlang sie plötzlich die Arme um seinen Hals, brach in Thränen aus und schluchzte krampfhaft.

„Eva, theures Kind! was ist Dir?" fragte St. Clare, als des Kindes zarter Körper unter der Gewalt ihrer Gefühle heftig zitterte. „Das Kind," fügte er hinzu, „sollte nichts der Art hören — sie ist zu reizbar."

„Nein, Papa, ich bin nicht reizbar, „erwiderte Eva, sich plötzlich mit einer Kraft und Entschlossenheit beherrschend, die bei einem solchen Kinde auffallend waren. „Ich bin nicht reizbar, aber diese Dinge gehen mir nahe."

„Was meinst Du damit, Eva?"

„Ich kann es Dir nicht sagen, Papa. Ich denke eine Menge Dinge. Vielleicht kann ich es Dir später einmal erklären."

„Nun gut, so denke, mein Kind nur weine und betrübe Deinen Vater nicht," sagte St. Clare. „Sieh hier — sieh, was für eine herrliche Pfirsiche ich für Dich habe!"

Eva nahm sie und lächelte, obgleich noch immer ein nervöses Zucken ihre Mundwinkel bewegte.

„Komm, besieh Dir die Goldfische," sagte St. Clare, indem er sie bei der Hand nahm und mit ihr in die Veranda ging. Einige Augenblicke darauf ertönte heiteres Gelächter durch die seidenen Vorhänge, während Eva und St. Clare sich einander mit Rosen warfen und durch die Gänge und Alleen des Hofes jagten.

Es ist Gefahr vorhanden, daß unser bescheidener Freund Tom unter den Erlebnissen der Höhergeborenen vernachlässigt werde; aber wenn unsere Leser uns zu einer kleinen Kammer über dem Stalle begleiten wollen, werden sie vielleicht etwas von ihm erfahren. Es war ein bescheidenes Gemach und enthielt ein Bett, einen Stuhl und einen kleinen Tisch, auf welchem Tom's Bibel und Gesangbuch lagen. Da saß Tom jetzt, beschäftigt mit einer Arbeit, die ihm viel Angst und Sorge zu machen schien.

Tom's Heimweh war nämlich so stark geworden, daß er Miß Eva um ein Blatt Papier gebeten hatte; und all seine geringen Kenntnisse zusammennehmend, die er durch Mas'r George's Unterricht gewonnen hatte, war er auf den kühnen Gedanken gekommen, einen Brief zu schreiben. Jetzt war er daher beschäftigt, auf seiner Schiefertafel den ersten Entwurf zu machen. Tom befand sich in gro-

ßer Verlegenheit, denn die Gestalt einiger Buchstaben hatte er ganz vergessen, und von dem, auf was er sich besann, wußte er nicht recht, welchen Gebrauch er machen sollte. Während er arbeitete und in seinem Nachsinnen schwer athmete, trat Eva, leicht wie ein Vogel, hinter seinen Stuhl und sah ihm über die Schulter.

„Ach, Onkel Tom," sagte sie, „was für spaßhafte Dinger malst Du da?"

„Ich versuche an meine arme alte Frau und an meine Kinder zu schreiben, Miß Eva," antwortete Tom, indem er mit der Hand über die Augen fuhr. „Aber ich fürchte, daß ich nicht damit zu Stande komme!"

„Ich wünschte, ich könnte Dir helfen, Tom! Ich habe ein wenig schreiben gelernt. Voriges Jahr konnte ich alle Buchstaben, aber ich fürchte, ich habe sie wieder vergessen."

Damit legte Eva ihren kleinen, goldlockigen Kopf dicht an seinen, und Beide begannen eine ängstliche Berathung, Beide gleich ernst und gleich unwissend; und in Folge dieser Berathung und Besprechung jedes Wortes begann die Arbeit, wie sich Beide sehr sanguinisch schmeichelten, Geschriebenem ziemlich ähnlich zu sehen.

„Ja, Onkel Tom, es fängt wirklich an, ganz schön auszusehen," sagte Eva, entzückt darauf blickend. „Wie werden Deine Frau und die armen kleinen Kinder sich freuen! Ach, es ist eine Schande, daß Du sie verlassen mußtest! Ich werde Papa bitten, daß er Dich bald einmal zu ihnen gehen läßt."

„Missis hat mir versprochen, daß sie mich wieder kaufen will, sobald sie das Geld zusammenbringt," erwiderte Tom, „und ich glaube gewiß, daß sie es thut. Der junge Master George will mich holen, er hat mir diesen Dollar zum Andenken mitgegeben."—Mit diesen Worten zog er seinen kostbaren Dollar hervor.

„O, dann kommt er gewiß!" rief Eva. „Wie werde ich mich freuen!"

„Und nun wollte ich ihnen gern schreiben, wo ich bin, und der armen Chloe sagen, daß es mir wohl geht, denn sie grämte sich entsetzlich um mich, die gute Seele!"

„Tom!" rief St. Clare, der in diesem Augenblicke in die Thür trat.

Tom und Eva fuhren erschrocken auf.

„Was giebt's da?" fragte St. Clare, indem er näher trat und auf die Schiefertafel sah.

„O, es ist Tom's Brief," sagte Eva. „Ich helfe ihm dabei. Sieht es nicht hübsch aus?"

„Ich will Euch Beide gerade nicht entmuthigen," versetzte St. Clare, „aber ich glaube, Tom, Du thätest besser, mich den Brief für Dich schreiben zu lassen. Ich will es thun, wenn ich von meinem Spazierritt nach Hause komme."

„Es ist sehr wichtig für ihn, daß er schreibt," fuhr Eva fort, „denn seine Herrin will Geld herunterschicken, um ihn zurückzukaufen. Er sagte mir, daß sie es ihm versprochen haben."

St. Clare dachte in seinem Herzen, daß dies wahrscheinlich nur eine der gewöhnlichen Redensarten gutmüthiger Sklavenbesitzer war, durch welche sie den Abscheu ihrer Sklaven vor dem Gedanken, verkauft zu werden, zu mildern bemüht sind, ohne irgend eine Absicht, die auf solche Weise erweckte Hoffnung zu verwirklichen. Aber er sprach diesen Gedanken nicht aus, sondern befahl nur Tom, die Pferde zu einem Spazierritte zu holen.

Tom's Brief wurde noch an demselben Abend in gehöriger Form geschrieben und sicher auf die Post gegeben.

Miß Ophelia beharrte in ihren Arbeiten der Leitung des Hauswesens. Allgemein stimmten alle Diener, von Dina bis zum kleinsten Bengel hinab

darin überein, daß Miß Ophelia sehr „currjos" sei, ein Ausdruck, durch welchen südliche Haussklaven andeuten, daß ihre Vorgesetzten ihnen nicht gefallen.

Der höhere Zirkel in der Familie, daß heißt Adolph, Jane und Rosa, stimmten darin überein, daß sie keine Lady sei; denn Ladies arbeiteten nie, wie sie arbeitete, überhaupt habe sie gar kein „Air", und sie wunderten sich, daß sie eine Verwandte der St. Clare's sein sollte. Selbst Marie erklärte, es sei förmlich ermüdend, Miß Ophelia fortwährend so thätig zu sehen. Und in der That gab Miß Ophelia Veranlassung zu dieser Klage. Sie nähte und stickte von Tagesanbruch bis zum Abend mit dem Eifer eines Menschen, der durch die dringendste Nothwendigkeit dazu gezwungen wird. Und wenn das Licht schwand und die Arbeit bei Seite gelegt wurde, kam sogleich das stets bereite Strickzeug zum Vorschein, und sie strickte so schnell, wie je. Es war wirklich eine Arbeit, ihr zuzusehen.

20. Topsy.

Eines Morgens vernahm Mrs. Ophelia als sie mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt war, St. Clare's Stimme, der sie unten an der Treppe rief.

„Komm herab, Cousine, ich habe Dir etwas zu zeigen."

„Was ist es?" fragte Miß Ophelia als sie mit ihrer Nätherei in der Hand herabkam.

„Ich habe eine Acquisition für Dein Departement gemacht. Siehe her," sagte St. Clare, indem er ein kleines acht- bis neunjähriges Negermädchen herbeizog.

Sie war eine von den Schwärzesten ihrer Race und ihre runden wie Glasperlen glänzenden Augen musterten mit lebhaften, rastlosen Blicken alles im Zimmer Befindliche. Ihr vor Erstaunen über die Wunder des Hauses ihres neuen Herrn halb offener Mund zeigte zwei Reihen von weißen, glänzenden Zähnen. Ihr Wollenhaar war in verschiedene kleine Zöpfe geflochten, welche nach allen Seiten hinausragten. Der Ausdruck des Gesichts zeigte ein sonderbares Gemisch von Schlauheit und List, worüber gleichsam wie ein Schleier eine seltsame Miene der kläglichsten Gravität und Ernsthaftigkeit gezogen war. Sie trug ein einziges schmutziges zerrissenes Kleid von grobem Baumwollenzeuge und stand mit bescheiden gefalteten Händen da.

Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Seltsames und Koboldartiges — etwas wie Miß Ophelia später sagte — „so Heidnisches", daß es der guten Dame den äußersten Schrecken einflößte, und sie fragte daher St. Clare:

„Augustin, was in aller Welt hat Dich bewogen, das Ding herzubringen?"

„Damit Du es erziehen und es gehörig unterweisen sollst. Sie schien mir ein komisches Exemplar der Jim Crow-Spezies zu sein. — Hier, Topsy," fügte er hinzu, indem er pfiff wie man einem Hunde pfeift, „singe uns ein Lied und zeige uns wie Du tanzen kannst."

Die schwarzen glasartigen Augen glitzerten seltsam komisch und das Mädchen stimmte mit heller, kreischender Stimme eine eigenthümliche Negermelodie an, zu welcher sie den Takt mit Händen und Füßen schlug, während sie sich wie ein Kreisel herumdrehte, in die Hände klatschte, die Knie an einander schlug und in ihrer Kehle alle die phantastischen Gutturallaute hervorbrachte, welche die Musik ihrer Race auszeichnen. Endlich schlug sie ein paar Purzelbäume, stieß einen lange ausgehaltenen Ton aus, der eben so schneidend und dämonisch wie das Pfeifen einer Damrfmaschine klang, kam dann plötzlich wieder auf den Tep-

pich zu stehen und blieb hier unbeweglich, mit gefalteten Händen und dem Ausdrucke des feierlichsten Ernstes auf dem Gesicht, welcher nur von den schlauen Blicken unterbrochen wurde, die sie wie fragend aus ihren Augenwinkeln hervorschoß.

Miß Ophelia war stumm und wie gelähmt vor Verwunderung.

St. Clare schien sich über ihr Erstaunen zu freuen und sagte abermals zu dem Kinde:

„Topsy, das ist Deine neue Herrin; ich trete Dich ihr ab. Siehe also zu, daß Du Dich ordentlich benimmst.“

„Ja Master,“ erwiderte Topsy mit der feierlichsten Gravität, aber mit tückisch zwinkernden Augen.

„Du mußt gut sein Topsy, verstehst Du?“ fuhr St. Clare fort.

„Jawohl Master,“ antwortete Topsy mit einem abermaligen Augenzwinkern, wobei ihre Hände noch immer ehrerbietig gefaltet blieben.

„Aber sag' mir nur, Augustin, wie kommst Du auf einen solchen Einfall?“ fragte Miß Ophelia. „Dein Haus ist ohnehin schon so voll von diesen kleinen Plagegeistern, daß man keinen Fuß vor den andern setzen könnte, ohne auf sie zu treten. Wenn ich des Morgens aufstehe, sehe ich einen hinter der Thür schlafen und einen schwarzen Kopf unter dem Tische hervorspähen, während ein anderer auf der Thürmatte liegt, und sie grinsen und fletschen die Zähne zwischen allen Geländern und wälzen sich in der Küche umher. Weshalb hast Du noch diesen Zuwachs mitgebracht?“

„Du sollst sie erziehen; habe ich es Dir nicht gesagt? Du predigst beständig von der Erziehung und ich dachte, ich wollte Dir ein Geschenk mit einem frisch eingefangenen Exemplare machen, damit Du Dein Talent an ihr versuchen und sie gehörig erziehen sollst.“

„Ich verlange wahrhaftig nicht danach; ich habe so schon mehr mit ihnen zu thun als ich wünsche.“

„So seid ihr Christen alle. Ihr bildet Gesellschaften und werbt arme Missionaire an, daß sie ihr ganzes Leben unter solchen Heiden zubringen, aber zeige mir Einen von Euch, der einen Heiden zu sich in's Haus nähme und sich selbst die Mühe gäbe, ihn zu bekehren! Nein, wenn es dazu kommt, so sind sie schmutzig und widerlich, es macht zu viel Mühe u. s. w.“

„Augustin, Du weißt, daß ich es nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachte,“ sagte Miß Ophelia offenbar erweicht. „Nun, es würde vielleicht ein echtes Missionairwerk sein,“ setzte sie mit einem etwas günstigerem Blicke auf das Kind hinzu.

St. Clare hatte die rechte Saite berührt. Miß Ophelia's Gewissenhaftigkeit war stets rege.

„Aber,“ fügte sie hinzu, „ich sehe wirklich nicht ein, daß es nothwendig gewesen wäre, diese noch zu kaufen. Du hast ihrer genug im Hause, um alle meine Zeit und Geschicklichkeit in Anspruch zu nehmen.“

„Nun, Cousine,“ versetzte St. Clare, indem er sie auf die Seite zog, „ich sollte Dich wirklich wegen meiner leichtfertigen Reden um Verzeihung bitten. Du bist so gut, daß sie keinen Sinn und Verstand haben. Dieses Mädchen gehörte einem trunksüchtigen Ehepaare, das eine gemeine Speisewirthschaft hält, an der ich jeden Tag vorübergehen muß, und ich war es müde, das Kind schreien und die Leute es schlagen und schelten zu hören. Dazu kam noch, daß sie lebhaft und komisch aussah, als ob sich etwas aus ihr machen lassen könne, und ich habe sie daher gekauft um sie Dir zu geben. Versuche es, ihr eine gute orthodoxe neuengländische Erziehung zu ertheilen und sieh zu, was Du aus ihr

machen kannst. Du weißt, daß ich die Gabe dazu nicht besitze, aber ich wünschte, daß Du es versuchtest."

„Nun, ich will thun was ich kann," entgegnete Miß Ophelia und sie näherte sich ihrer neuen Untergebenen ungefähr wie eine Person sich einer schwarzen Spinne nähern würde, wenn sie wohlwollende Absichten gegen dieselbe hegt.

„Sie ist entsetzlich schmutzig und halb nackt," sagte sie.

„Führe sie hinunter und laß sie von Jemand reinigen und ankleiden."

Miß Ophelia brachte sie in die Küche.

„Ich sehe nicht ein, wozu Mr. St. Clare noch einen Nigger braucht," sagte Dina, indem sie die Neuangekommene mit nichts weniger als freundlicher Miene betrachtete. „Ich werde sie nicht vor meinen Füßen umherlaufen lassen, das weiß ich."

„Pah!" riefen Rosa und Jane, mit dem äußersten Ekel; „sie soll uns ja aus dem Wege gehen. Ich kann nicht begreifen, wozu der Master noch einen von diesen gemeinen Niggern angeschafft hat."

„Haltet die Mäuler!" rief Dina, welche in dieser Bemerkung eine sie beleidigende Anzüglichkeit erblickte; „sie ist nicht schlechter als Ihr. Ihr scheint Euch für weiße Leute zu halten, aber Ihr seid weder schwarz noch weiß. Ich will lieber das Eine oder das Andere sein."

Miß Ophelia sah, daß im Hause Niemand die Reinigung und das Ankleiden des Ankömmlings übernehmen wollte, und sie war daher genöthigt, es unter dem widerstrebenden Beistande Jane's selbst zu thun.

Es ist nicht für zarte Ohren, die einzelnen Umstände der ersten Toilette eines vernachlässigten, gemißhandelten Negermädchens zu vernehmen. Es müssen überhaupt in dieser Welt eine Menge Menschen in einem Zustande leben und sterben, dessen Beschreibung eine zu große Erschütterung der Nerven ihrer Nebenmenschen hervorbringen würde. Miß Ophelia besaß ein gutes Theil praktischer Entschlossenheit und sie machte alle die widerwärtigen Einzelnheiten mit heroischem Eifer, wenn auch, wie wir gestehen müssen, mit nicht eben freundlicher Miene durch — denn das Dulden war das Letzte, wozu ihre Grundsätze sie bewegen konnten. Als sie auf dem Rücken und den Schultern des Kindes große Striemen und verhärtete Stellen, die unverwischbaren Spuren des Systems, unter welchem sie bisher aufgewachsen war, erblickte, wurde ihr Herz von Mitleid für sie erfüllt.

„Seht nur!" rief Jane auf die Spuren deutend, „beweis't es nicht, daß sie eine Teufelsbrut ist? Wir werden gewiß unsre liebe Noth mit ihr haben! Ich hasse die Negerkinder; sie sind zu ekelhaft. Es wundert mich nur, daß sie der Master gekauft hat."

Das Mädchen, auf das sich diese Bemerkungen bezogen, hörte sie mit der kläglichen Miene, die ihr zur Gewohnheit geworden zu sein schien, an, indem sie nur mit einem flüchtigen stechenden Blicke ihrer lebhaften Augen die Zierrathen, welche Jane in den Ohren trug, betrachtete. Als sie endlich in einen anständigen Anzug gekleidet und ihr Haar kurz abgeschoren war, sagte Miß Ophelia mit einiger Zufriedenheit, daß sie christlicher aussähe als vorher, und begann im Stillen einige Pläne für ihre Bekehrung zu entwerfen.

Sie setzte sich vor ihr nieder und begann sie auszufragen.

„Wie alt bist Du, Topsy?"

„Weiß nicht, Missis," antwortete das Mädchen mit einem Grinsen, welches alle ihre Zähne zeigte.

„Du weißt nicht wie alt Du bist? hat es Dir Niemand gesagt? — Wer ist Deine Mutter gewesen?"

„Habe nie eine gehabt," erwiderte das Kind mit einem abermaligen Grinsen.

„Nie eine Mutter gehabt? — wie meinst Du das? — Wo bist Du geboren?"

„Ich bin nicht geboren," erwiderte Topsy mit dem nämlichen Grinsen, welches diesmal so dämonisch aussah, daß Miß Ophelia, wenn sie nervenschwach gewesen wäre, hätte glauben können, daß sie einen Gnomen aus der Unterwelt vor sich habe. Miß Ophelia aber war nicht nervenschwach, sondern einfach und gerade, und sie sagte daher mit einiger Strenge:

„Du mußt mir nicht auf solche Art antworten, Kind; ich scherze nicht mit Dir. Sage mir, wo Du geboren bist und wer Deine Eltern waren."

„Ich bin gar nicht geboren," wiederholte das Mädchen nachdrücklicher, „ich habe nie Eltern oder Verwandte gehabt. Ich bin von einem Speculanten mit einer Menge Anderer aufgezogen worden; die alte Tante Sue hatte die Aufsicht über uns."

Das Kind war offenbar aufrichtig in seiner Aussage; Jane brach in ein kurzes Gelächter aus und rief:

„Gott, Missis, es giebt eine Unmasse von der Art; sie werden von Speculanten wohlfeil aufgekauft wenn sie klein sind und zum Verkaufen aufgefüttert."

„Wie lange bist Du bei Deiner Herrschaft gewesen?"

„Weiß nicht, Missis."

„Ist es ein Jahr oder mehr oder weniger?"

„Weiß nicht, Missis."

„Die gemeinen Neger wissen das nicht, Missis; sie verstehen nichts von der Zeit," sagte Jane; „sie wissen nicht, was ein Jahr ist, sie kennen nicht einmal ihr Alter."

„Hast Du schon etwas von Gott gehört, Topsy?"

Das Kind machte eine verblüffte Miene, grinste aber wie gewöhnlich.

„Weißt Du, wer Dich geschaffen hat?"

„Niemand, so viel ich weiß," antwortete das Mädchen mit einem kurzen Lachen.

Die Idee schien sie höchlich zu ergötzen, denn ihre Augen zwinkerten und sie fügte hinzu:

„Ich werde wohl gewachsen sein. Ich glaube nicht, daß mich Jemand geschaffen hat."

„Kannst Du nähen?" fragte Miß Ophelia, welche ihre Fragen auf etwas Materielleres richten zu müssen glaubte.

„Nein, Missis."

„Was kannst Du denn? — was hast Du bei Deiner Herrschaft gethan?"

„Wasser geholt, Teller gewaschen, Messer geputzt und den Leuten aufgewartet."

„Waren sie gut gegen Dich?"

„Das glaube ich," antwortete das Kind mit einem listig spähenden Blicke auf Miß Ophelia.

Miß Ophelia erhob sich von diesem entmuthigenden Gespräche; St. Clare stand hinter ihrem Stuhle.

„Du findest hier einen jungfräulichen Boden, Cousine; säe Deine eigenen Ideen hinein — Du wirst nicht viele auszujäten haben."

Miß Ophelia's Ideen von Erziehung waren gleich allen ihren übrigen Ideen

sehr bestimmt und fest, und von der Art, welche vor einem Jahrhundert in Neu-England herrschte und die immer noch in einigen abgelegenen unverbildeten Theilen des Landes, wo es keine Eisenbahnen giebt, beibehalten worden ist. Wenn man sie in bestimmten Worten ausdrücken soll, so ließen sie sich kurz zusammenfassen. Die Kinder mußten, wenn sie angeredet wurden, aufmerksam ihren Katechismus, sowie nähen und lesen lernen und Schläge erhalten, wenn sie logen. Wenn auch bei der Lichtfluth, welche jetzt über die Erziehung verbreitet worden ist, diese Ideen weit in's Hintertreffen gekommen sind, so ist es doch eine unbestrittene Thatsache, daß unsere Großeltern bei diesem System der Kinderzucht so manche ganz leidliche Männer und Frauen aufgezogen haben, wie noch Viele unter uns wissen und bezeugen können. Jedenfalls wußte es Miß Ophelia nicht besser und sie begann daher die Ausbildung ihrer jungen Heidin mit dem wärmsten Eifer.

Das Kind wurde in der Familie als Miß Ophelia's Mädchen angekündigt und betrachtet und da man sie in der Küche mit nicht besonders günstigen Augen ansah, so beschloß Miß Ophelia den Wirkungskreis ihrer Operationen und Belehrungen hauptsächlich auf ihr eignes Zimmer zu beschränken. Mit einer Selbstaufopferung, welche viele von unsern Lesern zu würdigen wissen werden, beschloß sie, statt selbst ihr Bett zu machen und ihr Zimmer eigenhändig auszufegen und aufzuräumen, — wie sie es bisher mit Verschmähung aller Hilfsanerbietungen der weiblichen Dienerschaft des Hauses gethan hatte — sich zu dem Märtyrerthum zu verurtheilen, Topsy in diesen Beschäftigungen zu unterrichten. Das war ein schlimmer Tag. Wenn eine von unsern Leserinnen je ein Gleiches gethan hat, so wird sie die Größe der Selbstaufopferung zu ermessen wissen.

Miß Ophelia begann bei Topsy damit, daß sie sie am ersten Morgen in ihr Zimmer führte, und feierlichst einen Lehrkursus in der Kunst und den Mysterien des Bettmachens eröffnete.

Wir sehen also Topsy gewaschen und aller der geflochtenen Rattenschwänzchen, an denen sich ihr Herz erfreute, beraubt, in einem reinlichen Kleide und einer gutgestärkten Schürze ehrerbietig und mit einem Ausdruck von Ernst, welcher bei einem Begräbniß am Platze gewesen wäre, vor Miß Ophelia stehen.

„Nun, Topsy, jetzt will ich Dir zeigen, wie mein Bett gemacht werden muß. Ich bin mit meinem Bette sehr eigen. Du mußt es genau lernen."

„Ja, Madam," sagte Topsy mit einem tiefen Seufzer und einem kläglich ernsthaftem Gesicht.

„Also sieh her, Topsy! Dies ist die Nath des Betttuches — dies ist die rechte Seite des Betttuches und dies die linke. Wirst Du Dir es merken?"

„Ja, Madam," antwortete Topsy mit einem zweiten Seufzer.

„Siehst Du nun, Du mußt das untere Betttuch über das Pfühl breiten — so — und es hübsch glatt unter die Matratze stecken — so, verstehst Du mich?"

„Ja, Madam," sagte Topsy mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Aber das obere Betttuch," fuhr Miß Ophelia fort, „muß auf diese Weise aufgelegt und fest und glatt am Fuße untergestopft werden — siehst Du! — den schmalen Saum am Fußende."

„Ja Madam," sagte Topsy wie vorher, aber wir müssen hinzufügen, was Miß Ophelia nicht sah, nämlich daß, während die gute Dame im Eifer ihrer Manipulationen der jungen Schülerin den Rücken zukehrte, diese ein Paar Handschuhe und ein Band wegstibitzte, welche Gegenstände sie geschickt in ihre Aermel gleiten ließ, worauf sie wieder mit demüthig gefalteten Händen dastand.

„Nun, Topsy, laß sehen, wie Du es machen würdest," sagte Miß Ophelia, indem sie die Betttücher wegzog und sich niedersetzte.

Topsy machte mit der größten Leichtigkeit und Geschicklichkeit das Exercitium zu Miß Ophelia's völliger Zufriedenheit durch, strich die Betttücher glatt, entfernte jede Falte und zeigte während der ganzen Operation einen gravitätischen Ernst, über den ihre Lehrerin höchlichst erbaut war. In Folge eines unglücklichen Versehens hing jedoch ein flatterndes Ende des Bandes aus ihrem Aermel, als sie eben ihre Arbeit beendigt hatte, und erregte Miß Ophelia's Aufmerksamkeit.

Sie schoß augenblicklich darauf zu.

„Was ist das? Du ungezogenes, böses Kind! Du hast das gestohlen!"

Das Band wurde aus Topsy's Aermel gezogen, was diese aber nicht im mindesten außer Fassung brachte, und sie blickte es nur mit dem Erstaunen der reinsten Unschuld an.

„Ei, ist das nicht Miß Feely's Band? Wie mag es in meinen Aermel gekommen sein?"

„Topsy, Du ungezogenes Mädchen, mache mir keine Flausen! Du hast das Band gestohlen?"

„O Missis, wahrhaftig nicht! ich habe es nicht eher als diese selbige Minute gesehen."

„Topsy," rief Miß Ophelia, „weißt Du nicht, daß es gottlos ist zu lügen?"

„Ich lüge nie, Miß Feely!" versetzte Topsy mit tugendhafter Würde; „ich habe die Wahrheit gesagt, und es ist nicht anders."

„Ich werde Dich schlagen müssen, wenn Du so lügst!"

„Gott, Missis, ich könnte nicht anders sprechen, wenn Sie mich auch den ganzen Tag schlügen!" schluchzte Topsy; „ich habe das Band noch nie gesehen, es muß sich in meinem Aermel verfangen haben. Miß Feely muß es auf dem Bette gelassen haben, und gewiß hat es sich in den Kleidern verwickelt und ist so in meinen Aermel gekommen."

Miß Ophelia war über die unverschämte Lüge so entrüstet, daß sie das Mädchen ergriff und schüttelte.

„Sage mir das nicht noch einmal!"

Durch das Schütteln wurden die Handschuhe aus dem andern Aermel auf den Boden geschleudert.

„Da siehst Du es!" rief Miß Ophelia. „Willst Du mir jetzt noch sagen, daß Du das Band nicht gestohlen hast?"

Topsy gestand die Entwendung der Handschuhe ein, beharrte aber immer noch darauf, daß sie das Band nicht genommen habe.

„Nun, Topsy," sagte Miß Ophelia, „wenn Du mir Alles gestehen willst, werde ich Dich diesmal nicht schlagen."

Auf dieses Versprechen hin gestand Topsy den Diebstahl des Bandes und der Handschuhe unter kläglichen Betheuerungen der Bußfertigkeit ein.

„Sage mir Alles! ich weiß, daß Du noch andere Dinge genommen haben mußt, seit Du im Hause bist, denn ich habe Dich gestern den ganzen Tag im Hause umherlaufen lassen. Sprich, hast Du noch etwas entwendet? Ich will Dich diesmal nicht schlagen."

„Gott, Missis, ich habe das rothe Ding genommen, was Miß Eva am Halse trägt."

„So? Du gottloses Kind! Nun, was weiter?"

„Rosa's Ohrringe, die rothen —"

„Geh und bringe mir Beides augenblicklich her."

Gott, Missis, ich kann nicht, die Sachen sind verbrannt."

Verbrannt? — welche Lüge! — Geh hole die Dinge, sonst schlage ich Dich."

Topsy erklärte mit lauten Betheuerungen und Thränen und Seufzern, daß sie es nicht könne.

„Sie sind wirklich und wahrhaftig verbrannt!"

„Weshalb hast Du sie verbrannt?" fragte Miß Ophelia.

„Weil ich gottlos bin. Ich bin sehr gottlos, ich kann nicht anders."

In diesem Augenblicke kam Eva zufällig mit dem angeblich gestohlenen Korallenbande am Halse in das Zimmer.

„O Eva, woher hast Du Dein Halsband wieder?" fragte Miß Ophelia.

„Woher ich es wieder habe? ich habe es ja den ganzen Tag umgehabt."

„Hast Du es gestern getragen?"

„Ja, und es ist spaßhaft, Tantchen, daß ich es die ganze Nacht umbehalten habe. Ich habe es abzunehmen vergessen, als ich zu Bett ging."

Miß Ophelia war ganz erstaunt und sie wurde es noch mehr, als Rosa in diesem Augenblicke mit einem Korbe voll frischgeplätteter Wäsche auf dem Kopfe und den Korallengehängen in den Ohren eintrat.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich mit einem solchen Kinde anfangen soll!" rief sie in Verzweiflung. „Wie in aller Welt kommst Du darauf, Topsy, mir zu sagen, Du habest diese Dinge genommen?"

„Missis hat gesagt, daß ich gestehen müsse, und ich wußte nichts Anderes, was ich noch gestehen sollte," sagte Topsy, die Augen reibend.

„Aber ich habe natürlich nicht verlangt, daß Du Dinge gestehen solltest, die Du nicht gethan hast," erwiderte Miß Ophelia. „Das ist eben so gut eine Lüge wie das Andere."

„Wirklich?" rief Topsy im Tone unschuldiger Verwunderung.

„O, in dem Teufelsbraten ist kein Fünkchen Wahrheit," sagte Rosa mit einem entrüsteten Blicke auf Topsy. Wenn ich Mr. St. Clare wäre, so würde ich sie peitschen bis das Blut herunterliefe, sie sollte schon daran denken!"

„Nein, nein, Rosa," sagte Eva mit einer gebieterischen Miene, wie sie das Kind zu Zeiten annehmen konnte, „Du mußt nicht so sprechen, Rosa. Ich kann es nicht hören."

„Du mein Himmel, Miß Eva, Sie sind so gut, daß Sie nicht wissen, wie man die Nigger behandeln muß. Das einzige Mittel ist, sie gehörig zu schlagen, das sage ich Ihnen."

„Rosa, sei still!" rief Eva, „kein solches Wort mehr." Und ihr Auge blitzte und ihre Wange röthete sich stärker.

Rosa wurde augenblicklich bescheiden.

„Miß Eva hat St. Clare-Blut in den Adern, das ist klar; sie kann wahrhaftig gerade so sprechen wie ihr Papa," sagte sie, indem sie das Zimmer verließ.

Eva blickte Topsy an, und als Miß Ophelia sich über deren schlechtes Benehmen aussprach, sah das Kind verlegen und bekümmert aus, sagte aber in sanftem Tone:

„Arme Topsy, warum stiehlst Du? Du bist jetzt gut versorgt; ich würde Dir wahrhaftig lieber Alles geben, was ich habe, als Dich es stehlen sehen."

Es war das erste gütige Wort, welches das Kind je in seinem Leben vernommen hatte; die Milde in Eva's Ton und Wesen erschütterte das verwilderte rohe Herz mächtig und ein Schimmer wie von einer Thräne glänzte in dem runden, blitzenden Auge. Hierauf folgte jedoch ein kurzes Lachen und ein dem

Mädchen zur Gewohnheit gewordenes Grinsen. Nein, das Ohr, das nie etwas Anderes als Schmähungen gehört hat, ist für die himmlischen Worte der Güte geradezu unempfänglich; Topsy hielt Eva's Worte nur für etwas Komisches und Unerklärliches, — sie glaubte nicht daran.

Was war aber mit Topsy anzufangen? Miß Ophelia stand rathlos da, ihre Erziehungsregeln schienen hier nicht anwendbar zu sein. Sie wollte sich die Sache überlegen, und sowohl um Zeit zu gewinnen als in der Hoffnung, daß die unbestimmten moralischen Tugenden, welche in dunkeln Kammern verborgen sein sollen, sich geltend machen würden, schloß Miß Ophelia Topsy in eine solche ein, bis sie ihre Ideen über den Gegenstand weiter geordnet haben würde.

„Ich weiß nicht, wie ich mit dem Kinde auskommen soll, ohne es zu schlagen," sagte sie zu St. Clare.

„Nun, so schlage sie nach Herzenslust, ich gebe Dir die Vollmacht zu thun, was Dir beliebt."

„Die Kinder müssen Schläge bekommen," fuhr Miß Ophelia fort; „ich habe nie gehört, daß sie anders aufgezogen werden könnten."

„Thue, was Du für das Beste hältst," sagte St. Clare. „Aber auf etwas muß ich Dich aufmerksam machen. Ich habe dieses Mädchen mit dem Schüreisen schlagen oder mit der Feuerschaufel oder Zange, was eben zur Hand war, zu Boden strecken sehen, und da es an diese Methode gewöhnt ist, werden Deine Schläge ziemlich energisch sein müssen, wenn sie einigen Eindruck machen sollen."

„Was kann man sonst mit ihr anfangen?" fragte Ophelia.

„Du hast eine ernste Frage aufgeworfen," erwiderte St. Clare, „ich wollte Du beantwortetest sie. Ja, was ist mit einem menschlichen Wesen, das nur durch Schläge regiert werden kann, zu thun, wenn diese nichts fruchten? — In diese Verlegenheit kommen wir hier sehr oft."

„Ich weiß es wahrhaftig nicht; ein Kind wie dieses ist mir noch nicht vorgekommen."

„Solche Kinder sind bei uns sehr gewöhnlich; solche Männer und Weiber ebenfalls. Wie kann man sie regieren?"

„Das ist wirklich mehr als ich zu beantworten vermag," sagte Miß Ophelia.

„So geht es mir ebenfalls," erwiderte St. Clare. „Die entsetzlichen Grausamkeiten und Mißhandlungen, welche zuweilen ihren Weg in die Zeitungen finden — woher kommen sie? — In vielen Fällen ist es auf beiden Seiten eine allmälige Verhärtung. Der Besitzer wird in demselben Maße grausamer, wie der Sklave verstockter. Schläge und Mißhandlungen gleichen dem Opium, man muß die Dosis verdoppeln, wenn die Empfänglichkeit dafür abnimmt. Ich habe dies schon früh erkannt, als ich Sklavenbesitzer wurde, und daher beschlossen, gar nicht anzufangen, weil ich nicht wußte, wo ich aufhören würde, und ich wenigstens mein moralisches Gefühl nicht ersticken wollte. Die Folge davon ist, daß sich meine Sklaven wie verzogene Kinder benehmen; aber ich halte das für besser als wenn wir Beide verthiert würden. Du hast viel von unsern Erziehungspflichten gesprochen, Cousine, und ich wünschte daher, daß Du es mit einem Kinde, welches nur ein Beispiel von Tausenden ist, einmal versuchen möchtest."

„Es ist Euer System, das solche Kinder macht," meinte Miß Ophelia.

„Ich weiß es, aber sie sind nun einmal da — sie existiren — was ist also mit ihnen anzufangen?"

„Nun, ich will nicht sagen, daß ich Dir für das Experiment danke, da es aber eine Pflicht zu sein scheint, so werde ich ausharren und mein Möglichstes thun," versetzte Miß Ophelia, und sie fuhr von jetzt an fort, an ihrer neuen

Aufgabe mit einem lobenswerthen Eifer und großer Energie zu arbeiten. Sie gab dem Kinde regelmäßige Beschäftigungen und übernahm es, ihm Lesen und Nähen zu lehren.

In der ersteren Kunst erwies sich die Kleine als äußerst gelehrig. Sie lernte die Buchstaben wie durch Zauberei und war sehr bald im Stande einfach Geschriebenes zu lesen. Aber mit dem Nähen ging es schwieriger. Sie war flink wie eine Katze und beweglich wie ein Affe, und das Stillsitzen beim Nähen war ihr ein Greuel, sie zerbrach ihre Nadeln, warf sie heimlich aus dem Fenster oder in Mauerritzen, verwirrte, zerriß oder beschmutzte den Faden, oder versteckte ganze Knäule so, daß sie nicht wieder zu finden waren. Ihre Bewegungen waren fast eben so schnell wie die eines gewandten Taschenspielers und eben so groß ihre Herrschaft über ihre Mienen, und wenn auch Miß Ophelia fest überzeugt war, daß so viele Unfälle unmöglich hintereinander geschehen konnten, so war es ihr doch ohne eine Wachsamkeit, die ihr keine Zeit zu irgend etwas Anderem gelassen haben würde, unmöglich sie auf der That zu ertappen.

Topsy war in der Haushaltung bald eine hervorragende Persönlichkeit, denn ihr Talent zu allen Arten von Grimassen, Nachahmungen und muthwilligen Streichen — zum Tanzen, Radschlagen, Klettern, Singen, Pfeifen und Nachahmen jeden Tones, der ihr auffiel — schien unerschöpflich zu sein. In ihren Spielstunden war sie stets von sämmtlichen Kindern des Hauses, mit vor Verwunderung weit offenem Munde umringt — selbst Miß Eva nicht ausgenommen, die von ihren wilden Teufeleien bezaubert zu werden schien wie eine Taube von einer glänzenden Schlange. Miß Ophelia war darüber unwillig, daß Eva so großes Gefallen an Topsy's Gesellschaft fand, und bat St. Clare flehentlich ihr es zu verbieten.

„Pah! laß das Kind gehen!" sagte St. Clare. „Topsy wird sie aufheitern."

„Aber ein so entartetes Mädchen — fürchtest Du nicht, daß sie ihr Böses lehren wird?"

„Sie kann ihr nichts Böses lehren, bei manchen anderen Kindern würde dies vielleicht der Fall sein, aber von Eva's Geiste gleitet das Böse ab wie der Thau von einem Kohlblatte — es dringt kein Tropfen hinein."

„Glaube das nicht zu fest," erwiderte Miß Ophelia; „so viel weiß ich, daß ich mein Kind nicht mit Topsy spielen lassen würde."

„Nun, Deine Kinder brauchen es nicht zu thun," antwortete St. Clare; „aber die meinen mögen es. Wenn Eva verdorben werden könnte, so hätte sie es längst sein müssen."

Topsy wurde Anfangs von der oberen Dienerschaft gering geschätzt und verachtet; aber die Leute hatten bald Grund ihre Meinung zu ändern. Man entdeckte sehr bald, daß Jedem, der Topsy eine Beleidigung zufügte, kurz darauf ein höchst unangenehmer Unfall begegnete — entweder wurden ein paar Ohrringe oder irgend ein hochgeschätzter Schmuckgegenstand vermißt, oder ein Kleidungsstück war völlig verdorben oder die betreffende Person stolperte zufällig in einen Eimer mit heißem Wasser, oder eine Libation von schmutziger Lauge überschwemmte sie unerklärlicher Weise von oben herab, wenn sie sich im vollen Staate befand, und bei allen diesen Anläßen war, wenn sie untersucht wurden, Niemand zu finden, der den Streich auf sich nahm.

Topsy wurde zu wiederholten Malen citirt und vor allen häuslichen Gerichtspersonen in's Verhör genommen, bewahrte dabei aber stets die treuherzigste Unschuld und Gravität in ihren Mienen. Kein Mensch zweifelte daran, daß sie die Streiche verübt habe, aber es war keine Spur eines direkten Beweises auf-

zufinden, um den Vermuthungen Gewicht zu ertheilen und Miß Ophelia war zu gerecht, um ohne einen solchen Strafen zu dictiren.

Das Unheil, welches verübt wurde, war dabei stets so gut berechnet, daß den Urheber nicht wohl Strafe treffen konnte. So wurden die Gelegenheiten zur Rache an Rosa und Jane, den beiden Kammermädchen, stets zu der Zeit gewählt, wo sie (was nicht selten der Fall war) bei ihrer Herrin in Ungnade waren, und ihre Klagen demnach natürlich kein theilnehmendes Gehör fanden. Kurz, Topsy brachte die Dienerschaft bald zu der Einsicht, daß es weit besser sein würde, sie unbehelligt zu lassen, was nach einiger Zeit auch geschah.

Topsy war in allen Handarbeiten geschickt und gutwillig, und sie begriff Alles, was ihr gelehrt wurde, mit überraschender Schnelligkeit. Nach wenigen Lektionen hatte sie Miß Ophelia's Zimmer auf eine Weise, an der selbst diese eigne Dame nichts zu tadeln fand, in Ordnung bringen gelernt. Keine andere Menschenhand vermochte die Tücher glätter auszubreiten, die Kissen genauer zu legen, das Zimmer mit größerer Vollkommenheit zu fegen und abzustäuben und aufzuräumen, als Topsy, wenn sie wollte — aber sie wollte nicht oft. Wenn Miß Ophelia nach drei bis vier Tagen sorgfältiger und geduldiger Aufsicht so wohlmeinend war, zu glauben, daß Topsy sich endlich ihre Weise angeeignet habe und ohne Aufsicht gelassen werden könne, und sich entfernte, um etwas Anderes zu thun, so pflegte Topsy einige Stunden lang ein wahres Carneval von Verwirrung zu halten. Statt das Bett zu machen, belustigte sie sich damit, daß sie die Kissenüberzüge auftrennte und mit ihrem Wollkopfe hinein fuhr, daß er zuweilen grotesk mit nach allen Seiten hinausragenden Federn geschmückt war; sie erkletterte die Bettpfosten und hing sich kopfabwärts an den Betthimmel, warf die Decken und Tücher im ganzen Zimmer umher, putzte das Kopfkissen mit Miß Ophelia's Nachtkleidern an und führte mit ihm Schauspiele auf — sang und pfiff und grimmassirte mit sich selbst im Spiegel, kurz, sie verübte, wie Miß Ophelia es zu nennen pflegte, wahre Kainsthaten.

Einmal fand Miß Ophelia Topsy, wie sie ihren allerbesten scharlachrothen chinesischen Kreppshawl wie einen Turban um den Kopf gewunden hatte und eben ihre Komödie vor dem Spiegel aufführte. — Miß Ophelia hatte nämlich mit einer bei ihr unerhörten Nachlässigkeit den Schlüssel einmal ausnahmsweise an ihrer Kommode stecken lassen.

„Topsy!" pflegte sie zu sagen, wenn ihr der Geduldsfaden völlig gerissen war, „wie kannst Du nur so tolle Streiche machen!"

„Weiß nicht, Missis — wahrscheinlich weil ich so gottlos bin."

„Ich weiß nicht mehr was ich mit Dir anfangen soll, Topsy."

„Gott, Missis, Sie müssen mich schlagen. Meine alte Missis hat mich immer geschlagen. Ich bin nicht gewohnt zu arbeiten wenn ich nicht geschlagen werde."

„Aber ich möchte Dich gern nicht schlagen. Du kannst Dich recht gut benehmen, wenn Du Lust dazu hast; warum willst Du es nur nicht thun?"

„Ach, Missis, ich bin einmal an die Schläge gewöhnt; ich glaube, daß sie gut für mich sind."

Miß Ophelia versuchte das Recept und Topsy machte dabei stets einen entsetzlichen Lärm und schrie, schluchzte und flehte. Wenn sie aber eine halbe Stunde nachher von einer Heerde Kinder umgeben auf einem Vorsprunge des Balkons hockte, so sprach sie ihre tiefste Verachtung der ganzen Geschichte aus.

„Gott, das nennt Miß Feely schlagen! mit ihren Schlägen würde sie keinen Floh todt machen! sie hätte sehen sollen, wie der alte Master zuschlug, daß das Fleisch in Fetzen herumflog — der verstand es!"

Topsy sprach beständig von ihren Sünden und Vergehen und betrachtete sie offenbar als etwas ganz Ausgezeichnetes.

„Gott, Ihr Nigger," pflegte sie zu ihrer Zuhörerschaft zu sagen, „wißt Ihr, daß Ihr Alle Sünder seid? — Jawohl, Ihr Alle seid Sünder! auch die weißen Leute sind Sünder — Miß Feely sagt es, aber die Nigger werden wohl die größten sein. Mir kommt jedoch Keiner von Euch gleich. Ich bin so entsetzlich sündhaft, daß kein Mensch etwas mit mir anfangen kann. Die alte Missis hat immer den halben Tag auf mich fluchen müssen. Ich glaube, ich bin das sündhafteste Geschöpf von der Welt!" Dann schlug sie einen Purzelbaum, kletterte behend auf einen höheren Punkt und that sich offenbar auf die Auszeichnung viel zu gute.

Des Sonntags beschäftigte sich Miß Ophelia sehr eifrig damit, Topsy den Katechismus zu lehren. Topsy hatte ein vortreffliches Wortgedächtniß und lernte mit einer Schnelligkeit, welche ihre Lehrerin bedeutend in ihren Bemühungen ermuthigte.

„Meinst Du denn, daß es ihr etwas nützen wird?" sagte St. Clare.

„Nun, es hat den Kindern stets Nutzen gebracht. Den Katechismus müssen alle Kinder lernen," erwiderte Ophelia.

„Gleichviel, ob sie die Worte verstehen oder nicht?" fragte St. Clare.

„O, die Kinder verstehen sie zu der Zeit, wo sie sie lernen, nie, aber wenn sie erwachsen sind, findet sich das von selbst."

„Bei mir hat es sich noch nicht gefunden," versetzte St. Clare, „obgleich ich gestehen muß, daß Du mir die Worte in meiner Jugend gehörig eingeprägt hast."

„O Du hast immer gut gelernt, Augustin. Ich hatte große Hoffnungen auf Dich gebaut."

„Nun, hast Du die nicht mehr?" fragte St. Clare.

„Ich wollte, Du wärst noch eben so gut wie Du als Knabe warst, Augustin."

„Das wünschte ich selbst, Cousine", sagte St. Clare. „Nun, fahre nur fort, Topsy zu katechisiren, vielleicht wirst Du doch noch etwas aus ihr machen."

Topsy, die während dieses Gesprächs mit demüthig gefaltenen Händen, wie eine schwarze Statue dagestanden hatte, fuhr jetzt auf ein Signal von Miß Ophelia fort:

„Unsere ersten Eltern waren der Freiheit ihres eigenen Willens überlassen und fielen aus dem Zustande, worin sie erschaffen waren."

Topsy's Augen zwinkerten und sie blickte fragend auf.

„Was giebt es, Topsy?" fragte Miß Ophelia.

„Bitte, Missis, war das der Staat Kintuck?*) Der Master hat mir oft erzählt, daß wir von Kintuck herabgekommen seien."

St. Clare lachte.

„Du wirst ihr eine Auslegung geben müssen, wenn sie sich nicht selbst eine machen soll," sagte er. „Es scheint hier von einer Auswanderungsgeschichte die Rede zu sein."

„O Augustin, sei still!" rief Miß Ophelia; „wie kann ich etwas ausrichten, wenn Du immer scherzen und spötteln willst?"

„Nun, ich werde auf Ehre Deine Uebungen nicht wieder stören," erwiderte St. Clare, nahm eine Zeitung zur Hand und setzte sich nieder, bis Topsy ihre

---

*) Diese Aeußerung des Negermädchens gründet sich auf die mehrfache Bedeutung des englischen Wortes state, welches im Deutschen Stand, Zustand und Staat heißt.

Aufgabe hergesagt hatte. Es ging recht gut, nur daß sie dann und wann einige wichtige Worte auf sonderbare Weise mit einander verwechselte und trotz aller Versuche, das Gegentheil zu bewirken, auf dem Irrthume beharrte. St. Clare fand trotz aller seiner Versprechungen ernst zu bleiben, ein gottloses Vergnügen an diesen Fehlern, rief Topsy zu sich, wenn er sich belustigen wollte, und ließ sich von ihr trotz der Vorstellungen Miß Ophelia's die fehlerhaften Stellen hersagen.

„Wie kann ich mit dem Kinde etwas anfangen, Augustin, wenn Du es so treibst?" pflegte sie zu sagen.

„Nun, es ist wirklich zu arg; ich will es nicht wieder thun, aber es macht mir wirklich Vergnügen, das drollige kleine Geschöpf über die langen Worte stolpern zu hören."

„Aber Du bestärkst sie in ihren Fehlern!"

„Was schadet das? — für sie ist ein Wort so gut wie das andere."

„Du hast verlangt, daß ich sie ordentlich erziehen soll; Du darfst nicht vergessen, daß sie ein vernünftiges Wesen ist und mußt Deinen Einfluß auf sie gut anwenden."

„O ich weiß, daß es abscheulich von mir ist; aber ich bin nun einmal so sündhaft, wie Topsy zu sagen pflegt."

Auf diese Weise wurde Topsy's Erziehung einige Jahre lang fortgesetzt, und Miß Ophelia plagte sich täglich mit ihr wie mit einer Art von chronischer Krankheit, an die sie sich mit der Zeit eben so gewöhnte, wie andere Personen an die Neuralgie oder an die Migräne.

St. Clare ergötzte sich an dem Kinde ungefähr wie an den Kunststücken eines Papageys oder eines Hundes. Wenn Topsy durch ihre Sünden bei Andern in Ungnade fiel, so flüchtete sie sich stets hinter seinen Stuhl, und St. Clare schloß auf die eine oder andere Weise für sie Frieden. Sie erhielt von ihm häufig ein kleines Stück Geld, für das sie Nüsse oder Kandis kaufte, welche Näschereien sie stets mit sorgloser Freigebigkeit unter alle Kinder des Hauses vertheilte, denn wir müssen Topsy die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie gutmüthig und freigebig war und sich nur aus Nothwehr bösartig zeigte. Sie ist jetzt in unser Balletcorps aufgenommen und wird von Zeit zu Zeit, wenn die Reihe an sie kommt, mit den anderen Schauspielern auftreten.

21. Kentuck.

Unsern Lesern wird es vielleicht nicht unangenehm sein, auf kurze Zeit einen Blick in Onkel Tom's Hütte auf dem Gute in Kentucky zu werfen und zu sehen, was unter den von ihm dort Zurückgelassenen vorging.

Es war spät an einem Sommernachmittag und die Thüren und Fenster des großen Wohnzimmers waren geöffnet, um ein Lüftchen, das etwa so freundlich sein würde einzutreten, in das Haus einzulassen. Mr. Shelby saß in einem großen Saale neben dem Wohnzimmer, der die ganze Länge des Hauses einnahm und der an beiden Enden auf einen Balkon ging. Er hatte sich gemächlich in einen Stuhl gestreckt, die Füße auf einen andern gelegt, und rauchte seine Nachmittags-Cigarre. Mrs. Shelby saß mit einer feinen Nätherei beschäftigt in der Thür. Sie schien etwas auf dem Herzen zu haben und eine Gelegenheit zu suchen, sich der drückenden Last zu entledigen.

„Weißt Du, daß Chloe einen Brief von Tom erhalten hat?"

„Ah, wirklich? Tom wird wohl dort einen Freund gefunden haben. Wie geht es dem alten Jungen?"

„Er ist, wie es scheint, von einer trefflichen Familie gekauft worden, wird gut behandelt und hat nicht viel zu thun," antwortete Mrs. Shelby.

„Nun, das freut mich herzlich," sagte Mr. Shelby mit Innigkeit. „Tom wird sich hoffentlich an den Aufenthalt im Süden gewöhnen, und gar nicht wieder hierher kommen wollen."

„Im Gegentheil, er erkundigt sich sehr angelegentlich, wenn das Geld für seine Auslösung aufgebracht sein wird."

„Ich weiß es wahrhaftig nicht," erwiderte Mr. Shelby. „Wenn die Geschäfte einmal einen ungünstigen Verlauf nehmen, so scheint es gar nicht aufzuhören. Es ist, als ob man aus einem Sumpfe in den andern spränge; von Einem borgt man, um einen Andern zu bezahlen, dann muß man wieder von einem Andern borgen, um Jenen zu bezahlen, und die verwünschten Wechsel, die fällig werden, ehe man Zeit hat eine Cigarre zu rauchen und sich umzuwenden — Mahnbriefe und Mahnboten — man ist beständig wie ein gehetzter Hund."

„Ich sollte aber doch meinen, daß sich etwas thun ließe, um die Sache wieder in das richtige Gleis zu bringen, lieber Mann. Wie wäre es, wenn wir sämmtliche Pferde und eines von Deinen Gütern verkauften und Alle bezahlten?"

„Wo denkst Du hin, Emilie! Du bist das trefflichste Weib in Kentucky, aber dennoch hast Du nicht Verstand genug, um einzusehen, daß Du nichts von Geschäften verstehst. Die Weiber können nichts davon verstehen."

„Kannst Du mir aber nicht eine kleine Einsicht in die Deinen verschaffen?" fragte Mrs. Shelby; — „eine Liste von allen Deinen Schulden und Außenständen wenigstens; vielleicht könnte ich Dir doch im Sparen helfen."

„Dummes Zeug! plage mich nicht, Emilie — ich kann Dir es nicht genau sagen; ich weiß ungefähr wie es sein mag, aber ich kann unmöglich meine Angelegenheiten so genau abzirkeln wie Chloe, wenn sie die überflüssige Kruste von ihren Pasteten abschneidet. Noch einmal, Du verstehst das nicht."

Und Mr. Shelby, der kein anderes Mittel kannte, um seinen Aussprüchen Nachdruck zu verleihen, erhob die Stimme — eine sehr bequeme und überzeugende Manier, wenn ein Mann mit seiner Frau über Geschäftssachen spricht.

Mrs. Shelby seufzte und schwieg.

Obgleich sie, wie ihr Gemahl sagte, nur eine Frau war, so besaß sie doch einen klaren, energischen praktischen Verstand und eine Charakterstärke, die der ihres Gatten in jeder Hinsicht überlegen war, so daß es keine so abgeschmackte Vermuthung gewesen wäre, wie Mrs. Shelby dachte, wenn man sie für fähig gehalten hätte, Geschäfte zu leiten. Sie war ernstlich darauf bedacht, ihr Tom und Chloe gegebenes Versprechen zu halten, und sie seufzte, als die Hindernisse um sie her immer größer wurden.

„Meinst Du nicht, daß wir auf irgend eine Art das Geld aufbringen könnten? Die arme Tante Chloe! es ist ihr höchster Wunsch auf Erden."

„Es thut mir leid, wenn dem so ist; ich glaube es war übereilt von mir, daß ich es versprach! Ich weiß wirklich nicht, ob es nicht besser wäre, wenn wir es Chloe sagten, damit sie sich darein finden lernt. Tom wird in ein paar Jahren eine andere Frau nehmen, und sie würde am besten thun, wenn sie sich auch einen Andern suchte."

„Shelby! ich habe meinen Leuten gelehrt, daß ihre Ehen eben so heilig sind, wie die unsern. Ich wäre nicht im Stande, Chloe einen solchen Rath zu geben."

„Es ist sehr thöricht, Frau, daß Du sie mit einer Moralität belastet hast, die über ihren Stand und ihre Aussichten geht. Ich habe stets so gedacht."

„Es ist nur die Moralität der Bibel, Shelby!"

„Nun, ich will mich nicht in Deine religiösen Ansichten mischen, aber sie scheinen mir für Leute in solcher Lage äußerst unpassend zu sein."

„Das sind sie in der That," erwiderte Mrs. Shelby, „und eben deshalb hasse ich die ganze Sklaverei aus tiefster Seele. Ich sage Dir, lieber Mann, ich kann mich nicht von den Versprechungen, die ich diesem hilflosen Geschöpf gegeben habe, entbinden. Wenn ich das Geld auf keine andere Weise zusammenbringen kann, so werde ich Musikunterricht geben — ich weiß, daß ich Schüler genug erhalten würde — und die Summe selbst verdienen."

„Du würdest Dich doch nicht so erniedrigen, Emilie? ich könnte nie darein willigen."

„Erniedrigen? Würde es mich eben so tief erniedrigen, als wenn ich mein Versprechen gegen hilflose Geschöpfe bräche? — Nein, gewiß nicht!"

„Nun, Du bist stets heroisch und überschwenglich," sagte Mr. Shelby, „aber Du solltest Dich doch besinnen, ehe Du ein solches Stück Donquixotismus spieltest."

Hier wurde das Gespräch durch das Erscheinen der Tante Chloe am Ende der Veranda unterbrochen.

„O Missis!" rief sie.

„Nun, Chloe, was giebt es?" fragte ihre Herrin, indem sie aufstand und an das Ende des Balkons ging.

„Wenn die Missis nur herkommen und dieses Federvieh ansehen wollte."

Mrs. Shelby lächelte, als sie eine Quantität Hühner und Enten am Boden liegen sah, welche Chloe mit ernst überlegendem Gesichte betrachtete.

„Ich möchte wissen, ob die Missis eine Hühnerpastete davon zu haben wünscht."

„Wahrhaftig Tante Chloe, mir ist das so ziemlich gleich. Bringe sie auf den Tisch wie Du willst."

Tante Chloe befühlte das Geflügel zerstreut. Es ließ sich nicht verkennen, daß es nicht das war, woran sie eigentlich dachte. Endlich sagte sie mit dem kurzen Lachen, womit ihre Race oftmals einen zweifelhaften Vorschlag einleitet.

„Du lieber Gott, Missis, warum wollen sich Master und Missis wegen des Geldes die Köpfe zerbrechen und nicht das gebrauchen, was sie in ihrer Hand haben?" Und Chloe lachte von Neuem.

„Ich verstehe Dich nicht, Chloe," erwiderte Mrs. Shelby, die in Folge ihrer Kenntniß von Chloe's Wesen nicht bezweifelte, daß diese jedes Wort des Gespräches zwischen ihr und ihrem Gatten gehört habe.

„Du mein Himmel, Missis," fuhr Chloe abermals lächelnd fort, „andere Leute vermiethen ihre Neger und verdienen Geld mit ihnen; sie halten eine solche Menge, die Haus und Hof aufißt."

„Nun Chloe, wen schlägst Du vor zu vermiethen?"

„Ich schlage nichts vor, aber Sam hat gesagt, daß einer von Kreditors, wie man sie nennt, in Louisville eine gute Kuchen- und Pastetenbäckerin braucht, und daß er Einer vier Dollars die Woche geben wolle."

„Nun Chloe?"

„Nun ich denke, Missis, es ist Zeit, daß Sally angehalten wird, etwas zu thun. Sally ist schon seit einiger Zeit bei mir in der Lehre und sie kann es beinahe so gut wie ich, und wenn die Missis mich gehen ließe, so würde ich das Geld aufbringen helfen. Ich fürchte mich nicht, meine Kuchen und Pasteten neben die eines Perditors zu stellen, er mag nun heißen wie er will."

„Conditor, Chloe."

„Du lieber Gott, Missis, es kommt darauf nicht an, die Worte sind so kurios, daß man sie nie recht herausbringen kann.“

„Aber Chloe, willst Du Deine Kinder verlassen?“

„Ach, Missis, die Jungen sind ja groß genug, um Tagearbeiten zu thun; sie werden ganz gut auskommen, und Sally wird das Kleine übernehmen — es ist ein so kluges Kind, daß es keine Aufsicht weiter nöthig hat.“

„Louisville ist sehr weit entfernt.“

„Davor fürchte ich mich nicht! ich weiß, es liegt flußabwärts, vielleicht gar in der Nähe meines Alten?“ sagte Chloe, die die letzten Worte im Tone einer Frage sprach und dabei Mrs. Shelby anblickte.

„Nein Chloe, es ist noch viele hundert Meilen weiter,“ erwiderte Mrs. Shelby.

Chloe's Gesicht verlängerte sich.

„Aber das thut nichts; wenn Du dorthin gehst, so wird es Dich doch ihm näher bringen, Chloe; ja Du magst gehen, und Dein Lohn soll bis auf den letzten Cent für die Erlösung Deines Mannes zurückgelegt werden.“

Chloe's Gesicht erhellte sich augenblicklich, wie ein glänzender Sonnenstrahl eine dunkle Wolke versilbert. Es schimmerte ordentlich.

„Gott, die Missis ist wahrhaftig zu gut! Ich habe daran gedacht, denn ich würde keine Kleider und Schuhe und gar nichts brauchen. Ich könnte jeden Cent zurücklegen. Wieviel Wochen giebt es im Jahre, Missis?“

„Zwei und funfzig,“ antwortete Mrs. Shelby.

„Wirklich! und vier Dollar für jede! wieviel mag das sein?“

„Zweihundert und acht Dollars,“ erwiderte Mrs. Shelby.

„Ei, so viel!“ rief Chloe in überraschtem und entzücktem Tone; „und wie lange würde ich brauchen um es abzuarbeiten, Missis?“

„Vier bis fünf Jahre, Chloe; aber es soll nicht so lange dauern, denn ich werde auch etwas dazu legen.“

„Ich würde es nicht zugeben, daß Missis Unterricht giebt. Der Master hat darin ganz recht. Es würde nicht angehen. Ich hoffe, daß Niemand aus unserer Familie jemals so weit herabkommen wird, so lange ich noch Hände habe.“

„Fürchte nichts, Chloe, ich werde die Ehre der Familie gut zu wahren wissen,“ sagte Mrs. Shelby lächelnd; „aber wann gedenkst Du zu gehen?“

„Nun, ich hatte daran noch gar nicht gedacht, aber Sam sagte, daß er mit einigen Fohlen nach dem Flusse hinabgehe, und er hat gesagt, daß ich ihn begleiten könnte; ich will daher sogleich meine Sachen zusammenpacken. Wenn es die Missis erlaubte, so würde ich morgen früh mit Sam gehen, wenn mir die Missis nur meinen Paß und eine Empfehlung schreiben wollte.“

„Nun Chloe, ich werde dafür sorgen, wenn Mr. Shelby nichts dagegen hat; ich muß mit ihm sprechen.“

Mrs. Shelby ging die Stufen hinauf und Tante Chloe begab sich entzückt in ihre Hütte, um ihre Anstalten zu treffen.

„Wissen Sie, Mr. George, daß ich morgen nach Louisville gehe?“ sagte sie zu George, als dieser in ihre Hütte trat und sie mit dem Sortiren der Kleider ihres jüngsten Kindes beschäftigt fand. „Ich will nur noch Sis' Sachen durchsehen und in Ordnung bringen; aber ich gehe, Mr. George, und werde wöchentlich vier Dollars bekommen und die Missis wird das Geld sparen, um meinen Alten wieder zu kaufen.“

„Wirklich?“ rief George, „das ist eine hübsche Geschichte! Du willst gehen?“

„Morgen mit Sam! Und nun, Master George, weiß ich, daß Sie so gut

sein werden sich hin zu setzen und an meinen Alten zu schreiben, um ihm die ganze Sache zu erzählen — nicht wahr?"

„Gewiß," erwiderte George; „Onkel Tom wird sich freuen, von uns zu hören. Ich will sogleich hinein gehen um Papier und Tinte zu holen, und dann, weißt Du, Tante Chloe, will ich ihm von den neuen Fohlen und Allem erzählen."

„Gewiß, gewiß! Master George; gehen Sie, ich werde Ihnen unterdessen ein Hühnchen oder etwas dergleichen zurecht machen. Sie werden nicht oft mehr bei Ihrer alten Tante zu Abend essen."

22. Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt.

Das Leben verstreicht für uns Alle Tag für Tag, so auch unserm Freunde Tom, bis zwei Jahre in's Land gezogen waren. Obgleich von Allem, was seinem Herzen theuer war, getrennt und sich danach sehnend, hatte er sich doch nie wirklich unglücklich gefühlt, denn die Harfe der menschlichen Gefühle ist so gut aufgezogen, daß nur ein Stoß, welcher alle Saiten zerreißt, ihre Harmonie völlig zerstören kann, und wenn wir auf die Periode zurückblicken, die uns als die der Entbehrungen und Prüfungen erscheint, so können wir uns doch erinnern, daß jede Stunde im Vorübergleiten ihre Erleichterungen und Zerstreuungen mit sich führte, so daß wir, wenn auch nicht glücklich, doch auch nicht ganz elend waren.

Tom las in seinem einzigen literarischen Schatze von Einem, welcher „gelernt hatte, in jeder Lage zufrieden zu sein;" dies schien ihm eine gute und vernünftige Lehre und stimmte zu der Gewohnheit des ruhigen Denkens, welche er durch die Lektüre jenes Buches erlangt hatte.

Sein nach Hause geschriebener Brief wurde, wie wir im vorigen Kapitel erzählt haben, in Kurzem durch Mr. George in einer guten runden Schulknabenhand, die, wie Tom sagte, beinahe vom anderen End-Zimmer gelesen werden konnte, beantwortet. Das Schreiben enthielt verschiedene erquickliche Nachrichten aus der Heimath, welche unseren Lesern vollkommen bekannt sind. Es besagte, daß Tante Chloe an einen Conditor in Louisville vermiethet worden sei, wo sie mit ihrer Geschicklichkeit im Pastetenbacken große Geldsummen verdiene, welche sämmtlich zurückgelegt werden sollten, um den Betrag seines Lösegeldes aufzubringen. Moses und Peter befänden sich wohl und das Kleinste trabe unter der Obhut Sally's und der Familie im Allgemeinen, im ganzen Hause umher.

Tom's Hütte war für einen Augenblick verschlossen, aber George ließ sich ausführlich über die Ausschmückungen und Erweiterungen aus, welche dieselbe erhalten sollte, wenn Tom zurückkehren würde.

Der übrige Theil des Briefes enthielt ein Verzeichniß von George's Schulstudien, wovon jede mit einem verzierten Kapitalbuchstaben angefangen war, nannte ferner die Namen von vier neuen Fohlen, die seit Tom's Abreise auf dem Gute zur Welt gekommen waren, und theilte schließlich mit, daß Vater und Mutter sich wohl befänden. Der Styl des Briefes war kurz und gedrängt, aber Tom hielt ihn für eines der vollkommensten Prachtexemplare, welche die Neuzeit aufzuweisen hatte. Er wurde nicht müde ihn zu betrachten und hielt sogar mit Eva eine Berathung, ob es nicht möglich sei, ihn einzurahmen und in seinem Zimmer aufzuhängen; nur die Schwierigkeit es so einzurichten, daß beide Seiten des Blattes auf einmal zu sehen waren, stand diesem Unternehmen im

Wege. Die Freundschaft zwischen Tom und Eva hatte mit dem Heranwachsen des Kindes zugenommen; es ließ sich schwer bestimmen, welchen Platz sie in dem weichen, gefühlvollen Herzen des treuen Dieners einnahm. Er liebte sie als etwas Schwaches und Irdisches und betete sie doch auch beinahe als etwas Himmlisches und Göttliches an. Er blickte auf sie wie der italienische Seemann auf sein Bild des Christuskindes — mit einem Gemisch von Ehrerbietung und Zärtlichkeit, und seine höchste Freude war, ihren anmuthigen Launen zu dienen und den tausend kleinen Wünschen entgegenzukommen, welche die Kindheit wie ein bunter Regenbogen umgeben. Auf dem Markte waren des Morgens seine Augen stets auf die Blumenstände gerichtet, um köstliche Sträuße für sie zu suchen und die schönsten Pfirsichen und Orangen wanderten in seine Tasche, um sie ihr zu geben, wenn er zurückkam; aber der Anblick, welcher ihm am meisten gefiel, war der ihres blonden Köpfchens, der zur Hausthür herausschaute, um ihn von Ferne nahen zu sehen und ihn mit der kindlichen Frage zu begrüßen: — „Was hast Du mir heute mitgebracht?"

Eva war dagegen in ihren kleinen Freundesdiensten nicht weniger eifrig. Obgleich noch ein Kind, konnte sie doch schon vortrefflich lesen; ein gutes musikalisches Gehör, eine schnell erregbare poetische Phantasie und ein angeborener Sinn für alles Große und Edle machte sie zu einer Bibelvorleserin, wie sie Tom noch nie gehört hatte. Anfangs las sie, um ihrem bescheidenen Freunde gefällig zu sein, bald aber trieb ihre eigene ernste Natur fromme Schößlinge, schlang sich um das majestätische Buch, und Eva liebte es, weil es in ihr ein seltsames Sehnen und unbestimmte Empfindungen erweckte, denen sich leidenschaftliche phantasiereiche Kinder gern hingeben.

Die ihr am meisten gefallenden Theile waren die Offenbarung und die Propheten — Theile, deren wunderbarer Bilderreichthum und glühende Sprache einen um so größeren Eindruck auf sie machten, als sie vergebens nach ihrer Bedeutung fragte, und sie und ihr einfacher Freund, das alte und das junge Kind, fühlten in dieser Beziehung ganz gleich. Sie wußten nur, daß diese Bücher von einer zu offenbarenden Herrlichkeit — einem noch kommenden wunderbarem Etwas — sprachen, woran sich ihre Seele erfreute, ohne zu wissen warum, und wenn es auch in den physischen Wissenschaften anders ist, so ist doch in der Moral das, was wir nicht verstehen, nicht immer nutzlos. Die Seele erwacht als zitternder Fremdling zwischen zwei nebelhaften Ewigkeiten — der ewigen Vergangenheit und der ewigen Zukunft, das Licht erhellt nur einen kleinen Raum um sie her und deshalb muß sie sich nothwendigerweise nach dem Unbekannten sehnen und die Stimmen und schattenähnlichen Bewegungen, welche ihr aus der Wolkensäule der Begeisterung zuströmen, finden in ihrem erwartungsvollen Gemüth Widerhall und Antwort. Ihre mystischen Bilder gleichen mit unbekannten Hieroglyphen beschriebenen Talismanen und Edelsteinen. Sie verschließt sie in ihrem Busen und hofft dieselben zu lesen, wenn sie hinter den Schleier gedrungen sein wird.

Zu dieser Periode unserer Geschichte ist das ganze St. Clare'sche Haus auf einige Zeit nach der Villa am See Pontchartrain gezogen. Die Sommerhitze hatte Alle, welche die schwüle ungesunde Stadt verlassen konnten, bewogen, die Ufer des Sees und seine kühle Luft aufzusuchen.

St. Clare's Villa war eine von leichten Bambus-Veranden umgebene ostindische „Cottage", die auf allen Seiten von Gärten und Anlagen eingeschlossen war. Das gemeinschaftliche Wohnzimmer ging auf einen großen Garten, in welchem herrliche Tropenflanzen und Blumen dufteten und wo geschlängelte Pfade bis an das Ufer des Sees hinab liefen, dessen silberner Wasserspie-

gel die Sonnenstrahlen zurückwarf, — ein Bild, welches nie eine Stunde lang das nämliche und doch jede Stunde schöner war.

Es war ein glühender goldener Sonnenuntergang, welcher den ganzen Horizont zu einer Flammenglorie entzündet und das Wasser zu einem zweiten Himmel macht. Der ganze See lag in rosigen oder goldenen Streifen da, mit Ausnahme der Stellen, wo weißbeschwingte Gondeln wie Gespenster hin und her glitten und kleine goldene Sterne durch die Gluth funkelten und auf ihr zitterndes Bild im Wasser hinabblickten.

Tom und Eva saßen auf einer kleinen Moosbank in einer Laube am Fuße des Gartens. Es war Sonntag Abend und die Bibel lag aufgeschlagen in ihrem Schooße offen da. Sie las:

„Und ich sah ein Meer von Glas mit Feuer gemischt."

„Tom," sagte sie, plötzlich inne haltend und auf den See deutend;

„Da ist es!"

„Was, Miß Eva?"

„Siehst Du nicht dort?" rief das Kind, indem sie auf das spiegelklare Wasser deutete, das in seinem Wogen die goldene Gluth des Himmels zurückwarf, „das ist ein Meer von Glas mit Feuer gemischt."

„Sehr wahr, Miß Eva," sagte Tom, und er sang:

„O hätt' ich die Flügel der Morgenröthe
So flöge ich fort nach Kanaan's Strand,
Und goldene Engel sollten mich tragen
Heim in das neue Jerusalem."

„Wo meinst Du, daß das neue Jerusalem ist, Onkel Tom?" fragte Eva.

„O, droben in den Wolken, Miß Eva."

„Dann ist es mir als ob ich es sähe," sagte Eva; „schau jene Wolken an, sie sehen aus wie große Perlmutterthore und Du kannst hindurchsehen — weit, weit hinten ist Alles Gold. Tom, singe etwas von „heitern Geistern."

Tom sang die Worte einer bekannten Methodistenhymne:

„Ich sehe heitre Geister stehn
In seligem Behagen,
Sie All' in weißen Kleidern gehn
Und Siegespalmen tragen."

„Onkel Tom, ich habe sie gesehen," sagte Eva.

Tom zweifelte nicht daran, es überraschte ihn nicht im Mindesten. Wenn Eva zu ihm gesagt hätte, daß sie im Himmel gewesen sei, so würde er es für ganz wahrscheinlich gehalten haben.

„Sie besuchen mich zuweilen im Schlafe, die Geister;" und Eva's Augen wurden schwärmerisch und sie flüsterte mit leiser Stimme:

„Sie All' in weißen Kleidern gehn
Und Siegespalmen tragen."

„Onkel Tom," sagte Miß Eva, „ich gehe dorthin."

„Wohin, Miß Eva?"

Das Kind stand auf und deutete mit seiner kleinen Hand nach dem Himmel. Die Gluth der Abendröthe übergoß ihr goldenes Haar und ihre rosigen Wangen mit einem fast überirdischen Strahlenglanze und ihr Blick war ernst auf den Himmel gerichtet.

„Ich gehe dorthin," sagte sie, „zu den heitern Geistern, Tom — ich gehe bald!"

Diese Worte gaben dem alten treuen Tom einen Stich ins Herz und er dachte daran, wie oft er in den letzten sechs Monaten bemerkt hatte, daß Eva's

Händchen magerer, ihre Haut durchsichtiger und ihr Athem kürzer geworden waren und wie sie, wenn sie im Garten umherlief oder spielte, was sie sonst stundenlang thun konnte, bald so müde und matt wurde. Er hatte Miß Ophelia oft von einem Husten, den alle ihre Arzeneien nicht heilen konnten, sprechen hören, und auch jetzt glühte die rothe Wange und die kleine Hand in einem hektischen Fieber. Der Gedanke aber, den Eva's letzte Worte in ihm weckten, war ihm bisher noch nie in den Sinn gekommen.

Hat es je ein Kind wie Eva gegeben? Ja, es haben solche gelebt, aber ihre Namen stehen alle auf Grabsteinen und ihr holdes Lächeln, ihre himmlischen Augen, ihre eigenthümlichen Reden und Manieren gehören zu den begrabenen Schätzen sehnender Herzen. In wie vielen Familien hört man nicht die Sage, daß alle Güte und Anmuth der Lebenden gegen den eigenthümlichen Zauber eines andern Wesens, das nicht mehr ist, nichts seien; es ist, als ob der Himmel eine besondere Engelschaar habe, deren Amt es sei, auf einige Zeit hier zu verweilen und sich dem launischen Menschenherzen theuer zu machen, damit sie es auf ihrem Fluge heimwärts mit hinauf tragen können. Wenn Ihr das tiefe geistige Licht im Auge seht, wenn die kleine Seele sich in holderen und ernsteren Worten als gewöhnlich Worte der Kinder sind, offenbart, — so hoffet nicht, daß Ihr dieses Kind behalten werdet, denn das Siegel des Himmels ist ihm aufgedrückt und das Licht der Unsterblichkeit blickt aus seinen Augen.

So auch Du, geliebte Eva — Du holder Stern Deines Hauses! Du schwindest dahin und gehst ein, aber die, welche Dich am innigsten lieben, wissen es nicht.

Das Gespräch zwischen Tom und Eva wurde durch einen hastigen Ruf Miß Ophelia's unterbrochen.

„Eva — Eva! Der Thau fällt, Kind, Du darfst nicht so lange im Freien bleiben."

Eva und Tom eilten hinein.

Miß Ophelia war alt und in der Taktik der Krankenpflege wohl erfahren. Sie kam aus Neuengland und kannte nur zu gut die ersten schlimmen Symptome der hinterlistigen Krankheit, welche so viele von den Schönsten und Lieblichsten hinwegrafft und, ehe eine Faser des Lebens zerrissen zu sein scheint, sie unwiderbringlich dem Tode weiht.

Sie hatte den leisen trockenen Husten, die täglich hohler werdende Wange bemerkt, und der Glanz des Auges und die fieberhafte Röthe vermochten sie nicht zu täuschen.

Sie wollte St. Clare ihre Befürchtungen mittheilen, aber er wies ihre Einflüsterungen mit einer ungeduldigen Heftigkeit zurück, die von seiner gewohnten sorglosen Heiterkeit ganz verschieden war.

„Lamentire nicht, Cousine, ich kann das nicht leiden!" pflegte er zu sagen; „siehst Du nicht, daß das Kind nur im Wachsen begriffen ist? Die Kinder verlieren stets etwas von ihren Kräften, wenn sie schnell wachsen."

„Aber der Husten..."

„Unsinn! der Husten ist nichts, sie hat sich vielleicht ein wenig erkältet."

„Gerade so fing es mit Elisa Jane, mit Ellen und Mary Sanders an."

„O höre mit Deinen Spukgeschichten aus der Krankenstube auf! Ihr alten Praktiker werdet so weise, daß ein Kind nicht husten oder niesen kann, ohne daß Ihr Tod und Verderben in der Nähe seht. Nimm nur das Kind in Acht, schütze sie gegen die Nachtluft, laß sie nicht zu anhaltend spielen und es wird sich bald wieder geben."

So sprach St. Clare, aber er wurde ängstlicher und unruhiger; er beobachtete Eva mit jedem Tage ängstlicher, was schon daraus hervorging, daß er beständig wiederholte, das Kind sei ganz gesund — der Husten habe nichts zu bedeuten — es sei nur ein kleines Magenübel, wie es bei Kindern oft vorkomme; aber er hielt sie häufiger bei sich als vorher, ließ sich auf seinen Spazierritten öfter von ihr begleiten und brachte ihr fast alle Tage irgend ein Stärkungsmittel mit — nicht, wie er sagte, weil es das Kind bedürfe, sondern weil es ihm keinen Schaden thun könne.

Was jedoch seinem Herzen einen viel tiefern Schmerz verursachte als alles Andere, das war die täglich zunehmende Reife des Geistes und der Gefühle des Kindes. Während sie immer noch die ganze phantastische Anmuth eines Kindes bewahrte, ließ sie doch oftmals unbewußt Worte von solcher Gedankentiefe und seltsamer, dieser Welt nicht angehörenden Klugheit fallen, daß sie inspirirt zu sein schienen. Bei solchen Gelegenheiten fühlte St. Clare ein plötzliches Zucken und schloß sie in seine Arme, als ob dieses liebevolle Umfassen sie retten könne, und sein Herz wurde von einer wilden Entschlossenheit, sie zu behalten, sie nie von sich zu lassen, erfüllt.

Des Kindes ganze Seele schien von Werken der Liebe und Güte in Anspruch genommen zu werden. Sie war stets freigebig gewesen; jetzt aber zeigte sie eine rührende weibliche Fürsorge, welche Jedermann bemerkte. Sie spielte zwar immer noch gern mit Topsy und den übrigen farbigen Kindern; jetzt schien sie aber eher eine Zuschauerin als eine Theilnehmerin ihrer Spiele zu sein, und sie konnte halbe Stunden lang dasitzen und über die muthwilligen Streiche Topsy's lachen; — dann aber schien ein Schatten über ihr Gesicht zu ziehen, ihre Augen verschleierten sich und ihre Gedanken schwebten in weiter Ferne.

„Mama," sagte sie plötzlich eines Tages zu ihrer Mutter, „warum lehren wir unsern Dienern nicht lesen?"

„Welche Frage, Kind! das thut Niemand."

„Warum nicht?"

„Weil ihnen das Lesen nichts nützt. Sie arbeiten deshalb nicht besser, und sie sind zu nichts Anderem geschaffen."

„Aber sie sollten doch die Bibel lesen, Mama, um Gottes Willen kennen zu lernen."

„O, sie können sich Alles, was sie brauchen, vorlesen lassen."

„Mir scheint es, Mama, daß die Bibel für Jeden zum Selbstlesen ist. Man braucht sie oft gerade, wenn man Niemanden hat, der sie Einem vorlies't."

„Eva, Du bist ein sonderbares Kind," sagte die Mutter.

„Miß Ophelia hat Topsy lesen gelehrt," fuhr Eva fort.

„Ja, und Du siehst, was es nützt; Topsy ist die schlechteste Creatur, die ich je gesehen habe."

„Sieh z. B. die arme Mammy," versetzte Eva; „wie sehr sie die Bibel liebt und lesen zu können wünscht! Was wird sie anfangen, wenn ich ihr nicht mehr vorlesen kann?"

Marie beschäftigte sich mit dem Ordnen des Inhalts eines Schubkastens und antwortete:

„Nun, natürlich, Du wirst bald an andere Dinge zu denken haben, Eva, als der Dienerschaft aus der Bibel vorzulesen. Es ist allerdings ganz passend, und ich habe es selbst gethan, als ich gesund war; aber wenn Du Dich wirst putzen und in Gesellschaften gehen müssen, wirst Du dazu keine Zeit mehr haben. Sieh her," fügte sie hinzu, „diese Juwelen werde ich Dir geben, wenn Du zum

ersten Male auf den Ball gehst. Ich habe sie ebenfalls auf meinem ersten Balle getragen und ich habe damit Sensation erregt, das kann ich Dir sagen."

Eva nahm das Juwelenkästchen und hob ein Diamanthalsband heraus. Ihre großen schwärmerischen Augen ruhten auf den Edelsteinen, aber ihre Gedanken waren anderwärts.

„Wie gleichgültig Du bleibst, Kind!" sagte Marie.

„Sind diese Dinge eine große Geldsumme werth?"

„Gewiß; mein Vater hat sie aus Frankreich kommen lassen; sie sind ein kleines Vermögen werth."

„Ich wollte sie wären mein und ich könnte damit anfangen, was ich wollte," sagte Eva.

„Was würdest Du thun, Eva?"

„Ich würde sie verkaufen, dafür eine Besitzung in den freien Staaten kaufen und alle unsere Leute dorthin bringen und Lehrer annehmen, um ihnen Lesen und Schreiben zu lehren."

Eva wurde durch das Gelächter ihrer Mutter unterbrochen.

„Eine Kostschule errichten! Möchtest Du ihnen nicht auch Klavierspielen und auf Sammet malen lehren?"

„Ich würde sie die Bibel lesen, ihre Briefe schreiben und die Briefe, welche sie bekommen, lesen lehren," sagte Eva fest. „Ich weiß, Mama, daß es ihnen wirklich sehr hart vorkommt, daß sie dies Alles nicht können. Tom fühlt es, Mammy ebenfalls und noch viele Andere. Ich glaube, daß es Unrecht ist."

„Nun, nun, Eva, Du bist noch ein Kind," sagte Marie. „Du verstehst nichts von dergleichen Dingen, und übrigens machst Du mir mit Deinen Reden Kopfschmerzen."

Marie hatte stets ihre Kopfschmerzen bei der Hand, wenn ein Gespräch ihr nicht zusagte. Eva stahl sich hinweg, von diesem Augenblicke an aber gab sie Mammy Unterricht im Lesen.

23. Henrique.

Um diese Zeit kam St. Clare's Bruder Alfred mit seinem ältesten Sohne, einem zwölfjährigen Knaben, auf einige Tage zu der Familie am See zum Besuch.

Es konnte keinen eigenthümlichern und schöneren Anblick geben, als den dieser beiden Zwillingsbrüder. Die Natur hatte sie, anstatt ähnlich, in jeder Beziehung verschieden von einander geschaffen. Dessen ungeachtet schien aber ein geheimnißvolles Band sie in einer innigeren Freundschaft als gewöhnlich zu vereinigen.

Sie pflegten Arm in Arm die Alleen und Gänge des Gartens zu durchwandeln — Augustin mit seinen blauen Augen und seinem goldnen Haar, seiner ätherisch biegsamen Gestalt und seinen lebhaften Zügen, und Alfred mit den dunkeln Augen, dem stolzen, römischen Profil, den kräftigen Gliedern und der festen, entschiedenen Haltung. Sie schmähten beständig auf ihre gegenseitigen Ansichten und Gewohnheiten und doch wurden sie dadurch um kein Haar weniger geneigt, ihre Gesellschaft jeder andern vorzuziehen; gerade der Gegensatz schien sie enger an einander zu fesseln.

Henrique, Alfred's ältester Sohn, war ein schöner, schwarzäugiger Knabe voll Leben und Geist und schien vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an durch die zarte geistige Anmuth seiner Cousine Evangeline bezaubert worden zu sein.

Eva besaß einen kleinen Lieblingspony von schneeweißer Farbe. Er war in seinen Bewegungen ruhig wie eine Wiege, eben so fromm wie seine Herrin, und dieser Pony wurde jetzt von Tom vor die hintere Veranda gebracht, während ein kleiner, etwa dreizehnjähriger Mulattenknabe einen kleinen arabischen Rappen, der vor Kurzem erst mit großen Kosten für Henrique importirt worden war, herbeiführte.

Henrique setzte einen knabenhaften Stolz auf sein neues Besitzthum, und als er vortrat und die Zügel aus den Händen seines kleinen Reitknechtes nahm, betrachtete er das Pferd aufmerksam und seine Stirn bewölkte sich.

„Was ist das, Dodo, Du kleiner fauler Schlingel? Du hast ja mein Pferd diesen Morgen nicht gestriegelt?"

„O ja, Master," sagte Dodo unterwürfig; „es hat sich den Staub selbst zugezogen."

„Halt's Maul, Schurke!" rief Henrique, indem er heftig seine Reitpeitsche erhob. „Wie kannst Du zu sprechen wagen?"

Der Knabe war ein hübscher, feuriger Mulatte, von derselben Größe wie Henrique und sein lockiges Haar hing um eine hohe gerade Stirn. Er hatte weißes Blut in seinen Adern, wie man an dem Erglühen seiner Wange und dem Funkeln seines Auges sehen konnte, als er nochmals zu sprechen versuchte.

„Mr. Henrique," — begann er.

Henrique schlug ihn mit der Reitpeitsche über's Gesicht, erfaßte ihn dann an einem Arme, legte ihn über das Knie und schlug ihn bis er athemlos war.

„Da, Du unverschämter Hund! wirst Du endlich lernen, Dich nicht zu verantworten, wenn ich Dir etwas sage? Führe das Pferd zurück und reinige es gehörig; ich werde Dir lehren, wie man sich benimmt!"

„Junger Master," sagte Tom, „er hat wahrscheinlich sagen wollen, daß sich das Pferd gewälzt hat, als er es aus dem Stalle brachte; es ist zu feurig — dadurch wird es wieder schmutzig geworden sein; ich habe gesehen wie er es reinigte."

„Du hältst Deinen Mund bis Du gefragt wirst!" rief Henrique, indem er sich auf dem Absatze herumdrehte, und die Freitreppe hinaufging, um mit Eva, die ihn in ihrem Reitkleide erwartete, zu sprechen.

„Liebe Cousine, es thut mir leid, daß dieser einfältige Bursche Dich warten läßt," sagte er. „Wir wollen uns hier auf diese Bank niedersetzen, bis sie kommen. Was fehlt Dir, Cousine, Du siehst betrübt aus!"

„Wie hast Du nur so grausam und gottlos gegen den armen Dodo sein können?" fragte ihn Eva.

„Grausam? — gottlos?" — wiederholte der Knabe mit ungeheucheltem Erstaunen, „wie meinst Du das, liebe Eva?"

„Ich will nicht, daß Du mich liebe Eva nennst, wenn Du das thust," sagte diese.

„Liebe Cousine, Du kennst Dodo nicht. Er muß so behandelt werden; er ist zu voller Lügen und Ausflüchte. Es giebt bei ihm kein andres Mittel, als ihn sofort niederzudrücken, ihn nicht den Mund öffnen zu lassen. Das ist die Art, wie es der Vater macht."

„Aber Onkel Tom hat gesagt, daß Dodo nicht dafür konnte, und er sagt nie eine Unwahrheit."

„Dann ist er ein ungewöhnlicher alter Nigger," versetzte Henrique. „Dodo lügt so oft er den Mund aufthut."

„Du zwingst ihn zum Lügner zu werden, wenn Du ihn so behandelst."

„Ei, Eva, Du scheinst wahrhaftig an Dodo so viel Gefallen gefunden zu haben, daß ich eifersüchtig werden könnte."

„Aber Du schlägst ihn, und er hat es nicht verdient."

„Nun es mag ihm für ein anderes Mal zu gut kommen, wenn er es verdient hat, und dann soll er nicht bestraft werden. Ein paar Hiebe sind bei Dodo nie schlecht angewendet — er ist ein wahrer Kobold, das kann ich Dir sagen; aber ich werde ihn in Deiner Gegenwart nicht wieder schlagen, wenn es Dir unangenehm ist."

Eva war nicht zufrieden gestellt, hielt aber jeden Versuch, ihren hübschen Cousin zum Verständniß ihrer Gefühle zu bringen, für vergebens.

Bald darauf erschien Dodo mit den Pferden.

„Nun, Dodo, dies Mal hast Du es ziemlich gut gemacht," sagte sein junger Herr mit gnädigerer Miene. „Komm und halte Miß Eva's Pferd, während ich sie in den Sattel hebe."

Dodo kam herbei und hielt Eva's Pony. Sein Gesicht war verstört, seine Augen sahen aus, als ob er geweint habe.

Henrique, der sich auf seine gentlemännische Geschicklichkeit in allen Angelegenheiten der Galanterie etwas zu gute that, hatte bald seine hübsche Cousine in den Sattel gehoben, nahm dann die Zügel zusammen und gab sie Eva in die Hand.

Aber Eva beugte sich auf die andere Seite des Pferdes, wo Dodo stand und sagte zu ihm, als er die Zügel abgab:

„Du bist ein guter Junge, Dodo, ich danke Dir."

Dodo blickte erstaunt in das holde jugendliche Antlitz hinauf, das Blut trat ihm in die Wangen und die Thränen in die Augen.

„Komm her, Dodo," rief sein Herr gebieterisch.

Dodo sprang herbei und hielt das Pferd, während sein Herr aufstieg.

„Da hast Du eine Picayune, kaufe Dir Zuckerkand dafür, Dodo," sagte Henrique; „geh und hole Dir etwas."

Henrique sprengte hinter Eva die Allee hinab. Dodo blickte den beiden Kindern nach. Das Eine hatte ihm Geld gegeben, das Andere aber ein freundlich gesprochenes, gutes Wort — und dies war ihm viel lieber.

Dodo war erst seit wenigen Monaten von seiner Mutter entfernt, sein Herr hatte ihn in einem Sklavenmagazin wegen seines hübschen Gesichts, das zu dem hübschen Pony paßte, gekauft, und er wurde jetzt von dem jungen Herrn dressirt.

Die beiden Brüder St. Clare hatten in einiger Entfernung die Prügelscene mit angesehen.

Augustin's Wange erglühte, aber er bemerkte nur mit seiner gewohnten sarkastischen Gleichgültigkeit:

„Dies ist wahrscheinlich das, was wir republikanische Erziehung nennen, Alfred?"

„Henrique ist ein Teufelsjunge, wenn er gereizt wird," erwiderte Alfred.

„Wahrscheinlich glaubst Du, daß dies für ihn eine belehrende Uebung ist," versetzte Augustin trocken.

„Ich könnte es nicht ändern, wenn ich auch wollte. Henrique ist ein wahrer kleiner Wirbelwind. Seine Mutter und ich haben ihn schon längst aufgegeben. Aber der Dodo ist auch ein unverbesserlicher Tauchenichts, man mag ihn schlagen so viel man will, es ist bei ihm Alles fruchtlos."

„Und das geschieht um Henrique den ersten Vers des Katechismus eines Republikaners: — „Alle Menschen sind frei und gleichgeboren," zu lehren."

„Pah!" sagte Alfred, „das ist Eines von Tom Jefferson's französischen

Sentimentalitätsstückchen. Es ist wahrhaft lächerlich, es noch heutzutage unter uns die Runde machen zu hören."

„Das denke ich auch," entgegnete St. Clare bedeutsam.

„Weil wir," fuhr Alfred fort, „deutlich genug sehen können, daß eben nicht alle Menschen frei oder gleich geboren sind. Ich meinestheils halte die Hälfte dieser republikanischen Redensarten für wahre Albernheiten. Die Gutserzogenen, die Intelligenten, die Reichen, die Gebildeten sind es, welche gleiche Rechte haben sollten, und nicht die Kanaille."

„Wenn Du nur die Kanaille zu dieser Ansicht bringen könntest!" sagte Augustin. „In Frankreich ist auch an sie einmal die Reihe gekommen."

„Sie muß niedergehalten werden, konsequent und fest, wie ich es thun würde," versetzte Alfred, indem er stark mit dem Fuße auftrat, als ob er auf Jemandem stände.

„Es erfolgt ein entsetzlicher Rückschlag, wenn sie sich aufrichtet!" sagte Augustin, „z. B. in St. Domingo."

„Pah!" rief Alfred, „in St. Domingo! in unserm Lande wollen wir dem schon vorbeugen. Wir müssen uns allen dem Erziehungs- und Erhebungsgeschwätz, welches jetzt umgeht, widersetzen; die untere Classe darf nicht erzogen werden."

„Damit ist es aus!" erwiderte Augustin; „sie wird erzogen und wir haben nur zu bestimmen, wie es geschehen soll. Unser System erzieht sie in Barbarei und Brutalität. Wir zerreißen alle humanisirenden Bande und machen sie zu rohem Vieh, und wenn sie die Oberhand erhalten sollten, werden sie sich als solches zeigen."

„Sie sollen aber nie die Oberhand erhalten!" rief Alfred.

„Das ist recht," sagte St. Clare; „spannt den Dampf an, schließt das Sicherheitsventil und setzt Euch darauf und dann seht, wohin Ihr geschleudert werdet."

„Nun, erwiderte Alfred, „wir wollen es abwarten. Ich fürchte mich nicht auf dem Sicherheitsventile zu sitzen, so lange die Kessel stark sind und die Maschine gut arbeitet."

„Der Adel zu Ludwig des Sechzehnten Zeit dachte gerade so und Frankreich und Pius der Neunte denken jetzt ebenfalls so; aber eines schönen Morgens könnt Ihr Alle in der Luft zusammentreffen, wenn die Kessel gesprungen sind."

„Dies declarabit," sagte Alfred lachend.

„Ich sage Dir," rief Augustin, „wenn es irgend etwas giebt, was sich in unserer Zeit mit der Gewalt eines göttlichen Gesetzes offenbart, so ist es das, daß sich die Massen erheben und die unteren Klassen an die Stelle der höheren treten werden."

„Das ist eine von Deinen rothrepublikanischen Albernheiten, Augustin. Warum hast Du nie den Baumstumpf bestiegen? Du würdest einen famosen Volksredner abgeben. Nun, ich hoffe, daß ich gestorben sein werde, ehe dieses tausendjährige Reich Deiner ungewaschenen Massen erscheint."

„Ungewaschen oder nicht — sie werden Euch beherrschen, wenn ihre Zeit kommt," sagte Augustin, „und sie werden ganz solche Herrscher sein, zu denen Ihr sie macht. Der französische Adel wollte das Volk ebenfalls zu Sansculotten machen und er erhielt Sansculotteregenten nach Herzenslust. Das Volk von Hayti —"

„O schweig, Augustin! als ob wir nicht genug von jenem abscheulichen verächtlichen Hayti gehört hätten! Die Haytier waren keine Angelsachsen; wenn

sie es gewesen wären, so würde die Geschichte ganz anders ausgefallen sein. Die Angelsachsen sind die herrschende Race der Welt und werden es bleiben."

„Nun, wir haben jetzt eine ganz hübsche Quantität von angelsächsischem Blut unter unseren Sklaven," bemerkte Augustin. „Es befinden sich unter ihnen genug, die nur so viel afrikanisches haben, daß sie unserer berechnenden Festigkeit und Voraussicht eine Art von tropischer Wärme und Gluth verleihen. Wenn je der St. Domingotag kommt, wird angelsächsisches Blut das Treffen anführen. Söhne weißer Väter, in deren Adern alle unsere stolzen Gefühle glühen, werden nicht ewig gekauft und verkauft und verhandelt werden. Sie werden aufstehen und die Race ihrer Mutter mit sich emporziehen."

„Unsinn! dummes Zeug!"

„Nun," sagte Augustin, „es giebt ein altes Sprichwort dieses Sinnes: Wie es in den Tagen Noah's war, so wird es sein. Sie aßen, sie tranken, sie pflanzten, sie bauten und wußten von nichts bis die Fluth kam und sie hinwegriß."

„Ich denke wirklich, Augustin, daß Deine Talente für einen Reiseprediger genügend sein würden," sagte Alfred lachend. „Fürchte nichts für uns. Der Besitz bildet unsere Neun-Zehntel des Rechts. Wir haben die Macht. Dieses Unterthanengeschlecht," rief er mit dem Fuße stampfend, „ist unten und soll unten bleiben. Wir haben Energie genug, um unser Pulver selbst in Verschluß zu halten."

„Söhne, die erzogen sind wie Dein Henrique, werden treffliche Hüter Eurer Pulvermagazine sein," versetzte Augustin. „Wie kaltblütig und voll Selbstbeherrschung er ist! Das Sprichwort sagt: „Wer sich selbst nicht beherrschen kann, kann auch Andere nicht beherrschen."

„Das ist allerdings ein schlimmer Punkt," erwiderte Alfred nachdenklich; „es läßt sich nicht bezweifeln, daß sich unter unserm Systeme die Ki[illegible]r schwer erziehen lassen; es giebt den Leidenschaften, die in unserm Klima sehr heftig sind, viel zu freien Spielraum. Henrique macht mir viel Sorge; der Knabe ist edel und hochherzig, aber wenn er aufgeregt wird, eine wahre Rakete; ich glaube, daß ich ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach dem Norden senden werde, wo der Gehorsam mehr in der Mode ist, und wo er mehr mit Gleichstehenden als mit Untergebenen umgehen wird."

„Da das Erziehen der Kinder eine Hauptarbeit des Menschengeschlechts ist," sagte Augustin, „so möchte ich es für ziemlich richtig halten, daß unser System in dieser Beziehung keine gute Wirkung hat."

„Für manche Dinge hat es die allerdings nicht," entgegnete Alfred, „für andere aber wohl. Es macht die Knaben mannhaft und muthig und selbst die Laster einer niedrigeren Race wirken darauf hin, die entgegengesetzten Tugenden in ihnen zu kräftigen. Ich denke, daß Henrique z. B. dadurch ein feineres Gefühl für das Schöne der Wahrheit bekommt, daß er Trug und Lug als den allgemeinen Stempel der Sklaven kennt."

„Das ist wirklich eine christliche Ansicht von der Sache," bemerkte Augustin.

„Christlich oder nicht, es ist wahr und eben so christlich wie die meisten anderen Dinge auf Erden," antwortete Alfred

„Das mag sein," entgegnete St. Clare.

„Nun, es nutzt nicht viel, davon zu reden, Augustin; ich glaube, daß wir mehr als fünfhundertmal auf diesem alten Wege die Runde gemacht haben. Was sagst Du zu einer Partie Puff?"

Die beiden Brüder gingen die Verandastufen hinauf und saßen bald mit

dem Puffbrete zwischen sich auf an einem leichten Bambusgestelle. Während sie die Steine aufstellten, sagte Alfred:

„Höre, Augustin, wenn ich so dächte wie Du, würde ich etwas thun."

„Das glaube ich wohl! Du bist Einer von der thätigen Sorte; aber was?"

„Du solltest Deine eigenen Dienstleute erziehen, um ein Beispiel zu geben," sagte Alfred mit einem halb spöttischen Lächeln.

„Eben so gut könntest Du den Aetna auf sie setzen und ihnen sagen, daß sie damit aufstehen sollen, wie mir sagen, daß ich meine Dienstleute unter der auf ihnen liegenden ganzen Masse der Gesellschaft auf einen höheren Standpunkt erheben soll. Ein Einzelner vermag nichts gegen die ganze Einwirkung der Gesammtheit. Die Erziehung muß, um etwas zu bewirken, vom Staat ausgehen oder es müssen genug darin übereinstimmen, um sie in Gang zu bringen."

„Du hast den ersten Wurf," sagte Alfred, und die Brüder waren bald in das Spiel versenkt und dachten an nichts Anderes mehr, bis man das Scharren der Pferde unter der Veranda vernahm.

„Da kommen die Kinder!" rief Augustin indem er sich erhob. Sieh her Alfred, hast Du je etwas Schöneres gesehen?"

Es war in der That ein schöner Anblick. Henrique mit seiner kühne Stirn, mit seinen dunkeln, glänzenden Locken und seinen glühenden Wangen, beugte sich zu seiner hübschen Cousine herüber, als sie unter heiterem Lachen herankamen. Sie trug ein blaues Reitkleid und eine Mütze von derselben Farbe. Die Bewegung hatte ihren Wangen eine frischere Farbe verliehen und den Effect ihrer auffallend durchsichtigen Haut und ihres goldenen Haares erhöht.

„Gott, welche blendende Schönheit!" rief Alfred. „Höre, Augustin, sie wird noch so Manchem Herzweh machen."

„Gott weiß, daß sie das in nur zu hohem Maße thun wird, wie ich fürchte," erwiderte St. Clare in bitterem Tone als er herbeieilte, um sie vom Pferde zu heben.

„Liebste Eva, Du bist doch nicht zu sehr ermüdet?" fragte er, indem er sie in seine Arme schloß.

„Nein, Papa," antwortete das Kind, aber ihr kurzer, beklommener Athem erschreckte ihren Vater.

„Wie hast Du nur so schnell reiten können, Kind? Du weißt, daß es Dir nicht gut ist."

„Ich habe mich so wohl gefühlt und so viel Vergnügen daran gefunden, daß ich es vergaß."

St. Clare trug sie auf den Armen in das Zimmer und legte sie auf sein Sopha.

„Henrique, Du mußt Eva in Acht nehmen," sagte er; „Du darfst nicht so schnell mit ihr reiten."

„Ich werde sie unter meine Obhut nehmen," antwortete Henrique, indem er sich auf das Sopha setzte und Eva's Hand ergriff.

Eva befand sich bald bedeutend wohler, ihr Vater und Onkel begannen wieder zu spielen, und die Kinder blieben allein beisammen.

„Weißt Du, Eva, daß es mir sehr leid thut, daß der Papa nur zwei Tage lang hier bleiben will und daß ich Dich dann so lange nicht wieder sehen soll? Wenn ich bei Dir bliebe, so würde ich versuchen gut zu sein und nicht auf den armen Dodo böse zu werden u. s. w. Ich habe nicht die Absicht, Dodo schlecht zu behandeln, aber siehst Du, ich habe einen sehr heftigen Charakter. Ich bin auch nicht eigentlich schlecht gegen ihn; ich gebe ihm dann und wann einen Pi-

cayune und Du siehst, daß er gut gekleidet ist. Ich glaube, daß es Dodo im Ganzen recht gut geht."

„Würdest Du sagen, daß es Dir gut ginge, wenn Du keinen Menschen auf Erden hättest, der Dich liebte?"

„Ich? — nein, gewiß nicht."

„Und Du hast Dodo von allen seinen Freunden hinweggenommen, und jetzt hat er keine Menschenseele, die ihn liebt; auf diese Weise kann Niemand sich wohl fühlen."

„Nun, ich wüßte nicht wie ich es ändern könnte. Seine Mutter kann ich ihm nicht verschaffen, ich selbst kann ihn nicht lieben, und ich weiß auch sonst Niemanden, der es könnte."

„Warum kannst Du es nicht?"

„Dodo lieben? ei, Eva, Du meinst das wohl nicht im Ernst! Ich kann ihn zwar ziemlich gut leiden, aber seine Diener liebt man nicht."

„Ich thue es dennoch."

„Ist das wahr?"

„Sagt nicht die Bibel, daß wir jeden Menschen lieben sollen?"

„O, die Bibel! die sagt eine Menge solcher Dinge, aber kein Mensch denkt daran, sie zu thun; Du weißt, daß kein Mensch danach thut."

Eva schwieg. Ihre Augen blickten einige Momente starr in die Ferne hinaus.

„Jedenfalls," hob sie nach einer Pause wieder an, „liebe den armen Dodo um meinetwillen und sei gut gegen ihn, lieber Cousin."

„Ich könnte um Deinetwillen Alles lieben, Cousine, denn ich glaube wirklich, daß Du das lieblichste Geschöpf bist, das ich je gesehen habe."

Henrique sagte dies mit einem Feuer, von welchem sich sein hübsches Gesicht röthete. Eva nahm die Schmeichelei mit der vollkommensten Gleichgültigkeit und ohne eine Miene zu verziehen auf, und antwortete nur:

„Es freut mich, daß Du so denkst, lieber Henrique! ich hoffe, daß Du es nicht vergessen wirst."

Die Tischglocke machte dem Gespräche ein Ende.

24. Vorahnungen.

Zwei Tage darauf schieden Alfred und Augustin St. Clare von einander, und Eva, die durch die Gesellschaft ihres jungen Cousins zu ungewöhnlichen Anstrengungen angeregt worden war, begann mit größerer Schnelligkeit schwächer zu werden. St. Clare verstand sich endlich dazu, ärztlichen Rath herbeizurufen, wogegen er sich stets gesträubt hatte, weil es die Anerkennung einer unwillkommenen Wahrheit war. Einige Tage war jedoch Eva so unwohl, daß sie das Zimmer hüten mußte, und der Arzt wurde gerufen.

Marie St. Clare hatte von der allmälig abnehmenden Gesundheit und Kraft des Kindes keine Notiz genommen, weil sie völlig von dem Studium einiger neuen Krankheitsformen, für deren Opfer sie sich hielt, beschäftigt war. Marie hatte die feste Ueberzeugung, daß Niemand ein so großer Dulder sein könne wie sie, und sie wies daher stets jede Andeutung, daß irgend Jemand in ihrer Umgebung krank sei, mit der größten Entrüstung zurück. Sie war in solchen Fällen stets im voraus überzeugt, daß es nichts als Trägheit oder Mangel an Engerie sei, und daß sie bald den Unterschied kennen lernen würden, wenn sie einmal solche Leiden ertragen müßten wie sie.

Miß Ophelia hatte zu verschiedenen Malen versucht, mütterliche Besorgnisse wegen Eva in ihr zu erwecken, aber umsonst.

„Ich sehe nicht, daß dem Kinde etwas fehlt," pflegte sie zu sagen; „sie läuft ja umher und spielt."

„Aber sie hat einen bösen Husten."

„Einen Husten! vom Husten dürfen Sie mir gar nicht sprechen. Ich habe all mein Lebtag an Husten gelitten. Als ich in Eva's Alter war, glaubte man, daß ich die Schwindsucht habe. Mammy hat alle Nächte bei mir gewacht. Eva's Husten hat gar nichts zu bedeuten."

„Aber sie wird schwach und hat kurzen Athem."

„Gott, das habe ich viele Jahre lang gehabt, das ist nichts als Nervenschwäche."

„Aber sie hat so starke Nachtschweiße."

„Die habe ich schon seit zehn Jahren. Sehr oft sind meine Nachtkleider viele Nächte hintereinander zum Ausringen durchnäßt. Es ist kein trockner Faden daran und die Bettwäsche befindet sich in einem solchen Zustande, daß Mammy sie zum Trocknen aufhängen muß. Eva schwitzt noch lange nicht so!"

Miß Ophelia schwieg nun auf einige Zeit. Jetzt aber, wo Eva unwiderleglich das Bett hüten mußte, und ein Arzt gerufen wurde, nahm Marie plötzlich eine ganz andre Sprache an.

„Sie wisse es," sagte sie, „sie habe es stets gefühlt, daß sie dazu bestimmt sei, die Unglücklichste aller Mütter zu werden. Hier sei sie mit ihrer schwankenden Gesundheit an's Zimmer gefesselt, während ihr einziger Liebling vor ihren Augen dem Grabe zueile!" Und in Folge dieses neuen Unglücks ließ Marie Mammy alle Nächte durchwachen und schalt und tobte den ganzen Tag um so heftiger.

„Rede nicht so, liebe Marie," sagte St. Clare zu ihr. „Du darfst die Hoffnung nicht so ohne Weiteres aufgeben."

„Du hast nicht die Gefühle einer Mutter, St. Clare — Du hast mich nie verstanden und verstehst mich auch jetzt noch nicht."

„Aber rede nicht so, als ob schon Alles aus wäre."

„Ich kann es nicht so gleichgültig nehmen, wie Du, Augustin. Wenn Du auch nicht einsiehst, daß Dein einziges Kind sich in einem Besorgniß erregenden Zustande befindet, so sehe ich es doch ein. Der Schlag ist bei Allem, was ich außerdem zu tragen habe, zu viel für mich."

„Es ist wahr, Eva ist sehr zart," sagte St. Clare, „ich habe das immer gewußt; sie ist so schnell gewachsen, daß sich ihre Kräfte erschöpft haben, und ihre Lage ist kritisch. Jetzt wird sie aber nur durch die Hitze, durch die Aufregung des Besuchs ihres Cousins und die dadurch veranlaßten Anstrengungen niedergedrückt. Der Arzt sagt, daß noch Hoffnung sei."

„Nun meinetwegen; wenn Du die helle Seite sehen kannst, so thue es in Gottes Namen. Es ist ein Glück für die Menschen, welche kein reizbares Gefühl haben. Ich wünschte wahrhaftig, daß ich nicht so stark fühlte, es macht mich nur noch elender. Ich wollte ich könnte eben so ruhig sein wie Ihr Uebrigen."

Und die „Uebrigen" hatten guten Grund, den gleichen Wunsch auszusprechen, denn Marie paradirte mit ihrem neuen Unglücke als der Ursache und dem Vorwande zu allen möglichen Quälereien aller ihrer Umgebungen. Jedes Wort, das von irgend Jemand gesprochen wurde, Alles was gethan oder nicht gethan ward, war nur ein neuer Beweis dafür, daß sie von hartherzigen, unempfindlichen Wesen umgeben war, die ihrer schweren Leiden nicht achteten.

Die arme Eva hörte einige von diesen Reden und weinte sich aus Mitleid für ihre Mama und aus Kummer, daß sie ihr so große Noth mache, fast die Augen aus.

Nach ein paar Wochen trat in den Symptomen eine große Besserung ein — eine von den trügerischen Windstillen, womit ihre unerbittliche Krankheit so oft das besorgte Herz selbst am Rande des Grabes noch täuscht. Eva's Stimme war wieder im Garten und auf den Balkonen zu hören; sie spielte und lachte von Neuem und ihr Vater behauptete entzückt, daß sie bald wieder eben so gesund wie alle Andern sein würde. Nur Miß Ophelia und der Arzt wurden durch diese trügerische Ruhe nicht getäuscht. Auch noch ein Herz fühlte die gleiche Gewißheit, und dies war das kleine Herz Eva's. Was ist es, das zuweilen der Seele so ruhig und klar verkündet, daß ihre Zeit auf Erden nur noch kurz sein wird? Ist es der geheime Instinkt der hinwelkenden Natur oder das geheime Beben der Seele beim Herannahen der Unsterblichkeit? Was es auch sein möge, in Eva's Herzen lebte eine süße, heitere prophetische Gewißheit, daß der Himmel nahe sei, heiter wie das Licht des Sonnenunterganges, süß wie die heitere Stille des Herbstes, und darin ruhte ihr kleines Herz, nur von Besorgniß um Diejenigen erfüllt, welche sie so innig liebten.

Denn das Kind empfand trotzdem, daß es so zärtlich geliebt wurde und das Leben sich vor ihr mit allem Glanze entfaltete, welchen Liebe oder Reichthum ihm verleihen konnten, doch um seinetwillen keinen Kummer bei der Aussicht auf den Tod. In dem Buche, welches sie und ihr einfacher Freund so oft zusammen lasen, hatte sie das Bild dessen, der die Kindlein liebte, gesehen und in ihr junges Herz geschlossen, und während sie noch darauf blickte und darüber nachsann, hatte er aufgehört ein Bild der fernen Vergangenheit zu sein und war eine lebende, Alles umgebende Wirklichkeit geworden. Seine Liebe umfing ihr kindliches Herz mit mehr als irdischer Zärtlichkeit und sie sagte, daß sie zu ihm und in seine Heimath gehe.

Aber ihr Herz wendete sich mit schmerzlicher Liebe Allen zu, die sie auf Erden zurücklassen sollte — am meisten ihrem Vater, denn Eva hatte, obgleich sie sich dessen nie deutlich bewußt war, doch eine unbestimmte Ahnung davon, daß sie seinem Herzen mehr als irgend ein anderes Wesen war. Sie liebte ihre Mutter, weil sie nur der Liebe fähig war, und die Selbstsucht, welche sie an ihr wahrgenommen hatte, konnte sie nur betrüben und beunruhigen, denn sie glaubte mit dem unbedingten Vertrauen eines Kindes, daß ihre Mutter nichts Unrechtes thun könne. Sie hatte Etwas an sich was Eva nicht begreifen konnte, und sie glich Alles durch den Gedanken aus, daß sie doch die Mama sei, die sie auf das Zärtlichste liebte.

Dann fühlte sie auch für die liebevollen treuen Diener, für welche sie das Licht des Tages und der Glanz der Sonne war. Kinder fühlen gewöhnlich nicht so allgemein; aber Eva war ein ungemein verständiges Kind, und was sie von den Uebeln des Systems, unter welchem sie lebte, gesehen hatte, war allmälig in die Tiefen ihres gedankenvollen, sinnenden Herzens gedrungen. Sie hatte ein unbestimmtes Sehnen, etwas für sie zu thun, — nicht nur sie, sondern Alle, die sich in ihrer Lage befanden, zu erlösen und zu retten, ein Sehnen, welches mit der Schwäche ihrer kleinen Gestalt in einem traurigen Kontraste stand.

„Onkel Tom," sagte sie eines Tages, als sie ihrem Freunde vorlas, „ich kann es begreifen, warum Jesus das Bedürfniß gefühlt hat, für uns zu sterben."

„Warum, Miß Eva?"

„Weil ich ebenfalls so gefühlt habe."

„Wie meinen Sie das, Miß Eva? — ich verstehe Sie nicht.“

„Ich kann es Dir nicht erklären, aber als ich jene armen Geschöpfe auf dem Dampfboote sah, als Du und ich hierherkamen, — die Einen hatten ihre Mutter verloren, Andere ihre Gatten, und Einige von den Müttern weinten um ihre kleinen Kinder — o, war das nicht entsetzlich? — Auch sonst noch viele Male habe ich gefühlt, daß ich gern sterben würde, wenn mein Tod allen diesem Elend ein Ende machen könnte. Ich wollte gern für sie sterben, Tom, wenn ich es könnte,“ fügte das Kind mit einem feierlichen Ausdrucke hinzu, indem sie die kleine magere Hand auf die seine legte.

Tom blickte sie ehrfurchtsvoll an und als sie die Stimme ihres Vaters vernahm und hinwegeilte, blickte er ihr nach, und trocknete zu wiederholten Malen seine Augen.

„Es wird nichts nützen, daß wir es versuchen Miß Eva hier zu behalten,“ sagte er zu Mammy, die er einen Augenblick später traf; „sie hat das Zeichen des Herrn auf der Stirn.“

„Ja, ja,“ antwortete Mammy, indem sie die Hände erhob; „ich habe es immer gesagt; sie war nie wie ein Kind, das am Leben bleiben soll — in ihren Augen hat stets etwas Himmlisches gelegen. Wie oft habe ich es der Missis gesagt; es trifft ein, wir sehen es Alle — das liebe kleine holde Lämmchen!“

Eva trippelte die Veranda-Stufen zu ihrem Vater hinauf. Es war spät am Nachmittag und die Strahlen der Sonne umgaben sie wie mit einer Glorie, als sie in ihrem weißen Kleide, mit ihrem goldenen Haar, den glühenden Wangen und den schwärmerischen Augen, welche von dem in ihren Adern schleichenden Fieber unnatürlich glänzten, herbeikam.

St. Clare hatte sie gerufen, um ihr eine Statuette, die er für sie gekauft, zu zeigen, aber ihre Erscheinung machte, als sie herankam, einen schmerzlichen Eindruck auf ihn. Es giebt eine Art von Schönheit, die so erhaben und doch auch so vergänglich ist, daß wir es nicht ertragen können, sie anzublicken. Ihr Vater schloß sie plötzlich in seine Arme und vergaß beinahe, was er ihr sagen wollte.

„Liebe Eva, Du bist jetzt wohler, nicht wahr?“

„Papa,“ erwiderte diese mit sonderbarer Festigkeit, „ich habe Dir Dinge zu sagen, die ich Dir schon vor langer Zeit habe mittheilen wollen; ich möchte sie Dir jetzt sagen, ehe ich schwächer werde.“

St. Clare zitterte, als Eva sich auf seinen Schooß setzte und den Kopf an seine Brust legte.

„Es nützt nichts, Papa, wenn ich es noch länger für mich behalte;“ fuhr sie schluchzend fort, „die Zeit kommt, wo ich Dich verlassen muß. Ich gehe um nie zurückzukehren.“

„O meine liebe kleine Eva,“ sagte St. Clare, obgleich ihn bei ihren Worten ein Schauder durchrieselte, in heiterem Tone, „Du bist ängstlich und reizbar geworden, Du darfst Dich nicht so düsteren Gedanken hingeben. Sieh her, ich habe Dir eine Statuette gekauft.“

„Nein, Papa,“ versetzte Eva, indem sie dieselbe sanft zurückschob, „täusche Dich nicht selbst. Ich bin nicht wohler, ich weiß es vollkommen und ich werde in nicht gar langer Zeit von hinnen gehen. Ich bin nicht ängstlich — ich bin nicht niedergeschlagen; wenn es mir nicht um Dich, Papa, und meine Freunde wäre, würde ich vollkommen glücklich sein. Ich möchte gehen — ich sehne mich fort von hier!“

„Ei, liebes Kind, was hat Dein armes Herzchen so betrübt gemacht? Du hast Alles zu Deinem Glücke Dienende gehabt, was man Dir geben konnte.“

„Ich möchte aber doch lieber im Himmel sein — nur um meiner Freunde willen möchte ich leben. Es giebt hier eine Menge Dinge, die mich traurig machen und die mir entsetzlich erscheinen; viel lieber möchte ich dort sein; aber daß ich Dich verlassen soll, bricht mir beinahe das Herz."

„Was macht Dich traurig und scheint so entsetzlich, Eva?"

„O, Dinge, die beständig geschehen. Ich bin um unsere armen Leute betrübt, sie lieben mich innig und sind Alle gut und lieb gegen mich. Ich wollte sie wären Alle frei, Papa."

„Du bist ein Kind, Eva; denkst Du nicht, daß es ihnen jetzt gut genug geht?"

„Aber was würde aus ihnen, wenn Dir ein Unglück zustoßen sollte? Es giebt nur sehr wenige Menschen wie Du, Papa. Onkel Alfred ist nicht wie Du und die Mama auch nicht! ich weiß, welche abscheulichen Dinge die Menschen thun können und wirklich thun!" — und Eva schauderte.

„Mein liebes Kind, Du bist viel zu reizbar. Es thut mir leid, daß ich Dich jemals habe solche Geschichten hören lassen."

„O, das ist es, was mich beunruhigt, Papa; Du möchtest, daß ich so glücklich lebe und nie Schmerz empfinde, nie etwas leide, ja, nicht einmal eine traurige Geschichte höre, während andere arme Geschöpfe ihr ganzes Leben lang nichts als Schmerz und Kummer haben. Das scheint selbstsüchtig zu sein. Ich muß dergleichen Dinge kennen — ich muß in Bezug auf sie fühlen; sie sind mir stets in's Herz gedrungen, sie sind tief darin hinabgegangen, ich habe viel über sie nachgedacht. Papa, giebt es keinen Weg, um alle Sklaven frei zu machen?"

„Das ist eine schwierige Frage, Kind; es läßt sich nicht leugnen, daß die Sklaverei etwas Verwerfliches ist — sehr viele Leute denken so; ich selbst ebenfalls. Ich wünschte von Herzen, daß es im ganzen Lande keinen Sklaven gäbe, aber ich weiß nicht, wie dies zu erreichen wäre."

„Papa, Du bist ein so guter Mann, bist so edel und gütig, und verstehst so schön zu sprechen, könntest Du nicht bei allen Leuten herumgehen und sie zu überreden suchen, hierin Recht zu thun? Wenn ich todt bin, Papa, dann wirst Du an mich denken und es um meinetwillen thun. Ich selbst würde es thun, wenn ich könnte."

„Wenn Du todt bist, Eva!" rief St. Clare leidenschaftlich. „O, Kind, rede nicht so! Du bist Alles, was ich auf Erden habe."

„Papa, jene armen Geschöpfe lieben ihre Kinder eben so sehr wie Du mich. O thue etwas für sie! Die arme Mammy liebt ihre Kinder, ich habe sie weinen sehen, wenn sie von ihnen sprach, Tom liebt seine Kinder, und es ist entsetzlich, Papa, daß solche Dinge beständig geschehen."

„Nun, nun, mein Herzenskind," sagte St. Clare beschwichtigend, „bekümmere Dich nicht so und sprich nicht vom Sterben; ich werde Alles thun, was Du wünschest."

„Und versprich mir, lieber Vater, daß Tom seine Freiheit haben soll, sobald ich —"

Sie hielt inne und fügte zaudernd hinzu: —

„Gestorben bin."

„Ja, Kind, ich werde Alles thun — Alles, was Du von mir verlangst."

„Lieber Papa," sagte Eva, indem sie ihre brennende Wange an die ihres Vaters legte, „wie sehr wünschte ich, daß wir zusammengehen könnten!"

„Wohin denn?" fragte St. Clare.

„Zu unserm Heiland; es ist dort so schön und so friedlich — es ist Alles dort so voll Liebe!"

Das Kind sprach unbewußt wie von einem Orte, wo sie schon oft gewesen war.

„Willst Du nicht auch gehen, Papa?" fragte sie weiter.

St. Clare zog sie näher an sich, ohne auf diese Frage zu antworten.

„Du wirst zu mir kommen!" sprach Eva in einem Tone ruhiger Gewißheit, dessen sie sich oft unwillkürlich bediente.

„Ich werde Dir nachkommen; ich werde Dich nicht vergessen."

Die dunklen Abendschatten senkten sich tiefer und tiefer auf sie herab, als St. Clare die kleine zarte Gestalt schweigend an seine Brust drückte. Er sah die dunkeln Augen nicht mehr, aber die Stimme traf sein Ohr wie Geistertöne und sein ganzes vergangenes Leben stieg in einem Augenblicke vor seinen Augen auf — die Gebete und Hymnen seiner Mutter — sein eigener jugendlicher Drang, Gutes zu thun, und zwischen ihnen und dieser Stunde Jahre voll Weltlichkeit und Zweifel, was die Menschen ein achtbares Leben nennen. Wir können in einem Augenblicke viel, sehr viel denken. St. Clare sah und fühlte mancherlei, sprach aber nicht, und als es dunkler wurde, trug er die Kleine in ihr Schlafzimmer; als sie ausgekleidet war, schickte er die Dienerschaft fort, und wiegte sie in seinen Armen und sang sie in den Schlummer.

Es war ein Sonntagsnachmittag. St. Clare lag auf einem Bambussopha in der Veranda und labte sich an einer Cigarre. Marie lag dem auf die Veranda gehenden Fenster gegenüber auf einem Divan unter einer Decke von durchsichtiger Gaze, welche sie gegen die Zudringlichkeiten der Muskitos schützte, und hielt nachlässig ein elegant gebundenes Gebetbuch in der Hand. Sie hatte es in der Hand, weil es Sonntag war, und bildete sich ein, daß sie darin gelesen habe — obgleich sie in der That nur eine Reihe von kurzen Schläfchen gehalten hatte, während es offen in ihrer Hand lag.

Miß Ophelia, die nach einigem Bemühen in nicht zu großer Entfernung eine Methodistenversammlung aufgestöbert hatte, war mit Tom als Kutscher ausgefahren, um ihr beizuwohnen, und Eva hatte sie begleitet.

„Höre Augustin," sagte Marie nach einigem Nicken, „ich muß meinen alten Doktor Posey aus der Stadt holen lassen; ich habe sicher eine Herzkrankheit."

„Warum willst Du diesen noch kommen lassen? Der Arzt, welcher Eva behandelt, scheint geschickt zu sein."

„Ich würde ihm in einem kritischen Falle kein Vertrauen schenken," entgegnete Marie, „und ich glaube wohl sagen zu dürfen, daß meine Krankheit kritisch wird. Ich habe die letzten zwei bis drei Nächte daran gedacht, ich fühle so peinigende Schmerzen und habe so seltsame Empfindungen."

„Du hast nur Langeweile, Marie; ich glaube nicht, daß es eine Herzkrankheit ist."

„Das traue ich Dir wohl zu," versetzte Marie; „ich habe es kaum anders erwartet. Du kannst wohl besorgt sein, wenn Eva hustet oder wenn ihr das Mindeste fehlt; an mich aber denkst Du nie."

„Wenn es Dir besonders angenehm ist, eine Herzkrankheit zu haben, so will ich recht gern zugeben, daß Du sie hast," sagte St. Clare; „ich wußte nicht, daß es der Fall war."

„Nun, ich will nur hoffen, daß Du nicht dann erst besorgt um mich wirst, wenn es zu spät ist," erwiderte Marie; „Du magst es aber glauben oder nicht, so muß ich Dir doch sagen, daß mein Kummer um Eva und die Anstrengungen,

die mir das liebe Kind verursacht, das, was ich schon lange geahnt, entwickelt haben."

Es würde sich nur schwer angeben lassen, worin die Anstrengungen bestanden, von denen Marie sprach. St. Clare machte diese Bemerkung im Stillen und fuhr als hartherziger Ehemann fort zu rauchen, bis ein Wagen vor der Veranda anhielt und Eva und Miß Ophelia ausstiegen.

Miß Ophelia begab sich direkt in ihr Zimmer, um Hut und Shawl abzulegen, wie sie stets zu thun pflegte, ehe sie über irgend einen Gegenstand ein Wort sprach, während Eva auf St. Clare's Ruf herbeikam, sich auf seinen Schooß setzte und ihm Bericht über den Gottesdienst abstattete. Bald hörten sie laute Rufe in Miß Ophelia's Zimmer, — welches gleich dem, worin sie sich befanden, auf die Veranda ging, — und heftige an irgend Jemand gerichtete Scheltworte.

„Welches neue Unheil mag Topsy angestiftet haben?" fragte St. Clare; „ich bin überzeugt, daß sie die Ursache des Lärmes ist."

Im nächsten Augenblicke trat Miß Ophelia in höchster Entrüstung ein und schleppte die Schuldige mit sich herbei.

„Willst Du kommen?" rief sie; „ich werde es Deinem Herrn sagen."

„Was ist wieder geschehen?" fragte Augustin.

„Es ist so viel geschehen, daß ich mich nicht weiter mit diesem Kinde plagen kann. Es ist unerträglich! Fleisch und Blut können es nicht mehr aushalten! Ich hatte sie eingeschlossen und ihr ein Lied zum Auswendiglernen gegeben, und was thut sie? — sie spionirt, wo ich meinen Schlüssel habe, geht in meine Kommode, nimmt das Zeug zu einem Hute heraus und schneidet es in Stücken, um Puppenjacken daraus zu machen. So etwas habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen."

„Ich habe es Ihnen vorher gesagt, Cousine," sagte Marie, „daß Sie bald finden würden, daß diese Geschöpfe nicht ohne Strenge erzogen werden können. Wenn es nach meinem Willen ginge," fuhr sie mit einem vorwurfsvollen Blicke auf St. Clare fort, „so würde ich das Mädchen in die Kalabuse schicken und sie schlagen lassen, bis sie nicht mehr stehen könnte."

„Daran zweifle ich nicht," erwiderte St. Clare. „Man spricht so viel von der süßen Herrschaft der Frauen, aber ich habe in meinem ganzen Leben nicht mehr als ein halbes Dutzend gesehen, die nicht ein Pferd oder einen Diener, geschweige denn einen Mann halb umbringen würden, wenn es nach ihrem Willen ginge."

„Deine sentimentale Manier nützt gar nichts, St. Clare," sagte Marie. „Die Cousine ist eine verständige Frau und sieht es jetzt eben so klar ein wie ich."

Miß Ophelia besaß die Fähigkeit zur Entrüstung, welche einer vollkommenen Wirthschafterin eigen ist, und diese war durch die zwecklose Vergeudung, deren sich das Negermädchen schuldig gemacht hatte, in einem ziemlich hohen Grade erregt worden. Viele von meinen Leserinnen werden eingestehen, daß sie in ihrer Lage ganz das Gleiche gefühlt haben würden; aber Marien's Worte waren ihr doch zu stark und dämpften ihren Zorn bedeutend.

„Ich möchte das Kind um Alles in der Welt nicht so behandeln lassen," sagte sie; „aber ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was ich thun soll. Ich habe sie belehrt und belehrt, ich habe mich müde geredet, ich habe sie geschlagen, ich habe sie auf jede denkbare Weise bestraft, und dennoch ist sie jetzt noch ganz so wie Anfangs."

„Komm her Topsy, kleiner Affe," rief St. Clare.

Topsy kam herbei; ihre runden Augen glänzten und blinzelten mit einem Gemisch von Besorgniß und ihrem gewöhnlichen seltsamen Muthwillen.

„Weshalb benimmst Du Dich so?" fragte St. Clare, den der Ausdruck s Kindes unwillkürlich belustigte.

„Wahrscheinlich ist mein sündhaftes Herz daran schuld," antwortete Topsy nterwürfig; „wenigstens sagt Miß Feely so."

„Siehst Du nicht ein, wieviel Miß Ophelia für Dich gethan hat? — sie sagt, daß sie Alles Erdenkliche versucht habe."

„Gott, Master, die alte Missis hat eben so gesagt. Sie hat mich weit stärker geschlagen und mich an den Haaren gerauft und mich mit dem Kopf gegen die Thür geschlagen, aber es hat Alles nichts geholfen. Wenn man mir auch alle Haare aus dem Kopfe raufte, so würde es mir doch nichts nützen. Ich bin so gottlos! ich bin ja doch nichts als ein Nigger."

„Ich werde sie wohl aufgeben müssen," sagte Miß Ophelia, „ich kann mich nicht länger mit ihr plagen."

„Ich möchte Dir eine Frage vorlegen," sagte St. Clare.

„Und die wäre?"

„Wenn Dein Christenthum nicht stark genug ist, um ein einziges Heidenkind, das Du hier zu Hause ganz für Dich haben kannst, zu retten, so möchte ich wissen, was es nützt, ein paar arme Missionaire dahin unter Tausende von Solchen zu schicken? Dieses Kind ist nur ein Pröbchen von dem, was Tausende Deiner Heiden sind."

Miß Ophelia antwortete nicht sogleich, und Eva, die bis jetzt eine schweigende Zuschauerin der Scene gewesen war, gab Topsy ein stummes Zeichen, ihr zu folgen. An der Ecke der Veranda befand sich ein kleines Glaszimmer, welches St. Clare als Lesezimmer benutzte und in diesem verschwanden Eva und Topsy.

„Ich möchte wissen, was Eva vorhat," sagte St. Clare; „ich will nachsehen."

Und er schritt auf den Zehen an die Glasthür, lüftete den dieselbe bedeckenden Vorhang und blickte hinein. Im nächsten Moment legte er den Finger auf den Mund und winkte Miß Ophelia herbeizukommen und zuzusehen.

Die beiden Kinder saßen, das Gesicht den Spähern im Profil zugewendet, auf dem Fußboden, — Topsy mit ihrer gewöhnlichen Miene komischer Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit, ihr gegenüber aber Eva mit Thränen in den großen Augen und von innerer Erregung glühendem Gesicht.

„Was macht Dich nur so böse, Topsy? — warum willst Du nicht versuchen gut zu sein? Liebst Du denn gar keinen Menschen?"

„Ich verstehe nichts von der Liebe — ich liebe den Zuckerkand und dergleichen, sonst nichts," sagte Topsy.

„Aber Du liebst doch Deine Eltern?"

„Ich habe keine Eltern, wie Sie wissen; ich habe es Ihnen erzählt, Miß Eva."

„O, ich weiß es," erwiderte Eva betrübt; „aber hast Du denn keine Geschwister gehabt — keine Tante, oder —"

„Nein, gar nichts von alle dem — ich habe nie einen Verwandten gekannt."

„Aber, Topsy, wenn Du nur versuchen wolltest, gut zu sein, so könntest Du —"

„Ich könnte nie etwas Anderes als ein Nigger sein, wenn ich auch noch so gut wäre!" unterbrach sie Topsy; „wenn ich mir die Haut abziehen lassen und weiß werden könnte, dann würde ich es versuchen."

„Aber die Menschen können Dich lieben, wenn Du auch schwarz bist; Miß Ophelia würde Dich gewiß lieben, wenn Du gut wärest."

Topsy ließ das kurze, abgebrochene Gelächter vernehmen, welches ihre gewöhnliche Art war, um ihre Ungläubigkeit auszudrücken.

„Denkst Du nicht so?“ fragte Eva.

„Nein, sie kann mich nicht ausstehen, weil ich ein Nigger bin. Sie würde eher eine Kröte angreifen als mich. Kein Mensch kann die Nigger lieben und Nigger können nichts thun. Mir ist es egal,“ setzte sie hinzu, indem sie zu pfeifen anfing.

„O Topsy, Du armes Kind — ich liebe Dich!“ rief Eva mit einem plötzlichen Ausbruch des Gefühls, und sie legte ihre kleine magere weiße Hand auf Topsy's Schulter; „ich liebe Dich, weil Du weder Eltern noch Freunde hast — weil Du ein armes gemißhandeltes Kind gewesen bist! Ich liebe Dich und ich möchte, daß Du gut wärest. Ich bin sehr krank, Topsy, ich glaube, daß ich nicht lange mehr leben werde, und es bekümmert mich wirklich, daß Du immer so unartig bist. Ich wollte, Du versuchtest um meinetwillen gut zu sein, — ich werde ja nur noch eine kurze Weile bei Euch bleiben.“

Die runden blitzenden Augen des schwarzen Kindes füllten sich mit Thränen, große, helle Tropfen rollten langsam über ihre Wangen und fielen auf die kleine weiße Hand. Ja, in diesem Augenblicke war ein Strahl von wahrem Glauben, ein Strahl himmlischer Liebe in das Dunkel ihrer heidnischen Seele gedrungen. Sie legte den Kopf zwischen ihre Knie und weinte und schluchzte, während Eva sich wie ein tröstender Engel zu ihr herabbeugte.

„Arme Topsy,“ sagte Eva, „weißt Du nicht, daß Jesus uns Alle liebt? Er ist eben so bereit Dich zu lieben wie mich; er liebt Dich eben so gut wie ich, nur noch mehr, weil er besser ist. Er wird Dir helfen gut zu werden, und Du kannst zuletzt in den Himmel kommen und ein Engel werden, ganz so als ob Du weiß wärest. Denke nur, Topsy! Du kannst einer von den heitern Geistern werden, von denen Onkel Tom singt.“

„O liebe Miß Eva, liebe Miß Eva!“ rief das Mädchen, „ich will es versuchen! ich will es versuchen! — ich habe bis jetzt noch nie daran gedacht.“

St. Clare ließ in diesem Augenblicke den Vorhang fallen.

„Es erinnert mich an meine Mutter,“ sagte er zu Miß Ophelia. „Es ist wahr, was sie mir immer sagte: Wenn wir die Blinden sehend machen wollen, müssen wir bereit sein zu thun wie Christus gethan hat — sie zu uns rufen, und ihnen die Hand auflegen.“

„Ich habe stets ein Vorurtheil gegen Neger gehabt,“ sagte Miß Ophelia, „und ich gestehe, daß ich es nie habe über mich gewinnen können, mich von dem Kinde anrühren zu lassen; aber ich dachte nicht, daß sie es wisse.“

„O Kinder bemerken so etwas nur zu wohl, ihnen entgeht nichts!“ erwiderte St. Clare. „Aber ich glaube, daß alle Versuche, einem Kinde wohl zu thun und alle materiellen Freundschaftsdienste, die man ihm erweisen kann, nie ein Gefühl der Dankbarkeit wecken werden, so lange dieser Widerwille im Herzen bleibt. Es ist eine sonderbare Erscheinung, aber sie läßt sich nicht ableugnen.“

„Ich weiß nicht, wie ich es ändern soll,“ sagte Miß Ophelia. „Sie sind mir nun einmal zuwider — und besonders dieses Kind. Läßt sich dieses Gefühl unterdrücken?“

„Eva kann dies wie es scheint.“

„Ja, sie ist so liebevoll; und doch handelt sie im Grunde nur christlich,“ versetzte Miß Ophelia. „Ich wollte, ich wäre ihr gleich. Sie könnte mir eine Lehre geben.“

„Wenn es geschähe, so würde es nicht das erstemal sein, daß ein kleines Kind einen alten Schüler unterrichtet,“ sagte St. Clare.

25. Der Tod.

Eva's Schlafzimmer war ein geräumiges Gemach, welches gleich allen übrigen Zimmern im Hause auf die breite Veranda ging. Das Zimmer stand auf der einen Seite mit dem ihrer Eltern, auf der andern mit dem der Miß Ophelia in Verbindung. St. Clare hatte sein Auge und sein Herz dadurch erfreut, daß er dieses Zimmer auf eine Weise einrichtete, welche mit dem Charakter derjenigen, für die es bestimmt war, vollkommen harmonirte. Die Vorhänge waren von rosa und weißem Mousselin, der Boden war mit einem Teppich belegt, den er in Paris nach einem von ihm selbst gezeichneten Muster bestellt hatte, welches aus einem Mittelstück von aufgeblühten Rosen, mit einem Rande von Rosenknospen und Blättern bestand. Die Bettstelle, die Stühle und Sophas waren von Bambus und in besonders anmuthigen und phantastischen Formen angefertigt. Ueber dem Kopfende des Bettes befand sich ein Alabaster-Piedestal, auf welchem eine schöne Engelsstatue mit gesenkten Flügeln und einem Myrthenkranze in den Händen stand. Von diesem Piedestal hingen leichte, rosenfarbige Gazegardinen mit silbernen Streifen über das Bett und verliehen diesem den Schutz vor den Muskitos, welcher beim Schlafen in jenem Klima eine unerläßliche Nothwendigkeit ist. Die graziösen Bambussophas waren reichlich mit Kissen von rosenrothem Damast versehen, während über ihnen aus den Händen geschnitzter Figuren ähnliche Gazevorhänge wie die des Betts, herabfielen. In der Mitte des Zimmers stand ein leichter phantastischer Bambustisch, auf welchem eine stets mit Blumen gefüllte parische Marmorvase in Gestalt einer weißen Lilie mit Knospen stand. Auf diesem Tische lagen Eva's Bücher und kleinen Schmucksachen, und daneben stand auch ein elegant gearbeitetes Alabasterschreibzeug, welches ihr Vater ihr gegeben hatte, als er sah, daß sie sich im Schreiben zu verbessern suchte. Im Zimmer befand sich ein Kamin, auf dem Marmorsims desselben stand eine schöne Statuette, welche Jesus, wie er die Kindlein zu sich kommen läßt, darstellte, und auf beiden Seiten derselben Marmorvasen, welche Tom mit Stolz und Freude jeden Morgen mit Bouquets versah. Einige herrliche Gemälde von Kindern in verschiedenen Stellungen schmückten die Wände, kurz das Auge konnte sich nirgends hinwenden, ohne auf Bilder der Kindheit, der Schönheit und des Friedens zu stoßen. Die Augen der Kleinen öffneten sich im Morgenlichte nie, ohne auf etwas zu fallen, was das Herz mit wohlthuenden Gedanken erfüllte.

Die trügerische Kraft, welche Eva eine Zeitlang aufrecht erhalten hatte, verschwand schnell; seltener und immer seltener vernahm man ihren leichten Schritt in der Veranda und öfter, immer öfter sah man sie auf einem kleinen Sopha am offenen Fenster, den Blick auf den glänzenden Wasserspiegel des Sees gerichtet.

Es war gegen die Mitte des Nachmittags und sie lag wieder auf dem kleinen Sopha, die aufgeschlagene Bibel im Schooße und die zarten, durchscheinenden Finger zwischen den Blättern, als sie plötzlich die schneidende Stimme ihrer Mutter in der Veranda hörte.

„Was hast Du da wieder gethan, Du Nickel? welchen neuen Unfug hast Du angestiftet? Du hast Blumen abgepflückt, nicht wahr?" — und Eva hörte den Schall eines heftigen Schlages.

„Gott, Missis, sie sind für Miß Eva," hörte sie eine Stimme antworten, die, wie sie wußte, Topsy angehörte.

„Miß Eva! eine schöne Entschuldigung! Denkst Du, daß sie nach Deinen Blumen verlangen wird, Du nichtsnutziges Niggerding? packe Dich fort!"

Eva erhob sich augenblicklich von ihrem Ruhebett und eilte unter die Veranda hinaus.

„O Mutter thue das nicht, ich will die Blumen haben; bitte, gieb sie mir, ich wünsche sie.“

„Aber Eva, Dein Zimmer ist ja schon voll davon.“

„Ich kann ihrer nicht zu viele haben,“ erwiderte Eva. „Bitte, Topsy, bringe sie her.“

Topsy, welche finster und mit gesenktem Kopfe dagestanden hatte, kam jetzt herbei und reichte ihr die Blumen; sie that es mit einer zaudernden, verschämten Miene, welche ihrer gewöhnlichen Dreistigkeit ganz entgegengesetzt war.

„Ein schönes Bouquet,“ sagte Eva indem sie es betrachtete.

Es war ein ganz eigenthümliches und bestand nur aus brillanten, scharlachrothen Geranium und einer einzigen weißen Japonika mit ihren glänzenden Blättern. Es war offenbar mit Absicht auf den Farbenkontrast gebunden und die Stellung jedes Blattes war sorgfältig studirt.

Topsy sah erfreut aus, als Eva sagte:

„Topsy, Du ordnest Deine Blumen sehr hübsch. Hier ist eine Vase,“ fuhr sie fort; „ich habe noch keine Blumen darin und möchte täglich frische für sie haben.“

„Du bist sonderbar,“ sagte Marie. „Wie kommst Du darauf, das zu verlangen?“

„Laß es gut sein, Mama, Du hast doch nichts dagegen, das es Topsy thut — nicht wahr?“

„Gewiß nicht, wenn Du es wünschest, liebes Kind! Topsy, Du hast gehört, was Deine junge Herrin sagt, vergiß es nicht.“

Topsy machte einen kurzen Knix und blickte zu Boden und als sie sich abwendete, sah Eva eine Thräne über ihre dunkle Wange rollen.

„Siehst Du, Mama, ich wußte, daß die arme Topsy gern etwas für mich thut,“ sagte Eva zu ihrer Mutter.

„Du irrst Dich; sie thut es nur, weil sie gern Unheil anrichtet; sie weiß, daß sie keine Blumen pflücken darf und deshalb thut sie es gerade — das ist der ganze Grund. Aber wenn es Dir gefällt sie von ihr pflücken zu lassen, so mag es meinetwegen geschehen.“

„Mama, ich glaube, daß Topsy jetzt anders ist wie sonst; sie bemüht sich ein gutes Mädchen zu werden.“

„Sie wird sich eine ziemliche Weile bemühen müssen, ehe sie gut wird,“ entgegnete Marie gleichgültig lachend.

„Nun, Du weißt Mama, daß stets Alles gegen die arme Topsy gewesen ist.“

„Doch gewiß nicht seit sie sich hier befindet? es ist ihr zugeredet und vorgepredigt und Alles gethan worden, was ein Mensch nur immer thun konnte, und sie ist noch eben so schlimm wie sonst und wird es stets bleiben; man kann aus dem Geschöpfe nichts machen.“

„Aber Mama, es ist ein großer Unterschied, ob man so erzogen wird wie ich, unter so vielen Freunden und mit so vielen Dingen, die mich erfreuen und glücklich machen, oder ob es Einem so ergeht, wie es ihr während ihres ganzen Lebens ergangen ist bis sie hierher kam.“

„Sehr wahrscheinlich,“ sagte Marie gähnend. „O Himmel, wie heiß es ist!“

„Nicht wahr, Mama, Du glaubst, daß Typsy eben so gut ein Engel werden könnte, wie wir Alle, wenn sie eine Christin wäre?“

„Topsy? welche lächerliche Idee! So etwas kann nur Dir einfallen!“

„Aber, Mama, ist nicht Gott eben so gut ihr Vater wie der unsere? Ist nicht Jesus ihr Heiland?"

„Nun, das mag sein, Gott wird wohl Alle geschaffen haben," sagte Marie. — „Wo ist mein Riechfläschchen?"

„Es ist so schade — o so schade!" sprach Eva auf den fernen See blickend vor sich hin.

„Was ist schade?" fragte Marie.

„Nun, daß Jemand, der ein Engel werden und mit Engeln leben könnte, hinab, tief hinab sinkt, ohne daß ihm ein Mensch hilft! O Gott!"

„Wir können das nicht ändern; es nützt nichts, wenn wir uns auch noch so sehr darüber grämen. Ich weiß wahrhaftig nicht, was da zu jammern ist; wir sollten Gott für unsere Vorzüge danken."

„Das kann ich kaum thun," sagte Eva. „Es thut mir so leid, wenn ich an arme Leute denke, die keine besitzen."

„Das ist sonderbar," erwiderte Marie; „meine Religion macht mich jedenfalls dankbar für die Vorzüge, die ich genieße."

„Mama," sagte Eva, „ich möchte mir einen Theil meines Haares abschneiden lassen."

„Wozu?" fragte Marie.

„Ich möchte meinen Freunden etwas davon geben, so lange ich noch im Stande bin es selbst auszutheilen. Willst Du nicht die Tante rufen, damit sie es mir abschneidet!"

Marie erhob ihre Stimme und rief Miß Ophelia aus dem andern Zimmer. Das Kind richtete sich halb von seinem Kissen empor, als sie herein kam, schüttelte die langen goldnen Locken und sagte scherzhaft:

„Komm, Tantchen, scheere das Lamm."

„Was ist das?" fragte St. Clare, der eben jetzt mit einigen Früchten, die er ihr besorgt hatte, eintrat.

„Papa, ich möchte mir von der Tante einen Theil meines Haares abschneiden lassen; es ist zu lang und erhitzt mir den Kopf; außerdem möchte ich einige Locken davon verschenken."

Miß Ophelia kam mit ihrer Scheere.

„Sieh Dich vor, damit Du sie nicht entstellst," sagte der Vater; „schneide unten hinweg, wo man es nicht bemerkt. Eva's Locken sind mein Stolz."

„O Papa!" sagte Eva betrübt.

„Ja, ich möchte, daß sie recht schön wären, wenn ich Dich nach der Pflanzung Deines Onkels bringe, um den Cousin Henrique zu besuchen," sagte St. Clare in heiterem Tone.

„Ich werde nie dorthin gehen, Papa, ich gehe in ein besseres Land, o bitte, glaube mir! siehst Du nicht, daß ich mit jedem Tage schwächer werde?"

„Warum bestehst Du darauf, daß ich etwas so Trauriges glauben soll, Eva?" fragte ihr Vater.

„Weil es wahr ist, Papa. Und wenn Du es jetzt glaubst, so wirst Du vielleicht darüber ebenso denken, wie ich."

St. Clare schwieg und betrachtete wehmüthig die langen schönen Locken, welche dem Kinde in den Schooß gelegt wurden, sobald sie vom Kopfe getrennt waren. Sie hielt sie empor, blickte ernst darauf, wand sie um ihre dünnen Finger und betrachtete von Zeit zu Zeit ängstlich ihren Vater.

„Es ist ganz wie ich es geahnt habe," sagte Marie „das ist es eben, was von Tag zu Tag an meiner Gesundheit genagt und mich an den Rand des Grabes gebracht hat, wenn es auch Niemand bemerkt. Ich habe das schon

längst kommen sehen. St. Clare, Du wirst in Kurzem erkennen, daß ich Recht hatte."

„Was Dir ohne Zweifel großen Trost gewähren wird," erwiderte St. Clare in trocknem bitteren Tone.

Marie warf sich auf ein Ruhebett und bedeckte ihr Gesicht mit ihrem Battisttaschentuche.

Eva's klares, blaues Auge blickte aufmerksam bald auf sie, bald auf ihren Vater. Es war der ruhige, ahnungsvolle Blick einer schon halb von ihren irdischen Banden befreiten Seele; offenbar sah, fühlte und erkannte sie den Unterschied zwischen Beiden.

Sie winkte ihrem Vater mit der Hand; er kam und setzte sich neben sie.

„Papa, meine Kräfte schwinden mit jedem Tage, und ich weiß, daß ich scheiden muß. Es giebt Dinge, die ich sagen und thun möchte, die ich thun muß, und Du bist so dagegen, mich ein Wort über diese Sache sprechen zu lassen; aber es muß kommen, es läßt sich nicht verschieben. Gestatte mir, daß ich jetzt spreche."

„Ich gestatte es, mein Kind," sagte St. Clare, indem er seine Augen mit der einen Hand bedeckte und Eva's Händchen mit der andern hielt.

„Nun, dann möchte ich alle unsere Leute beisammen sehen. Ich muß ihnen noch Einiges sagen," fuhr Eva fort.

„Wohlan!" sagte St. Clare schmerzlich aber thränenlos; „es sei."

Miß Ophelia sendete einen Boten ab und die ganze Dienerschaft versammelte sich kurz darauf im Zimmer.

Eva lag auf ihrem Ruhebett; ihr Haar hing lose um das Gesicht und ihre purpurnen Wangen bildeten einen peinlichen Kontrast mit der durchsichtigen Bläße ihrer Gesichtsfarbe und den abgezehrten Gliedern und Zügen. Ihre großen seelenvollen Augen waren liebevoll auf Alle gerichtet.

Die Leute wurden von einer plötzlichen Bewegung ergriffen. Das verklärte Antlitz, die abgeschnittenen und neben ihr liegenden langen Haarlocken, der abgewendete Kopf ihres Vaters und Marien's Schluchzen: dies Alles verfehlte seinen Eindruck auf das Gemüth des leichtempfänglichen Geschlechtes nicht, und als sie hineinkamen, blickten sie einander an, seufzten und schüttelten die Köpfe. Es herrschte eine tiefe Stille wie bei einem Begräbniß.

Eva richtete sich auf und sah sich lange und ernst unter ihnen um. Alle sahen traurig und besorgt aus. Mehrere von den Weibern verbargen das Gesicht in ihren Schürzen.

„Ich habe Euch Alle rufen lassen, meine lieben Freunde, weil ich Euch lieb habe. Ich habe Euch Alle lieb und möchte Euch etwas sagen, dessen Ihr Euch stets erinnern sollt — ich werde Euch verlassen; in wenigen Wochen werdet Ihr mich nicht mehr sehen."

Hier wurde das Kind durch das unwillkürliche Schluchzen und Wehklagen aller Anwesenden unterbrochen und ihre zarte Stimme völlig übertäubt; sie wartete einen Augenblick und sprach darauf in einem Tone, welcher die Ausbrüche des Schmerzes um sie her unterdrückte.

„Wenn Ihr mich lieb habt, so dürft Ihr mich nicht so unterbrechen. Hört, was ich Euch sage. Ich möchte wegen Eurer Seelen mit Euch sprechen. Viele von Euch sind, wie ich fürchte, sehr gleichgültig. Ihr denkt nur an diese Welt; ich wünsche, daß Ihr Euch daran erinnert, daß es eine schönere Welt giebt, wo Jesus ist. Ich gehe dorthin und Ihr könnt dorthin kommen; sie ist für Euch eben so gut vorhanden, wie für mich. Wenn Ihr aber dorthin kommen wollt, so dürft Ihr kein träges, leichtsinniges gedankenloses Leben führen, Ihr müßt

Christen sein, Ihr müßt bedenken, das Ihr Alle einst Engel werden könnt. Wenn Ihr Christen sein wollt, so wird Euch Jesus dazu helfen! Ihr müßt zu ihm beten, Ihr müßt lesen —"

Das Kind unterbrach sich selbst, blickte mitleidig auf sie und sagte betrübt:

„O Gott! Ihr könnt nicht lesen. Ihr armen Seelen!" und sie verbarg seufzend das Gesicht in den Kissen. Das unterdrückte Schluchzen Derjenigen, zu denen sie gesprochen hatte, rief sie wieder zu sich.

„Gleichviel," sagte sie, den Kopf wieder erhebend und heiter durch ihre Thränen lächelnd, „ich habe für Euch gebetet, und ich weiß, daß Jesus Euch helfen wird, wenn Ihr auch nicht lesen könnt. Versucht Alle so gut zu leben als Ihr könnt. Betet täglich; bittet ihn, daß er Euch erlösen möge, laßt Euch die Bibel vorlesen wenn Ihr könnt, und ich denke, daß ich Euch Alle im Himmel sehen werde."

„Amen!" murmelte es antwortend von den Lippen Tom's und Mammy's und einiger der älteren Diener, die der methodistischen Kirche angehörten. Die Jüngeren und Leichtsinnigeren waren für den Augenblick völlig übermannt und schluchzten mit gesenktem Kopfe.

„Ich weiß, daß Ihr Alle mich lieb habt," sagte Eva.

„Ja gewiß und wahrhaftig! Gott segne Sie!" antworteten Alle.

„Ja, ich weiß, daß Ihr das thut, es ist unter Euch Niemand, der nicht stets gut gegen mich gewesen wäre, und ich möchte Euch etwas geben, das Euch, wenn Ihr es ansehst, stets an mich erinnern soll. Ich werde Euch Allen eine Locke von meinem Haar geben, und wenn Ihr sie ansehst, so denkt, daß ich Euch geliebt habe und in den Himmel gegangen bin, und daß ich Euch Alle dort wieder zu sehen wünsche."

Es ist unmöglich, die Scene zu beschreiben, als die Leute sich weinend um das kleine Wesen drängten und das letzte Zeichen ihrer Liebe aus ihren Händen empfingen. Sie fielen auf die Knie, sie schluchzten und beteten und küßten den Saum ihres Kleides.

Als Jeder seine Gabe erhalten hatte, winkte ihnen Miß Ophelia, die wegen der Wirkung dieser Aufregung auf ihre kleine Patientin in Besorgniß war, daß sie das Zimmer verlassen möchten.

Endlich hatten sich bis auf Tom und Mammy Alle wieder entfernt.

„Hier, Onkel Tom, ist eine schöne für Dich," fuhr Eva fort, „o es macht mich so glücklich, daß ich Dich im Himmel wiedersehen werde; und Mammy, liebe, gute Mammy!" sagte sie, die Arme liebevoll um ihre alte Wärterin schlingend; „ich weiß, daß Du auch hinkommen wirst."

„O, Miß Eva, ich kann nicht ohne Sie leben!" rief das treue Geschöpf; „es ist mir, als ob mit Ihnen Alles verschwände," und Mammy brach in einen Thränenstrom aus.

Miß Ophelia schob sie und Tom sanft aus dem Zimmer und glaubte nun, daß sie Alle fort seien; als sie sich aber umwendete, stand Topsy noch da.

„Woher bist Du gekommen?" fragte sie plötzlich.

„Ich bin die ganze Zeit hier gewesen," antwortete Topsy, indem sie sich die Thränen aus den Augen wischte. „O, Miß Eva, ich bin ein böses Mädchen gewesen, aber wollen Sie mir nicht auch eine geben?"

„Ja, arme Topsy, gewiß will ich das. Da — jedesmal, wenn Du sie ansiehst, denke daran, daß ich Dich lieb gehabt und gewünscht habe, daß Du ein gutes Mädchen werdest."

„O, Miß Eva, ich bemühe mich, es zu werden," sagte Topsy ernstlich;

„aber ach Gott, es ist so schwer, gut zu sein. Es scheint, daß ich nicht daran gewöhnt bin."

„Jesus weiß es, Topsy, er ist um Dich betrübt und er wird Dir helfen."

Topsy wurde mit hinter ihrer Schürze verborgenen Augen schweigend von Miß Ophelia aus dem Zimmer gebracht; unterwegs verbarg sie aber die kostbare Locke in ihrem Busen.

Sobald Alle fort waren, schloß Miß Ophelia die Thür. Die gute Dame hatte sich während des Auftrittes selbst die Thränen aus den Augen getrocknet; aber die Rücksicht auf die Folgen einer solchen Aufregung für ihre junge Pflegebefohlene erfüllte ihren Geist vor Allem.

St. Clare hatte die ganze Zeit über unbeweglich und das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, dagesessen. Auch nachdem sie Alle fort waren, blieb er so still.

„Papa!" sagte Eva sanft, indem sie seine Hand berührte.

Er zuckte plötzlich wie fröstelnd zusammen, antwortete aber nicht.

„Lieber Papa," wiederholte Eva.

„Ich kann nicht," sagte St. Clare, indem er sich erhob, „ich kann es nicht ertragen. Der Allmächtige hat es sehr hart mit mir gefügt!" Diese Worte sprach St. Clare mit einem wahrhaft bitteren Ausdrucke aus.

„Augustin! Hat nicht Gott das Recht, mit seinem Eigenthume zu thun, was er will?" fragte Miß Ophelia.

„Mag sein, aber das macht es nicht leichter zu ertragen," sagte er in einem trocknen, harten Tone, indem er sich abwendete.

„Papa, Du brichst mir das Herz!" rief Eva aufstehend und sich in seine Arme werfend. „Du mußt nicht so sprechen." Und das Kind schluchzte und weinte mit einer Heftigkeit, welche Alle in Besorgniß setzte, und den Gedanken ihres Vaters sofort eine andere Richtung gab.

„Sei still, Eva, sei still, Kind! ich hatte Unrecht, es war böse von mir. Ich werde Alles thun und denken, was Du willst — nur bekümmere Dich nicht, schluchze nicht so. Ich werde resignirt sein; es war gottlos, so zu sprechen, wie ich es gethan habe."

Eva lag bald wie eine müde Taube in den Armen ihres Vaters und er beugte sich über sie und beschwichtigte sie mit allen möglichen zärtlichen Worten, die er erdenken konnte.

Marie stand auf und begab sich aus dem Zimmer in das ihre, wo sie einen heftigen hysterischen Anfall hatte.

„Du hast mir keine Locke gegeben, Eva," sagte ihr Vater mit einem wehmüthigen Lächeln.

„Sie sind alle Dein, Papa," antwortete sie mit heiterem Gesicht — „Dein und der Mama, und Du mußt der lieben Tante geben so viel sie verlangt. Ich habe sie unsern armen Leuten nur deshalb selbst gegeben, weil sie vergessen werden könnten, wenn ich fort bin, und weil ich hoffte, daß es ihnen helfen könnte, sich zu erinnern — Du bist doch ein Christ, nicht wahr Papa?" fragte Eva zweifelhaft.

„Warum fragst Du mich dies?"

„Ich weiß es nicht; Du bist so gut, daß ich nicht glaube, daß es anders sein kann."

„Was heißt ein Christ sein, Eva?"

„Christum vor Allem lieben," antwortete Eva.

„Thust Du das?"

„Gewiß."

„Du hast ihn doch nie gesehen," sagte St. Clare.

„Das macht keinen Unterschied," antwortete Eva; „ich glaube an ihn und werde ihn in wenigen Tagen schauen." Und das jugendliche Antlitz strahlte von Freude.

St. Clare sagte weiter nichts; es war ein Gefühl, welches er schon früher bei seiner Mutter bemerkt hatte, aber keine Saite seines Innern entsprach demselben.

Von jetzt an wurde Eva täglich kränker; der Ausgang des Uebels ließ sich nicht mehr bezweifeln; selbst die zärtlichste Hoffnung konnte sich nicht mehr täuschen lassen. Ihr schönes Zimmer war ein Krankenzimmer geworden, Miß Ophelia erfüllte Tag und Nacht die Pflichten einer Krankenwärterin und nie hatten ihre Freunde ihren Werth in reicherem Maße erkannt als in dieser Eigenschaft. Diejenigen, welche über ihre kleinen Eigenthümlichkeiten, welche der sorglosen Freiheit der südländischen Sitte so unähnlich waren, gespöttelt hatten, gestanden jetzt ein, daß sie ganz die Person sei, deren man bedurfte.

Onkel Tom war häufig in Eva's Zimmer. Das Kind litt sehr an nervöser Ruhelosigkeit und es war ihr eine Erleichterung, wenn es getragen wurde; es war Tom's größte Freude, ihre kleine zarte Gestalt auf einem Kissen ruhend auf seinen Armen, bald im Zimmer auf und ab, bald in die Veranda zu tragen, und wenn die frische Seeluft herüber wehte — sie fühlte sich des Morgens am wohlsten — ging er zuweilen mit ihr unter den Orangenbäumen im Garten umher oder setzte sich auf einen von ihren früheren Ruheplätzen nieder und sang ihr ihre alten Lieblingshymnen vor.

Ihr Vater that oftmals das Nämliche, aber sein Körper war weniger kräftig und wenn er müde wurde, pflegte Eva zu ihm zu sagen:

„O Papa, erlaube, daß mich Tom nimmt! der gute Alte thut es gern und Du weißt, daß er jetzt nichts weiter thun kann, und daß er gern etwas thun möchte."

„Das möchte ich auch," sagte ihr Vater.

„Nun Papa, Du thust ja schon so viel, und bist mir Alles. Du liesest mir vor, — Du wachst die Nächte hindurch und Tom hat außer dem Singen nur das Eine; ich weiß, daß es ihm leichter wird als Dir. Er ist ja so stark."

Der Wunsch Etwas zu thun, beschränkte sich nicht auf Tom. Die Diener des Hauses zeigten Alle den nämlichen Eifer und thaten auf ihre Weise, was sie konnten.

Das Herz der armen Mammy sehnte sich nach ihrem Liebling, aber sie fand Tag und Nacht keine Gelegenheit, zu ihr zu kommen, da Marie behauptete, daß ihr Gemüthszustand von der Art sei, daß sie keine Ruhe finden könne, und es natürlich gegen ihre Grundsätze war, irgend eine andere Person ruhen zu lassen. Mammy wurde des Nachts wohl zwanzigmal gerufen, um ihr die Füße zu frottiren, ihr den Kopf zu baden, ihr Taschentuch zu suchen, nachzusehen, was das Geräusch in Eva's Zimmer bedeute, einen Vorhang herunter zu lassen weil es zu hell, oder ihn aufzuziehen, weil es zu dunkel war, und den Tag über, wenn sie sich danach sehnte, an der Pflege ihres Lieblings Theil zu nehmen, schien Marie ungemein sinnreich darin zu sein, sie im ganzen Hause oder um ihre eigene Person beschäftigt zu erhalten, so daß sie nur dann und wann einige Worte oder Blicke erlangen konnte.

„Ich halte es für meine Pflicht, mich jetzt besonders in Acht zu nehmen," pflegte sie zu sagen, „da ich so schwach bin und die ganze Abwartung des lieben Kindes und die Sorge für dasselbe auf mir lastet."

„Wirklich, meine Liebe?" entgegnete St. Clare, „ich war der Meinung, daß unsere Cousine Dich davon befreit habe."

„Du sprichst wie ein Mann, St. Clare; als ob eine Mutter sich von der Sorge für ein Kind in diesem Zustande befreien lassen könnte! Aber ich bin das schon von Dir gewöhnt. Kein Mensch weiß, was ich fühle; ich kann die Dinge nicht so von mir schütteln wie Du."

St. Clare lächelte. Ihr müßt ihn entschuldigen; er konnte sich dessen nicht enthalten. St. Clare war noch im Stande zu lächeln.

Die letzte Reise der kleinen holden Seele war so heiter und ruhig — die kleine Barke wurde von so lieblichen und duftigen Lüftchen nach den Gestaden des Himmels getragen — daß man unmöglich glauben konnte, der Tod nahe heran.

Das Kind fühlte keinen Schmerz — nur eine sanfte Schwäche, welche täglich und fast unmerklich zunahm, und sie war so schön, so liebevoll, so vertrauend, so glücklich, daß man dem beschwichtigenden Einflusse der Unschuld und des Friedens, die sie um sich her zu verbreiten schien, nicht widerstehen konnte.

St. Clare fühlte, daß eine seltsame Ruhe über ihn kam. Es war nicht Hoffnung — das war unmöglich! — es war nicht Resignation — es war nur eine in der Gegenwart liegende Ruhe, die ihm so schön vorkam, daß er an keine Zukunft denken wollte. Sie glich dem Seelenfrieden, den wir im Herbst in einem Walde fühlen, wenn die dunkle hektische Röthe auf den Bäumen liegt und die letzten Blumen noch am Bache verweilen; aber wir freuen uns um so mehr darüber, weil wir wissen, daß bald Alles vorüber sein wird.

Von Eva's Phantasieen und Ahnungen wußte ihr treuer Tom am meisten. Ihm sagte sie das, wodurch sie ihren Vater nicht betrüben wollte. Ihm theilte sie die geheimnißvollen Empfindungen mit, welche die Seele fühlt, wenn sich die Bande zu lockern beginnen, ehe sie die irdische Hülle für immer abstreift.

Tom wollte endlich nicht mehr in seinem Zimmer schlafen, sondern er brachte die ganze Nacht in der äußern Veranda zu, wo er bereit war, sich auf jeden Ruf zu erheben.

„Onkel Tom, weshalb hast Du angefangen überall und nirgends zu schlafen wie ein Hund?" fragte ihn Miß Ophelia; „ich dachte, daß Du zur Ordnung liebenden Klasse gehörtest, die es vorzieht, wie ein Christenmensch im Bett zu liegen."

„Ich thue es auch, Miß Feely," sagte Tom geheimnißvoll; „ich thue es — aber jetzt —"

„Nun, was ist jetzt?"

„Wir dürfen nicht laut sprechen, Mr. St. Clare würde nichts davon wissen wollen; aber Miß Feely, Sie wissen, daß Jemand da sein muß, der den Bräutigam erwartet."

„Was meinst Du, Tom?"

„Sie wissen, wie es in der heiligen Schrift heißt: „Um Mitternacht erhob sich ein großes Geschrei: — Seht der Bräutigam kommt." Das ist es, was ich jetzt allnächtlich erwarte, Miß Feely, und ich könnte nicht an einem Orte schlafen, wo ich es nicht hörte."

‚Ei, Onkel Tom, wer bringt Dich auf solche Gedanken?"

„Miß Eva — sie erzählte mir, der Herr sendet seine Boten in die Seele; — ich muß da sein, Miß Feely, denn wenn das liebe Kind in das Himmelreich geht, so wird die Thür so weit geöffnet werden, daß wir alle einen Blick auf die Herrlichkeit erlangen können, Miß Feely."

„Hat Miß Eva gesagt, daß sie sich heute unwohler als gewöhnlich fühle?"

„Nein, aber sie hat mir heute früh gesagt, daß sie näher komme. — Es giebt Wesen, die es dem Kinde sagen, Miß Feely, es sind die Engel — „es ist

der Posaunenschall vor dem Anbruche des Tages!" citirte Tom aus einer seiner Lieblingshymnen.

Dieses Gespräch zwischen Miß Ophelia und Tom fand eines Abends zwischen zehn und elf Uhr statt, als Erstere, nachdem sie alle ihre Anordnungen für die Nacht getroffen hatte und ihre äußere Thür verriegeln wollte, Tom in der äußeren Veranda am Boden liegend gefunden hatte.

Sie war nicht nervenreizbar, aber sein feierliches inniges Wesen erschütterte sie. Eva war jenen Nachmittag ungewöhnlich heiter und munter gewesen, hatte in ihrem Bette aufrecht gesessen und ihre ganzen kleinen Schmucksachen und Tändeleien durchgesehen und die Freunde bezeichnet, denen sie sie hinterlassen wollte; ihr Benehmen war lebhafter und ihre Stimme natürlicher gewesen, als sie beide seit Wochen gewesen waren. Ihr Vater war am Abend hereingekommen und hatte gesagt, daß Eva besser aussähe, als je seit dem Beginn ihrer Krankheit, und als er sie küßte um sich für die Nacht von ihr zu trennen, sagte er zu Miß Ophelia:

„Cousine, wir werden sie vielleicht doch noch bei uns behalten; sie ist jedenfalls wohler", und er hatte sich mit leichterem Herzen als seit Wochen in sein Zimmer zurückgezogen.

Aber um Mitternacht — zu der seltsamen, geheimnißvollen Stunde, wo der Schleier zwischen der vergänglichen Gegenwart und der ewigen Zukunft durchsichtig wird — kam der Bote.

In ihrem Zimmer hörte man das Geräusch von schnellen Schritten, — es war Miß Ophelia, die sich vorgenommen, die ganze Nacht bei ihrem kleinen Pfleglinge zu wachen, und die um Mitternacht entdeckt hatte, was erfahrene Krankenwärterinnen bedeutsam eine „Veränderung" nennen. Die äußere Thüre wurde schnell geöffnet und Tom, der vor derselben wachte, war augenblicklich zur Stelle.

„Hole den Doktor, Tom, säume keinen Augenblick," sagte Miß Ophelia, und sie schritt durch das Zimmer und klopfte an St. Clare's Thür.

„Vetter," sagte sie, „ich wünschte Du kämst einmal herein."

Diese Worte fielen auf sein Herz wie Erdschollen auf einen Sarg. Wie kam das?

St. Clare stand augenblicklich auf, eilte in das Zimmer und beugte sich über Eva, welche noch schlief.

Was sah er hier, daß sein Herz so plötzlich stillstand? warum wurde zwischen Beiden kein Wort gewechselt? Nur der kann es sagen, der denselben Ausdruck auf dem ihm theuersten Antlitz gesehen hat, den unbeschreiblichen, hoffnungslosen, unverkennbaren Ausdruck, welcher ihm sagte, daß sein geliebtes Wesen nicht mehr ihm gehöre.

Auf dem Gesichte des Kindes war kein geisterhaftes Gepräge zu erkennen; nur ein fester erhabener Ausdruck, der Schatten geistiger Naturen, das Aufdämmern des unsterblichen Lebens in der Kinderseele.

Sie standen so still auf sie herabblickend da, daß selbst das Picken der Uhr zu laut zu sein schien. Nach wenig Minuten kehrte Tom mit dem Doktor zurück; er trat ein, warf einen Blick auf die Kranke und blieb eben so stumm wie die Uebrigen stehen.

„Wann ist diese Veränderung eingetreten?" fragte er Miß Ophelia leise.

„Um die Zeit der Nachtwende!" war die Antwort.

Marie, welche bei der Ankunft des Doktors erwacht war, kam hastig aus dem anstoßenden Zimmer.

„Augustin! — Cousine! — o — was!" — begann sie hastig.

„Still!" sagte St. Clare mit gedämpfter Stimme, „sie stirbt!"

Mammy hörte die Worte und eilte die Dienerschaft zu wecken. Das ganze Haus war bald in Bewegung — man sah Lichter, und hörte Schritte; in der Veranda drängten sich ängstliche Gesichter und blickten thränenfeucht durch die Glasthür; aber St. Clare hörte und sprach nicht! er sah nur jenen Ausdruck auf dem Antlitze der kleinen Schläferin.

„O, wenn sie nur noch einmal erwachen und sprechen wollte!" rief er aus, und er beugte sich über sie und flüsterte ihr in's Ohr:

„Liebe Eva!"

Die großen blauen Augen öffneten sich und ein Lächeln zog über ihr Gesicht; sie versuchte den Kopf zu erheben und zu sprechen.

„Kennst Du mich, Eva?"

„Lieber Papa!" sagte das Kind mit einer letzten Anstrengung, indem es die Arme um seinen Hals legte.

Im nächsten Augenblicke sanken sie wieder herab, und als St. Clare sich aufrichtete, sah er den Krampf des Todesschmerzes über das Gesicht ziehen; sie rang nach Athem und zuckte mit ihren kleinen Händen.

„O Gott, das ist entsetzlich!" sagte er sich schmerzerfüllt abwendend, und fast ohne zu wissen was er that, drückte er Tom die Hand. „O Tom, es bringt mich um!"

Tom hatte die Hand seines Herrn zwischen den seinen und blickte das dunkle Gesicht von heißen Thränen überströmt, um Hilfe dort hinauf, wo er sie stets zu suchen gewöhnt war.

„Bitte Gott, daß dies schnell zu Ende geht," sagte St. Clare, „es zerreißt mir das Herz!"

„O, dem Herrn sei Dank, es ist vorüber, — es ist vorüber, lieber Herr!" sagte Tom. „Sehen Sie sie an."

Das Kind lag keuchend und erschöpft auf dem Kissen, die großen Augen waren starr nach oben gerichtet. O, was sagten diese Augen, die so oft von dem Himmel sprachen? Die Erde und der irdische Schmerz war überwunden, aber so feierlich, so geheimnißvoll war der strahlende Triumph dieser verklärten Züge, daß er selbst das Schluchzen des Schmerzes unterdrückte. Sie drängten sich in athemloser Stille um sie.

„Eva!" sagte St. Clare sanft.

Sie hörte nicht.

„O, Eva, sage uns was Du siehst, — was ist es?" fragte ihr Vater.

Ein strahlendes, hehres Lächeln zog über ihr Gesicht und sie sagte gebrochen:

„O — Liebe! — Freude! — Friede!" seufzte noch einmal und ging vom Tode zum Leben über.

Lebe wohl, geliebtes Kind; die Pforten der Ewigkeit haben sich hinter Dir geschlossen; wir werden Dein liebliches Antlitz nicht wieder schauen! O wehe denen, die Deinen Eingang in den Himmel gesehen haben, wenn sie erwachen und nur den grauen Himmel des Alltagslebens finden werden und Du auf ewig von ihnen genommen bist.

26. „Dies ist das Letzte auf Erden."

John Quincy Adams.

Die Statuetten und die Gemälde in Eva's Zimmer waren mit weißen Tüchern verhängt und nur leises Athmen und gedämpfte Schritte waren zu ver-

nehmen, und das Licht stahl sich feierlich durch die geschlossenen Läden der Fenster herein.

Das Bett war weiß behangen und hier unter der Engelsfigur lag eine kleine, schlafende Gestalt in dem Schlummer, von dem es kein Erwachen giebt.

Da lag sie in einem von den einfachen weißen Kleidern, die sie im Leben zu tragen pflegte, das rosige Licht, welches durch die Vorhänge drang, warf eine sanfte Röthe auf die eisige Kälte des Todes. Die langen Wimpern lagen weich auf den reinen Wangen, der Kopf war ein wenig seitwärts gewendet, wie im natürlichen Schlafe, aber über alle Züge des Gesichts war der erhabene himmlische Ausdruck, das Gemisch von Seligkeit und Ruhe verbreitet, welches bewies, daß es kein irdischer Schlaf, sondern die lange heilige Ruhe sei, welche „er seinen Geliebten giebt."

Für Wesen wie Du, theure Eva, giebt es keinen Tod — weder Finsterniß noch Todesschatten, — nur eine helle Dämmerung, wie wenn der Morgenstern im goldenen Morgenroth verbleicht. Dein ist der Sieg, ohne die Schlacht — die Krone ohne den Kampf!

So dachte St. Clare, als er mit verschränkten Armen vor ihr stand und auf sie herabblickte.

O, wer kann sagen was er dachte? denn von der Stunde an, wo die Stimme in dem Sterbezimmer gesagt hatte: — „sie ist hinübergegangen!" — war für ihn Alles ein trüber, schwerer Nebel gewesen. Er hatte Stimmen um sich her gehört, er war gefragt worden und hatte geantwortet; man hatte von ihm zu wissen begehrt, wenn das Begräbniß stattfinden und wo sie ruhen solle, und er hatte ungeduldig erwidert, daß es ihm gleich sei.

Adolph und Rosa hatten das Zimmer in Ordnung gebracht. So leichtsinnig und kindisch sie sich auch für gewöhnlich erwiesen, waren sie doch weichherzig und gefühlvoll, und während Miß Ophelia über die allgemeinen Details der Ordnung und Reinlichkeit die Aufsicht führte, waren es ihre Hände, welche den Anordnungen die weichen poetischen Züge verliehen, die dem Leichenzimmer das düstere, gespenstische Aussehen benehmen, welches nur zu oft eine Leichenfeier in Neu-England bezeichnet.

Auf den Simsen standen immer noch Blumen — sammetweiße, zarte und duftende, mit anmuthig gesenkten Blättern. Eva's weiß gedecktes Tischchen trug ihre Lieblingsvase mit einer einzigen weißen Moosrosenknospe darin. Die Falten der Draperie und der Gardinen waren von Adolph und Rosa mit dem Geschmack, welcher ihre Race charakterisirt, zu wiederholten Malen geordnet worden; selbst jetzt, während St. Clare in Gedanken versunken dastand, trippelte die kleine Rosa leise mit einem Korbe voll weißer Blumen in's Zimmer! sie trat zurück als sie St. Clare erblickte und wartete ehrerbietig; da sie aber sah, daß er sie nicht bemerkte, kam sie herbei, um die Leiche mit den Blumen zu schmücken. St. Clare sah wie in einem Traume, als sie eine schöne Jasminblüthe in die kleine Hand steckte und mit bewundernswürdigem Geschmacke andere Blumen um das Lager ordnete.

Die Thür öffnete sich abermals, und Topsy erschien mit von Thränen geschwollenen Augen und einem unter ihrer Schürze verborgenen Gegenstande. Rosa machte eine schnelle abweisende Geberde, aber sie trat einen Schritt in's Zimmer.

„Du mußt hinausgehen," flüsterte Rosa in einem harten, bestimmten Tone; „Du hast hier nichts zu thun."

„O bitte, laß mich! ich habe eine Blume gebracht — eine so schöne!" sagte

Topsy, indem sie eine halbaufgeblühte Theerosenknospe emporhielt; „bitte, laß mich nur die eine hinlegen."

„Geh fort!" wiederholte Rosa entschiedener.

„Laß sie!" rief St. Clare mit dem Fuße stampfend; „sie soll kommen."

Rosa zog sich rasch zurück und Topsy kam herbei und legte ihr Opfer zu den Füßen der Leiche nieder. Dann warf sie sich plötzlich mit einem wilden Schmerzensschrei neben dem Lager auf den Boden und weinte und schluchzte laut.

Miß Ophelia eilte in das Zimmer und versuchte sie aufzuheben und zum Schweigen zu bringen, aber vergebens.

„O, Miß Eva, Miß Eva! ich wollte, ich wäre auch todt! ja, das wollte ich!"

In dem Schrei lag eine herzerschütternde Verzweiflung, das Blut drängte sich in St. Clare's marmorbleiches Gesicht und die ersten Thränen, welche er seit Eva's Tode vergossen, standen in seinen Augen.

„Stehe auf, Kind," sagte Miß Ophelia mit milderer Stimme, „weine nicht so! Miß Eva ist in den Himmel gegangen; weine nicht so!"

„Aber ich kann sie nicht sehen!" rief Topsy, „ich werde sie nie wiedersehen!" — und sie schluchzte von Neuem.

Sie standen Alle einige Augenblicke schweigend da.

„Sie hat gesagt, daß sie mich lieb habe," rief Topsy; „sie hat es gesagt, o Gott, sie hat es gesagt! Jetzt hat mich Niemand mehr lieb!"

„Das ist leider wahr," sagte St. Clare; „aber bitte," fügte er zu Miß Ophelia gewendet hinzu, „siehe, ob Du das arme Geschöpf nicht trösten kannst."

„Ich wollte, ich wäre nie geboren!" rief Topsy wieder; „ich möchte gar nicht geboren sein, ich sehe nicht ein, was man davon hat!"

Miß Ophelia erhob sie sanft aber fest und führte sie aus dem Zimmer; aber während sie es that, fielen auch aus ihren Augen einige Thränen.

„Topsy, Du armes Kind!" sagte sie, als sie sie in ihr Zimmer führte; „gieb nicht Alles verloren; ich kann Dich lieb haben, wenn ich auch nicht wie jener liebe kleine Engel bin. Ich hoffe, daß ich durch sie etwas von der Liebe Christi gelernt habe. Ich kann Dich lieben, ich thue es, und ich werde versuchen, ob ich Dir nicht behülflich sein kann, zu einem guten, christlichen Mädchen aufzuwachsen."

Miß Ophelia's Stimme war eindrucksvoller als ihre Worte und mehr als Beide waren es die aufrichtigen Thränen, die ihr über die Wangen rollten. Von jener Stunde an erlangte sie einen Einfluß auf das Gemüth des verwais'ten Kindes, den sie nie wieder verlor.

„O, meine Eva, deren kurzes Walten auf Erden so viel Gutes gethan hat," dachte St. Clare; „welche Rechenschaft habe ich für meine langen Jahre abzulegen?"

Eine Zeitlang vernahm man in dem Gemach leises Flüstern und Schritte, als ein Mitglied der Dienerschaft nach dem andern sich herein stahl, um die Todte zu betrachten, und dann kam der kleine Sarg — und dann war ein Begräbniß und Wagen fuhren vor, und Fremde kamen und setzten sich ein, und es gab weiße Schärpen und Bänder und Kreppschleifen und in schwarzen Krepp gehüllte Leidtragende, und es wurden Worte aus der Bibel gelesen, und Gebete gesprochen, und St. Clare lebte und ging umher und bewegte sich wie ein Mensch, der alle seine Thränen vergossen hat. Bis zum letzten Augenblicke sah er nur ein einziges Ding — jenes goldene Köpfchen im Sarge; dann aber sah er das Tuch darüber breiten, den Deckel des Sarges schließen, und er schritt, als er neben die Uebrigen gestellt wurde, nach einem Plätzchen am Fuße des Gar-

tens hinab, und dort an der Rasenbank, wo sie und Tom so oft mit einander gesprochen, gesungen und gelesen hatten, war das kleine Grab.

St. Clare blieb davor stehen — blickte, ohne etwas zu sehen, hinab, bemerkte, wie man den kleinen Sarg in die Tiefe senkte, hörte undeutlich die feierlichen Worte: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, und wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben;" und als die Erde hineingeworfen und der kleine Grabhügel aufgeworfen wurde, konnte er nicht glauben, daß es seine Eva sei, die man seinen Augen verbarg.

Auch war sie es nicht — nicht Eva, sondern nur die vergängliche Hülle der strahlenden, unsterblichen Gestalt, in der sie am Tage des Herrn auferstehen wird.

Und dann waren Alle fort, und die Leidtragenden hatten sich nach dem Orte zurückbegeben, welcher die Hingeschiedene nicht mehr sehen sollte, und Marien's Zimmer wurde verschlossen, und sie lag in unbezähmbarem Schmerze schluchzend und stöhnend und jeden Augenblick die Dienstleistungen ihrer Leute verlangend auf dem Bett. Natürlich hatten sie keine Zeit zum Weinen — warum sollten sie auch? — der Schmerz war ja nur ihr Schmerz — und sie war fest überzeugt, daß kein Mensch auf Erden ihn so wie sie fühlte — fühlen konnte und fühlen würde.

„St. Clare hat keine Thräne vergossen," sagte sie; „er nimmt an meinen Gefühlen nicht Theil. Es ist wahrhaft wunderbar, wenn man bedenkt, wie hartherzig und gefühllos er ist, während er doch wissen muß, wie ich leide!"

Die Menschen sind so sehr die Sklaven ihrer Augen und Ohren, daß Viele von den Dienern wirklich dachten, die Missis leide bei der Sache am meisten, besonders als Marie von hysterischen Krämpfen ergriffen wurde, den Doktor holen ließ, und endlich behauptete, daß sie im Sterben liege, und durch das Laufen und Springen und Herbeibringen von heißen Flaschen und das Wärmen von Flanell und das Frottiren, welches erfolgte, entstand eine ordentliche Zerstreuung.

Tom hatte jedoch in seinem Herzen ein Gefühl, welches ihn zu seinem Herrn zog; er folgte ihm betrübt und aufmerksam, wohin er auch ging, und als er ihn so blaß und still in Eva's Zimmer sitzen und ihre kleine Bibel vor seine Augen halten sah, obgleich er keinen Buchstaben von dem, was darin stand, erkannte, lag in jenem stillen, starren, thränenlosen Blicke für Tom ein größerer Schmerz, als in allen Seufzern und Wehklagen Marien's.

Nach wenigen Tagen war die Familie St. Clare's wieder in der Stadt. Augustin sehnte sich mit der Ruhelosigkeit des Schmerzes nach andern Umgebungen, um den Strom seiner Gedanken in ein anderes Bett zu leiten. Sie verließen also das Haus und den Garten mit seinem kleinen Grabe und kehrten nach New-Orleans zurück; St. Clare ging geschäftig in den Straßen umher und bemühte sich die Leere in seinem Herzen durch Hast und Eile und Ortsveränderung auszufüllen; und Leute, die ihn auf der Straße sahen oder im Kaffeehause trafen, erkannten seinen Verlust nur an dem Trauerflor um seinen Hut, denn er lächelte und plauderte und las die Zeitung und sprach von Politik und besorgte Geschäftssachen, und Niemand ahnete, daß diese ganze lächelnde Außenseite nur eine hohle Schale über einem Herzen bildete, das ein dunkles, stummes Grab war.

„St. Clare ist ein sonderbarer Mann," sagte Marie in klagendem Tone zu Miß Ophelia; „ich habe sonst geglaubt, daß, wenn er irgend ein Wesen auf Erden liebe, es unsere gute, kleine Eva gewesen sei, aber er scheint sie sehr leicht

zu vergessen. Ich kann ihn nicht dazu bringen, nur von ihr zu sprechen. Ich habe wirklich gedacht, daß er mehr Gefühl zeigen würde."

„Stille Wasser sind tief, pflegt man zu sagen," antwortete Miß Ophelia orakelartig.

„O, ich glaube nicht an dergleichen Dinge, es sind nichts als hohle Redensarten; wenn die Menschen Gefühl haben, so zeigen sie es — sie können nicht anders, aber es ist freilich ein großes Unglück, Gefühl zu haben. Viel lieber möchte ich wie St. Clare geschaffen sein; meine Gefühle nagen zu sehr an mir."

„O, Missis, Mr. St. Clare ist wie ein Schatten geworden, die Leute sagen, daß er nie etwas ißt!" sagte Mammy; „ich weiß, daß er Miß Eva nicht vergessen hat; ich weiß, daß es Keiner könnte — das liebe, kleine, selige Geschöpf!" fügte sie, sich die Augen trocknend hinzu.

„Nun, auf alle Fälle hat er keine Rücksicht für mich," entgegnete Marie; „aber er hat kein theilnehmendes Wort gesprochen, und er muß wissen, daß eine Mutter viel stärker fühlt, als es irgend ein Mann im Stande ist."

„Das Herz kennt allein seinen Schmerz," sagte Miß Ophelia ernst.

„Das denke ich eben auch. Ich weiß genau, was ich fühle, aber sonst scheint es kein Mensch zu wissen. Eva wußte es; aber sie ist fort!" seufzte Marie, lehnte sich auf ihr Ruhebett zurück und begann trostlos zu schluchzen.

Marie war eine von den unglücklichen Sterblichen, in deren Augen alles Verlorene, Verschwundene einen Werth annimmt, welchen es zur Zeit seines Besitzes nie gehabt hatte. Was sie besaß, schien sie nur zu dem Zweck zu betrachten um Fehler daran zu entdecken. Sobald es aber einmal verloren war, kannte der Werth, welchen sie ihm beimaß, keine Grenzen.

Während dieses Gespräch in dem Wohnzimmer stattfand, wurde in St. Clare's Bibliothek ein anderes gehalten.

Tom, der seinen Herrn stets ruhig beobachtete, hatte ihn vor einigen Stunden in seine Bibliothek gehen sehen, und nachdem er vergeblich auf sein Herauskommen gewartet, sich endlich entschlossen, sich darin etwas zu thun zu machen. Er trat leise ein. St. Clare lag am andern Ende des Zimmers auf dem Sopha; er lag auf dem Gesicht und Eva's Bibel in einiger Entfernung offen vor ihm.

Tom schritt zu ihm heran und blieb am Sopha stehen. Er zauderte und während er noch dastand, richtete sich St. Clare plötzlich auf — das treue, schmerzerfüllte Antlitz mit seinem flehenden Ausdruck voll Liebe und Theilnahme fiel seinem Herrn auf. Er legte seine Hände auf die des braven Tom und neigte seine Stirn darüber.

„O Tom, mein Alter, die ganze Welt ist leer wie eine Eierschale!"

„Ich weiß es, Master, ich weiß es," entgegnete Tom; „aber wenn der Master nur aufblicken könnte — dort hinauf, wo unsere theure Miß Eva ist! — hinauf zu dem lieben Herrn Jesus."

„Ach Tom, ich blicke hinauf, aber das Traurige dabei ist, daß ich nichts sehe, wenn ich es thue. Ich wollte, ich könnte es."

Tom seufzte tief auf.

„Es scheint nur Kindern und armen braven Menschen wie Dir gegeben zu sein, zu sehen, was wir nicht erblicken können," fuhr St. Clare fort. „Wie kommt das?"

„Du hast Dich vor den Weisen und Klugen verborgen und Dich den Unmündigen offenbart," murmelte Tom.

„Tom, ich glaube nicht — ich kann nicht glauben, ich habe die Gewohnheit des Zweifelns angenommen," sagte St. Clare; „ich möchte an diese Bibel glauben, und ich kann es nicht."

„Lieber Master, beten sie zu dem guten Herrn: Herr ich glaube! hilf mir aus meinem Unglauben."

„Wer weiß irgend Etwas von irgend Etwas?" sprach St. Clare mit träumerisch umherschweifendem Blicke vor sich hin; „war alle jene schöne Liebe und jener Glaube nur eine von den stets wechselnden Erscheinungen des menschlichen Gefühls, das auf nichts Wirklichem beruht und mit dem letzten Hauche des kleinen Wesens verschwand? und giebt es keine Eva mehr? — keinen Himmel — keinen Christus — gar nichts?"

„O lieber Master, das ist Alles vorhanden — ich weiß es, ich bin dessen gewiß," erwiderte Tom, indem er auf die Knie fiel. „Bitte, bitte, lieber Master, glauben Sie es!"

„Woher weißt Du, daß es einen Christus giebt, Tom? — Du hast den Herrn nie gesehen."

„Ich habe ihn in meiner Seele gefühlt; ich fühle ihn auch jetzt; o Master, als ich von meiner Frau und den Kindern hinwegverkauft wurde, war mir das Herz beinahe gebrochen; es war mir, als ob es nichts mehr gäbe, und dann stand der gute Herr mir bei und sagte: Sei ohne Furcht, Tom! — und er brachte Licht und Freude in die Seele eines Armen — er machte Alles voll Frieden, und ich bin so glücklich und liebe Alle und fühle mich willig des Herrn zu sein und den Willen des Herrn geschehen zu lassen, und da zu stehen, wohin mich der Herr setzen will. Ich weiß, daß es nicht von mir kommen konnte, denn ich bin ein armes, elendes Geschöpf. Es kommt von dem Herrn, und ich weiß, daß er bereit ist, dem Master zu helfen."

Tom sprach mit reichlich strömenden Thränen und erstickter Stimme. St. Clare lehnte den Kopf auf seine Schulter und drückte die rauhe, treue schwarze Hand.

„Tom, Du liebst mich!" sagte er.

„Ich bin bereit, mein Leben noch heute zu lassen, wenn der Master dadurch ein Christ werden könnte."

„Armer thörichter Mensch!" sagte St. Clare, indem er sich aufrichtete; „ich bin der Liebe eines guten, redlichen Herzens wie das Deine nicht werth."

„O, Master, es giebt noch Andere als mich, die Sie lieben! — der Herr Jesus liebt Sie."

„Wie kannst Du das wissen?" fragte St. Clare.

„Ich fühle es in meiner Seele. O Master, die Liebe zum Herrn ist besser als alles Wissen!"

„Seltsam!" sprach St. Clare sich abwendend, „daß die Geschichte eines Mannes, der vor achtzehnhundert Jahren gelebt hat und gestorben ist, auf die Menschen noch immer solchen Einfluß haben kann; aber er war kein Mensch," fügte er plötzlich hinzu. „Kein Mensch hat je eine so lange lebensvolle Macht besessen. O, könnte ich nur glauben, was mir meine Mutter gelehrt hat und beten, wie ich es als Knabe gethan habe!"

„O Master," sagte Tom, „Miß Eva hat mir dies so schön vorgelesen. Ich wollte, der Master wäre so gut es zu lesen. Seit Miß Eva gestorben ist, höre ich fast gar nichts mehr."

Das Kapitel war das elfte im Evangelium Johannes — die rührende Erzählung von der Auferweckung des Lazarus. St. Clare las es laut und unter oftmaligem Innehalten, um die von der rührenden Geschichte erregten Gefühle zu unterdrücken. Tom knieete mit gefalteten Händen und mit einem wie verklärten Ausdruck von Liebe, Vertrauen und Anbetung auf seinem heiteren Gesicht vor ihm.

„Tom," fragte sein Herr; „dies Alles ist für Dich Wirklichkeit?"

„Ich kann es geradezu sehen, Master," erwiderte Tom.

„Ich wollte, ich hätte Deine Augen."

„Ich wollte beim lieben Gott auch, daß sie der Master hätte."

„Aber Tom, Du weißt, daß ich weit mehr Kenntnisse besitze als Du, wenn ich Dir nun sagte, daß ich nicht an diese Bibel glaube?"

„O Master," erwiderte Tom, indem er mit flehender Geberde die Hände erhob.

„Würde es nicht Deinen Glauben einigermaßen erschüttern, Tom?"

„Um kein Stäubchen."

„Aber Tom, Du mußt wissen, daß ich mehr verstehe als Du."

„O Master, haben Sie nicht so eben gelesen, daß er den Unmündigen offenbart, was er den Weisen und Klugen vorenthält? — aber der Master hat sicherlich nicht im Ernst gesprochen!" meinte Tom besorgt.

„Nein, Tom, das habe ich auch nicht. Ich bin kein Ungläubiger, ich denke, daß Grund vorhanden ist, um zu glauben und dennoch thue ich es nicht. Es ist eine schlechte Gewohnheit, die ich angenommen habe, Tom."

„Wenn der Master nur beten wollte."

„Woher weißt Du, daß ich es nicht thue?"

„Thut es der Master?"

„Ich würde es thun, Tom, wenn bei meinem Gebet Jemand zugegen wäre, aber wenn ich es thue, ist es mir gerade, als ob ich in's Blaue hinaus spräche. Aber komm, Tom, bete Du einmal und zeige mir, wie man es machen muß."

Tom's Herz war voll, er schüttete es im Gebet aus wie lange aufgedämmtes Wasser; so viel war klar, Tom glaubte, daß Jemand ihn höre, mochte er anwesend sein oder nicht. In der That fühlte sich St. Clare auf dem Strome seines Glaubens und Gefühls fast bis an die Pforten jenes Himmels, den er sich so lebhaft vorzustellen schien, getragen; es war als ob es ihm Eva näher bringe.

„Ich danke Dir, mein Alter," sagte er, als Tom sich erhob; „ich höre Dich gern, Tom, aber jetzt geh und laß mich allein; ein anderes Mal werde ich mehr mit Dir sprechen."

Tom verließ schweigend das Zimmer.

27. Wiedervereinigung.

In dem St. Clare'schen Hause verging eine Woche nach der andern und die Wellen des Lebens nahmen da, wo jenes kleine Schifflein untergegangen war, ihren gewöhnlichen Lauf wieder an. Wie gebieterisch, wie kalt bewegt sich ohne Rücksicht auf jegliches Gefühl, der harte, kalte, uninteressante Lauf der täglichen Wirklichkeiten weiter! Wir müssen fortwährend essen und trinken und schlafen und wieder erwachen — und fortwährend handeln, kaufen, verkaufen, Fragen stellen und beantworten — kurz tausenderlei Schatten verfolgen, wenn auch jedes Interesse an ihnen verschwunden ist — die kalte mechanische Gewohnheit des Lebens bleibt zurück, selbst nachdem alles Interesse daran entflohen ist.

Alle Interessen und Hoffnungen im Leben St. Clare's hatten sich seiner unbewußt auf dieses Kind concentrirt; für Eva hatte er sein Vermögen verwaltet, für Eva hatte er Pläne zur Eintheilung seiner Zeit gemacht, und Dieses und Jenes für Eva zu thun — für sie zu kaufen, zu verbessern, zu ändern, zu ordnen oder über etwas zu verfügen — war so lange seine Gewohnheit gewesen, daß jetzt, seit sie fort war, für ihn nichts mehr zu denken und nichts mehr zu thun zu sein schien.

Allerdings gab es noch ein anderes Leben — ein Leben, welches, wenn man einmal daran glaubt, als eine feierliche bedeutsame Zahl vor den sonst bedeutungslosen Nullen der Zeit steht und sie in Ausdrücke eines geheimnißvollen unschätzbaren Werthes verwandelt. St. Clare wußte dies recht wohl, und er hörte oft in trüben Stunden jene zarte kindliche Stimme ihn nach dem Himmel rufen und sah, wie die kleine Hand ihm den Weg des Lebens andeutete; aber auf ihm lastete ein schwerer Schmerz — er konnte sich nicht erheben — er hatte eine von den Naturen, welche religiöse Dinge durch ihre eigenen Wahrnehmungen und Instinkte besser und deutlicher zu erkennen vermögen, als so viele praktische Christen. Die Gabe, die feineren Schattirungen und Verhältnisse der moralischen Dinge zu unterscheiden und die Fähigkeit sie zu fühlen, scheinen oft Eigenthümlichkeiten Derjenigen zu sein, deren ganzes Leben eine sorglose Gleichgültigkeit dagegen zeigten. So sprechen Moore, Byron und Göthe oftmals Worte, die das wahre religiöse Gefühl treffender beschreiben als irgend ein anderes menschliches Wesen, dessen ganzes Leben davon geleitet wird, es vermöchte. Bei solchen Geistern ist die Geringschätzung der Religion ein schändlicher Verrath — eine schwere Sünde.

St. Clare hatte nie darauf Anspruch gemacht, sich durch irgend eine religiöse Verbindlichkeit leiten zu lassen und sein gebildeter Verstand verlieh ihm eine solche instinktmäßige Idee von dem Umfange der Erfordernisse des Christenthums, daß er vor dem zurückbebte, was, wie er fühlte, die Anforderungen seines eigenen Gewissens sein würden, wenn er sich einmal entschließen sollte, sie anzuerkennen, denn die menschliche Natur ist besonders im Idealen so verkehrt, daß es ihr besser dünkt, nichts zu unternehmen als etwas zu versuchen und es nicht durchzuführen.

St. Clare war jedoch in mehr als einer Beziehung ein anderer Mensch geworden; er las die Bibel seiner kleinen Eva mit Ernst und Aufmerksamkeit; er dachte ruhiger und praktischer über sein Verhältniß zu seiner Dienerschaft nach, — hinlänglich um ihn sowohl mit seinem früheren wie mit seinem gegenwärtigen Leben höchst unzufrieden zu machen — und bald nach seiner Rückkehr nach New-Orleans begann er die nöthigen gesetzlichen Schritte zur Freigebung Tom's, die, sobald die üblichen Formalitäten erfüllt waren, erfolgen sollte. Mittlerweile aber gewann er Tom mit jedem Tage lieber. In der ganzen weiten Welt gab es nichts, was ihn mehr als dieser an Eva erinnerte und er bestand darauf, ihn fortwährend um sich zu haben und so verschlossen er auch in Bezug auf seine tieferen Gefühle war, konnte man doch sagen, daß er gegen Tom beinahe laut dachte. Wer den Ausdruck der Liebe und Ergebenheit, womit Tom seinem jungen Herrn beständig folgte, gesehen hätte, würde sich hierüber auch kaum gewundert haben.

„Nun Tom," sagte St. Clare den Tag darauf, nachdem er die gesetzlichen Formalitäten zu seiner Emancipation eingeleitet hatte; „ich will Dich zu einem freien Manne machen; packe also Deinen Koffer und mache Dich zum Aufbruch nach Kentucky bereit."

Der plötzliche Strahl von Freude, welcher in Tom's Gesicht aufblitzte, als er seine Hände zum Himmel erhob, und sein inniges: „Gott sei gelobt!" brachte St. Clare einigermaßen aus der Fassung; es gefiel ihm nicht, daß Tom so bereit war, ihn zu verlassen.

„Du hast es hier nicht so sehr schlecht gehabt, daß Du Ursache hättest, Dich so zu freuen, Tom!" sagte er trocken.

„Nein, nein, Master — das ist es nicht! — daß ich ein f r e i e r Mann werde, das ist es, worüber ich mich freue."

„Ei Tom, meinst Du nicht, daß Du für Deine Person es so besser hast, als wenn Du frei wärest?"

„Nein, gewiß nicht, Mr. St. Clare," erwiderte Tom mit feuriger Energie; „nein, wahrlich nicht!"

„Du hättest mit Deiner Arbeit doch nicht solche Kleider und ein solches Leben, wie Du bei mir genießest, verdienen können."

„Das weiß ich Alles, Master St. Clare. Der Master ist nur zu gut gewesen; aber ich will lieber geringe Kleider, ein geringes Haus, Alles geringe haben, wenn es mein ist, als das Beste, wenn ich es von einem Andern erhalte. Ich denke, das ist ganz natürlich, Master."

„Das glaube ich wohl, Tom, und in ein oder ein paar Monaten wirst Du fortgehen und mich verlassen," fügte er ziemlich unzufrieden hinzu; „es wird freilich kein Mensch einsehen, warum Du es nicht thun solltest," sagte er in heiterem Tone, indem er aufstand und im Zimmer auf und abzugehen begann.

„Ich thue es nicht, so lange der Master in Noth ist," sagte Tom; „ich werde bei Master bleiben so lange er mich braucht, so lange ich ihm von Nutzen sein kann."

„Nicht, so lange ich in Noth bin, Tom?" fragte St. Clare, indem er schwermüthig aus dem Fenster blickte, „und wann wird meine Noth vorüber sein?"

„Wenn Mr. St. Clare ein Christ sein wird," antwortete Tom.

„Und du willst wirklich bei mir bleiben, bis dieser Tag kommt?" fragte St. Clare halb lächelnd, und er wendete sich vom Fenster ab und legte seine Hand auf Tom's Schulter. „Ach Tom, Du gute treue Seele, ich will Dich nicht bis zu dem Tage festhalten. Geh heim zu Frau und Kindern und grüße sie Alle von mir."

„Ich habe den Glauben, daß der Tag kommen wird," sagte Tom ernst und mit Thränen in den Augen; „der Herr hat Arbeit für den Master."

„Arbeit?" meinte St. Clare. „Nun, Tom, theile mir Deine Ansichten über die Art dieser Arbeit mit; laß hören."

„Selbst ein armer Bursche wie ich hat Arbeit vom Herrn, und Mr. St. Clare, der Gelehrsamkeit und Reichthum und Freunde besitzt — wie viel könnte er für den Herrn thun!"

„Tom, Du scheinst zu denken, daß der Herr sehr viel für sich gethan zu haben wünscht," sagte St. Clare lächelnd.

„Wir wirken für den Herrn, wenn wir für seine Geschöpfe wirken!" antwortete Tom.

Hier wurde das Gespräch durch die Anmeldung von Besuchen unterbrochen.

Marie St. Clare fühlte Eva's Verlust so tief, wie sie nur immer etwas zu fühlen vermochte, und da sie eine Frau war, welche ein großes Talent dazu besaß, Jedermann unglücklich zu machen, wenn sie es war, so hatten ihre unmittelbaren Umgebungen noch stärkeren Grund, den Verlust ihrer jungen Herrin zu bedauern, deren gewinnende Weise und sanfte Fürsprache ihnen so oft ein Schild gegen die tyrannischen und selbstsüchtigen Anforderungen ihrer Mutter gewesen war. Besonders die arme alte Mammy, deren von allen häuslichen Banden losgerissenes Herz sich mit diesem Einen schönen Wesen getröstet hatte, war ganz zu Boden gedrückt. Sie weinte Tag und Nacht und war im Uebermaße ihres Kummers bei ihren Dienstleistungen weniger geschickt und rüstig, als gewöhnlich, was auf ihr schutzloses Haupt einen fortwährenden Sturm von Scheltworten herabzog.

Miß Ophelia fühlte den Verlust, aber in ihrem guten, rechtschaffenen Her-

zen trug er Früchte für das ewige Leben. Sie war milder und sanfter, und wenn sie auch alle Pflichten noch mit der gleichen Aufmerksamkeit erfüllte, so that sie es doch mit einem ruhigeren, stilleren Wesen, wie eine Person, welche nicht vergebens mit ihrem Herzen zu Rathe gegangen ist. Sie war fleißiger in den Belehrungen, welche sie Topsy ertheilte — lehrte ihr hauptsächlich aus der Bibel — scheute sich nicht mehr vor ihrer Berührung und gab keinen schlecht unterdrückten Ekel zu erkennen, weil sie wirklich keinen empfand. Sie betrachtete sie jetzt durch das gemilderte Medium, welches ihr Eva's Hand zuerst vor die Augen gehalten hatte und erblickte in ihr nur ein unsterbliches Wesen, welches Gott herabgesendet, um von ihr zur Seligkeit und Tugend geführt zu werden. Topsy wurde nicht sogleich eine Heilige, aber das Leben und der Tod Eva's brachten eine auffallende Veränderung in ihr hervor. Die verstockte Gleichgültigkeit war verschwunden, sie zeigte jetzt Gefühl, Hoffnung, Wünsche und ein Streben nach dem Guten — ein unregelmäßiges und oft unterbrochenes Streben,! das aber immer wieder erneuert wurde.

Eines Tages als Miß Ophelia Topsy hatte rufen lassen, verbarg sie beim Eintreten hastig etwas im Busen.

„Was thust Du da, Du Teufelsbrut? ich bin überzeugt, daß Du wieder etwas gestohlen hast!" rief die gebieterische kleine Rosa, welche abgesendet worden war, um sie zu rufen, indem sie sie unsanft am Arme erfaßte.

„Laß mich zufrieden, Rosa," sagte Topsy sich loßreißend; „was ich thue, geht Dich nichts an."

„Sei nicht unverschämt!" rief Rosa; „ich habe gesehen, wie Du etwas versteckest — ich kenne Deine Streiche!" Und Rosa erfaßte ihren Arm von Neuem und versuchte es ihr in den Busen zu greifen, während Topsy wüthend um sich schlug und für das, was sie als ihre Rechte betrachtete, tapfer kämpfte. Das Geschrei und Getümmel der Schlacht zogen Miß Ophelia und St. Clare herbei.

„Sie hat gestohlen," sagte Rosa.

„Nein, das habe ich nicht gethan!" rief Topsy schluchzend.

„Gieb es mir, was es auch sein mag," befahl Miß Ophelia.

Topsy zauderte, zog jedoch auf einen zweiten Befehl ein in einen alten Strumpf gewickeltes Paketchen aus ihrem Busen.

Miß Ophelia öffnete es. Es bestand aus einem kleinen Buche, welches Topsy von Eva zum Geschenk erhalten hatte und das für jeden Tag des Jahres einen Vers der heiligen Schrift enthielt, und in einem Papierchen die ihr an dem denkwürdigen Tage des letzten Lebewohls gegebene Haarlocke.

St. Clare wurde von dem Anblicke tief ergriffen; das kleine Buch war in einen langen schwarzen Kreppstreifen, den sie von ihrem Begräbnißkleide abgerissen hatte, gewickelt.

„Weshalb hast Du dies um das Buch gewickelt?" fragte St. Clare, indem er den Krepp emporhielt.

„Weil — weil — weil er von Miß Eva war. O nehmen Sie mir die Sachen nicht!" fügte sie hinzu, setzte sich auf den Boden, schlug die Schürze über ihren Kopf und begann heftig zu schluchzen.

Es war ein merkwürdiges Gemisch von Rührendem und Komischem. Der kleine alte Strumpf, — der schwarze Krepp, — das Spruchbuch, — die blonde weiche Locke — und Topsy's bitterliches Weinen.

St. Clare lächelte, aber in seinen Augen standen Thränen, als er sagte:

„Nun, weine nicht, Du sollst die Sachen behalten;" und er wickelte die-

selben zusammen, warf sie ihr in den Schooß und zog Miß Ophelia mit sich in das Wohnzimmer.

„Ich glaube wirklich, daß Du etwas aus dem Subjekte machen kannst," sagte er, mit dem Daumen rückwärts über seine Schulter deutend. „Jedes eines wahren Schmerzes fähige Gemüth ist auch zum Guten fähig. Du mußt versuchen, etwas mit ihr anzufangen."

„Das Kind hat sich bedeutend gebessert," erwiderte Miß Ophelia, „ich setze große Hoffnungen auf sie; aber Augustin," fügte sie, die Hand auf seinen Arm legend, hinzu, „Eines möchte ich Dich fragen. Wem soll dieses Kind gehören? Dir oder mir?"

„Ich habe sie Dir ja gegeben!" sagte Augustin.

„Aber nicht gesetzlich! ich will sie gesetzlich besitzen," entgegnete Miß Ophelia.

„Oho, Cousine," versetzte Augustin; „was wird die Abolitionistengesellschaft denken? sie wird einen Fasttag für diesen Glaubensabfall ansetzen, wenn Du eine Sklaveneigenthümerin wirst!"

„Du irrst Dich; ich verlange sie deshalb, damit ich das Recht habe, sie in die freien Staaten mitzunehmen und ihr die Freiheit zu geben, damit nicht Alles, was ich zu thun versuche, wieder zerstört werden kann."

„Cousine, es ist etwas Entsetzliches, Böses zu thun, damit Gutes daraus entstehen möge! Ich kann meine Zustimmung dazu nicht geben."

„Ich verlange nicht, daß Du scherzen, sondern daß Du vernünftig denken sollst," sagte Miß Ophelia. „Meine Bemühungen, dieses Mädchen zu einem Christenkinde zu machen, würden nutzlos sein, wenn ich sie nicht vor allen Wechselfällen und Uebeln der Sklaverei behütete. Und wenn Du wirklich willst, daß ich sie haben soll, so verlange ich, daß Du mir eine Schenkungsurkunde oder sonst ein gesetzlich giltiges Dokument darüber ausstellst."

„Schon gut," erwiderte St. Clare, „es soll geschehen;" und er setzte sich nieder und entfaltete eine Zeitung um zu lesen.

„Aber ich verlange, daß es jetzt geschieht," sagte Miß Ophelia.

„Weshalb eilst Du so?"

„Weil das Jetzt die einzige und beste Zeit ist, um Etwas zu verrichten," antwortete Miß Ophelia. „Komm, hier ist Schreibzeug — stelle mir ein solches Dokument aus."

St. Clare haßte, wie die meisten Männer seiner Geistesrichtung, das Präsens der aktiven Zeitwörter von ganzem Herzen und war daher über Miß Ophelia's Verlangen sehr ungehalten.

„Was soll das heißen?" rief er; „kannst Du Dich nicht mit meinem Worte begnügen? Man sollte meinen, daß Du bei den Juden in die Schule gegangen wärest, da Du auf diese Weise zu Werke gehst."

„Ich will der Sache gewiß sein," sagte Miß Ophelia. „Du kannst sterben oder bankerott machen, und dann wird Topsy, ohne daß ich das Mindeste dagegen thun kann, in die Auktion geschickt."

„Du bist wirklich sehr vorsichtig. Nun, da ich in den Händen eines Yankee's bin, wird es wohl nicht anders gehen als daß ich nachgebe!" Und St. Clare schrieb schnell eine Schenkungsurkunde, was ihm, da er in den juristischen Formen hinlänglich erfahren war, keine Mühe machte, und unterzeichnete seinen Namen in mächtigen Kapitalbuchstaben, worauf er Alles mit einem gigantischen Federzuge schloß.

„Da hast Du es Schwarz auf Weiß, Miß Vermont;" sagte er, indem er ihr das Papier gab. „So ist's recht," versetzte Miß Ophelia lächelnd, „muß es aber nicht eine Zeugenunterschrift haben?"

„O, welche Plage! Ja wohl." Er öffnete die in Marien's Zimmer führende Thür und rief: „Komm einmal her, Marie — die Cousine verlangt Dein Autograph; setze Deinen Namen hierher."

„Was soll das?" fragte Marie, indem sie das Papier schnell durchlief; „lächerlich! ich hätte die Cousine wirklich für zu fromm gehalten, um dergleichen entsetzliche Dinge zu thun," fügte sie hinzu, indem sie flüchtig ihren Namen darunter schrieb; „aber wenn sie zu dem Artikel Neigung hat, so mag sie ihn haben."

„Da, jetzt ist sie mit Leib und Seele Dein!" sagte St. Clare ihr das Papier reichend.

„Eben so wenig mein wie sie es vorher war," entgegnete Miß Ophelia; „nur Gott hat das Recht sie mir zu geben, aber ich kann sie jetzt wenigstens beschützen."

„Nun, dann ist sie durch eine Fiktion des Gesetzes Dein," sagte St. Clare, indem er in das Zimmer zurückkehrte und seine Zeitung wieder zur Hand nahm.

Miß Ophelia, die sich selten lange in Marien's Gesellschaft aufhielt, folgte ihm in das andere Zimmer, nachdem sie das Dokument sorgfältig verwahrt hatte.

„Augustin," sagte sie plötzlich, ohne in ihrem eifrigen Stricken aufzuhören, „hast Du schon für den Fall Deines Todes Vorkehrungen wegen Deiner Dienerschaft getroffen?"

„Nein," antwortete St. Clare und las weiter.

„Dann wird sich vielleicht alle Deine Nachsicht gegen sie dereinst als eine sehr große Grausamkeit erweisen."

St. Clare hatte schon oft das Nämliche gedacht, aber er antwortete nachlässig:

„Nun, ich werde nächstens Vorkehrungen für sie treffen."

„Wann?" fragte Miß Ophelia.

„In diesen Tagen."

„Wie aber, wenn Du vorher sterben solltest?"

„Was hast Du nur, Cousine?" fragte St. Clare, indem er die Zeitung weglegte und sie verwundert anblickte. „Meinst Du, daß sich Symptome vom gelben Fieber oder von der Cholera an mir zeigen, daß Du mit solchem Eifer Verfügungen für den Fall meines Todes treffen möchtest?"

„Mitten im Leben sind wir im Tode," erwiderte Miß Ophelia.

St. Clare stand auf, legte die Zeitung weg und schritt nachlässig zu der auf die Veranda gehenden Thür, um dem ihm unangenehmen Gespräche ein Ende zu machen. Er wiederholte mechanisch das letzte inhaltschwere Wort: „Tod" und als er am Geländer stehend, das glitzernde Wasser des Springbrunnens steigen und fallen sah und wie durch einen undeutlichen Nebeldunst die Blumen und Bäume und Vasen des Hofraumes betrachtete, wiederholte er abermals das geheimnißvolle Wort, welches in jedem Munde so gewöhnlich ist, und doch eine so furchtbare Gewalt besitzt: „Tod!"

„Seltsam, daß es ein solches Wort giebt!" sagte er, „und ein solches Ding, und daß wir es stets vergessen, daß wir heute lebend, warm und schön, voll Hoffnungen, Wünsche und Bedürfnisse, und morgen auf ewig und gänzlich verschwunden sein können!"

Es war ein warmer, goldener Abend und als er nach dem andern Ende der Veranda ging, sah er Tom eifrig mit seiner Bibel beschäftigt, wobei er mit dem Finger auf jedes Wort der Reihe nach deutete, und sie mit ernster Miene vor sich hinflüsterte.

„Soll ich Dir vorlesen, Tom?" fragte St. Clare, indem er sich neben ihn setzte.

„Wenn der Master so gut sein will?" erwiderte Tom dankbar, „der Master macht es immer deutlicher."

St. Clare nahm das Buch, warf einen Blick auf die Stelle und begann einen von den Versen zu lesen, welche Tom mit seinen Nägelstrichen bezeichnet hatte; er lautete wie folgt

„Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, und alle Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit. — Und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie von einander scheiden, gleich als ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet."

St. Clare las mit lebhafter Stimme weiter bis er zu den letzten Versen kam:

„Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken: Gehet hin von uns, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. — Ich bin hungrig gewesen und Ihr habt mich nicht gespeis't. Ich bin durstig gewesen und Ihr habt mich nicht getränkt. — Ich bin ein Gast gewesen und Ihr habt mich nicht beherberget. Ich bin nackend gewesen und Ihr habt mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen gewesen und Ihr habt mich nicht besucht. — Da werden sie ihm antworten und sagen: Herr, wenn haben wir Dich gesehen hungrig und durstig, oder als Gast, oder nackend, oder krank, oder gefangen und haben Dir nicht gedienet? — Dann wird er ihnen antworten und sagen: Wahrlich ich sage Euch, was Ihr nicht gethan habt einem unter diesen Geringsten, das habt Ihr mir auch nicht gethan."

St. Clare schien von der letzten Stelle erschüttert zu werden, denn er las sie zweimal — das zweitemal langsam und als ob er die Worte überlege.

„Tom," sagte er, „die Leute, die hier so hart mitgenommen werden, scheinen ganz dasselbe gethan zu haben wie ich — sie scheinen ein gutes, behagliches, respektables Leben geführt und sich nicht die Mühe genommen zu haben, sich zu erkundigen, wie viele von ihren Brüdern hungrig oder durstig, oder krank, oder gefangen gewesen sind."

Tom antwortete nicht.

St. Clare stand auf, ging nachdenklich in der Veranda auf und ab; er schien über seine Gedanken Alles zu vergessen und war so tief in dieselben versunken, daß Tom ihn zweimal daran erinnern mußte, daß die Glocke zum Thee gerufen habe, ehe er seine Aufmerksamkeit erregen konnte.

St. Clare war die ganze Theezeit über zerstreut und nachdenklich; nach dem Thee kehrte er mit Marien und Miß Ophelia fast stumm in das Wohnzimmer zurück.

Marie legte sich auf ein Ruhebett unter einem seidenen Moskitovorhange und sank bald in tiefen Schlaf. Miß Ophelia beschäftigte sich schweigend mit ihrem Strickstrumpfe. St. Clare setzte sich an den Flügel und begann eine sanfte, wehmüthige Melodie mit Begleitung des Aeolsharfenpedals zu spielen. Er schien in tiefen Träumen zu sein und durch die Musik ein Gespräch mit sich selbst zu halten. Nach einiger Zeit öffnete er einen von den Kommodenkästen, nahm ein altes Notenbuch, dessen Blätter von der Zeit vergilbt waren, heraus und begann es durchzusehen.

„Hier," sagte er zu Miß Ophelia, „dies war eines von den Büchern meiner Mutter, und das ist ihre Handschrift; komm und sieh sie an. Dies hatte sie nach Mozart's Requiem copirt und arrangirt."

Miß Ophelia kam herbei.

„Es waren Worte die sie oft zu singen pflegte," fuhr St. Clare fort; „es ist mir, als ob ich sie noch jetzt hörte."

Er schlug einige majestätische Akkorde an und begann lateinisch das alte erhabene „Dies irae“ zu singen.

Tom, der sich in der äußern Veranda aufhielt, wurde von den Tönen an die Thür gelockt, wo er aufmerksam lauschend stehen blieb. Natürlich verstand er die Worte nicht, aber die Musik und die Art des Gesanges schienen einen starken Eindruck auf ihn zu machen, besonders wenn St. Clare die pathetischeren Theile sang. Tom würde noch herzlicher mit ihm sympathisirt haben, wenn er die Bedeutung der schönen Worte gekannt hätte:

„Recordare, Jesu pie Quaerens me sedisti lassus,
Quod sum caussa tuae viae, Redemisti crucem passus,
Ne me perdas illa die: Tantus labor non sit cassus.“

St. Clare legte einen tiefen, innigen Ausdruck in die Worte, denn der Nebelschleier der Jahre schien hinweggezogen worden zu sein und er glaubte die Stimme seiner Mutter in Verbindung mit der seinen zu hören. Stimme und Instrument schienen zu leben und gaben mit warmer Sympathie die Töne wieder, welche der unsterbliche Mozart als seinen eigenen Schwanengesang gedichtet hat.

Nachdem St. Clare mit dem Gesange zu Ende war, saß er, den Kopf auf die Hand gestützt, einige Augenblicke da und begann darauf im Zimmer auf und ab zu gehen. Sein Gesicht war mit einem trüben, träumerischen Ausdrucke übergossen.

„Ich weiß nicht was mich heute Abend so sehr auf den Gedanken an meine Mutter bringt,“ sagte er; „ich habe ein seltsames Gefühl, als ob sie mir nahe wäre. Ich denke beständig an Dinge, die sie zu sagen pflegte. Es ist sonderbar, daß uns dergleichen vergangene Umstände zuweilen so lebhaft vor dem Geiste stehen!“

St. Clare ging noch einige Minuten im Zimmer auf und ab und sagte dann:

„Ich werde noch einige Augenblicke auf die Straße hinuntergehen und hören was es Neues giebt.“

Er nahm seinen Hut und verließ das Haus.

Tom folgte ihm bis zu dem aus dem Hofe führenden Thore und fragte, ob er ihn begleiten solle.

„Nein, mein Alter,“ sagte St. Clare „ich werde in einer Stunde wieder zurück sein.“

Tom setzte sich unter der Veranda nieder. Es war ein schöner mondheller Abend und er betrachtete das Steigen und Fallen und Schäumen des Springbrunnens und lauschte auf dessen Geplätscher. Tom dachte an seine Heimath und daß er bald ein freier Mann sein werde und, wenn er wolle, dorthin zurückkehren könne. Er freute sich schon darauf, wie er arbeiten wollte, um seine Frau und Kinder loszukaufen. Er befühlte die Muskeln seiner kräftigen Arme mit einer Art von Vergnügen, als denke er, daß sie bald ihm selbst gehören würden und wie viel sie thun könnten, um die Freiheit seiner Familie zu erlangen. Dann dachte er an seinen edeln jungen Herrn und betete für ihn wie immer, dann gingen seine Gedanken auf die schöne Eva über, die er sich jetzt unter den Engeln dachte, und er versenkte sich in diese Idee bis es ihm fast vorkam, als ob das strahlende Gesicht und goldene Haar aus dem Schaume des Springbrunnens ihm zulächelte. Und unter diesen Träumereien schlief er ein und es war ihm als ob sie ganz wie sonst mit einem Jasminzweige im Haar, mit gerötheten Wangen und von Freude strahlenden Augen auf ihn zuspringe; während er aber noch hinsah, schien sie sich vom Boden zu erheben, ihre Wangen hatten eine bleichere Färbung, ihre Augen einen tiefen himmlischen Glanz, eine goldene Glorie schien ihr Haupt zu umgeben, sie entschwand seinen Blicken und Tom wurde durch ein lautes Klopfen und den Schall vieler Stimmen an der Thür geweckt.

Er eilte zu öffnen und mit gedämpften Stimmen und schwerem Schritt traten mehrere Männer, die einen in einem Mantel gehüllten und auf einem Fensterladen liegenden Körper trugen. Das Licht der Lampe fiel auf das Gesicht und Tom stieß einen wilden Schrei des Entsetzens und der Verzweiflung aus, der durch das ganze Haus widerhallte, als die Männer mit ihrer Last nach der offenen Thür des Wohnzimmers schritten, in welchem Miß Ophelia noch mit Stricken beschäftigt saß.

St. Clare war in ein Kaffeehaus gegangen, um eine Abendzeitung zu lesen. Während er darin las, erhob sich ein Streit zwischen zwei halb betrunkenen Männern im Zimmer. St. Clare und einige Andere machten einen Versuch sie zu trennen und St. Clare erhielt dabei mit einem Bowiemesser, welches er dem Einen von ihnen abzuringen versuchte, einen tödtlichen Stich in die Seite.

Das Haus war voll Geschrei und Wehklagen, die Dienerschaft riß sich wie rasend das Haar aus, warf sich auf den Boden oder lief verzweiflungsvoll jammernd umher. Nur Tom und Miß Ophelia schienen noch einige Geistesgegenwart zu bewahren, denn Marie lag in heftigen hysterischen Krämpfen. Auf Miß Ophelia's Weisung wurde eiligst ein Sopha im Zimmer zurecht gemacht und der blutende Körper darauf gelegt. St. Clare war vor Schmerz und Blutverlust in Ohnmacht gesunken; als aber Miß Ophelia Belebungsversuche anwendete, kam er wieder zu sich, schlug die Augen auf und ließ den Blick im Zimmer umher schweifen, bis er endlich auf dem Portrait seiner Mutter ruhte.

Jetzt kam der Arzt und stellte seine Untersuchung an; der Ausdruck seines Gesichts verkündete augenscheinlich, daß keine Hoffnung vorhanden sei, aber er verband die Wunde, und er verrichtete mit Miß Ophelia's und Tom's Beistande gefaßt diese Arbeit unter dem Schluchzen und Jammern der entsetzten Dienerschaft, die sich um die Thüren und Fenster der Veranda drängte.

„Nun müssen wir alle diese Leute fortschicken," sagte der Arzt, „es hängt Alles davon ab, daß der Verwundete ruhig gehalten wird."

St. Clare öffnete die Augen und blickte starr auf die bekümmerten Leute, welche Miß Ophelia und der Arzt aus dem Zimmer zu drängen versuchten.

„Die armen Geschöpfe!" sagte er, und ein Ausdruck bitteren Selbstvorwurfs zog über sein Gesicht. Adolph weigerte sich entschieden zu gehen. Das Entsetzen hatte ihn aller Geistesgegenwart beraubt, er warf sich auf den Boden und nichts vermochte ihn zum Aufstehen zu bewegen. Die Uebrigen gaben Miß Ophelia's dringenden Vorstellungen, daß die Rettung ihres Herrn von ihrem ruhigen Verhalten und ihrem Gehorsam abhänge, nach.

St. Clare konnte nur wenig sprechen; er lag mit geschlossenen Augen da, aber es war unverkennbar, daß er mit bitteren Gedanken kämpfte. Nach einiger Zeit legte er seine Hand auf die des neben ihm knieenden Tom und sagte:

„Tom! armer Alter!"

„Was, Master?" fragte Tom ernst.

„Ich sterbe," sagte St. Clare ihm die Hand drückend, „bete!"

„Wenn Sie einen Geistlichen zu haben wünschen" — begann der Arzt.

St. Clare schüttelte den Kopf und sagte abermals noch dringender:

„Bete!"

Und Tom betete mit allen seinen Geisteskräften für die Seele, welche die Erde verlassen sollte, die Seele, die so wehmüthig aus den großen, matten blauen Augen auf zu blicken schien.

Als Tom zu sprechen aufhörte, streckte St. Clare die Hand aus und ergriff, ihn ernst anblickend, aber ohne ein Wort zu sagen, die seine; er schloß die Augen, ließ ihn aber immer noch nicht los, denn an den Pforten der Ewigkeit halten die

schwarze und die weiße Hand einander mit gleicher Innigkeit. Er murmelte leise und gebrochen vor sich hin:

„Recordare, Jesu pie" — „Ne me perdas — illa die
* * * Quaerens me — sedisti lassus."

Offenbar zogen ihm die Worte, welche er an jenem Abend gesungen hatte — Worte des Flehens an den Allbarmherzigen — vor dem Geiste vorüber. Seine Lippen bewegten sich in Zwischenräumen, als die abgebrochenen Theile der Hymne ihnen entfielen.

„Er phantasirt!" sagte der Arzt.

„Nein! er geht endlich heim!" sagte St. Clare laut und vernehmlich, „endlich! endlich!"

Die Anstrengung des Sprechens erschöpfte ihn; der bleiche Schatten des Todes senkte sich auf ihn herab, mit ihm aber verbreitete sich über sein blasses Gesicht auch ein schöner Ausdruck des Friedens, gleich dem eines müden schlummernden Kindes.

So lag er auf einige Augenblicke da. Man sah, daß die unerbittliche Hand auf ihm ruhte. Kurz ehe der Geist entfloh öffnete er die Augen mit einem plötzlichen Ausdrucke der Freude und des Erkennens, und flüsterte: „Mutter!" und war nicht mehr.

28. Die Schutzlosen.

Wir hören oft von dem Schmerze der Negerdiener beim Verlust eines gütigen Herrn und zwar mit gutem Grunde, denn es giebt kein schutzloseres und verlasseneres Geschöpf als den Sklaven unter diesen Umständen.

Das Kind, welches seinen Vater verloren hat, befindet sich immer noch unter dem Schutze seiner Freunde und des Gesetzes, es ist etwas und kann etwas thun — es besitzt anerkannte Rechte und eine Stellung; der Sklave aber von alle dem nichts. Das Gesetz betrachtet ihn in jeder Hinsicht als eben so rechtlos wie einen Waarenballen. Das einzige mögliche Zugeständniß der Wünsche und Bedürfnisse eines menschlichen und unsterblichen Wesens, welches ihm zu Theil wird, kommt ihm durch den souveränen, unverantwortlichen Willen seines Herrn zu, und wenn sein Herr dahingeschieden ist, bleibt ihm nichts mehr.

Die Zahl Derer, welche eine unumschränkte Gewalt menschlich und großmüthig auszuüben wissen, ist sehr gering. Das weiß Jedermann, und der Sklave am besten. Er fühlt daher, daß zehn Wahrscheinlichkeiten dafür sind, einen harten tyrannischen Herrn, und nur eine, einen gütigen zu finden. Deshalb ist seine Trauer um einen guten Herrn so heftig und anhaltend.

Als St. Clare seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte, bemächtigte sich seines ganzes Hauses Schrecken und Bestürzung; er war in einem Augenblicke in der Blüthe und Kraft seiner Jugend hingerafft worden. Alle Zimmer und Galerieen des Hauses hallten von Schluchzen und Jammergeschrei wieder.

Marie, deren Nervensystem durch eine beständige Verzärtelung geschwächt worden war, besaß nichts, was sie in der Erschütterung aufrecht erhalten konnte und sank zu der Zeit, wo ihr Gatte seine Seele aushauchte, aus einer Ohnmacht in die andere. So verließ der Mann, mit dem sie durch das geheimnißvolle Band der Ehe verbunden gewesen war, sie auf ewig und ohne ein einziges Wort des Abschiedes.

Miß Ophelia war mit charakteristischer Selbstbeherrschung und Kraft bis zum letzten Augenblicke bei ihrem Vetter geblieben; sie war ganz Auge, ganz

Ohr, ganz Aufmerksamkeit gewesen, hatte das Wenige, was sich thun ließ, im vollen Maße gethan und sich von ganzer Seele den innigen leidenschaftlichen Gebeten, welche der arme Sklave für die Seele seines sterbenden Herrn sprach, angeschlossen.

Als man ihn zur letzten Ruhe vorbereitete, fand man auf seiner Brust eine kleine einfache, mit einer Feder zu öffnende Miniaturkapsel; es war das Bildniß eines edeln, schönen, weiblichen Gesichts, und auf der Rückseite unter einem Glase eine dunkle Haarlocke. Die traurigen Reliquien der Jugendträume, bei denen einst jenes kalte Herz so warm geschlagen hatte, wurden wieder auf die entseelte Brust gelegt — Staub zu Staub!

Tom's ganze Seele war von Gedanken an die Ewigkeit erfüllt, und während er mit Dienstleistungen um den leblosen Staub beschäftigt war, bedachte er nicht ein einziges Mal, daß der plötzliche Schlag ihn in hoffnungsloser Sklaverei zurückgelassen habe. Er fühlte sich über seinen Herrn beruhigt, denn zu der Stunde, wo er sein Gebet in den Schooß des Allmächtigen ausgeschüttet, hatte er auch eine seinem Innern entspringende Antwort der Beruhigung und Zuversicht gefunden. In den Tiefen seines liebevollen Herzens fühlte er sich fähig, etwas von der Fülle der göttlichen Liebe zu erkennen, denn ein altes Orakel sagt: „Wer in der Liebe wohnet, wohnet in Gott und Gott in ihm.“ Tom hoffte und vertraute und war beruhigt.

Aber das Begräbniß mit allem seinen Prunk von schwarzem Krepp und Gebeten und ernsthaften Gesichtern ging vorüber, und die kalten, schmutzigen Wellen des Alltagslebens rollten wieder herbei und dann kam die ewige harte Frage: „Was ist jetzt zu thun?“

Sie stieg in Marien's Geiste auf, als diese in wallenden Trauerkleidern und von besorgten Dienern umgeben in einem großen Lehnstuhle saß und Krepp- und Bombassinmuster besichtigte. Sie trat vor den Geist Ophelia's, die ihre Gedanken ihrer nordischen Heimath zuzulenken begann; sie drängte sich mit stummem Schrecken der Dienerschaft auf, die den gefühllosen tyrannischen Charakter der Herrin, in deren Händen sie zurückblieb, nur zu gut kannte. Alle wußten vollkommen, daß die ihnen bisher gewordene Rücksicht nicht von ihrer Herrin, sondern von ihrem Herrn ausgegangen war, und daß jetzt nach seinem Hinscheiden keine Schutzwehr weiter zwischen ihnen und den tyrannischen Strafen lag, welche ein von Leiden verbitterter Charakter ersinnen konnte.

Es war etwa vierzehn Tage nach dem Begräbniß, als Miß Ophelia, während sie in ihrem Zimmer beschäftigt war, ein leises Klopfen an der Thür vernahm. Sie öffnete und vor ihr stand Rosa, das hübsche Quadronenmädchen, welche wir früher erwähnt haben, mit verworrenem Haar und verweinten Augen.

„O, Miß Feely,“ sagte sie auf die Knie fallend und den Saum ihres Kleides erfassend, „bitte, bitte, gehen Sie für mich zu Missis Marie! bitte, legen Sie für mich ein gutes Wort ein — sie hat mich fortgeschickt, um mich schlagen zu lassen — sehen Sie her!“ — und sie überreichte Miß Ophelia ein Papier.

Es war eine in Marien's zarter, flüchtiger Hand geschriebene Ordre an den Herrn einer Peitschanstalt, der Ueberbringerin funfzehn Streiche zu geben.

„Was hast Du gethan?“ fragte Miß Ophelia.

„Sie wissen, daß ich ein heftiges Temperament habe, Miß Feely, — es ist sehr schlimm für mich, ich versuchte der Missis Marie ein Kleid an, und sie schlug mich in's Gesicht und ich sprach ehe ich dachte und war vorlaut, und sie sagte, daß sie mich schon herabstimmen und mir ein für allemal lehren wolle, daß ich die Nase nicht mehr so hoch tragen dürfe, wie bisher, und sie schrieb dies und

sagte, daß ich es selbst hintragen solle. Es wäre mir viel lieber, wenn sie mich geradezu umbrächte."

Miß Ophelia stand überlegend mit dem Papiere in der Hand da.

„Sehen Sie, Miß Feely," fuhr Rosa fort, „ich mache mir nicht so viel aus den Schlägen, wenn Sie oder Missis Marie es thäten — aber zu einem Manne geschickt zu werden — und zu einem so abscheulichen Manne. Die Schande, Miß Feely!"

Miß Ophelia wußte, daß es eine allgemeine Gewohnheit war, Frauen und junge Mädchen in die Schlaghäuser zu schicken, um unter den Händen der niedrigsten aller Männer, von Männern, die erbärmlich genug sind, um dies zu ihrem Geschäft zu machen — einer brutalen Behandlung und schmachvollen Züchtigung unterworfen zu werden. Sie hatte es schon früher gewußt, bisher sich aber keine Vorstellung davon gemacht, bis sie die zarte Gestalt Rosa's vom Schmerz zu Boden gedrückt, vor sich sah. Das Blut stieg ihr in die Wangen und pochte heftig in ihrem entrüsteten Herzen, aber sie bemeisterte sich mit gewohnter Klugheit und Selbstbeherrschung, drückte das Papier fest in ihrer Hand zusammen und sagte nur zu Rosa:

„Setze Dich nieder, Kind, während ich zu Deiner Herrin gehe!"

„Schändlich! abscheulich! monströs!" sagte Sie vor sich hin, während sie durch das Zimmer ging.

Marie saß in ihrem Lehnstuhle, Mammy stand hinter ihr und kämmte ihr Haar, während Jane vor ihr auf dem Boden kauerte und ihr geschäftig die Füße frottirte.

„Wie befinden Sie Sich heute?" fragte Miß Ophelia.

Ein tiefer Seufzer und ein Schließen der Augen war für den Augenblick die einzige Antwort; dann erwiderte Marie:

„O ich weiß es nicht, Cousine; ich denke, ich befinde mich so wohl, wie ich es überhaupt sein kann." Und Marie trocknete sich die Augen mit einem, mit zollbreiten, schwarzen Spitzen besetzten Batisttaschentuche.

„Ich komme," sagte Miß Ophelia mit einem kurzen, trocknen Husten, wie man ihn gewöhnlich anwendet, um einen unangenehmen Gegenstand einzuleiten, „ich komme, um wegen der armen Rosa mit Ihnen zu sprechen."

Marien's Augen waren jetzt ziemlich weit geöffnet, und das Blut stieg in ihre bleichen Wangen, als sie hochfahrend erwiderte:

„Nun, was ist's mit ihr?"

„Ihr Fehler thut ihr sehr leid."

„Wirklich? es wird ihr noch Manches leid thun, ehe ich mit ihr fertig bin! ich habe die Unverschämtheit dieses Mädchens lange genug ertragen und jetzt werde ich sie demüthigen bis sie im Staube vor mir liegt."

„Aber könnten Sie sie nicht auf irgend eine andere Weise bestrafen, auf eine Weise, die weniger entehrend wäre?"

„Ich will sie eben entehren! Das ist es gerade was ich wünsche. Sie hat sich ihr ganzes Leben lang so viel auf ihr Zartgefühl, auf ihr hübsches Lärvchen und ihre Damenhaltung eingebildet, daß sie vergessen hat, wer sie ist, und ich will ihr eine Lektion geben, an der sie hoffentlich genug haben wird."

„Aber Cousine, bedenken Sie, daß Sie ein junges Mädchen schnell herabwürdigen, wenn Sie die Scham und das Zartgefühl bei ihr zerstören."

„Das Zartgefühl!" sagte Marie mit spöttischem Lachen. „Ein schönes Wort für eine Dirne wie sie; ich werde ihr lehren, daß sie bei allen ihren Airs um nichts besser ist als die zerlumpteste Straßendirne. Mir gegenüber wird sie sich keine Airs mehr geben!"

„Sie werden Gott für eine solche Grausamkeit Rechenschaft abzulegen haben!" sagte Miß Ophelia.

„Grausamkeit! — ich möchte wissen, worin die Grausamkeit besteht! Ich habe die Ordre auf nur funfzehn Hiebe ausgestellt und ihm gesagt, daß er sie leicht geben soll; darin liegt doch wahrhaftig keine Grausamkeit."

„Keine Grausamkeit?" rief Miß Ophelia; „ich bin überzeugt, daß jedes Mädchen sich viel lieber geradezu tödten lassen würde."

„Bei Leuten von Ihren Gefühlen mag das wohl sein, aber alle diese Geschöpfe gewöhnen sich daran — es ist das einzige Mittel, um sie in Ordnung zu erhalten. Sobald man sie einmal fühlen läßt, daß sie Zartgefühl und dergleichen haben dürfen, so werden sie dreist und übermüthig — wie es eben meine Dienerschaft immer gewesen ist. Ich habe jetzt angefangen, sie in Ordnung zu bringen, und sie sollen Alle erfahren, daß ich Eine so gut wie die Andere in die Kalabuse schicke, wenn sie sich nicht in Acht nehmen!" sagte Marie, indem sie sich drohend umblickte.

Jane ließ bei diesen Worten den Kopf hängen, denn sie fühlte, daß sie ihr besonders galten. Miß Ophelia saß auf einen Augenblick stumm und unbeweglich, als ob sie eine explodirende Mischung verschluckt habe und nahe am Bersten sei. Bald dachte sie jedoch an die völlige Nutzlosigkeit eines Streites mit einem solchen Charakter; sie schwieg daher, stand auf und verließ das Zimmer.

Es war hart, zurückkehren und Rosa sagen zu müssen, daß sie nichts für sie habe thun können. Kurz darauf kam einer von den männlichen Dienern und meldete, daß seine Herrin ihm den Befehl gegeben habe, mit Rosa in das Peitschhaus zu gehen, wohin sie denn auch trotz ihres Flehens und Bittens geschleppt wurde.

Wenige Tage darauf stand Tom nachdenklich an einem Balkon, wo Adolph, der seit dem Tode seines Herrn im höchsten Grade trostlos und niedergeschlagen war, zu ihm trat. Adolph wußte, daß er stets ein Gegenstand der Abneigung Marien's gewesen war, hatte dies aber zu Lebzeiten seines Herrn nur wenig beachtet. Jetzt, nach dessen Tode schwebte er in beständiger Angst und Furcht, denn er wußte nie was ihm im nächsten Augenblicke zustoßen könne.

Marie hatte mehrere Berathungen mit ihrem Advokaten gehalten. Nachdem sie sich mit St. Clare's Bruder besprochen, war der Beschluß gefaßt worden, das Haus und die sämmtliche Dienerschaft bis auf ihr persönliches Eigenthum zu verkaufen, worauf sie mit dem letztern nach der Pflanzung ihres Vaters zurückkehren wollte.

„Weißt Du, Tom, daß wir alle verkauft werden?" fragte Adolph.

„Wo hast Du das gehört?"

„Ich habe mich hinter den Fenstervorhängen versteckt, als die Missis mit dem Advokaten sprach. In wenigen Tagen werden wir Alle zur Auktion geschickt, Tom."

„Gottes Wille geschehe!" sagte Tom, die Hände faltend, mit einem tiefen Seufzer.

„Wir werden nie wieder einen solchen Herrn bekommen," bemerkte Adolph, „aber ich will mich lieber verkaufen lassen als bei der Missis bleiben."

Tom wendete sich ab, sein Herz war übervoll. Die Hoffnung auf die Freiheit, der Gedanke an seine ferne Frau und Kinder erhoben sich vor seiner geduldigen Seele wie vor dem fast schon im Hafen Schiffbruch erleidenden Seemann der Anblick des Kirchthurms und der traulichen Dächer seines Heimathsdorfes, die er nur zu einem letzten Lebewohl über dem Kamme einer schwarzen Woge erblickt. Er verschlang die Arme fest über der Brust, unterdrückte die bitteren

Thränen und versuchte zu beten. Die arme alte Seele besaß ein so sonderbares, unerklärliches Vorurtheil zu Gunsten der Freiheit, daß es für ihn ein harter Schlag war, und je öfter er sagte: Dein Wille geschehe! desto schwerer kam es ihm an. Er suchte Miß Ophelia auf, die ihn seit St. Clare's Tode mit auffallender, achtungsvoller Güte behandelt hatte.

„Miß Feely," sagte er, „Master St. Clare hat mir meine Freiheit versprochen, er hat mir gesagt, daß er Anstalten getroffen habe, mir sie zu erwirken, und wenn Miß Feely jetzt vielleicht so gut sein wollte, mit der Missis darüber zu sprechen, so würde sie am Ende gern damit fortfahren, da es Master St. Clare's Wunsch gewesen ist."

„Ich will für Dich sprechen Tom, und mein Möglichstes thun," erwiderte Miß Ophelia, „wenn es aber von Mrs. St. Clare abhängt, so kann ich nicht viel für Dich hoffen; ich werde es jedoch versuchen."

Dies trug sich einige Tage nach dem Vorfalle mit Rosa zu, während Miß Ophelia sich mit Vorbereitungen zu ihrer Rückkehr nach dem Norden beschäftigte.

Bei ernstlicher Ueberlegung hatte sie geglaubt, daß sie vielleicht in ihrem frühern Gespräche mit Marie eine zu heftige Sprache geführt habe und sie beschloß, sich jetzt zu bemühen, ihren Eifer zu mäßigen und möglichst sanft zu sein. Die gute Dame machte sich daher auf, nahm ihr Strickzeug und beschloß in Marien's Zimmer zu gehen, sich so angenehm als es nur immer anging zu machen und sich mit aller diplomatischen Geschicklichkeit, deren sie fähig war, für Tom zu verwenden.

Marie lag auf einem Ruhebette, wo sie sich mittelst Kissen auf den einen Ellbogen stützte, während Jane, die zum Einkaufen aus gewesen war, Proben von dünnen, schwarzen Stoffen vor ihr ausbreitete.

„Das geht an," sagte Marie, indem sie eine auswählte; „ich weiß nur nicht gewiß, ob es passende Trauer ist."

„Gott, Missis," erwiderte Jane geläufig, „die Generalin Derbennon hat vergangenen Sommer nach dem Tode des Generals ganz das Nämliche getragen — es macht sich wunderschön."

„Was sagen Sie dazu?" fragte Marie Miß Ophelia.

„Es ist wohl nur Geschmackssache," antwortete diese; „Sie können das besser beurtheilen als ich."

„Nun," sagte Marie, „ich habe kein einziges Kleid, das ich tragen könnte, und da ich das Haus aufgebe und künftige Woche fortgehe, muß ich mich für etwas entscheiden."

„Gehen Sie schon so bald?"

„Ja, St. Clare's Bruder hat geschrieben, und er und der Advokat denken, daß es am besten sein wird, die Dienerschaft und Möbel zur Auktion auszusetzen und das Haus unserm Advokaten zum Verkauf zu übertragen."

„Ich möchte mit Ihnen über etwas sprechen," sagte Miß Ophelia. „Augustin hat Tom die Freiheit versprochen und die dazu nöthigen gesetzlichen Förmlichkeiten eingeleitet; ich hoffe, daß Sie Ihren Einfluß anwenden werden, um sie vervollständigen zu lassen."

„Das werde ich keineswegs thun," entgegnete Marie kurz. — „Tom ist einer von den werthvollsten Dienern im Hause; wir könnten es gar nicht verantworten. Wozu braucht er übrigens die Freiheit? — er ist so weit besser daran."

„Aber er wünscht sie sehnlich, und sein Herr hat sie ihm versprochen," wiederholte Miß Ophelia.

„Ich glaube gern, daß er sie wünscht, meinte Marie; „sie wollen sie Alle,

aber nur, weil sie eine unzufriedene Bande sind und stets das verlangen, was sie nicht haben. Nein, meine Grundsätze sind ganz gegen das Emancipiren. Wenn man einen Neger unter der Obhut eines Herrn hält, so geht es ihm gut genug, und er ist ganz respektabel; giebt man ihnen aber die Freiheit, so werden sie faul und wollen nicht mehr arbeiten, gewöhnen sich den Trunk an und sinken Alle zu erbärmlichen werthlosen Thieren herab. Es ist keine Wohlthat, sie in Freiheit zu setzen."

„Aber Tom ist so stetig, fleißig und fromm!"

„O Sie brauchen mir das nicht zu sagen; ich habe Hunderte gesehen, die eben so gut sind wie er. Er wird sich ganz wohl befinden, so lange Jemand für ihn sorgt, das ist Alles."

„Aber bedenken Sie die Möglichkeit, daß er einen harten Herrn erhält, wenn er zum Verkauf ausgesetzt wird!" sagte Miß Ophelia.

„O, das ist alles Unsinn," antwortete Marie; „es kommt unter hundert Fällen kaum einmal vor, daß ein guter Sklave einen schlechten Herrn bekommt. Die meisten Herrn sind gut, was auch darüber gesprochen wird. Ich bin hier im Süden geboren und aufgewachsen und ich habe nie einen Herrn gekannt, der nicht seine Leute ganz so gut behandelt hätte, als es zweckmäßig war. Ich bin in dieser Beziehung ganz außer Sorge."

„Nun," sagte Miß Ophelia mit Nachdruck, „ich weiß, daß es einer von den letzten Wünschen Ihres Mannes war, daß Tom seine Freiheit haben solle — es war eines von den Versprechen, welche er der lieben kleinen Eva auf ihrem Sterbebette gegeben hat, und ich hätte nicht geglaubt, daß Sie Sich für berechtigt halten würden, es unbeachtet zu lassen."

Marie hatte bei diesen Worten das Gesicht mit dem Taschentuche bedeckt und begann zu schluchzen und mit großer Heftigkeit ihr Riechfläschchen anzuwenden.

„Gegen mich sind auch Alle!" seufzte sie. „Die Menschen sind Alle so rücksichtslos; ich hätte nicht erwartet, daß Sie mir alle diese Erinnerungen an mein Unglück von Neuem zurückrufen würden; es ist zu rücksichtslos! Aber auf mich nimmt nie ein Mensch Rücksicht — meine Prüfungen sind zu hart! Ich hatte nur eine einzige Tochter, und sie wurde mir genommen! ich hatte einen Gatten, der gerade zu mir paßte — und ich bin so schwer zu befriedigen — auch ihn mußte ich verlieren! Und Sie scheinen so wenig Gefühl für mich zu haben und erinnern mich fortwährend so leichtsinnig daran, während Sie wissen, daß es mich überwältigt! Ich glaube wohl, daß Sie es gutmeinen, aber es ist sehr, sehr rücksichtslos!"

Und Marie stöhnte und rang nach Athem und rief Mammy, um das Fenster zu öffnen, ihr die Kampherflasche zu bringen, ihr den Kopf zu baden und ihr das Kleid aufzuhefteln, und in der allgemeinen Verwirrung, welche jetzt erfolgte, stahl sich Miß Ophelia hinweg in ihr Zimmer.

Sie sah sogleich ein, daß es nichts nützen würde, weiter etwas zu sagen, denn Marie besaß ein seltenes Talent zu hysterischen Anfällen und sie fand es von jetzt an, sobald einer von den Wünschen Eva's oder ihres Gatten in Bezug auf die Dienerschaft erwähnt wurde, stets am bequemsten, einen solchen in Anwendung zu bringen. Miß Ophelia that daher das nächstbeste, was sie für Tom ausführen konnte, sie schrieb für ihn einen Brief an Mrs. Shelby, worin sie seine Noth berichtete und sie aufforderte, ihm zu Hilfe zu kommen.

Am folgenden Tage wurden Tom und Adolph und noch etwa ein halbes Dutzend andere Mitglieder der Dienerschaft nach dem Sklavenmagazin gebracht,

um dort zu bleiben so lange es dem Händler, welcher eine Quantität seiner lebenden Waare zur Versteigerung zusammenbringen wollte, belieben würde.

29. Das Sklavenmagazin.

Ein Sklavenmagazin! — Wahrscheinlich machen sich einige von meinen Lesern eine entsetzliche Idee von einem solchen Orte; sie werden sich eine schmutzige, dunkle Höhle, einen entsetzlichen Tartarus darunter vorstellen. Aber nein, unerfahrener Freund! heutzutage haben die Menschen die Kunst gelernt, geschmackvoll und anständig zu sündigen, so daß sie die Augen und Sinne der respektabeln Gesellschaft nicht beleidigen. Das menschliche Eigenthum steht auf dem Markte hoch im Preise und wird daher gut gefüttert, gut gereinigt, und gepflegt, damit es glatt und wohlgenährt und kräftig und glänzend zum Verkauf kommt. Ein Sklavenmagazin in New-Orleans ist ein Haus, welches vielen andern nicht unähnlich sieht, nett gehalten wird, und wo man täglich unter einer Art von Wetterdach, der Vorderseite entlang, Reihen von Männern und Frauen sehen kann, die als Aushängeschilder der im Innern zu verkaufenden Waare dastehen.

Man wird höflich ersucht einzutreten und Rundschau zu halten, und man findet dort eine Menge von Gatten, Gattinnen, Brüdern, Schwestern, Vätern, Müttern und Kindern, welche einzeln oder in Partien verkauft werden, wie es dem Käufer eben paßt; die einst als die Erde bebte und die Felsen zerrissen und die Gräber sich öffneten, unter Blut und Schmerzen von dem Sohne Gottes erlösten und unsterblichen Seelen können verkauft, verpfändet, vermiethet, gegen Spezereiwaaren oder Fabrikate vertauscht werden, wie es eben dem Zustand des Geschäfts oder der Laune des Käufers convenirt.

Es war einige Tage nach dem Gespräch zwischen Marien und Miß Ophelia, als Tom, Adolph und etwa ein halbes Dutzend Anderer aus dem St. Clare'schen Hause der liebevollen Obhut des Mr. Skeggs, der ein Depot in — Street hielt, überantwortet wurden, um die auf den folgenden Tag angesetzte Auktion zu erwarten. Tom hatte ebenso wie die meisten Andern einen ganz anständigen Koffer voll Kleidungsstücke bei sich. Sie wurden für die Nacht in ein langes Zimmer gewiesen, wo eine Menge anderer Männer jeden Alters, jeder Größe und Hautfarbe versammelt waren, und aus welchem ihnen schallendes Gelächter und sorglose Fröhlichkeit entgegenhallte.

„Aha, so ist's recht! nur zu Jungens, nur zu!" rief Mr. Skeggs, der Magazinier. „Meine Leute sind immer so lustig. Sambo, wie ich sehe!" sagte er belobend zu einem kräftigen Neger, der gemeinkomische Streiche ausführte, welche das von Tom gehörte Gelächter veranlaßt hatten.

Wie man sich leicht denken kann, befand sich Tom nicht in der Gemüthsverfassung, um in die Heiterkeit einzustimmen; er stellte daher seinen Koffer so weit als möglich von der lärmenden Gruppe entfernt hin und setzte sich, das Gesicht gegen die Wand gerichtet, darauf nieder.

Die Menschenhändler machen die angelegentlichsten und systematischsten Versuche, um unter ihnen eine lärmende Lustigkeit zu befördern, da sie das beste Mittel ist, um das Nachdenken zu betäuben, und sie gegen ihre Lage unempfindlich zu machen. Der ganze Zweck der Abrichtung, welcher der Sklave von der Zeit an, wo er auf dem nordischen Markte verkauft wird, bis zu der, wo er im Süden ankommt, unterworfen wird, ist systematisch darauf gerichtet, ihn zu verhärten, gedankenlos und thierisch zu machen. Der Sklavenhändler bringt seine Heerde in Virginien oder Kentucky zusammen und treibt sie nach einem bequemen, gesunden Orte, oftmals einem Badeorte. um sie zu mästen.

Hier werden sie täglich reichlich gefüttert und da einige doch zum Gram geneigt sind, eine Geige beständig im Gange erhalten; man läßt sie täglich tanzen und Derjenige, welcher sich weigert, lustig zu sein — in dessen Seele die Gedanken an Weib oder Kind oder an die Heimath zu stark sind, um ihn heiter werden zu lassen — werden als verstockt und gefährlich bezeichnet, und sind allen Uebeln ausgesetzt, welche die Neigung eines völlig unverantwortlichen und gefühllosen Mannes ihm auferlegen können. Munterkeit, Beweglichkeit und Heiterkeit, besonders vor Beobachtern, werden ihnen beständig eingeschärft, sowohl durch die Hoffnung, dadurch einen guten Herrn zu erlangen, wie durch die Furcht vor Allem, was ihnen der Händler auferlegen kann, wenn sie sich nicht als verkäuflich erweisen.

„Was thut der Neger hier?“ fragte Sambo, indem er zu Tom herankam, sobald Mr. Skeggs das Gemach verlassen hatte. Sambo war ein Schwarzer von bedeutender Größe, sehr lebhaft, ein geläufiger Redner und voller Schelmenstreiche und Possen.

„Was thust Du hier?“ fragte Sambo, indem er zu Tom trat und ihn spaßhaft in die Seite stieß. „Denkst Du nach?“

„Ich soll morgen in der Auktion verkauft werden,“ entgegnete Tom ruhig.

„In der Auktion verkauft werden? — haha! — ist das nicht Dein Spaß? ich wollte ich könnte auch mit auf diese Weise fortgehen — ich sage Euch, ich würde sie zum Lachen bringen: Aber was ist das? geht die ganze Masse morgen fort?“ fragte Sambo seine Hand auf Adolph's Schulter legend.

„Sei so gut, mich allein zu lassen,“ erwiderte Adolph heftig, indem er sich mit dem äußersten Ekel emporrichtete.

„Aha, Jungens, das ist Einer von den weißen Niggern — eine Art von Rahmfarbe, wißt Ihr, und auch parfümirt!“ sagte er zu Adolph herankommend und schnüffelnd; — Der würde für einen Tabaksladen passen. Man könnte ihn dort halten, um dem Tabak Geruch zu geben! Gott, er würde einen ganzen Laden im Gange halten — ja, das würde er!“

„Ich habe Dir gesagt, daß Du mich zufrieden lassen sollst; kannst Du es nicht thun?“ rief Adolph wüthend.

„Gott, wie zimperlich wir sind, wir weißen Nigger! Seht uns doch einmal an!“

Und Sambo ahmte Adolph's Benehmen komisch nach.

„Das ist die rechte Miene und Grazie. Wir sind wohl in einer guten Familie gewesen?“

„Ja,“ erwiderte Adolph, „ich hatte einen Herrn, der Euch Alle als altes Eisen hätte kaufen können.“

„Gott, denkt Euch nur,“ sagte Sambo, „was wir für feine Herrn sind!“

„Ich habe der St. Clare'schen Familie angehört,“ sagte Adolph stolz.

„Wirklich? — ich will mich hängen lassen, wenn sie nicht froh sind, daß sie Dich los werden. Sie werden Dich wohl mit einer Masse von zerbrochenen Theekannen und dergleichen losschlagen!“ versetzte Sambo grinsend.

Adolph, den dieser Spott erbitterte, fuhr wüthend auf seinen Gegner los; fluchte und schlug nach allen Seiten um sich. Die Uebrigen lachten und jauchzten, und der Aufruhr lockte den Magazininhaber an die Thür.

„Was ist hier los, Jungens? Ordnung! Ordnung!“ rief er, indem er eine große Peitsche schwang.

Die Sklaven stoben Alle nach verschiedenen Richtungen auseinander; nur Sambo, der sich auf die Gunst verließ, mit welcher ihn der Händler als privile-

girten Witzbold betrachtete, blieb stehen und senkte den Kopf mit einer komischen Grimasse, als der Herr nach ihm griff.

„Gott, Master, wir sind es nicht! wir sind ganz ruhig gewesen — es sind die Neuen hier, sie ärgern uns Alle und haben die ganze Zeit über auf uns gespöttelt."

Hierauf wendete sich der Händler zu den Angeklagten und theilte unter sie ohne viel zu fragen einige Fußtritte und Püffe aus, worauf er Allen den Befehl hinterließ, gute Jungen zu sein und sich schlafen zu legen. Dann entfernte er sich wieder.

Während dieser Scene in dem Schlafsaale der Männer wird der Leser vielleicht gern einen Blick auf das den Frauen angewiesene entsprechende Gemach werfen.

In verschiedenartigen Lagen und Stellungen auf dem Boden ausgestreckt, kann er unzählige schlafende Gestalten jeder Hautschattirung, vom reinsten Ebenholzschwarz bis zum Elfenbeinweiß und von jedem Alter, vom Kinde bis zur Greisin, sehen. Hier ist ein hübsches, verständiges, zehnjähriges Mädchen, dessen Mutter gestern verkauft worden ist und das sich diese Nacht in den Schlaf geweint hat, als Niemand auf sie achtete; dort ist eine alte abgelebte Negerin, deren schwache Arme und schwielige Hände von schwerer Arbeit zeugen, und die darauf wartet, morgen als Ausschuß für einen Pappenstiel verkauft zu werden, und vierzig bis funfzig Andere, in Decken oder Kleidungsstücke gehüllt liegen um sie her am Boden.

Die Eine von ihnen ist eine anständig aussehende und gut gekleidete vierzig bis fünfzigjährige Mulattin mit milden Augen und einer sanften, einnehmenden Physiognomie: auf dem Kopfe trägt sie einen hohen Turban von einem rothen ostindischen Tuche erster Qualität; ihre Kleidung ist nett und von gutem Stoffe und beweist, daß sie mit sorgsamen Händen gepflegt worden ist. An ihrer Seite und dicht an sie geschmiegt, erblicken wir ein junges Mädchen von funfzehn Jahren — ihre Tochter. Sie ist eine Quadronin, wie man an ihrer helleren Hautfarbe sieht, obgleich die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter vollkommen erkennbar ist. Sie hat dasselbe milde, sanfte, dunkle Auge, aber mit längeren Wimpern und ein lockigeres Haar von glänzendem Braun. Auch sie ist sauber gekleidet und ihre zarten, weißen Hände verrathen nur sehr geringe Bekanntschaft mit niedriger Arbeit.

Diese Beiden sollen morgen mit den Dienern St. Clare's verkauft werden und der Mann, dem sie gehören und dem das aus ihrem Verkauf erlöste Geld übersendet werden soll, ist ein Mitglied einer christlichen Gemeinde in New-York und wird das Geld empfangen und darauf wieder zum Mahle seines und ihres Herrn gehen und nicht weiter daran denken.

Diese Beiden, die wir Susanne und Emmeline nennen wollen, waren die Dienerinnen einer liebenswürdigen, frommen Dame in New-Orleans gewesen, welche sie sorgfältig und christlich unterrichtet und erzogen hatte. Sie konnten lesen und schreiben, waren mit den Wahrheiten der Religion bekannt und hatten ein so glückliches Loos genossen, wie es in ihrer Lage nur immer möglich war; aber der einzige Sohn ihrer Beschützerin hatte die Verwaltung ihres Eigenthums in den Händen, verschwendete es durch Leichtsinn und unordentlichen Lebenswandel und machte endlich bankerott. Zu den bedeutendsten Gläubigern gehörte die achtbare Firma B. & Co. in New-York. B. & Co. schrieben an ihren Rechtsfreund in New-Orleans, der Beschlag auf das Vermögen legte (wovon diese beiden Artikel und eine Anzahl von Pflanzungsnegern den werthvollsten Theil bildeten) und dies nach New-York berichtete. Bruder B., der,

wie wir gesagt haben, ein Christ war und in einem freien Staate wohnte, fühlte einige Bedenken bei der Sache. Er wollte nicht gern mit Sklaven und Menschenseelen handeln — natürlich! aber es handelte sich um dreißigtausend Dollars, und das war doch etwas zu viel Geld, um es wegen eines Grundsatzes zu verlieren. Nach langer Ueberlegung und Einholen von Rathschlägen von Denjenigen, die, wie er wußte, ihm so rathen würden, wie es ihm paßte, schrieb Bruder B. an seinen Anwalt, daß er die Sache auf die ihm am geeignetsten dünkende Weise abmachen und den Ertrag ihm zusenden möge.

Am Tage nach der Ankunft dieses Briefes in New-Orleans wurden Susanne und Emmeline in das Depot geschickt, um einer allgemeinen Auktion, die am folgenden Morgen stattfinden sollte, beizuwohnen, und während sie uns schwach in dem Mondschein, der sich durch das vergitterte Fenster stiehlt, sichtbar werden, können wir ihr Gespräch mit anhören. Beide weinen, aber Jede still, damit es die Andere nicht hören solle.

„Mutter, lege Deinen Kopf auf meine Schulter und sieh, ob Du nicht ein wenig einschlafen kannst," sagte das Mädchen sich bemühend ruhig zu erscheinen.

„Ich kann nicht schlafen. Emmeline, ich kann es nicht! Es ist vielleicht die letzte Nacht, die wir beisammen sind."

„O Mutter, sprich nicht so! Vielleicht werden wir zusammen gekauft — wer weiß!"

„Wenn es sich um irgend eine andere Person handelte, so würde ich das ebenfalls sagen, Emmeline," antwortete die Frau, „aber ich fürchte so sehr, Dich zu verlieren, daß ich nur die Gefahr sehe."

„Warum, Mutter? der Mann hat gesagt, daß wir Beide ansehnlich wären und einen guten Preis einbringen würden."

Susanne erinnerte sich der Mienen und Worte des Mannes; sie gedachte mit Schaudern, wie er Emmelinen's Hand betrachtet, ihre lockigen Haare erhoben und sie für einen Prima-Artikel erklärt hatte. Susanne war als Christin auferzogen, an das tägliche Lesen der Bibel gewöhnt und hatte einen Abscheu vor dem Verkaufen ihres Kindes zu einem Leben der Schande wie nur irgend eine christliche Mutter; aber sie hatte keine Hoffnung — keinen Schutz.

„Mutter, ich denke, daß wir ausgezeichnet ankommen könnten, wenn Du eine Stelle als Köchin und ich eine als Kammermädchen oder Nätherin in einer Familie erhielten. Ich glaube, daß es so gehen wird. Wir wollen Beide so munter und lebhaft aussehen, wie wir können und Alles sagen, was wir verstehen, vielleicht glückt es uns," sagte Emmeline.

„Ich möchte, daß Du morgen Dein Haar gerade zurück kämmtest," sagte Susanne.

„Wozu, Mutter? ich sehe auf die Weise lange nicht so gut aus."

„Ja, aber Du wirst Dich doch so besser verkaufen."

„Ich sehe nicht ein warum!" meinte das Kind.

„Es würde Dich eher eine respektable Familie kaufen, wenn sie sähe, daß Du einfach und anständig bist, als wenn Du hübsch auszusehen versuchst. Ich kenne das besser als Du!"

„Nun, Mutter, dann werde ich es thun."

„Und, Emmeline, wenn wir einander nach dem morgenden Tage nicht wieder sehen sollten — wenn ich auf irgend eine Pflanzung verkauft würde und Du wo anders hin, so vergiß nie, wie Du erzogen worden bist, und was Dir die Missis gesagt hat. Nimm Deine Bibel und Dein Gebetbuch mit, und wenn Du dem Herrn treu bleibst, so wird er auch treu gegen Dich sein."

Die arme Frau sprach dies mit trauriger Muthlosigkeit, denn sie wußte,

daß morgen Jeder, wie gemein und brutal, wie gottlos und unbarmherzig er auch sein mag, wenn er nur Geld genug hat, sie zu bezahlen, der Eigenthümer des Leibes und der Seele ihrer Tochter werden könne, und wie sollte dann das Kind treu bleiben?

Sie denkt an Alles dies, während sie ihre Tochter in den Armen hält und wünscht, daß sie nicht so schön und anziehend wäre. Es erscheint ihr fast als eine Verschlimmerung ihres Looses, wenn sie bedenkt, wie rein und fromm, wie hoch über dem großen Haufen sie erzogen worden ist; aber sie erblickt kein anderes Hilfsmittel, als das Gebet, und aus diesem sauberen und anständigen Sklavengefängniß sind eine Menge solcher Gebete zu Gott emporgestiegen — Gebete, welche Gott nicht vergessen hat, wie ein zukünftiger Tag zeigen wird, denn es steht geschrieben, wer dieser Geringsten Einen ärgert, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er ersäuft würde im Meere, wo es am tiefsten ist.

Die weichen, stillen Mondstrahlen schauen herein und zeichnen die Eisenstäbe der Gitterfenster auf den ausgestreckt daliegenden schlafenden Gestalten ab. Mutter und Tochter singen zusammen eine sanfte Melodie, welche als Begräbnißhymne unter den Sklaven üblich ist.

„Wo ist die arme Mary?
Wo ist die arme Mary?
Sie ist im schönern Land.

Todt ist sie und im Himmel,
Todt ist sie und im Himmel,
Sie ist im schönern Land!"

Diese von wehmüthigen, lieblichen Stimmen nach einer Melodie, welche dem Seufzen der irdischen Verzweiflung nach himmlischer Hoffnung glich, gesungenen Worte zitterten durch die dunkeln Gefängnißräume, als ein Vers nach dem andern ertönte:

„O wo sind Paul und Silas?
O wo sind Paul und Silas?
Sie sind im schönern Land.

Todt sind sie und im Himmel,
Todt sind sie und im Himmel,
Sie sind im schönern Land!"

Singt nur, Ihr Armen! die Nacht ist kurz und der Morgen wird Euch auf ewig trennen.

Aber jetzt ist es Morgen und Alles ist rege und der wackere Mr. Skeggs ist geschäftig und munter, denn es soll eine Quantität Waare zur Auktion vorbereitet werden. Er sieht sorgfältig nach ihrer Toilette, schärft Allen ein, ihre besten Mienen anzulegen und lustig zu sein, und nun werden Alle zur letzten Revue in einen Kreis aufgestellt, ehe er sie nach der Börse abmarschiren läßt.

Mr. Skeggs mit seinem Palmhute auf dem Kopfe und der Cigarre im Munde, geht umher, um an seine Waaren die letzte Hand zu legen.

„Was ist das?" fragte er, vor Susanne und Emmeline tretend; „wo sind Deine Locken, Dirne?"

Das Mädchen blickte schüchtern auf und ihre Mutter antwortete mit der Geläufigkeit, welche unter ihrer Classe gewöhnlich ist:

„Ich habe ihr gestern Abend gesagt, daß sie ihr Haar glatt und nett aufstecken und es nicht so in Locken umher fliegen lassen soll. Es sieht anständiger aus."

„Dummes Zeug!" entgegnete der Mann, zu dem Mädchen gewendet, in gebieterischem Tone; „Du marschirst sogleich und machst Dir ordentliche Locken!" Er schwippte mit einem spanischen Rohre, das er in der Hand hielt, durch die Luft und fügte hinzu: „Daß Du schnell wieder da bist! — Du gehst und hilfst

ihr," schloß er, zu der Mutter gewendet. — „Die Locken können beim Verkauf einen Unterschied von hundert Dollars machen."

Unter einer prächtigen Kuppel bewegten sich Männer aller Nationen über das Marmorpflaster hin und her. Auf allen Seiten des runden Raumes befanden sich kleine Tribünen oder Katheder zum Gebrauch für die Redner und den Auktionator. Zwei von diesen waren jetzt auf entgegengesetzten Seiten des Raumes von Männern eingenommen, welche enthusiastisch in einem Gemisch von Englisch und Französisch die Gebote von Liebhabern ihrer verschiedenen Waaren in die Höhe schraubten. Eine dritte noch unbenutzte auf einer andern Seite war von einer Gruppe umgeben, die den Anfang der Auktion erwarteten. Hier können wir die Dienerschaft St. Clare's: Tom, Adolph und Andere erkennen, und hier warten auch Susanne und Emmeline mit ängstlich niedergeschlagenen Gesichtern, bis die Reihe an sie kommen wird.

Eine Anzahl von Zuschauern und Kauf- und Nichtkauflustigen hatten sich um die Gruppe versammelt, befühlten und untersuchten sie, und machten ihre Bemerkungen über ihre verschiedenen Eigenschaften und Gesichter mit derselben Rücksichtslosigkeit wie Jockeys, welche von den Vorzügen eines Pferdes sprechen.

„Sieh da, Alf, was führt Dich hierher?" sagte ein junger Stutzer, indem er einem modisch gekleideten jungen Manne, welcher Adolph durch die Lorgnette besichtigte, auf die Schulter klopfte.

„Ich brauche einen Kammerdiener und habe gehört, daß St. Clare's Leute versteigert werden. Ich will mir den seinigen ansehen."

„Mich bringt kein Mensch dazu, einen von St. Clare's Leuten zu kaufen; es sind Alles verzogene Nigger, unverschämt wie der Teufel," erwiderte der Andere.

„Das hat nichts zu sagen," entgegnete der Erstere, „wenn ich sie erhalte, werde ich ihnen bald die vornehmen Grillen vertreiben — sie werden bald finden, daß sie es mit einem andern Herrn zu thun haben, als mit Monsieur St. Clare. Auf mein Wort, ich werde den Burschen kaufen. Seine Gestalt gefällt mir."

„Sie werden sehen, daß er Ihnen Ihr ganzes Vermögen kostet, er ist furchtbar verschwenderisch."

„Mag sein, aber der gnädige Herr wird finden, daß er bei mir nicht verschwenderisch sein kann. Wenn er erst ein paarmal nach der Kalabuse geschickt worden und gehörig durchgeprügelt sein wird, soll sich das schon geben. Ich sage Ihnen, es wird ihn schon zur Vernunft bringen! O, ich werde ihn bessern, gleichviel ob es bergauf oder bergab geht — Sie werden sehen! — Ich kaufe ihn, es bleibt dabei."

Tom hatte aufmerksam die Menge von Gesichtern, welche sich um ihn her drängten, betrachtet, und nach einem gesucht, von dem er gewünscht hätte, daß es seinem zukünftigen Herrn angehören möge. Und wenn einer unserer Leser sich je in der Nothwendigkeit befinden sollte, unter zweihundert Männern Einen zu wählen, welcher die unbedingte Verfügung über ihn erhalten sollte, so würde er vielleicht, wie Tom, finden, daß nur sehr Wenige darunter sind, denen er mit nur einiger Ruhe überantwortet werden möchte. Tom sah eine Menge von Männern, theils große und vierschrötige, theils kleine, zirpende und dürre, theils lange und hagere, kurz, jede Varietät von Alltagsmännern, die ihre Mitmenschen auflesen wie Holzspähne und sie je nach ihrer Bequemlichkeit mit gleicher Sorglosigkeit in's Feuer oder in den Korb werfen; aber er sah keinen St. Clare.

Kurz vor dem Beginn der Versteigerung drängte sich ein kurzer, breitschultriger, muskulöser Mann in einem auf der Brust weit offenen quarrirten Hemd und stark beschmuzten und abgetragenen Beinkleidern, geschäftig durch die Menge, kam zu der Gruppe heran und begann sie systematisch zu untersuchen.

Von dem Augenblicke an, wo ihn Tom herannahen sah, fühlte er ein Grausen und Entsetzen vor ihm, welches sich, als er näher kam, noch verstärkte. Er war augenscheinlich, wenn auch kurz, doch von riesenhafter Stärke. Sein kugelrunder Kopf, die großen, hellgrauen Augen mit ihren zottigen röthlichen Brauen, und das borstige, drahtartige, sonnenverbrannte Haar waren, wie wir gestehen müssen, allerdings ziemlich uneinnehmende Dinge. Sein großer, roher Mund war von Tabak ausgedehnt, dessen Saft er von Zeit zu Zeit mit großer Entschiedenheit und Kraft von sich spritzte, seine Hände waren ungeheuer groß, behaart, von der Sonne gebräunt, sommersprossig, schmutzig und mit langen unsauberen Nägeln verziert.

Dieser Mann untersuchte die zu verkaufenden Gegenstände mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit, erfaßte Tom am Kinn und riß ihm den Mund auf, um seine Zähne zu besichtigen, ließ ihm den Aermel aufstreifen, um seine Muskeln zu untersuchen, wendete ihn um und ließ ihn Sprünge und Sätze machen, um seine Gelenkigkeit zu prüfen.

„Wo bist Du aufgezogen?" fragte er nach dieser Untersuchung in barschem Tone.

„In Kentuck, Master," antwortete Tom, indem er sich wie nach Erlösung umsah.

„Was hast Du gethan?"

„Das Gut des Herrn verwaltet."

„Eine wahrscheinliche Geschichte," sagte Jener kurz, indem er weiter ging. Er blieb einen Augenblick vor Dolph stehen, spie eine Salve Tabakssaft auf dessen blank geputzte Stiefeln, stieß ein verächtliches Hm! aus und ging weiter. Vor Susanne und Emmeline blieb er abermals stehen. Er streckte seine große, schmuzige Hand aus und zog das junge Mädchen an sich, strich ihr über Hals und Busen, befühlte ihre Arme, untersuchte ihre Zähne, und schob sie dann wieder gegen ihre Mutter zurück, deren resignirtes Gesicht die Schmerzen verrieth, welche sie bei jeder Bewegung des fremden Ungethüms erlitten hatte.

Das Mädchen ängstigte sich und begann zu weinen.

„Halt's Maul, Dirne!" rief der Auktionator; „hier darf nicht gewinselt werden! Die Versteigerung wird sogleich angehen."

Und sie begann.

Adolph wurde für eine bedeutende Summe an den jungen Mann verkauft, welcher schon vorher die Absicht, ihn zu erstehen, ausgesprochen hatte, und die übrigen Leute St. Clare's fielen verschiedenen Anderen zu.

„Nun, mache Dich auf, Bursche, hörst Du?" sagte der Auktionator zu Tom.

Tom trat auf den Block, und warf einige ängstliche Blick umher. Alles schien sich zu einem allgemeinen undeutlichen Lärm zu verschmelzen — das Rufen des Auktionators, welcher sein Lob in französischer und englischer Sprache ausschrie, die rasche Aufeinanderfolge französischer und englischer Gebote und fast im nächsten Augenblicke der letzte Schlag des Hammers und der helle Klang des letzten Wortes „Dollars," als der Auktionator seinen Preis verkündete, und Tom wurde überantwortet — er hatte einen Herrn. Er wurde von dem Block geschoben und der kurze bombenköpfige Mann erfaßte ihn rauh an der Schulter, stieß ihn auf die eine Seite und sagte in barschem Tone zu ihm:

„Da bleibst Du stehen."

Tom brachte nur sehr wenig ein. Das Bieten ging aber auch nach seinem Verkauf noch bald französisch, bald englisch laut und lärmend fort, der Hammer fiel von Neuem.

Susanne ist verkauft, sie steigt vom Block — bleibt stehen, sieht sich sehnsüchtig um — ihre Tochter streckt ihre Hände nach ihr aus. Sie blickt schmerzlich in das Gesicht des Mannes, der sie gekauft hat — eines anständigen Mannes von mittlerem Alter und von wohlwollendem Aussehen.

„O, Master, seien Sie so gut, meine Tochter zu kaufen!"

„Ich möchte es wohl, aber ich fürchte, daß ich es nicht bestreiten kann," erwiderte der Mann, indem er mit schmerzlicher Theilnahme auf das junge Mädchen sah, welches den Block bestiegen hatte und sich ängstlich und schüchtern umblickte.

Das Blut röthet ihre sonst farblosen Wangen, ihre Augen blitzen von einem fieberhaften Feuer und ihre Mutter bemerkt mit Folterqualen, daß sie schöner ist als sie sie je erblickt hat. Der Auktionator erkennt seinen Vortheil, verbreitet sich geläufig in einem Gemisch von Französisch und Englisch über ihre Vorzüge und die Gebote folgen rasch auf einander.

„Ich werde thun, was ich kann!" sagte der wohlwollend aussehende Mann, indem er sich hinzudrängte und sich den Bietenden anschloß.

Nach wenigen Augenblicken sind die Gebote über seine Mittel hinausgegangen, er schweigt und der Auktionator wird wärmer, aber die Gebote werden allmälig seltener; jetzt wird der Kampf nur noch zwischen einem aristokratischen alten Städter und unserm bombenköpfigen Bekannten geführt. Der Städter bietet noch einigemale, während er seinen Gegner verächtlich mißt, aber der bombenköpfige Gegner hat über ihn den Vortheil der Halsstarrigkeit und verborgenen Länge der Börse, und der Streit dauert nur wenige Augenblicke — der Hammer fällt — er hat das Mädchen mit Leib und Seele, wenn ihr Gott nicht hilft.

Ihr Herr ist Mr. Legree, der eine Baumwollenpflanzung am Red-River besitzt; sie wird mit Tom und zwei andern Männern in eine Gruppe gestoßen und entfernt sich weinend.

Dem wohlwollenden Herrn thut es leid, aber die Sache kommt täglich vor. Man sieht die Töchter und Mütter bei solchen Versteigerungen stets weinen. Es läßt sich nicht ändern u. s. w., und er begiebt sich mit seiner neuen Waare nach einer andern Richtung.

Zwei Tage darauf sendete der Advokat der christlichen Firma B. & Co. in New-York ihr Geld.

Mögen sie auf der Rückseite der so erlangten Anweisung die Worte des großen Zahlmeisters schreiben, dem sie dereinst Rechenschaft abzulegen haben werden: „Wenn er über das Blut zu Gericht sitzt, vergißt er nicht das Schreien der Geringen."

30. Die Stromfahrt.

Im untern Raume eines kleinen Dampfbootes auf dem Red-River saß Tom — an seinen Händen und Füßen befanden sich Ketten und auf seinem Herzen lag eine schwerere Last als jene.

Alles war vom Himmel verblichen — der Mond wie die Sterne! Alles war an ihm vorübergezogen wie jetzt die Bäume und Ufer, um nie wieder zurückzukehren, die Kentucky-Heimath mit Frau und Kindern und gütigen Herren;

die St. Clare-Heimath mit ihrem Glanz und ihrer Pracht, das Goldköpfchen Eva's mit seinen frommen Augen, der stolze, heitere, dem Anschein nach gefühllose aber stets gütige St. Clare — Stunden der Behaglichkeit und Muße — Alles war verschwunden — und was ist an ihrer Stelle zurückgeblieben?

Es ist eine von den bittersten Eigenschaften der Sklaverei, daß der gefühlvolle Neger, welcher oft in einer feingebildeten Familie die Neigungen und Gewohnheiten annimmt, welche die Atmosphäre eines solchen Hauses ausmachen, doch nichts destoweniger der Sklave des Rohesten und Brutalsten werden kann — wie ein Möbel, welches einst einen glänzenden Salon geziert hat, endlich entstellt und halb zerbrochen in das Schenkzimmer irgend einer schmuzigen Kneipe oder in ein Haus gemeiner Ausschweifung kommt. Der große Unterschied ist der, daß Tisch und Stuhl nicht fühlen können und der Mensch es kann, denn selbst ein Gesetz, daß er „von Rechtswegen für ein Stück Mobiliareigenthum gehalten und geachtet werden soll" — kann seine Seele mit ihrem kleinen Privatschatze von Erinnerungen, Hoffnungen, Liebe, Befürchtungen und Wünschen nicht verwischen.

Mr. Simon Legree, Tom's Herr, hatte in New-Orleans an verschiedenen Orten acht Sklaven gekauft und sie, zu Zweien aneinander gekettet, nach dem guten Dampfer „Pirat" hinab geführt, welcher am Quai lag, um die Reise den Red-River hinauf anzutreten.

Sobald er sie an Bord hatte und das Boot abgefahren war, kam er mit der Geschäftsmiene, welche ihn stets charakterisirte, herbei um sie zu besichtigen. Vor Tom, der sich zur Versteigerung in seinen besten Tuchanzug, gut gestärkte Wäsche und glänzende Stiefeln gekleidet hatte, stehen bleibend, redete er ihn kurz in folgenden Worten an:

„Steh auf!"

Tom stand auf.

„Nimm das Halstuch ab!"

Und als Tom, von seinen Fesseln gehemmt, sich anschickte, diesen Befehl auszuführen, leistete er dadurch Beistand, daß er es ihm mit nicht eben sanfter Hand vom Halse riß und in seine Tasche steckte.

Hierauf wendete sich Legree zu Toms-Koffer, den er schon vorher geplündert hatte, nahm ein Paar alte Beinkleider und einen abgetragenen Rock heraus, den Tom zu seiner Stallarbeit anzuziehen pflegte, und sagte, indem er Tom's Hände von den Fesseln befreite und auf einen leeren Raum zwischen den Kisten und Ballen deutete:

„Geh dorthin und zieh Dich an!"

Tom gehorchte und kehrte nach wenigen Augenblicken zurück.

„Zieh Deine Stiefeln aus!" befahl Mr. Legree.

Tom that es.

„Da," sagte der Mann rauh, indem er ihm ein paar plumpe Schuhe, wie sie unter den Sklaven gebräuchlich waren, zuwarf, „ziehe diese an."

Tom hatte bei seinem hastigen Umkleiden nicht vergessen, seine geliebte Bibel in die Tasche seines jetzigen Anzugs zu stecken. Es war gut, daß er dies gethan, denn Mr. Legree begann, nachdem er Tom die Handschellen wieder angelegt hatte, gemächlich den Inhalt seiner Taschen zu untersuchen. Er zog ein seidenes Taschentuch heraus und steckte es in seine eigene Tasche. Mehrere Kleinigkeiten, welche Tom hauptsächlich weil sie Eva Vergnügen gemacht hatten, aufbewahrte, betrachtete er mit einem verächtlichen Grinsen und schleuderte sie über seine Schulter in den Fluß.

Tom's methodistisches Gesangbuch, welches dieser in der Eile vergessen hatte, kam jetzt an die Reihe und wurde durchblättert.

„Hm! — natürlich fromm! Du gehörst also zur Kirche — he?"

„Ja, Master" antwortete Tom fest.

„Nun, ich werde Dir das bald abgewöhnen. Ich leide keinen schreienden, betenden und singenden Nigger auf meinem Gute — vergiß das nicht. Nun sieh mich an!" sagte er indem er aufstand und Tom mit einem funkelnden Blicke seines grauen Auges anstarrte; „ich bin jetzt Deine Kirche — verstehst Du mich? — Du wirst thun, was ich sage!"

Ein gewisses Etwas in dem stummen schwarzen Manne antwortete: „Nein," und wie von einer unsichtbaren Stimme gerufen, kamen ihm die Worte eines alten prophetischen Liedes, welches Eva ihm oftmals vorgelesen hatte, in's Gedächtniß: — „Fürchte nichts, denn ich habe Dich erlös't — ich habe Dich nach meinem Namen genannt — Du bist mein!"

Aber Simon Legree hörte keine Stimme. Diese Stimme ist eine, welche er nie hören wird. Er starrte auf das niedergeschlagene Gesicht Tom's, ging hinweg und trug Tom's Koffer, welcher eine sehr nette und reichliche Garderobe enthielt, nach dem Vorderkastell, wo er von der Bootsmannschaft umgeben war. Unter lautem Gelächter auf Kosten der Nigger, welche den Gentleman spielen wollten, wurden die Gegenstände zu guten Preisen an Den und Jenen verkauft und endlich der leere Koffer zur Versteigerung ausgesetzt. Sie betrachteten es als einen guten Spaß, besonders als sie sahen, wie Tom seinen Kleidungsstücken nachblickte, welche hierhin und dorthin gingen, und die Verauktionirung des Koffers war komischer als Alles Andere und verursachte reichliche Witze.

Sobald dieses kleine Geschäft vorüber war, schlenderte Simon wieder zu seinem Eigenthum zurück.

„Nun, Tom, Du siehst, daß ich Dir Deine Extrabagage abgenommen habe. Nimm die Kleider gut in Acht, es wird lange dauern, ehe Du andere erhälst. Ich sehe darauf, daß meine Nigger sparsam werden; auf meinem Gute muß ein Anzug ein Jahr lang aushalten."

Hierauf ging Simon nach der Stelle, wo Emmeline an ein anderes Frauenzimmer gekettet saß.

„Nun, mein Kind," sagte er ihr unter das Kinn greifend, „sei guten Muthes."

Der unwillkürliche Blick des Entsetzens, der Furcht und des Widerwillens, mit dem ihn das Mädchen betrachtete entging ihm nicht. Er runzelte wüthend die Stirn.

„Sei mir nicht blöde, Dirne! — Du wirst ein freundliches Gesicht machen, wenn ich Dich anrede, hörst Du? Und Du, altes gelbes Mondscheingesicht," sagte er mit einem Stoße zu der Mulattin, an welche Emmeline gefesselt war, „Du nimmst auch eine andre Miene an — Du mußt munter aussehen, das sage ich Dir! Ich sage Euch Allen," rief er hierauf, indem er einige Schritte zurücktrat, „seht mich an! seht mich an! Blickt mir gerade in's Auge! — gerade!" rief er bei jeder Pause mit dem Fuße stampfend.

Wie von einem Zauber gefesselt, waren jetzt Aller Blicke auf das glühende, grünlich graue Auge Simon's geheftet.

„Nun," fuhr er fort, indem er seine große schwere Faust zu etwas einem Schmiedehammer Aehnlichen ballte, „seht Ihr diese Faust? Befühle sie," sagte er, sie auf Tom's Hand niederfallen lassend; „seht diese Knochen an — nun, ich sage Euch, daß diese Faust hier vom Niederschlagen von Niggern eisenhart geworden ist. Ich habe noch keinen Nigger gesehen, den ich nicht mit einem ein-

zigen Schlage zu Boden strecken könnte," fügte er hinzu, und er brachte seine Faust dem Gesicht Tom's so nahe, daß dieser mit den Augen blinkte und sich zurückzog. „Ich halte keine von den verdammten Aufsehern, ich führe die Aufsicht selbst, und ich versichere Euch, daß bei mir für das Arbeiten gesorgt wird. Ihr thut Alles was ich befehle, sobald ich gesprochen habe — das ist die Art, wie man mit mir auskommt. Ihr werdet an mir keine weiche Stelle finden, also nehmt Euch zusammen, denn ich kenne keine Gnade!"

Die Weiber hielten unwillkürlich den Athem an sich und sämmtliche Sklaven saßen mit niedergeschlagenen muthlosen Mienen da. Unterdessen machte Simon Kehrt und marschirte nach dem Schenkverschlage des Bootes, um einen Schnaps zu trinken.

„Das ist die Art, wie ich mit meinen Niggern anfange," sagte er zu einem gentlemanisch aussehenden Manne, welcher während seiner Rede neben ihm gestanden hatte; „es ist mein System, energisch anzufangen, damit sie wissen, was sie zu erwarten haben."

„Wirklich?" sagte der Fremde, indem er ihn mit der Neugier eines Naturforschers, der ein merkwürdiges Thier studirt, betrachtete.

„Ja, wirklich; ich bin Keiner von den vornehmen Pflanzern mit weißen Fingern, die umherlungern und sich von einem alten Spitzbuben von Aufseher betrügen lassen. Fühlen Sie nur einmal meine Knöchel an, und sehen Sie meine Faust. Ich sage Ihnen, Sir, das Fleisch ist von der Uebung an den Niggern steinhart geworden! Fühlen Sie sie an."

Der Fremde legte seine Finger auf das fragliche Werkzeug und sagte einfach:

„Sie ist ziemlich hart, und wahrscheinlich," fügte er hinzu, „hat die Uebung Ihr Herz ganz eben so gemacht."

„Nun ja, das kann ich wohl sagen," antwortete Simon mit lautem Lachen. „Ich glaube, daß ich weniger Weiches an mir habe, als irgend ein Anderer. Ich sage Ihnen, mich betrügt Keiner. Die Nigger können mir weder mit dem Heulen, noch mit guten Worten hinten herumkommen, — das steht fest."

„Sie haben da eine hübsche Gruppe."

„Ja, es sind Gute," sagte Simon, „z. B. der Tom dort. Man hat mir gesagt, daß er etwas Ungewöhnliches wäre. Ich habe ihn ziemlich hoch bezahlt, weil ich ihn zum Treiber und Verwalter bestimmt hatte; wenn er nur erst die Ideen verloren hat, die ihm durch eine Behandlung, wie sie die Nigger niemals haben sollten, in den Kopf gesetzt worden sind, so wird er ausgezeichnete Dienste leisten. Mit dem gelben Weibsbilde bin ich betrogen worden, sie scheint mir kränklich zu sein, aber ich werde das, was sie mich kostet, schon noch herausschlagen; sie kann ein bis zwei Jahre aushalten. Ich bin nicht dafür, sparsam mit den Niggern umzugehen; sie aufbrauchen und Andere kaufen, das ist meine Manier. Es macht Einem weniger Mühe und Noth, und ich bin fest überzeugt, daß es am Ende auch wohlfeiler ist." Mit diesen Worten schlürfte Simon sein Glas Branntwein.

„Und wie lange halten sie gewöhnlich aus?" fragte der Fremde.

„Das weiß ich nicht, das kommt auf ihre Constitution an. Kräftige Burschen halten sechs bis sieben Jahre aus, weichliche werden in zwei bis dreien abgenutzt. Als ich das Pflanzen anfing, hatte ich bedeutende Mühe damit, daß ich auf sie Rücksicht nahm und sie zum längeren Aushalten zu bringen versuchte — sie zusammen doktorte, wenn sie krank waren, und ihnen Kleider und Decken und Gott weiß was Alles gab, um es ihnen ordentlich behaglich zu machen; aber es nutzte nichts. Ich verlor mein Geld an ihnen und es machte eine Menge Noth. Jetzt, sehen Sie, lasse ich sie arbeiten, sie mögen krank oder

gesund sein. Stirbt ein Nigger, so kaufe ich einen andern, und ich finde, daß es in jeder Hinsicht wohlfeiler und bequemer ist."

Der Fremde wendete sich ab und setzte sich neben einen Mann, der dem Gespräche mit unterdrücktem Unwillen zugehört hatte.

„Sie dürfen den Burschen nicht für ein Durchschnittsexemplar eines südlichen Pflanzers halten," sagte er.

„Das möchte ich auch nicht hoffen," antwortete der junge Mann nachdrücklich.

„Es ist ein gemeiner, erbärmlicher, brutaler Mensch," sagte der Andere.

„Und doch erlauben ihm Ihre Gesetze jede beliebige Anzahl von menschlichen Geschöpfen, ohne auch nur einen Schatten von Schutz, unter seinem absoluten Willen zu halten, und so erbärmlich wie er ist, können Sie doch nicht sagen, daß es nicht Viele Solche gäbe."

„Nun," versetzte Jener, „es giebt unter den Pflanzern auch viele rücksichtsvolle und humane Leute."

„Das gebe ich zu," fuhr der junge Mann fort, „aber eben die rücksichtsvollen, humanen Männer sind für alle die Rohheiten und Schändlichkeiten, welche jene Bösewichter verüben, verantwortlich, denn wenn nicht ihre Sanction und ihr Einfluß wäre, so könnte das ganze System sich keine Stunde lang halten. Wenn es keine anderen Pflanzer gäbe als solche wie Jener," sagte er, mit dem Finger auf Legree deutend, der in einiger Entfernung von ihnen stand, „so würde die ganze Sache hinabsinken wie ein Mühlstein. Eben Ihre Achtbarkeit und Humanität sind es, die seine Brutalität beschützen."

„Sie haben unverkennbar eine hohe Meinung von meiner Menschenfreundlichkeit," sagte der Pflanzer lächelnd, „aber ich rathe Ihnen, nicht so laut zu sprechen, da es auf dem Boote Leute giebt, die für Ihre Ansichten nicht ganz so tolerant sein dürften wie ich. Warten Sie lieber, bis wir auf meine Pflanzung kommen, dort können Sie uns Alle mit Muße ausschelten."

Der junge Mann erröthete und lächelte, und die Beiden waren bald in eine Partie Puff vertieft. Unterdessen fand im unteren Theile des Bootes ein anderes Gespräch zwischen Emmelinen und der Mulattin, mit welcher sie zusammengefesselt war, statt. Sie tauschten die Erzählung ihrer bisherigen Geschichte mit einander aus.

„Wem hast Du gehört?" fragte Emmeline.

„Mein Master war Mr. Ellis in Leveestreet, vielleicht hast Du das Haus gesehen."

„War er gut gegen Dich?"

„Fast immer, bis er krank wurde. Er hat mehr als sechs Monate lang auf dem Krankenbette gelegen und er war entsetzlich eigen. Er wollte keinen Menschen bei Tag oder Nacht eine Minute Ruhe gönnen und wurde so kurios, daß er mit Keinem mehr zufrieden war. Mit jedem Tage wurde er garstiger, er ließ mich die Nächte durchwachen, bis ich ganz erschöpft war und nicht mehr munter bleiben konnte, und weil ich eines Nachts einschlief, sprach er entsetzliche Worte zu mir und sagte mir, daß er mich an den härtesten Herrn verkaufen würde, den er ausfindig machen könne, und doch hatte er mir meine Freiheit versprochen, wenn er sterben würde."

„Hattest Du keine Freunde?" fragte Emmeline.

„Ja, meinen Mann — er ist ein Grobschmied. Der Master pflegte ihn zu vermiethen. Ich bin so schnell fortgeschleppt worden, daß ich nicht einmal Zeit hatte, ihn zu sehen, und ich habe vier Kinder. O Gott! o Gott!" schluchzte die Frau, indem sie das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Jeder, der eine Erzählung von Schmerzen und Unglück vernimmt, fühlt einen natürlichen Drang, etwas Tröstliches sagen zu wollen; Emmeline wünschte etwas zu sagen, aber es wollte ihr nichts einfallen. Was hätte sich auch sagen lassen? Sie vermieden Beide wie auf Verabredung mit Furcht und Zittern jede Erwähnung des entsetzlichen Mannes, welcher jetzt ihr Herr war.

Allerdings erhellt das religiöse Vertrauen selbst die traurigste Stunde. Die Mulattin war ein Mitglied der methodistischen Kirche und besaß eine unaufgeklärte, aber aufrichtige Frömmigkeit. Emmeline war weit intelligenter erzogen, ihre fromme Herrin hatte ihr Lesen und Schreiben gelehrt und sie fleißig in der Bibel unterrichtet; mußte es aber nicht eine schwere Prüfung für den Glauben selbst des festesten Christen sein, wenn er sich dem Anscheine nach von Gott verlassen, in der Hand unbarmherziger Gewaltthätigkeit sieht? Um wie viel mehr mußte es den Glauben der armen Kinder Christi, die schwach an Wissen und jung an Jahren waren, erschüttern!

Das mit seiner Schmerzenslast befrachtete Boot bewegte sich den zahlreichen Krümmungen des rothen, schlammigen und reißenden Red-River hinauf und trübe Augen blickten wehmüthig auf die steilen, rothen Lehmufer, welche in trauriger Einförmigkeit vorüberglitten. Endlich hielt das Boot vor einer kleinen Stadt an und Legree schiffte sich mit seinen Sklaven aus.

31. Düstere Bilder.

Tom und seine Genossen schleppten sich müde hinter einem roh gearbeiteten Wagen auf einer in noch roherem Zustande befindlichen Straße fort.

In dem Wagen saß Simon Legree; die beiden noch zusammengefesselten Frauenzimmer waren mit dem Gepäck in den hintern Theil desselben gebracht worden und die ganze Gesellschaft befand sich auf dem Wege nach der in ziemlicher Entfernung liegenden Pflanzung Legree's.

Es war eine wilde, einsame Straße, die sich bald durch öde Fichtenwälder, wo der Wind traurig flüsterte, bald über Dämme durch lange Cypressensümpfe schlängelte, wo die schwärzlichen Bäume, mit langen Guirlanden von düster aussehendem schwarzen Moos bedeckt, sich aus dem schlammigen Moorboden erhoben, während man von Zeit zu Zeit die widerliche Gestalt der Mocassinschlange zwischen abgebrochenen Baumstumpfen und abgerissenen Aesten, die hier und da faulend im Wasser lagen, dahingleiten sah.

Eine solche Reise ist schon für den Fremden, der mit wohlgefüllter Tasche auf einem guten Pferde den einsamen Weg in Geschäften zurücklegt, traurig genug; aber noch wilder und trauriger ist sie für den Armen, den jeder müde Schritt von Allem, was der Mensch liebt und wofür er betet, weiter entfernt.

Dies würde Jeder gedacht haben, der den niedergeschlagenen Ausdruck auf jenen dunkeln Gesichtern gesehen hätte, die geduldige Mattigkeit, womit jene trüben Augen auf einem Gegenstande nach dem andern, an dem sie auf ihrer traurigen Reise vorüber kamen, ruhten.

Simon fuhr jedoch dem Anscheine nach in heiterer Stimmung auf der Straße hin und that zuweilen einen Zug aus einer Branntweinflasche, die er bei sich hatte.

„Hört Ihr!" rief er als er sich umwendete und die muthlosen Gesichter hinter sich erblickte, „stimmt ein Lied an, Burschen! — Singt!"

Die Männer blickten einander an und das: „Singt!" wurde unter einem kräftigen Knall mit der Peitsche, welche Legree in den Händen hielt, wiederholt. Tom begann eine methodistische Hymne:

„Jerusalem Du theure Stadt
Du Trost in meinem Leiden,
Wenn werd' ich Dich mit Augen sehn,
Wenn seh' ich Deine —"

„Halt's Maul, schwarzer Hund!" brüllte Legree, „denkst Du, daß ich Deinen verdammten alten Methodismus haben will! Stimmt etwas Lustiges an — schnell!"

Einer von den andern Männern begann eines von den sinnlosen Liedern, die unter den Sklaven gebräuchlich sind:

„Der Master sah mich auf dem Baum,
Hei Jungen hei!
Er hielt sich den Leib — seht Ihr den Zaum?
Hoho ho Jungen, ho!
Hojo — hei hei — o!"

Der Sänger schien das Lied nach Gutdünken zusammenzuwürfeln, und den ersten besten Reim zu nehmen, ohne sich viel um den Sinn zu kümmern, und die Uebrigen stimmten von Zeit zu Zeit im Chorus ein: —

„Hoho ho Jungen ho!
Hei — i — o —! o — hei — i — o!"

Das Lied wurde äußerst lärmend und mit einem erzwungenen Versuche sich lustig zu zeigen abgeschrieen, aber kein Jammer der Verzweiflung, keine Worte des glühendsten Gebets hätten von einer solchen Tiefe des Wehs erfüllt sein können, wie die wilden Töne des Chors. Es war als ob das arme, stumme, bedrohte eingekerkerte Herz seine Zuflucht zur Freistätte der Musik nähme und dort eine Sprache fände, deren Laute ein Gebet zu Gott sind! Es lag ein Gebet darin, welches Simon nicht verstehen konnte. Er hörte nur die Sklaven lärmend singen und war damit zufrieden — er erhielt sie ja bei gutem Muthe.

„Nun, liebe Kleine," sagte er zu Emmelinen, indem er die Hand auf ihre Schulter legte, „jetzt sind wir bald zu Hause."

Wenn Legree schalt und tobte, so war Emmeline entsetzt, wenn er aber seine Hand auf sie legte und so sprach wie er es jetzt that, dann war es ihr als ob sie viel lieber von ihm geschlagen werden möchte. Sie schauderte, wenn sie den Ausdruck seines Blickes sah, und sie schmiegte sich unwillkürlich dichter an die neben ihr sitzende Mulattin, als ob sie ihre Mutter wäre.

„Du hast wohl nie Ohrringe getragen?" fragte er indem er ihr kleines Ohr mit seinen plumpen Fingern erfaßte.

„Nein, Master," antwortete Emmeline zitternd und zu Boden blickend.

„Nun, zu Hause werde ich Dir ein Paar geben, wenn Du ein gutes Mädchen bist. Du brauchst Dich nicht so zu fürchten, ich werde Dich nicht sehr schwer arbeiten lassen, Du wirst bei mir gute Zeit haben und wie eine Dame leben — nur sei ein gutes Mädchen."

Legree hatte so stark getrunken, daß er geneigt war, sehr gnädig zu sein. Jetzt wurde die Einfriedigung der Pflanzung sichtbar. Das Gut hatte früher einem Manne von Reichthum und Geschmack gehört, der auf die Verschönerung seiner Anlagen viel Aufmerksamkeit verwendete. Als er insolvent starb, war es wohlfeil von Legree gekauft worden, der es wie alles Andere nur als Werkzeug zum Gelderwerb benutzte. Das Ganze besaß das öde, verfallene Aussehen, welches stets durch die Beweise, daß der Fürsorge des frühern Eigenthümers eine Vernachlässigung gefolgt ist, hervorgebracht wird.

Der früher glatt gemähte Rasenplatz vor dem Hause, welchen hier und da Ziersträucher geschmückt hatten, war jetzt mit grobem verworrenem Gras bedeckt, in dem an mehreren Orten Pfähle zum Anbinden der Pferde eingerammt waren, um die der Rasen niedergestampft und der Boden mit zerbrochenen Wassereimern, Maishülsen und anderem Gerümpel bedeckt war. Hier und da hing noch ein mit Mehlthau bedeckter Jasmin oder Geisblattstrauch von einer früher als

Zierde benutzten Säule, die durch ihre jetzige Anwendung als Pferdepfahl eine Neigung auf die Seite erhalten hatte. Der einst schöne Garten war jetzt mit Unkraut überwachsen, während nur noch an einzelnen Stellen eine einsame exotische Pflanze das Haupt erhob. Das frühere Gewächshaus hatte jetzt keine Fenster mehr und auf den modernden Stellagen bewiesen die Stöcke und verdorrten Blätter in einigen Blumentöpfen, daß hier sonst Pflanzen gewesen waren.

Der Wagen rollte einen mit Unkraut bewachsenen Kiesweg hinauf unter einer schönen Allee von Chinabäumen, deren anmuthige Formen und stets frisches Laub die einzigen Dinge zu sein schienen, welche die Vernachlässigung nicht zu unterdrücken oder zu verändern vermochte — gleich edeln Geistern, die im Guten so tief wurzeln, daß sie mitten unter Entmuthigung und Verfall nur noch blühender und fester darin werden.

Das Haus war groß und hübsch gewesen, es war auf die im Süden gewöhnliche Weise gebaut, daß eine breite, zwei Stock hohe Veranda, deren unterer Theil von Backsteinsäulen getragen wurde, sich um alle Theile derselben zog.

Jetzt sah aber das Gebäude öde und unbehaglich aus, — ein Theil der Fenster war mit Bretern verschlagen, an andern waren die Scheiben zerbrochen und die Rahmen hingen nur an einem einzigen Haspen — kurz Alles verrieth rohe Vernachlässigung und Verfall.

Der Boden war überall mit Bretstücken, Stroh, alten morschen Fässern und Kisten übersäet und drei bis vier von dem Geräusch des Wagens geweckte große Hunde kamen wüthend heraus und ließen sich nur mit Mühe durch die Anstrengungen der ihnen nacheilenden, zerlumpten Sklaven abhalten, Tom und seine Gefährten zu zerfleischen.

„Ihr seht, was Euch widerfahren würde," sagte Legree, indem er die Hunde mit finsterer Zufriedenheit streichelte und sich zu Tom und dessen Schicksalsgenossen wendete. „Ihr seht, was Euch widerfahren würde, wenn Ihr zu entlaufen versuchtet. Die Hunde hier sind zum Aufspüren von Negern abgerichtet, und sie würden eben so gern Einen von Euch zerreißen wie ihr Abendessen verzehren. Seht Euch also vor. Wie steht's, Sambo?" fragte er einen zerlumpten Burschen mit einem krempenlosen Hute, der ihn mit dienstfertigen Aufmerksamkeiten überhäufte, „wie ist es unterdessen gegangen?"

„Ganz gut, Master."

„Quimbo," sagte Legree hierauf zu einem Anderen, welcher eifrige Demonstrationen machte, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, „hast Du beachtet, was ich Dir gesagt habe?"

„Ich hoffe es."

Diese beiden Farbigen waren die obersten Arbeiter auf der Pflanzung. Legree hatte sie eben so systematisch wie seine Bullenbeißer in der Brutalität und Grausamkeit dressirt und durch lange Uebung in Härte und Mißhandlungen ihre ganze Natur so ziemlich auf die nämliche Stufe gebracht. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, die wie man glaubt, stark gegen die Charakter der Race spricht, daß der schwarze Sklavenaufseher stets tyrannischer und grausamer ist als der weiße. Hiermit sagt man aber einfach nur, daß der Geist des Negers mehr herabgewürdigt und zu Boden gedrückt wird als der des Weißen. Es ist von dieser Race nicht wahrer als von jedem andern unterdrückten Geschlechte der ganzen Welt: der Sklave ist stets ein Tyrann wenn ihm die Möglichkeit dazu geboten wird.

Legree beherrschte wie viele andere Potentaten, von denen man in der Geschichte liest, seine Pflanzung durch eine Art von Theilung der Gewalten. Sambo

und Quimbo haßten einander von ganzem Herzen, sämmtliche Arbeiter haßten Beide, und indem er die eine Partei der andern entgegenstellte, war er ziemlich sicher, durch irgend eine von ihnen über das, was auf seinem Gebiete vorging, Nachricht zu erhalten.

Kein Mensch kann gänzlich ohne geselligen Umgang leben und Legree munterte daher seine beiden schwarzen Satelliten zu einer Art von roher Vertraulichkeit auf — einer Vertraulichkeit, die jedoch jeden Augenblick den Einen oder Andern von ihnen in Ungelegenheiten bringen konnte, da der Eine stets auf das leiseste Zeichen hin bereit war, zum Werkzeug seiner Rache an dem Andern zu dienen.

Als sie jetzt so bei Legree standen, gaben sie einen sprechenden Beweis dafür, daß rohe Menschen noch tiefer stehen als die Thiere. Ihre groben, dunkeln, schwerfälligen Züge, ihre neidisch gegen einander rollenden großen Augen, ihre barbarischen, halb viehischen Kehllaute, ihre im Winde flatternden, zerrissenen Kleider standen alle im trefflichem Einklange mit dem erbärmlichen, niedrigen Charakter des ganzen Ortes.

„Hier, Sambo," sagte Legree, „bringe diesen Burschen in die Quartiere und hier ist eine Frau, die ich Dir mitgebracht habe," setzte er hinzu, indem er die Mulattin von Emmelinen trennte, und sie zu ihm stieß, „Du weißt, daß ich Dir versprochen habe, Dir eine zu bringen."

Das Weib schrak plötzlich zusammen, trat zurück und sagte:

„O, Master, ich habe meinen alten Mann in New-Orleans zurückgelassen!"

„Was thut das! — wirst Du hier nicht einen brauchen? — Mache keine Worte — marsch!" rief Legree indem er seine Peitsche schwang.

„Komm, Mistreß," sagte er dann zu Emmelinen, „Du gehst mit mir hier herein."

Ein dunkles Gesicht erschien auf einen Augenblick an einem Fenster, und als Legree die Thür öffnete, sagte eine weibliche Stimme etwas in hartem, gebieterischem Tone. Tom, der Emmelinen mit besorgter Theilnahme nachblickte, bemerkte dies und hörte Legree zornig antworten:

„Du kannst Deine Zunge halten! ich werde Dir zum Trotz thun was ich will."

Tom hörte weiter nichts, denn er folgte bald darauf Sambo nach dem Sklavenquartier. Dies war eine kleine Straße von rohen Hütten in einem weit von dem Hause entfernten Theile der Pflanzung. Sie hatten ein ödes todtes Aussehen. Tom wurde das Herz schwer, als er sie sah; er hatte sich mit dem Gedanken getröstet, daß er eine, wenn auch geringe, doch nette und stille Hütte finden würde, worin er ein Regal für seine Bibel und einen Platz haben könne, wo er außer den Arbeitsstunden allein war. Er blickte in mehrere; sie waren leer, ohne alles Hausgeräth, und nur ein schmutziger Strohhaufen lag auf dem nackten Erdboden, den die Tritte unzähliger Füße hart gemacht hatten.

„Welche von diesen wird die meine sein?" fragte er Sambo unterwürfig.

„Ich weiß nicht; Du wirst hier wohl mit hinein kriechen können," erwiderte Sambo, „es wird wohl noch für Einen Platz da sein. Es sind jetzt in jeder schon eine gute Menge von Niggern; ich weiß wahrhaftig nicht, wo ich noch mehr unterbringen soll."

Es wa spätr am Abend, als die müden Bewohner der Hütten nach Hause strömten — Männer und Weiber in schmutzigen und zerlumpten Kleidern, mürrisch und keineswegs in der Stimmung, um neue Ankömmlinge freundlich zu bewillkommnen. Das kleine Dorf war nicht von einladenden Tönen belebt;

dumpfe Kehlstimmen zankten untereinander an den Handmühlen, wo ihre kleine Ration von hartem Mais noch zu Mehl gemacht werden sollte, um daraus den Kuchen zu backen, welcher ihr einziges Abendbrod bildete. Sie waren von der frühesten Morgendämmerung an, von der Peitsche der Aufseher zur Arbeit angetrieben, auf dem Felde gewesen, denn es war jetzt Erntezeit und man ließ kein Mittel unversucht, um einen Jeden zur äußersten Anstrengung seiner Kräfte zu bringen. „Das Baumwollensammeln ist keine schwere Arbeit," sagt der indifferente Zuschauer. Es ist auch kein großes Unglück, wenn Einem ein Wassertropfen auf den Kopf fällt, dessen ungeachtet wird aber die schlimmste Tortur der Inquisition dadurch hervorgebracht, daß ein Tropfen nach dem andern, einen Augenblick nach dem andern in gleichmäßiger Folge auf dieselbe Stelle trifft, und eine an sich selbst nicht schwere Arbeit wird es dadurch, daß sie eine Stunde nach der andern mit wechselloser Gleichheit betrieben werden muß, ohne auch nur das Bewußtsein des freien Willens, um ihr etwas von ihrer Langweiligkeit zu benehmen.

Tom sah sich vergebens unter der herbeiströmenden Menge nach Gesichtern solcher um, mit denen er hätte Umgang haben mögen. Er erblickte nichts als mürrische, verstockte, verthierte Männer und schwache, entmuthigte Weiber, oder Weiber, die keine Frauen waren; — die Starken stießen die Schwächeren, überall zeigte sich die rohe, ungezügelte, thierische Selbstsucht menschlicher Wesen, von denen nichts Gutes erwartet und gewünscht wurde, und die in jeder Hinsicht wie das Vieh behandelt, so nahe zu demselben herabgesunken waren, wie es bei menschlichen Wesen nur immer möglich sein konnte. Das Geräusch des Mahlens dauerte bis tief in die Nacht, denn die Zahl der Mühlen war im Vergleich zu der der Mehlbedürftigen nur gering, und die Müden und Schwachen wurden von den Stärkeren zurückgetrieben und kamen zuletzt an die Reihe.

„He Du," sagte Sambo, indem er zu der Mulattin trat und ihr einen Sack mit Mais hinwarf; „wie ist Dein verdammter Name."

„Lucy," antwortete die Frau.

„Nun, Lucy, Du bist jetzt meine Frau, Du mahlst dieses Korn und bäckst m e i n Abendessen, hörst Du?"

„Ich bin nicht Deine Frau und will es nicht werden," rief die Mulattin, mit dem plötzlichen Muthe der Verzweiflung; „geh Deines Wegs!"

„Dann gebe ich Dir einen Tritt," sagte Sambo, indem er drohend seinen Fuß erhob.

„Du magst mich umbringen, wenn Du willst; je eher je besser; ich wollte ich wäre todt," versetzte sie.

„Höre, Sambo, wenn Du die Leute verdirbst, so werde ich es dem Master sagen," rief Quimbo, der an der Mühle beschäftigt war, von welcher er zwei bis drei müde Weiber, die ihren Mais mahlen wollten, vertrieben hatte.

„Und ich werde ihm sagen, daß Du die Weiber nicht an die Mühle kommen läßt, Du alter Nigger!" schrie Sambo. „Du brauchst Dich um meinen Streit gar nicht zu kümmern."

Tom war von seiner Tagereise zum Umfallen hungrig.

„Da," sagte Sambo indem er ihm einen groben Sack, welcher etwa einen viertel Scheffel Mais enthielt, vor die Füße warf, „da, Nigger, friß! nimm es in Acht; d i e s e Woche kriegst Du nichts mehr."

Tom wartete lange, ehe er einen Platz an einer von den Mühlen erhielt und dann mahlte er von der Mattigkeit zweier Weiber, die er mit dem Versuche ihr Korn zu zerkleinern beschäftigt sah, gerührt, dasselbe für sie, scharrte die letzten Kohlen des Feuers, an welchem so viele vor ihm schon Kuchen gebacken

hatten, zusammen und ging daran, sich sein Abendbrod zu bereiten. Es war hier etwas Neues, ein Werk der christlichen Liebe verrichten zu sehen, aber dieses erweckte, so gering es auch war, in den Herzen der Weiber eine entsprechende Regung — ein Ausdruck weiblicher Güte trat auf ihre harten Gesichter. Sie kneteten ihm seinen Kuchen und besorgten das Backen desselben, und Tom setzte sich beim Scheine des Feuers nieder und zog seine Bibel heraus — denn er war des Trostes bedürftig.

„Was ist das?" fragte eine von den Weibern.

„Eine Bibel!" antwortete Tom.

„Guter Gott, ich habe keine gesehen seit ich aus Kentucky bin."

„Bist Du aus Kentucky?" fragte Tom mit Interesse.

„Ja, und ich habe eine gute Erziehung genossen; ich habe nie gedacht, daß es so weit mit mir kommen würde!" antwortete die Frau mit einem Seufzer.

„Was für ein Buch ist das?" fragte die andere Frau.

„Die Bibel."

„Was ist denn die Bibel?" fragte jene von Neuem.

„Hast Du nie davon gehört?" versetzte die Andere. „In Kentuck hat uns die Missis mitunter daraus vorgelesen, aber Du lieber Gott, hier hört man nichts als mit der Peitsche knallen und fluchen."

„Lies einmal ein Stück daraus," sagte die Erstere neugierig, als sie sah, wie sich Tom aufmerksam darüber beugte.

Tom las: „Kommt zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."

„Das sind recht gute Worte!" sagte die Frau; „wer spricht sie?"

„Der Herr," antwortete Tom.

„Ich wollte nur, ich wüßte wo ich ihn finden könnte," sprach das Weib, „ich würde zu ihm gehen. Es scheint mir, als ob ich nie wieder Erquickung finden sollte. Das ganze Fleisch thut mir weh und ich zittere täglich am ganzen Leibe, und Sambo schimpft beständig auf mich, weil ich die Baumwolle nicht schneller lese und des Abends dauert es beinahe bis um Mitternacht, ehe ich mein Abendbrod erhalten kann, und dann habe ich kaum die Augen geschlossen, so höre ich das Horn zum Aufstehen blasen und es geht von Neuem los. Wenn ich wüßte, wo der Herr wäre, so würde ich es ihm sagen."

„Er ist hier — er ist überall!" sagte Tom.

„Oho, das glaube ich nicht. Ich weiß, daß der Herr nicht hier ist," entgegnete das Weib. „Es hilft freilich nichts, wenn man auch davon spricht; ich will mich nur jetzt niederlegen und schlafen so lange es geht."

Die Weiber begaben sich in ihre Hütten und Tom blieb allein an dem glimmenden Feuer sitzen, welches einen rothen Schein auf sein Gesicht warf. Der silberne Mond erhob sich an dem Purpurhimmel und blickte ruhig und still herab, wie Gott auf die Stelle des Elends und der Bedrückung — auf den einsamen schwarzen Mann, der mit seiner Bibel auf dem Schooße dasaß.

Ist Gott hier? Ach wie ist es möglich, an dem Glauben fest zu halten, ohne zu wanken, im Angesicht dieser unverkennbaren unbestraften Ungerechtigkeit? In Tom's einfachem Herzen wüthete ein wilder Kampf: das peinigende Gefühl des Unrechts, die Ahnung eines ganzen Lebens zukünftigen Elends, die Zertrümmerung aller vergangenen Hoffnungen wogten vor den Blicken der Seele, die Leichen von Weib, Kind und Freunden aus den dunklen Wogen emporwerfend, und brachten sie vor das Angesicht des halb ertrunkenen Seemanns! Ach, ist es da leicht, das große Wort des christlichen Glaubens festzuhalten: Gott ist, und er ist der Vergelter derer, die ihn suchen?

Endlich stand Tom, ohne diesen Abend große Erquickung gefunden zu haben, auf, und begab sich in die ihm angewiesene Hütte. Der Boden war bereits mit müden Schläfern bedeckt und die übelriechende Luft des Raumes trieb ihn beinahe zurück; aber der starke Nachtthau war kalt und Tom ermüdet; er hüllte sich daher in eine zerrissene Wolldecke, welche sein einziges Bett war, streckte sich auf das Stroh und schlief ein.

In seinen Träumen drang eine sanfte Stimme an sein Ohr; er saß auf der Moosbank im Garten am Pontchartrain-See, und Eva las ihm mit gesenkten Augen aus der Bibel vor; er hörte sie sprechen:

„Wenn du durch die Wasser gehst, so werde ich bei Dir sein, und die Flüsse sollen Dich nicht überfluthen. Wenn Du durch das Feuer gehst, so sollst Du nicht verbrennen und die Flamme soll nicht an Dir lecken, denn ich bin der Herr Dein Gott, der Heilige von Israel, Dein Erretter."

Die Worte schienen allmälig zu einer himmlischen Musik zu verschmelzen, das Kind erhob seine tiefen Augen und heftete sie liebevoll auf ihn, und Strahlen der Wärme und des Trostes drangen aus ihnen in sein Herz, und wie von den Schwingen der Musik getragen, erhob sie sich in die Luft, goldene Sterne schwebten von ihr herab, und sie war verschwunden.

Tom erwachte. War es ein Traum gewesen?

Es mag für einen gelten; aber wer will behaupten, daß es dem freundlichen Geiste der im Leben so gern die Betrübten tröstete und beruhigte, von Gott verboten worden sei, nach dem Tode dieses Amt zu übernehmen?

32. Cassy.

Es bedurfte nur kurzer Zeit, um Tom mit Allem, was von seinem neuen Leben zu hoffen oder zu fürchten war, vertraut zu machen. Er war in Allem, was er unternahm, ein erfahrener, tüchtiger Arbeiter und aus Gewohnheit sowohl wie aus Grundsatz fleißig und treu. Bei seinem ruhigen, friedlichen Charakter hoffte er durch unablässigen Eifer wenigstens einen Theil der Uebel seiner Lage von sich abwenden zu können; er sah genug Mißhandlungen und Elend, um von Abscheu und Lebensüberdruß erfüllt zu werden, aber er beschloß, sich mit gewissenhafter Geduld anzustrengen, und Alles dem anheim zu stellen, welcher gerecht richtet, indem er hoffte, daß sich ihm noch irgend ein Weg zur Flucht öffnen könne.

Legree bemerkte Tom's Brauchbarkeit im Stillen. Er betrachtete ihn als einen Arbeiter erster Classe und doch fühlte er gegen ihn einen geheimen Widerwillen, die angeborne Antipathie des Bösen gegen den Guten. Er sah deutlich, daß, wenn seine Gewaltthätigkeit und Brutalität, wie es häufig der Fall war, auf Hilflose fiel, Tom davon Notiz nahm, denn die Atmosphäre der öffentlichen Meinung ist so durchdringend, daß sie sich selbst ohne Worte fühlbar macht, und sogar die Meinung eines Sklaven kann einem Herrn unangenehm sein. Tom gab auf vielfache Weise eine Zartheit des Gefühls, ein Mitleid für seine Leidensgenossen zu erkennen, wie es ihnen seltsam und neu war und von Legree mit eifersüchtigem Auge beobachtet wurde. Er hatte Tom in der Absicht gekauft, um ihn mit der Zeit zu einer Art Aufseher zu machen, welchem er bei kurzen Abwesenheiten die Leitung seiner Geschäfte anvertrauen könne, und seiner Ansicht nach war H ä r t e das erste, zweite und dritte Erforderniß für diese Stelle. Da aber Tom nicht so hart war, wie es für ihn paßte, so nahm Legree sich vor, ihn zu verhärten, und beschloß einige Wochen nach Tom's Ankunft, das Verfahren zu beginnen

Eines Morgens, als die Arbeiter gemustert wurden, ehe sie auf die Felder gingen, bemerkte Tom mit Ueberraschung unter ihnen eine neue Person, deren Aeußeres seine Aufmerksamkeit erregte. Es war ein hochgewachsenes, schlankes Weib mit auffallend zarten Händen und Füßen und netten, anständigen Kleidern. Dem Aussehen ihres Gesichts nach mochte sie fünfunddreißig bis vierzig Jahre alt sein, und es war ein Gesicht, welches man, wenn man es einmal gesehen, nie wieder vergessen kann, eines von denjenigen, die uns auf den ersten Blick eine wilde, peinliche und romantische Geschichte zu erzählen scheinen. Ihre Stirn war hoch und ihre Augenbrauen schön gewölbt, ihre gerade, gutgebildete Nase, ihr schön geschnittener Mund und die anmuthigen Umrisse ihres Halses und Kopfes zeigten, daß sie einst schön gewesen sein müsse; aber ihr Gesicht war von Linien des Schmerzes und Stolzes tief gefurcht. Ihre Gesichtsfarbe war bleich und ungesund, ihre Wangen eingefallen, ihre Züge scharf markirt, und ihre ganze Gestalt abgezehrt, aber ihr Auge war das auffallendste an ihr — ernst, groß, tief, schwarz, von langen, eben so dunkeln Wimpern beschattet und voll wilder, wehmüthiger Verzweiflung. In jeder Linie ihres Gesichts, in jeder Kurve der biegsamen Lippen, in jeder Bewegung ihres Körpers lagen stolzer Trotz und Herausforderung, aber ihr Auge war von einer tiefen, schwarzen Nacht der Pein — einem so hoffnungslosen Ausdruck erfüllt, daß er einen furchtbaren Contrast mit dem Stolze und Hohne ihrer ganzen Haltung bildete.

Woher sie kam und wer sie war, wußte Tom nicht. Das Erste, was er erfuhr, war, daß sie im Morgennebel stolz an seiner Seite hinschritt; den übrigen Negern war sie jedoch bekannt, denn fast alle wendeten sich nach ihr um und es war unter den elenden, zerlumpten, halb verhungerten Geschöpfen, welche sie umgaben, eine heimliche Schadenfreude deutlich zu erkennen.

„Ist es endlich dazu gekommen? — das freut mich!" sagte die Eine.

„Hihihi!" kicherte eine Andere, „jetzt werden Sie sehen, wie es thut, Miß."

„Ich möchte wissen, ob sie des Abends Hiebe kriegen wird, wie wir Andern?"

„Ich würde mich freuen, wenn sie eine gehörige Tracht Schläge erhielt!" rief eine Andere.

Die Frau nahm von allen diesen höhnenden Worten keine Notiz, sondern schritt mit dem unveränderten Ausdrucke zorniger Verachtung, und als ob sie nichts gehört habe, weiter. Tom hatte stets unter fein gebildeten Menschen gelebt und fühlte unwillkürlich aus ihren Mienen und ihrer Haltung, daß sie dieser Classe angehöre; aber wie oder warum sie in diese entwürdigende Lage herabgesunken sein könne, vermochte er nicht zu errathen.

Die Frau blickte ihn weder an, noch sprach sie mit ihm, obgleich sie sich auf dem ganzen Wege zum Felde dicht an seiner Seite hielt.

Tom war bald fleißig bei seiner Arbeit. Da sich aber die Neuangekommene in nicht großer Entfernung von ihm befand, warf er oft einen Blick auf sie und er bemerkte bald, daß eine angeborne Geschicklichkeit und Behendigkeit ihr die Aufgabe leichter machte, als vielen Anderen. Sie pflückte die Baumwolle sehr schnell und rein und mit einer Miene der Verachtung, als ob sie sowohl über die Arbeit wie über die Schande und das Demüthigende ihrer Lage erhaben wäre.

Im Laufe des Tages kam Tom mit der Mulattin zusammen, welche zugleich mit ihm gekauft worden war. Sie fühlte sich offenbar sehr unglücklich und Tom hörte sie oftmals beten, während sie schwankte und zitterte und niederfallen zu wollen schien. Tom nahm, als er in ihre Nähe kam, schweigend mehrere Hände voll Baumwolle aus seinem Sacke, um sie in den ihren zu legen.

„O, thue es nicht!" sagte das Weib mit einem erstaunten Blicke; „es wird Dich in Ungelegenheiten bringen."

In diesem Augenblicke kam Sambo heran. Er schien einen besonderen Groll gegen das Weib zu hegen, schwang seine Peitsche und sagte mit roher Härte:

„Was soll das heißen, Lucy?" —

Mit diesen Worten gab er der Mulattin einen Tritt mit seinem schweren rindsledernen Schuh und schlug Tom mit der Peitsche über das Gesicht.

Tom fuhr schweigend in seiner Arbeit fort, aber das Weib, welches schon vorher auf dem letzten Punkte der Erschöpfung gestanden hatte, fiel in Ohnmacht.

„Ich werde sie schon zu sich bringen," sagte der Aufseher mit einem rohen Fluche; „ich werde ihr etwas Besseres geben wie Kampher!" Und er zog eine Stecknadel aus seinem Aermelaufschlage und grub sie bis an den Kopf in ihr Fleisch.

Die arme Frau stöhnte und erhob sich halb.

„Steh' auf, Bestie und arbeite; sonst werde ich Dir noch etwas zeigen!"

Die Arme schien auf einige Augenblicke zu einer unnatürlichen Kraft angestachelt zu sein und arbeitete mit verzweifeltem Eifer.

„Siehe zu, daß Du es so fort machst!" sagte der Aufseher, „sonst wirst Du heute Abend wünschen, daß Du gestorben wärest."

„Das wünsche ich jetzt schon!" hörte Tom sie sagen, und dann fügte sie hinzu: „O Gott, wie lange wird es noch dauern — o Herr, warum hilfst Du uns nicht?"

Auf Gefahr Alles dessen, was er dafür zu leiden haben konnte, kam Tom wieder herbei und steckte alle Baumwolle, die sich in seinem Sacke befand in den des Weibes.

„O Du darfst das nicht thun! Du weißt nicht wie es Dir ergehen wird!" sagte die Frau.

„Ich kann es leichter als Du tragen," antwortete Tom, und er eilte wieder an seinen Platz.

Alles dies war in einem Augenblicke vorüber.

Plötzlich erhob die Fremde, die wir beschrieben haben und welche ihm im Laufe ihrer Arbeit nahe genug gekommen war, um Tom's letzte Worte zu hören, ihre großen, schwarzen Augen, heftete sie eine Sekunde lang auf ihn, nahm darauf eine Quantität Baumwolle aus ihrem Korbe und legte sie in den seinen.

„Du kennst diesen Ort nicht," sagte sie, „sonst würdest Du das nicht gethan haben. Wenn Du einen Monat hier bist, so wirst Du aufhören, irgend Einem zu helfen. Du wirst es schwer genug finden, Deine eigene Haut in Acht zu nehmen."

„Das verhüte der Herr, Missis!" erwiderte Tom, welcher instinktmäßig gegen seine Feldgenossin die ehrerbietige Ausdrucksweise anwendete, deren er sich gegen die Leute bei denen er gelebt, bedient hatte.

„Der Herr besucht dieses Haus nie," sagte die Fremde bitter, indem sie behend in ihrer Arbeit fortfuhr und das verächtliche Lächeln spielte abermals um ihre Lippen.

Aber der Aufseher hatte von der andern Seite des Feldes die Bewegung des Weibes bemerkt und er kam jetzt, seine Peitsche schwingend, herbei.

„Was! was!" sagte er mit triumphirender Miene zu ihr, „Du treibst Narrheiten! Mache daß Du weiter kommst! Du stehst jetzt unter mir! — Paß auf, sonst wirst Du es kriegen!"

Aus den schwarzen Augen zuckte ein Blitz und sie wendete sich mit zitternden Lippen und weit geöffneten Nasenflügeln um, richtete sich hoch auf und heftete ihre von Wuth und Verachtung glühenden Augen auf den Treiber.

„Hund!" sagte sie, „rühre mich an, wenn Du es wagst, ich habe noch Macht

genug um Dich von Hunden zerreißen, lebendig verbrennen, in Stücke zerhauen zu lassen. Ich brauche nur ein Wort zu sagen."

„Was Teufel thust Du denn hier?" sagte der Mann offenbar herabgestimmt, indem er sich mürrisch um ein paar Schritte weiter zurückzog. „Ich habe es nicht so böse gemeint, Miß Cassy (Cassandra)."

„Nun so geh mir aus dem Wege," sagte die Frau, und in der That schien der Treiber sehr geneigt zu sein, seine Aufmerksamkeit auf irgend etwas am andern Ende des Feldes zu richten, denn er eilte rasch hinweg.

Die Fremde kehrte plötzlich zu ihrer Arbeit zurück und verrichtete dieselbe mit einer Schnelligkeit, über welche Tom ganz erstaunt war. Sie schien wie mit Zauberei zu arbeiten, ehe der Tag vorüber war, hatte sie ihren Korb gefüllt, niedergedrückt und noch einmal aufgehäuft und doch hatte sie verschiedene Male große Quantitäten in Tom's Korb gelegt.

Lange nach Einbruch der Nacht wanderte die ganze müde Gesellschaft mit den Körben auf den Köpfen nach dem Gebäude, welches zur Aufspeicherung und zum Wiegen der Baumwolle bestimmt war. Hier befand sich Legree in eifrigem Gespräch mit den beiden Aufsehern.

„Der Tom wird uns ungeheure Noth machen. Er hat fortwährend Wolle in Lucy's Korb gelegt; er ist Einer von Denen, die allen Niggern weis machen, daß sie gemißhandelt werden, wenn der Master sein Auge nicht auf ihn hat" — sagte Sambo.

„Ha! der schwarze Schuft!" rief Legree; „er wird dressirt werden müssen, nicht wahr, Jungens?"

Beide Neger begannen bei dieser Andeutung entsetzlich zu grinsen.

„Ja, ja, Master Legree versteht das Dressiren; der Teufel könnte den Master darin nicht übertreffen," sagte Quimbo.

„Nun, Bursche, es ist das beste, ihm das Auspeitschen zu übertragen, bis er seine Ideen abgelegt hat. Es wird ihn abrichten."

„O, es wird eine harte Arbeit für den Master sein, ihn dahin zu bringen."

„Er wird schon daran müssen," sagte Legree, indem er den Tabak in seinem Munde auf die andere Seite schob.

„Ah, da ist Lucy, das widerspenstigste, garstigste Ding auf dem Gute," fuhr Sambo fort.

„Sieh Dich vor, Sam, ich kann mir denken, was der Grund zu Deinem Groll gegen Lucy ist."

„Nun, der Master weiß, daß sie sich gegen den Master aufgelehnt hat und mich nicht haben wollte, als er es ihr befahl."

„Ich hätte sie schon dazu gepeitscht," sagte Legree; „aber es giebt jetzt so viel zu thun, daß ich sie in diesem Augenblicke nicht arbeitsunfähig machen will. Sie ist mager und die magern Mädchen lassen sich eher halb todt schlagen, als daß sie von ihrem Kopfe abgehen."

„Nun, Lucy war ungeheuer faul und trieb sich umher und wollte nichts thun — und Tom hat sich ihrer angenommen."

„Wirklich! nun dann soll Tom das Vergnügen haben, sie zu peitschen; es wird für ihn eine Uebung sein, und er wird es der Dirne auch nicht geben, wie Ihr Teufel."

„Hohoho! — hahaha!" lachten die beiden schwarzen Bösewichter, und die diabolischen Töne waren in der That ein nicht unpassender Ausdruck des dämonischen Charakters, den ihnen Legree beimaß.

„Nun aber Master, Tom und Miß Cassy haben zusammen Lucy's Korb gefüllt. Ich denke, daß das rechte Gewicht darin sein wird, Master."

„Ich wiege die Wolle!“ sagte Legree pathetisch.

Beide Aufseher stießen abermals ein diabolisches Gelächter aus.

„Miß Cassy hat also ihr Tagewerk gethan,“ fügte er hinzu.

„Sie pflückte wie der Teufel und alle seine Engel.“

„Ich glaube, daß sie sie Alle im Leibe hat,“ brummte Legree mit einem rohen Fluche und begab sich nach dem Wiegezimmer.

Die ermatteten Geschöpfe kamen langsam in das Zimmer und übergaben mit widerstrebender Furchtsamkeit ihre Körbe zum Wiegen.

Legree bemerkte den Betrag auf einer Schiefertafel, an deren einer Seite eine Liste der Namen aufgeklebt war.

Tom's Korb wurde gewogen und gut befunden, und er wartete mit einem besorgten Blicke, wie es der Mulattin gehen würde, deren er sich angenommen hatte.

Sie kam vor Erschöpfung strauchelnd herbei und lieferte ihren Korb ab. Er hatte das volle Gewicht, wie Legree recht gut bemerkte, aber er sagte mit erheucheltem Zorne:

„Was, Du faule Bestie, schon wieder zu wenig? — Tritt bei Seite, Du wirst es bald erhalten.“

Das Weib stieß ein Gestöhn der tiefsten Verzweiflung aus und setzte sich auf eine Bank.

Jetzt kam die Person, welche Miß Cassy genannt worden war, herbei und gab mit hochfahrender nachlässiger Miene ihren Korb ab. Legree sah ihr dabei mit einem spöttischen, aber forschenden Blicke in die Augen.

Sie blickte ihn fest an, ihre Lippen bewegten sich leise und sie sagte etwas in französischer Sprache; was es war, wußte Niemand, aber Legree's Gesicht wurde in seinem Ausdrucke wahrhaft dämonisch als sie die Worte sprach. Er erhob die Hand, als wollte er sie schlagen — eine Geberde, die sie mit stolzer Geringschätzung betrachtete, während sie sich abwendete und davon schritt.

„Und nun komm Du her, Tom,“ sagte Legree; „Du weißt, ich habe Dir gesagt, daß ich Dich nicht gerade für gewöhnliche Arbeit gekauft habe; ich gedenke Dich zu befördern und Dich zum Aufseher zu machen und heute Abend kannst Du anfangen, Deine Hände zu üben. Nimm die Dirne hier und gieb ihr eine Tracht Schläge. Du hast genug gesehen, um zu wissen, wie Du es machen mußt.“

„Ich bitte den Master um Verzeihung,“ sagte Tom, „aber ich hoffe, daß der Master mich nicht dazu bestimmen wird. Ich bin nicht daran gewöhnt — ich habe es nie gethan — und kann es nicht thun — es ist mir unmöglich.“

„Du wirst Manches lernen müssen, was Du nie gekannt hast, ehe ich mit Dir fertig bin,“ bemerkte Legree, indem er einen Ochsenziemer nahm und Tom einen heftigen Schlag über das Gesicht gab, worauf er noch einen Hagel von Schlägen folgen ließ.

„Da,“ sagte er, als er inne hielt, um auszuruhen. „Willst Du mir jetzt noch sagen, daß Du es nicht kannst?“

„Ja, Master,“ erwiderte Tom, indem er die Hand erhob, um das über sein Gesicht herabträufelnde Blut abzuwischen. „Ich bin bereit, Tag und Nacht zu arbeiten, so lange ich lebe und Athem in mir habe, aber ich fühle, daß es unrecht ist, dies zu thun; und ich werde es nie thun — nie.“

Tom hatte eine ungemein milde sanfte Stimme und ein so ehrerbietiges Wesen, daß Legree dadurch auf die Idee gekommen war, daß er feig und leicht

zu unterwerfen sein würde. Als er jene letzten Worte sprach, wurden alle Anwesenden von Erstaunen erfüllt. Die arme Mulattin faltete die Hände und sagte: „O Gott!“ und Alle blickten einander unwillkürlich an und standen athemlos da, wie um sich auf den Ausbruch des unvermeidlichen Sturms vorzubereiten.

Legree sah verblüfft aus, endlich platzte er heraus:

„Was, Du verdammte schwarze Bestie, Du sagst mir: daß Du es nicht für recht hälst zu thun, was ich Dir befehle? Was habt Ihr verdammtes Vieh mit dem Denken an das was Recht ist zu schaffen? Ich werde dem ein Ende machen! Glaubst Du etwa, Du bist ein Gentleman, Master Tom, daß Du Deinem Herrn sagst, was Recht ist und was nicht? Du hälst es also für unrecht, die Dirne zu schlagen?“

„Ich denke es, Master,“ sagte Tom; „das arme Geschöpf ist krank und schwach, es würde geradezu grausam sein, und ich werde es nie thun. Wenn Sie mich umbringen wollen Master, so tödten Sie mich; aber ich erhebe meine Hände gegen Niemanden. Lieber will ich sterben.“

Tom sprach mit sanfter Stimme aber mit unverkennbarer Entschiedenheit.

Legree zitterte vor Zorn; seine grünlichen Augen glühten wild und selbst sein Bart schien sich vor Wuth zu sträuben, aber wie ein wildes Thier, welches mit seinem Opfer spielt, ehe es dasselbe verschlingt, hielt er seinen starken Antrieb zu augenblicklichen Gewaltthätigkeiten zurück und brach in bittern Spott aus.

„Nun, hier haben wir einmal einen frommen Hund unter uns Sündern — einen Heiligen, einen Gentleman, und nichts Geringeres, der uns Sündern von unsern Sünden predigen will. Er muß ein mächtig heiliges Geschöpf sein. Sag, Schurke, Du thust, als ob Du so fromm wärest, hast Du nie in Deiner Bibel gelesen: „Ihr Diener seid gehorsam Euerm Herrn?“ — Bin ich nicht Dein Herr? — habe ich nicht baare zwölfhundert Dollars für Alles, was in Deiner alten verdammten schwarzen Haut steckt bezahlt? — Bist Du jetzt nicht mit Leib und Seele mein?“ sagte er und gab Tom einen heftigen Stoß mit seinem schweren Stiefel.

In der Tiefe seines körperlichen Schmerzes, niedergebeugt durch rohe Unterdrückung, schoß diese Frage wie ein Strahl der Freude und des Triumphes durch Tom's Seele. Er richtete sich plötzlich auf, blickte ernst zum Himmel empor und rief während die Thränen und das Blut über sein Gesicht herabströmten:

„Nein! nein! nein! Meine Seele gehört Ihnen nicht, Master, Sie haben sie nicht gekauft — Sie können sie nicht kaufen! Ich bin von Einem, der sie zu behalten im Stande ist, gekauft und bezahlt worden. Sie können mir nichts anhaben!“

„Wirklich nicht!“ sagte Legree höhnisch; „das wollen wir sehen. Kommt her, Sambo und Quimbo, gebt diesem Hunde eine solche Tracht Schläge, daß er den nächsten Monat noch daran denkt.“

Die beiden riesenhaften Nigger, welche jetzt mit satanischer Schadenfreude Hand an Tom legten, würden keine unpassende Personifikation der Mächte der Finsterniß abgegeben haben. Die arme Mulattin begann in Furcht und Angst zu kreischen und Alle Uebrigen erhoben sich wie auf gemeinschaftlichen Antrieb während Tom ohne Widerstand zu leisten aus dem Gemach geschleppt wurde.

33. Die Geschichte der Quadronin.

Es war spät in der Nacht, und Tom lag ächzend und blutend allein in einem alten verlassenen Zimmer des Maschinenhauses unter Stücken von zer-

brochener Maschinerie, Haufen von beschädigter Baumwolle und anderem Gerumpel, welches sich hier angehäuft hatte.

Die Nacht war feucht und die dicke Luft wimmelte von Myriaden von Muskitos, welche die Qualen seiner Wunden erhöhten, während ein brennender Durst, die schlimmste seiner Foltern, das äußerste Maaß physischer Pein voll machte.

„O, guter Gott, bitte, schaue herab, gieb mir den Sieg — gieb mir den Sieg über Alle!" betete der arme Tom in seiner Qual.

Ein Schritt hallte im Zimmer hinter ihm und das Licht einer Laterne traf seine Augen.

„Wer ist da? o, um Gotteswillen gebt mir Wasser."

Cassy, denn sie war es, setzte ihre Laterne nieder, goß Wasser aus einer Flasche, erhob seinen Kopf und gab ihm zu trinken. Ein zweiter und dritter Becher wurde mit fieberischer Gier geleert.

„Trinke so viel Du willst," sagte sie; „ich wußte, wie es kommen würde, es ist nicht das erstemal, daß ich in der Nacht ausgewesen bin, um den armen Burschen, denen es ergangen war wie Dir, Wasser zu bringen."

„Dank, Missis," sagte Tom, als er ausgetrunken hatte.

„Nenne mich nicht Missis, ich bin ein Sklave, wie Du, ich stehe noch tiefer wie Du!" sagte sie bitter; „aber nun," fügte sie hinzu, indem sie an die Thür ging und einen kleinen Strohsack, über den sie mit kalten Wasser befeuchtete Leintücher gebreitet hatte, hereinzog, „versuche es, Dich hierauf zu rollen, mein armer Bursche."

Der von Wunden und Beulen steife Tom bedurfte lange Zeit, um diese Bewegung zu bewerkstelligen; als er es aber gethan hatte, fühlte er von der Kühlung, die seinen Wunden dadurch zu Theil wurde, bedeutende Erleichterung.

Die Fremde, welche eine lange Praxis bei den Opfern der Brutalität mit vielen Heilmitteln vertraut gemacht hatte, fuhr fort, Tom's Wunden mit lindernden Mitteln zu befeuchten, wodurch seine Schmerzen bald einigermaßen gestillt wurden.

„Nun," sagte sie, nachdem sie seinen Kopf auf eine Rolle beschädigter Baumwolle, die ihm zum Kissen dienen sollte, gehoben hatte, „das ist das Beste, was ich für Dich thun kann."

Tom dankte ihr und die Fremde setzte sich auf den Boden nieder, zog ihre Knie herauf, umfaßte sie mit ihren Armen und blickte mit einem bitteren Ausdrucke starr vor sich hin. Ihre Haube fiel zurück und langes, schwarzes Haar umwallte ihr eigenthümlich melancholisches Gesicht.

„Es nutzt nichts, mein armer Bursche," sprach sie endlich, „es nutzt nichts zu thun, was Du versucht hast. Du warst ein wackerer Bursche, Du hattest das Recht auf Deiner Seite, aber es ist Alles umsonst und Du kannst nicht dagegen ankämpfen, Du bist in den Händen des Teufels. Er ist der Stärkere und Du mußt Dich ergeben."

Ergeben! Hatte nicht menschliche Schwäche und körperliche Qualen das schon früher geflüstert? Tom schrak zusammen, denn die Fremde mit ihren wilden Augen und ihrer traurigen Stimme erschien ihm als eine Verkörperung der Versuchung, gegen die er angekämpft hatte.

„O Gott! o Gott!" stöhnte er, „wie kann ich mich ergeben!"

„Es ist unnütz den Herrn anzurufen — er hört es nie!" sagte die Frau fest. „Ich glaube nicht, daß es einen Gott giebt, oder wenn es Einen giebt, so hat er gegen uns Partei genommen. Himmel und Erde sind gegen uns! Alles stößt uns in die Hölle; warum sollten wir nicht gehen?"

Tom schloß die Augen; es schauderte ihm vor den düstern satanischen Worten.

„Siehst Du," fuhr die Fremde fort, „Du weißt nichts davon — ich kenne es aber; ich bin seit fünf Jahren mit Leib und Seele hier unter dem Fuße dieses Mannes, und ich hasse ihn wie den Teufel. Du bist hier auf einer einsamen Pflanzung zehn Meilen von jeder andern entfernt, in den Sümpfen. Es giebt keine weiße Person hier, welche Zeugniß ablegen könnte, wenn Du lebendig verbrannt — wenn Du in Oel gesotten, in Kochstücken zerhauen, den Hunden zum Zerreißen vorgeworfen oder aufgehangen und zu Tode gepeitscht würdest. Es giebt hier kein göttliches oder menschliches Gesetz, das Dich oder irgend Einen von uns schützen könnte, und dieser Mann! es giebt nichts, wozu er nicht fähig wäre. Ich könnte haarsträubende Dinge erzählen, wenn ich nur sagen wollte, was ich hier gesehen und erfahren habe — aber jeder Widerstand ist vergebens. Habe ich mit ihm leben wollen? — war ich nicht ein zart erzogenes Mädchen? — und er, Gott im Himmel, was war er, und was ist er? und doch habe ich volle fünf Jahre mit ihm gelebt und Tag und Nacht jeden Augenblick meines Lebens verflucht, und jetzt hat er eine neue — ein junges Ding — erst funfzehn Jahre alt, und sie sagte, daß sie fromm erzogen sei. Ihre gute Herrin hat ihr die Bibel lesen gelehrt und sie hat ihre Bibel hierher — in die Hölle — mitgebracht."

Und das Weib stieß ein wildes, klagendes Gelächter aus, welches mit seltsamen, übernatürlichem Klange durch das alte Gemäuer wiederhallte.

Tom faltete die Hände. Alles war Finsterniß und Schrecken.

„O Jesus, Herr Jesus! Hast Du uns arme Geschöpfe ganz vergessen?" rief er endlich; „hilf mir Herr, ich verschmachte!"

Die Frau fuhr mit ernster Stimme fort:

„Und was sind die erbärmlichen gemeinen Hunde mit denen Du arbeitest, daß Du ihretwegen leiden willst? — Jeder von ihnen würde sich gegen Dich wenden, sobald er die Gelegenheit dazu erhält. Sie sind alle so schändlich und grausam gegen einander, wie sie es nur sein können. Es nutzt nichts, wenn Du leidest, um ihnen einen Schmerz zu ersparen."

„Die armen Geschöpfe!" sagte Tom, „was hat sie grausam gemacht? und wenn ich mich ergebe, so werde ich mich daran gewöhnen und allmälig gerade wie sie werden. — Nein, nein, Missis, ich habe Alles verloren, Frau und Kinder und Heimath und einen guten Master — und er würde mich frei gegeben haben, wenn er nur noch eine Woche länger gelebt hätte. Ich habe auf dieser Welt Alles verloren, den Himmel aber mag ich nicht auch noch verlieren. Nein, ich kann zu dem Allem noch nicht auch noch gottlos werden."

„Aber es ist unmöglich, daß der Herr uns eine solche Sünde anrechnet," sagte die Frau, „er wird uns nicht damit belasten, wenn wir dazu gezwungen werden. Er wird sie denen anrechnen, die uns dazu getrieben haben."

„Ja," entgegnete Tom, „aber das wird uns nicht abhalten, böse zu werden. Wenn ich eben so hartherzig werde, wie Sambo und eben so gottlos, so wird nicht viel darauf ankommen, wie ich so geworden bin. Daß ich überhaupt so werde — das ist es, was ich fürchte."

Die Fremde heftete einen wilden, verstörten Blick auf Tom, als ob sie von einem neuen Gedanken ergriffen worden wäre; dann sagte sie mit einem tiefen Seufzer:

„O Gott der Gnade, Du sprichst die Wahrheit! — o! — o! — o!" und sie sank ächzend und sich wie ein zertretener Wurm krümmend zu Boden.

Es entstand eine Pause, während welcher man das Athmen Beider vernehmen konnte, und endlich sagte Tom mit schwacher Stimme:

„O Missis!"

Die Frau erhob sich plötzlich mit ihrem gewöhnlichen starren und finstern Gesichtsausdruck.

„O Missis, ich habe gesehen, wie mein Rock in jene Ecke geworfen wurde, und in meiner Rocktasche ist meine Bibel — wenn die Missis so gut sein wollte mir daraus vorzulesen."

Cassy ging hin und brachte sie. Tom öffnete sogleich eine stark bezeichnete und sehr zerlesene Stelle, die Beschreibung der letzten Auftritte im Leben Desjenigen, durch dessen Leiden wir erlöst worden sind.

„Wenn die Missis nur so gut sein wollte, das zu lesen. Das ist besser als Wasser."

Cassy nahm das Buch mit stolzer Miene und sah die Stelle durch; hierauf las sie mit sanfter Stimme und mit eigenthümlicher Schönheit der Intonation jene rührende Darstellung des Schmerzes und der Herrlichkeit vor. Oft schwankte beim Lesen ihre Stimme und zuweilen versagte sie ihr völlig; dann hielt sie eine Weile inne, bis sie sich bemeistert hatte. Als sie an die rührenden Worte kam: Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun, legte sie das Buch nieder, vergrub ihr Gesicht in den dichten Massen ihrer Haare und schluchzte laut mit krampfhafter Heftigkeit.

Tom weinte ebenfalls und ließ von Zeit zu Zeit einen unterdrückten Stoßseufzer hören.

„Wenn wir nur ihm nachkommen könnten!" sagte Tom; „es scheint ihm so natürlich angeboren zu sein und wir müssen so schwer darum kämpfen. O Herr, hilf uns! o gesegneter Jesus, hilf uns!"

„Missis," sagte Tom nach einiger Zeit, „ich kann sehen, daß Sie in Allem über mir stehen; aber es giebt Eines, was die Missis selbst von dem armen Tom lernen könnte. Sie haben gesagt, daß der Herr gegen uns Partei genommen habe, weil er uns mißhandeln und schlagen läßt, aber Sie sehen, was seinem eignen Sohne — dem gesegneten Herrn der Herrlichkeit widerfahren ist. War er nicht stets arm — und ist irgend Einer von uns noch so tief gekommen wie er? Der Herr hat uns nicht vergessen. Ich bin dessen gewiß. Wenn wir mit ihm leiden, so werden wir auch die Herrlichkeit haben! sagt die heilige Schrift; aber wenn wir ihn verleugnen, so wird er auch uns verleugnen. Haben sie nicht Alle gelitten — der Herr und alle die Seinigen? Das Buch erzählt, wie sie gesteinigt und zersägt worden und in Schaf- und Ziegenfellen umhergewandert und arm und nothleidend und gequält gewesen sind. Das Leiden ist kein Grund, um uns auf den Gedanken zu bringen, daß der Herr sich gegen uns gewendet hat, sondern gerade das Gegentheil, wenn wir nur an ihm festhalten und uns nicht der Sünde ergeben."

„Aber warum versetzt er uns dahin, wo wir uns der Sünde nicht enthalten können?" fragte das Weib.

„Ich denke doch, daß wir uns ihrer enthalten können," sagte Tom.

„Du wirst es sehen," fuhr Cassy fort; „was willst Du thun? morgen wird man von Neuem mit Dir anfangen. Ich kenne sie; ich habe ihr ganzes Thun gesehen. Mich schaudert, wenn ich daran denke, wozu man Dich bringen wird, und endlich wirst Du doch nachgeben müssen."

„O Jesus!" entgegnete Tom; „Du wirst meine Seele in Schutz nehmen! O Herr, thue es — gestatte nicht, daß ich nachgebe!"

„Ach!" sagte Cassy; „ich habe das Weinen und Beten schon früher gehört, und doch sind sie Alle überwältigt und zum Gehorsam gebracht worden. Emmeline versucht jetzt auch standhaft zu bleiben, und Du versuchst es; aber was nützt es — Du mußt nachgeben, wenn Du nicht zollweise getödtet werden willst."

„Nun, dann will ich sterben!" sagte Tom; „sie mögen es ausspinnen so lange sie wollen; sie können es nicht hindern, daß ich doch einmal sterbe — und nachher können sie mir nichts mehr thun. Ich bin entschlossen, ich weiß, daß mir der Herr helfen und mich hindurch tragen wird."

Die Frau antwortete nicht; sie saß unbeweglich, den Blick starr auf den Boden geheftet.

„Vielleicht ist es der rechte Weg," murmelte sie vor sich hin; „aber für Diejenigen, die nachgegeben haben, giebt es keine Hoffnung — keine. Wir leben im Koth und werden fluchwürdig, bis wir uns selbst verfluchen; wir sehnen uns zu sterben und wagen es nicht, uns selbst zu tödten — keine Hoffnung! — keine Hoffnung! — keine Hoffnung! Dieses Mädchen — gerade so alt wie ich war! — Du siehst mich jetzt," sagte sie zu Tom; „siehe was ich bin. Ich bin im Ueberfluß aufgewachsen; das Erste, dessen ich mich erinnere, war, daß ich als Kind in prächtigen Zimmern spielte — daß ich geputzt wurde wie eine Puppe und die Gesellschaft mich zu loben pflegte. Die Salonzimmer gingen auf einen Garten und dort spielte ich mit meinen Brüdern und Schwestern unter Orangenbäumen Verstecken. Ich wurde in ein Kloster geschickt und lernte dort Musik, Französisch und Sticken und Gott weiß was Alles, und als ich vierzehn Jahre alt war, kam ich heraus, um dem Begräbniß meines Vaters beizuwohnen. Er starb plötzlich, und als sein Nachlaß geordnet wurde, fand es sich, daß kaum genug vorhanden war, um die Schulden zu decken, und als die Gläubiger ein Inventarium des Gutes aufnahmen, wurde ich mit darin aufgezeichnet. Meine Mutter war eine Sklavin gewesen und mein Vater hatte stets beabsichtigt, mich frei zu geben, aber er hatte es nicht gethan, und so wurde ich in die Liste aufgenommen. Ich hatte stets gewußt, wer ich war und nie viel daran gedacht. Man erwartet nie, daß ein starker, gesunder Mann sterben werde. Mein Vater war kaum vier Stunden vor seinem Tode noch ein gesunder Mann. Es war einer von den ersten Cholerafällen in New-Orleans."

„Am Tage nach dem Begräbniß nahm die Frau meines Vaters ihre Kinder und ging auf die Pflanzung ihres Vaters. Es kam mir vor, als ob ich sonderbar behandelt würde; aber ich wußte es nicht. Es war ein junger Advokat zurückgeblieben, um die Angelegenheiten in's Reine zu bringen, und er kam täglich in's Haus und sprach sehr höflich mit mir. Eines Tages brachte er einen jungen Mann mit, der mir der Schönste zu sein schien, den ich je gesehen hatte. Ich werde jenen Abend nie vergessen. Ich ging mit ihm im Garten spazieren; ich war einsam und bekümmert, er war gegen mich gütig und sanft, und er sagte mir, daß er mich gesehen ehe ich in das Kloster gegangen sei, daß er mich seit langer Zeit schon liebe, und daß er mein Freund und Beschützer sein wolle. Kurz, er sagte mir zwar nicht, daß er zweitausend Dollars für mich bezahlt habe, und daß ich sein Eigenthum sei, aber ich wurde gern die Seine, denn ich liebte ihn!" sagte die Frau innehaltend; „o, wie ich jenen Mann geliebt habe — wie ich ihn noch jetzt liebe und ihn stets lieben werde, so lange ich athme! — Er war so schön, so hochherzig, so edel — er brachte mich in ein schönes Haus mit Dienern, Pferden und Wagen und Möbeln und Kleidern. Alles, was mit Geld zu kaufen war, gab er mir, aber ich legte keinen Werth auf Alles das; ich kümmerte mich nur um ihn. Ich liebte ihn mehr als meinen Gott und mich selbst, und wenn ich es auch versuchte, hätte ich doch nichts Anderes thun können, als was er von mir verlangte."

„Ich verlangte nur Eines — ich verlangte, daß er mich heirathen sollte. Ich dachte, daß er, wenn er mich liebte, wie er sagte, und wenn ich das war, wofür er mich zu halten schien, mich gern heirathen und frei machen würde, aber

er überzeugte mich, daß dies unmöglich sei und sagte mir, daß es eine Heirath vor Gott wäre, wenn wir einander nur treu blieben. Wenn das wahr ist, war ich dann nicht das Weib jenes Mannes? — war ich nicht treu? — habe ich nicht sieben Jahre lang jeden Blick, jede Bewegung studirt und nur gelebt und geathmet, um ihm zu gefallen? Er bekam das gelbe Fieber und zwanzig Tage und Nächte habe ich bei ihm gewacht — ich allein — und ihm alle seine Medizin gegeben und Alles für ihn gethan — und dann nannte er mich seinen guten Engel, und sagte, daß ich ihm das Leben gerettet habe. Wir hatten zwei schöne Kinder; das Erste war ein Knabe und wir nannten ihn Henry. Er war das Ebenbild seines Vaters — er hatte so schöne Augen — eine solche Stirn, sein Haar hing in Locken um dieselbe und er hatte das ganze Feuer und die Talente seines Vaters. Die kleine Elise, sagte er, sähe mir ähnlich. Er sagte oft, daß ich das schönste Weib in Louisiana und daß er auf mich und die Kinder stolz sei. Er sah es gern, wenn ich sie putzte und fuhr oft mit ihnen und mir in einem offenen Wagen aus, um die Bemerkungen zu hören, welche die Leute über uns machten, und er wiederholte mir beständig die schönen Dinge, die zu meinem oder der Kinder Lobe gesagt wurden. O, das waren glückliche Tage! Ich glaubte, daß ich so glücklich sei wie nur irgend ein Mensch sein könne; aber dann kamen schlimme Zeiten! Er hatte einen Vetter, der nach New-Orleans kam und sein bester Freund war — er hielt die größten Stücken auf ihn; aber schon als ich ihn das erstemal sah, fürchtete ich ihn, wenn ich auch nicht sagen konnte, warum, denn ich war überzeugt, daß er Unglück über uns bringen würde. Er veranlaßte Henry, mit ihm auszugehen und oftmals kam er des Nachts nicht eher heim, als um zwei oder drei Uhr. Ich wagte kein Wort zu sagen, denn Henry war so heftig, daß ich ihn fürchtete. Er führte ihn in die Spielhäuser und er war Einer von denen, die sich nicht mehr zurückhalten lassen, sobald sie einmal dorthinein gekommen sind. Und dann stellte er ihn einer andern Dame vor und ich sah bald, daß ich sein Herz verloren hatte. Er sagte mir es nie, aber ich sah es — ich erkannte es mit jedem Tage mehr. Ich fühlte, daß mir das Herz brach, und doch konnte ich kein Wort sagen. Dann erbot sich der Bösewicht, mich und die Kinder von Henry zu kaufen, damit dieser seine Spielschulden bezahlen konnte, die ihn verhinderten, sich zu verheirathen wie er es wünschte — und er verkaufte uns. Er sagte mir eines Tages, daß er Geschäfte auf dem Lande habe und einige Wochen ausbleiben werde; er sprach gütiger als gewöhnlich und sagte, daß er zurückkommen würde. Aber er täuschte mich nicht, ich wußte, daß die Zeit gekommen war; ich war wie versteinert und konnte weder sprechen noch eine Thräne vergießen. Er küßte mich und küßte die Kinder unzählige Male und entfernte sich. Ich sah ihn zu Pferde steigen und blickte ihm nach; dann stürzte ich nieder und wurde ohnmächtig."

„Dann kam er, der fluchwürdige Bösewicht! er kam um uns in Besitz zu nehmen. Er sagte mir, daß er mich und meine Kinder gekauft habe und zeigte mir die Papiere. Ich verfluchte ihn vor Gott und sagte ihm, daß ich eher sterben als mit ihm leben wolle."

„Ganz wie es Dir beliebt," sagte er; „wenn Du Dich aber nicht vernünftig beträgst, so werde ich die beiden Kinder verkaufen und zwar so, daß Du sie nie wieder sehen sollst." Er sagte mir, daß er von dem ersten Male an, wo er mich gesehen, den Beschluß gefaßt habe, sich meiner zu bemächtigen, und daß er Henry absichtlich in Schulden gestürzt habe, um ihn zu zwingen, mich zu verkaufen; daß er ihn in eine Andere verliebt gemacht habe, und daß ich aus Alle dem ersehen könne, daß er mich wegen einiger Klagen und Thränen nicht loslassen würde."

„Ich ergab mich, denn die Hände waren mir gebunden. Er hatte meine Kinder und wenn ich seinem Willen in irgend einer Art Widerstand leistete, so sprach er von ihrem Verkauf und machte mich dadurch so unterwürfig, wie er es wünschte."

„O welch ein Leben das war! Mit täglich brechendem Herzen zu leben, täglich von Liebe sprechen zu hören, wo nur Elend war, und mit Leib und Seele an einen Mann, den ich haßte, gefesselt zu sein! Es war meine Freude gewesen, Henry vorzulesen, ihm vorzuspielen, mit ihm zu tanzen und ihm Lieder zu singen, aber Alles, was ich für Diesen that, war ein wahres Gift — und doch fürchtete ich, ihm etwas zu verweigern. Er war sehr gebieterisch und rauh gegen die Kinder. Elise war ein schüchternes Mädchen, aber Henry war muthig und hochherzig wie sein Vater, und er war nie von irgend Jemandem im Mindesten unterdrückt worden. Er hatte beständig zu tadeln und mit ihm zu zanken, und ich lebte in täglicher Furcht und Angst; ich versuchte das Kind ehrerbietig zu machen — ich versuchte sie von einander getrennt zu halten, aber es half nichts. Er verkaufte beide Kinder. Eines Tages fuhr er mit mir aus, und als ich nach Hause kam, waren sie nirgends zu finden. Er sagte mir, daß er sie verkauft habe, er zeigte mir das Geld, den Preis ihres Blutes. Da schien es, als ob alles Gute von mir gewichen wäre. Ich ras'te und fluchte Gott und den Menschen, und ich glaube, daß er wirklich eine Zeit lang Furcht vor mir hatte. Aber er gab nicht so leicht nach. Er sagte mir, daß meine Kinder verkauft seien, aber ob ich sie wieder bekäme, hinge von mir ab, und wenn ich nicht ruhig sei, sollten sie dafür büßen. Man kann mit einer Frau Alles anfangen, wenn man ihre Kinder hat. Er machte mich unterwürfig, er machte mich friedlich, er schmeichelte mir mit Hoffnungen, daß er sie vielleicht zurückkaufen würde, und so ging es ein paar Wochen lang."

„Eines Tages war ich ausgegangen und kam an der Kalabuse vorüber; ich sah eine Menge Menschen um die Thür versammelt und hörte eine Kinderstimme. Plötzlich riß sich mein Henry von einigen Männern, die ihn hielten, los, lief schreiend auf mich zu und erfaßte mich am Kleide. Sie kamen mit entsetzlichen Flüchen zu ihm heran, und ein Mann, dessen Gesicht ich nie vergessen werde, sagte ihm, daß er nicht so durchkommen würde, daß er mit ihm in die Kalabuse gehen müsse und dort eine Lection erhalten solle, die er nie vergessen würde. Ich legte mich auf's Flehen und Bitten — sie lachten aber nur. Der arme Junge schrie und blickte mich an und hielt mich umklammert, bis sie ihn hinweg und mir damit das Kleid halb vom Leibe rissen, und sie trugen ihn hinein, während er beständig „Mutter! Mutter! Mutter!" schrie."

„Ein Mann, der dabei stand, schien Mitleid für mich zu fühlen, ich bot ihm alles Geld an, das ich bei mir trug, wenn er nur ein gutes Wort einlegen wolle. Er schüttelte den Kopf und sagte, daß der Knabe stets unverschämt und ungehorsam gewesen sei, so lange er sich in den Händen seines neuen Herrn befinde, und daß er ein für allemal einen Denkzettel erhalten müsse. Ich eilte fort, und bei jedem Schritte, den ich that, war es mir, als ob ich ihn schreien hörte. Ich kam in das Haus und lief athemlos in das Zimmer, wo ich Butler fand. Ich sagte es ihm und bat ihn hinzugehen und sich zu verwenden; er lachte aber nur und erwiderte mir, daß es dem Knaben nach Verdienst ergangen sei. Er müsse gedemüthigt werden — je eher, je besser; „was ich wohl erwarte?" fragte er."

„Es schien mir, als ob in jenem Augenblicke etwas in meinem Kopfe zerreiße; ich wurde von einem Schwindel ergriffen und wie rasend. Ich erinnere mich, ein großes scharfes Bowiemesser auf dem Tische gesehen zu haben; ich ent-

finne mich undeutlich, daß ich es ergriff und auf ihn eindrang; dann wurde Alles finster und ich wußte viele Tage lang nichts mehr von mir."

„Als ich wieder zu mir kam, war ich in einem hübschen Zimmer — aber nicht in dem meinen. Eine alte Negerin pflegte mich und ein Arzt kam, um mich zu behandeln und man pflegte mich sorgfältig. Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß er fortgegangen sei und mich in dieses Haus geschickt habe, um verkauft zu werden, und daß dies der Grund sei, weshalb man sich mit mir solche Mühe gäbe."

„Ich wollte nicht wieder genesen und hoffte, daß es nicht geschehen würde, aber troß Allem, was ich thun konnte, verließ mich das Fieber und ich wurde gesund. Dann zwang man mich, mich täglich zu putzen und es kamen Herren, die mich, mit der Cigarre im Munde, betrachteten und über den Kaufpreis für mich unterhandelten. Ich war so finster und schweigsam, daß mich Keiner von ihnen haben wollte. Sie drohten mir mit Schlägen, wenn ich nicht heiterer würde."

„Endlich kam eines Tages ein Herr, Namens Stuart; er schien einige Theilnahme für mich zu fühlen; er sah, daß etwas Entsetzliches auf meinem Herzen lag, kam oft, um mich allein zu sehen, und überredete mich endlich, es ihm zu sagen. Zuletzt kaufte er mich und versprach, Alles, was er könne, zu thun, um meine Kinder ausfindig zu machen und zurückzukaufen. Er ging in das Hotel, wo mein Henry war; man sagte ihm, daß er an einen Pflanzer am Pearl-River verkauft worden sei, und das war das Letzte, was ich von ihm gehört habe. Dann machte er ausfindig, wo meine Tochter war; sie wurde von einer alten Frau aufgezogen. Er bot eine ungeheure Summe für sie, aber man wollte sie nicht verkaufen. Butler erfuhr, daß er sie für mich haben wolle, und ließ mir sagen, daß ich sie nie wieder erhalten solle. Capitain Stuart war sehr gütig gegen mich; er hatte eine prächtige Pflanzung und brachte mich dorthin. Im Laufe des Jahres gebar ich ihm einen Sohn. O, jenes Kind! — wie ich es liebte! Der liebe Kleine sah ganz wie mein armer Henry aus! Aber ich hatte meinen Entschluß gefaßt — ja, ich hatte ihn gefaßt! — ich wollte nie wieder ein Kind leben und aufwachsen lassen; ich nahm den Kleinen in meine Arme als er vierzehn Tage alt war, und küßte ihn und weinte über ihn; dann gab ich ihm Opium und hielt ihn dicht an meine Brust, während er sich todt schlief. Wie ich ihn betrauerte und beweinte! Und wer ließ sich je im Traume einfallen, daß es etwas Anderes als ein Versehen gewesen wäre, was mich veranlaßt hatte, ihm das Opium zu geben? Aber es gehört zu den wenigen Dingen, über die ich jetzt froh bin. Es thut mir noch heutigen Tages nicht leid. Er wenigstens hat seine Schmerzen überstanden. Was konnte ich dem armen Kinde Besseres geben als den Tod? Nach einiger Zeit kam die Cholera und Capitain Stuart starb, Jeder, dem ich das Leben wünschte, starb, und ich — auch ich kam bis an die Pforten des Todes — aber ich blieb am Leben!"

„Dann wurde ich verkauft und ging aus einer Hand in die andere, bis ich alt und welk wurde; dann kaufte mich dieser Bösewicht und brachte mich hierher!"

Die Quadronin hielt inne. Sie hatte ihre Geschichte mit hastigen Worten und mit wildem, leidenschaftlichem Ausdrucke erzählt — bald an Tom gewendet, bald wie mit sich selbst sprechend. Die Kraft, mit der sie sprach, war so überwältigend gewesen, daß Tom selbst den Schmerz seiner Wunden vergaß und auf einen Elbogen gestützt sie beobachtete, während sie heftig erregt und mit aufgelöstem Haar auf- und abschritt.

„Du sagst mir," hob sie nach einer Pause wieder an, „daß es einen Gott gebe — einen Gott, der herniederblickt und alle diese Dinge sieht. Es mag so

sein; die Schwestern im Kloster erzählten mir oft von einem Tage des Gerichts, wo Alles an's Licht kommt; wird es dann nicht Rache geben?"

„Sie denken, daß es nichts sei, was wir leiden — daß es nichts sei, was unsere Kinder leiden! Es ist Alles nur eine Kleinigkeit, und doch habe ich die Straßen durchwandert, während es schien, als ob in meinem Herzen Elend genug wäre, um die Stadt tief unter die Erde hinab zu drücken. Ich habe gewünscht, daß die Häuser auf mich fallen, oder die Steine unter mir versinken möchten! Ja, und am Tage des Gerichts werde ich vor Gott Zeugniß gegen Diejenigen ablegen, die mich und meine Kinder mit Leib und Seele in's Verderben gestürzt haben."

„Als ich ein Mädchen war, dachte ich, ich sei religiös. Ich liebte Gott und das Gebet. Jetzt bin ich eine verlorene Seele und werde von Teufeln verfolgt, die mich Tag und Nacht peinigen; sie treiben und drängen mich dazu — und ich werde es auch noch einmal thun!" rief sie, die Faust ballend, während ein Blitz des Wahnsinns aus ihren tiefschwarzen Augen zuckte. „Ich werde ihn noch eines Nachts dorthin schicken, wohin er gehört — es ist für ihn kein weiter Weg — wenn man mich dafür auch lebendig verbrennt." Ein langes, wildes Gelächter zitterte durch das öde Gemach und endete mit einem hysterischen Schluchzen; sie warf sich mit konvulsivischem Stöhnen auf den Boden nieder.

In wenigen Augenblicken schien jedoch der Anfall von Raserei vorüber zu sein; sie erhob sich langsam und schien sich zu sammeln.

„Kann ich sonst noch etwas für Dich thun, mein armer Freund?" fragte sie, indem sie sich der Stelle, wo Tom lag, näherte. „Soll ich Dir noch ein wenig Wasser geben?"

In der Stimme und dem Benehmen, womit sie dies sagte, lag eine gütige, theilnehmende Milde, welche einen seltsamen Kontrast mit der früheren Verstörtheit bildete.

Tom trank das Wasser und blickte ihr ernst und mitleidig in's Gesicht.

„O, Missis, ich wollte, Sie gingen zu Dem, der Ihnen Wasser des Lebens geben kann!"

„Zu ihm! — wo ist er? wer ist er?" fragte Cassy.

„Zu Dem, von welchem Sie mir vorgelesen haben — zum Herrn!"

„Ich habe als Mädchen sein Bild über dem Altar gesehen," sagte Cassy, deren dunkle Augen jetzt einen Ausdruck wehmüthigen Tiefsinns annahmen, „aber er ist nicht hier. Hier giebt es nichts als Sünde und lange, lange ewige Verzweiflung. — „O!" rief sie und sie legte die Hand auf ihre Brust und athmete tief auf, wie um eine schwere Last zu erheben.

Tom wollte wieder sprechen; aber sie schnitt ihm die Rede durch eine entschiedene Bewegung ab.

„Sprich nicht, mein armer Freund; versuche zu schlafen, wenn Du es kannst!" und sie stellte das Wasser in den Bereich seiner Hände, traf alle kleinen Anordnungen zu seiner Bequemlichkeit, die sie erdenken konnte und verließ dann das Gemach.

34. Die Denkzeichen.

Das Wohnzimmer in Legree's Hause war ein großes Gemach mit einem breiten, geräumigen Kamin. Es war einst mit kostspieligen schönen Tapeten versehen gewesen, aber diese hingen jetzt modernd, zerrissen und verblichen von den feuchten Wänden herab. Es herrschte darin der eigenthümliche, widerliche,

ungesunde Geruch, welcher aus einem Gemisch von Feuchtigkeit, Schmutz und Moder besteht und den man oft in selten gelüfteten Häusern wahrnimmt. Die Wandtapeten waren hier und da mit Wein- und Bierflecken bespritzt oder mit Kreidenotizen oder Rechenexempeln verziert. Im Kamin stand eine Kohlenpfanne mit glühenden Holzkohlen, denn wenn auch das Wetter nicht kalt war, schienen in jenem großen Zimmer doch die Abende stets feucht und kühl zu sein, und Legree brauchte überdies Feuer um seine Cigarren anzuzünden und sein Wasser zum Punsch zu erwärmen. Die rothe Gluth der Kohlen ließ das ungastliche Aussehen des Zimmers erkennen — Sättel, Zäume, verschiedene Arten von Wagengeschirr, Reitpeitschen, Ueberröcke und andere Kleidungsstücke lagen in bunter Verwirrung im Zimmer umher, und die Hunde von denen wir schon früher gesprochen haben, hatten sich darauf gelagert, wie es eben ihrem Geschmacke und ihrer Bequemlichkeit zusagte.

Legree bereitete sich eben ein Glas Punsch, indem er das heiße Wasser aus einem sprüngigen Kruge goß und dabei vor sich hin brummte:

„Die Pest über Sambo, daß er mich zu dem Spektakel zwischen mir und den neuen Arbeitern aufgereizt hat! Der Bursche wird eine Woche lang nicht arbeiten können — noch dazu in der dringendsten Arbeitszeit!"

„Ja, das sieht Dir ganz ähnlich," sprach eine Stimme hinter seinem Stuhle. Es war Cassy, die sich während seines Selbstgesprächs hereingeschlichen hatte.]

„Ha, Du Teufelsbalg! bist Du wieder da?"

„Ja, hier bin ich," sagte sie kaltblütig, „und ich bin sogar gekommen, um meinen Willen zu haben."

„Du lügst, Dirne! Ich werde mein Wort halten. Entweder benimmst Du Dich wie es Dir geziemt, oder Du bleibst unten im Negerquartier und arbeitest und lebst mit den Andern."

„Ich möchte zehntausendmal lieber in dem schmutzigsten Loche des Quartiers leben, als in Deinen Klauen," versetzte Cassy.

„Aber Du bist trotzdem in meinen Klauen!" sagte er, indem er sich mit einem furchtbaren Grinsen zu ihr umwendete, „und das ist ein Trost. Setze Dich also hier auf meinen Schooß meine Liebe, und nimm Vernunft an." Mit diesen Worten ergriff er sie am Handgelenk.

„Simon Legree, nimm Dich in Acht!" rief das Weib mit funkelnden Augen — einem Blicke von so wild wahnsinnigem Feuer, daß er beinahe Entsetzen erregte. „Du fürchtest Dich vor mir, Simon," sagte sie bedächtig, „und Du hast Ursache dazu! Sieh Dich vor, denn ich habe den Teufel in mir."

Die letzten Worte flüsterte sie in einem zischenden Tone dicht an seinem Ohre.

„Geh! ich glaube meiner Seel', daß Du ihn hast!" rief Legree indem er sie von sich stieß und sie fast ängstlich anblickte. „Warum kannst Du denn nicht freundlich mit mir sein wie sonst, Cassy?"

„Wie sonst?" wiederholte sie mit Bitterkeit. Sie brach ab — eine in ihren Herzen aufsteigende Welt von schmerzlichen Gefühlen lähmte ihr die Zunge.

Cassy hatte stets auf Legree den Einfluß bewahrt, den ein starkfühlendes, leidenschaftliches Weib auch auf den rohesten Mann ausüben kann; in der letzten Zeit war sie aber unter dem abscheulichen Joch ihrer Knechtschaft immer reizbarer und ruheloser geworden und sie brach zuweilen in eine wahnsinnige Raserei aus, was sie zu einem Gegenstande der Furcht für Legree machte, der die abergläubische Angst vor Wahnsinnigen theilte, welche man bei rohen, ungebildeten Menschen gewöhnlich findet.

Als Legree Emmelinen in das Haus brachte, loderten alle verglimmenden Kohlen des weiblichen Gefühls in dem gebrochenen Herzen Cassy's noch einmal auf; sie nahm die Partei des Mädchens, und es fand zwischen ihr und Legree ein heftiger Auftritt statt. Legree schwor grimmig, daß sie zum Felddienst verwendet werden solle, wenn sie nicht Frieden halte. Cassy erklärte mit stolzer Verachtung, daß sie auf das Feld gehen wolle. Und sie arbeitete wie wir beschrieben haben, einen Tag lang dort, um zu zeigen, wie vollkommen gleichgültig ihr die Probe sei.

Legree war den ganzen Tag über von geheimer Angst erfüllt, denn Cassy übte einen Einfluß auf ihn aus, dessen er sich nicht erwehren konnte. Er hatte auf einige Nachgiebigkeit gehofft, als sie ihren Korb zum Wiegen abgab, und sie in einem halb versöhnlichen, halb höhnischen Tone angeredet; sie aber hatte ihm mit der tiefsten Verachtung geantwortet.

Die schmachvolle Behandlung des armen Tom hatte sie noch mehr aufgereizt und sie war Legree blos in der Absicht, ihn wegen seiner Brutalität Vorwürfe zu machen, in das Haus gefolgt.

„Ich wollte, Du benähmst Dich anständig, Cassy," sagte Legree.

„Du sprichst von anständigem Benehmen, und was hast Du gethan? Dein Teufelscharakter läßt Dir nicht einmal Verstand genug, um Dich abzuhalten, einen von Deinen besten Arbeiter gerade zu der dringendsten Zeit unbrauchbar zu machen."

„Ich war ein Narr, daß ich einen solchen Spektakel aufkommen ließ, das weiß ich," sagte Legree. „Aber als der Bursche seinen Kopf aufsetzen wollte, mußte er gedehmüthigt werden."

„Ich glaube, daß Du ihn nie demüthigen wirst."

„Meinst Du?" rief Legree indem er zornig aufsprang; „das möchte ich sehen! Er wäre der erste Nigger, der mir getrotzt hätte! ich werde ihm alle Knochen im Leibe zerschlagen, aber nachgeben muß er."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Sambo trat ein. Er kam unter zahllosen Bücklingen herbei und überreichte seinem Herrn ein in Papier gewickeltes kleines Päckchen.

„Was ist das, Schurke?" fragte Legree.

„Es ist ein Hexending, Master."

„Ein was?"

„Etwas, das sich die Nigger von den Hexen geben lassen, so daß sie nichts fühlen, wenn sie geschlagen werden. Er trug es an einer schwarzen Schnur am Halse."

Legree war abergläubisch wie die meisten gottlosen und grausamen Menschen. Er nahm das Papier und öffnete es ängstlich.

Es fiel ein Silberdollar und eine lange blonde Haarlocke heraus, die sich wie ein lebendes Wesen um Legree's Finger wand.

„Hölle und Verdammniß!" schrie er in rasendem Zorne, indem er auf den Boden stampfte und wüthend an den Haaren zog, als ob sie ihn gebrannt hätten. „Woher ist das? — Nimm es weg! — verbrenne es!" kreischte er, und er riß sie von seiner Hand und warf sie in die Kohlen. „Wozu hast Du es mir gebracht?"

Sambo stand mit weitgeöffnetem Munde und in der höchsten Verwunderung da, und Cassy, die das Zimmer hatte verlassen wollen, wendete sich noch einmal um und blickte ihn erstaunt an.

„Daß Du mir nichts mehr von Deinen Teufelsdingen bringst!" rief er, die Faust gegen Sambo erhebend, der sich hastig nach der Thür zurückzog; dann

nahm er den Dollar und schleuderte ihn klirrend durch das Fenster in die Nacht hinaus.

Sambo war froh, als er aus dem Zimmer entwischen konnte. Sobald er fort war, schien sich Legree seines Anfalls von Bestürzung einigermaßen zu schämen. Er setzte sich schweigend wieder nieder und begann mürrisch seinen Punsch zu schlürfen.

Cassy schickte sich an, von ihm unbemerkt das Zimmer zu verlassen, und stahl sich hinaus, um dem armen Tom, wie wir bereits erzählt haben, Hilfe zu leisten.

Was war mit Legree vorgegangen? was lag in der einfachen blonden Haarlocke, daß ein so roher, an jede Form der Grausamkeit gewöhnter Mann sich davor entsetzte? —

Um dies zu beantworten, müssen wir den Leser in seiner Geschichte rückwärts führen.

So hart und lasterhaft der gottlose Mann jetzt auch erschien, hatte es doch eine Zeit gegeben, wo er am Busen seiner Mutter gewiegt, — mit Gebeten und frommen Hymnen in den Schlaf gesungen, seine jetzt vom Laster gebrandmarkte Stirn mit dem Wasser der heiligen Taufe benetzt worden war. In seiner frühen Kindheit hatte ihn eine blonde Frau beim Klange der Sonntagsglocken zum Gottesdienst geführt. Im fernen Neuengland hatte jene Mutter ihren einzigen Sohn mit unermüdlicher Liebe erzogen. Sein Vater hatte einen harten Charakter besessen, an den jene sanfte Frau einen Schatz von unbeachteter Liebe verschwendete, und Legree war in die Fußtapfen des Vaters getreten. Heftig, unlenksam und tyrannisch, hatte er alle ihre Rathschläge verachtet und ihrem Tadel getrotzt und sich schon in frühen Jahren von ihr losgerissen, um sein Glück zur See zu suchen. Er war nur ein einziges Mal wieder nach Hause gekommen, und da hatte seine Mutter mit dem Sehnen eines Herzens, welches etwas lieben muß und nichts Anderes zu lieben hat, an ihm gehangen, ihn durch leidenschaftliche Bitten von einem Leben der Sünde loszureißen und seinem ewigen Seelenheile zuzuführen versucht.

Dies war Legree's Tag der Gnade. Die guten Engel riefen ihn; er ließ sich beinahe überreden und die göttliche Barmherzigkeit hatte seine Hand erfaßt. Sein Herz schwankte — es trat ein Kampf ein — aber die Sünde errang den Sieg und er sträubte sich mit der ganzen Kraft seiner rauhen Natur gegen die Ueberzeugung seines Gewissens. Er trank und fluchte, war wilder und brutaler als je, und eines Nachts, als seine Mutter in der Todespein ihrer Verzweiflung vor ihm auf den Knien lag, stieß er sie von sich, warf sie besinnungslos zu Boden und floh unter rohen Flüchen auf sein Schiff.

Das nächste was Legree von seiner Mutter hörte, war, daß ihm eines Abends, als er mit trunkenen Genossen zechte, ein Brief übergeben wurde. Er öffnete ihn, und eine lange Haarlocke fiel heraus und wand sich um seinen Finger. Der Brief sagte ihm, daß seine Mutter gestorben sei und daß sie ihn vor ihrem Tode noch gesegnet und ihm verziehen habe.

Im Bösen liegt ein entsetzlicher, unheiliger Zauber, welcher selbst die süßesten und heiligsten Dinge in Phantome der Furcht und des Schreckens verwandelt. Das bleiche Bild der liebevollen Mutter — ihre letzten Gebete, ihre verzeihende Liebe — wirkten in diesem dämonischen Sündenherzen nur wie ein Verdammungsurtheil und weckten in ihm eine schreckensvolle Ahnung des jüngsten Gerichts und des göttlichen Zornes. Legree verbrannte die Haare und den Brief, und als er sie in der Flamme zischen und prasseln hörte, schauderte ihm innerlich, während er an das ewige Feuer dachte. Er versuchte zu trinken

und zu jubeln und die Erinnerung zu verscheuchen, aber oftmals in der tiefen Nacht, deren feierliche Stille die Seele des Bösen zur Selbsterkenntniß zwingt, hatte er gesehen, wie die bleiche Mutter sich an seinem Bette erhob, und gefühlt, wie sich die Haare weich um seinen Finger schlangen, bis der kalte Schweiß ihm über das Gesicht herabströmte und er entsetzt aus dem Bette sprang. Ihr, die Ihr Euch verwundert habt, wenn Ihr in demselben Evangelium laset, daß Gott die Liebe und daß er ein verzehrendes Feuer sei, seht Ihr nicht ein, wie für die im Bösen untergegangene Seele die vollkommene Liebe die furchtbarste Qual, das Siegel und das Urtheil der tiefsten Verzweiflung ist?

„Zum Teufel!" sagte Legree zu sich selbst, während er seinen Punsch schlürfte, „woher mag er nur das haben? Sie sah wahrhaftig gerade aus wir — hu! ich dachte, daß ich es vergessen hätte! Ich will verflucht sein, wenn es so etwas wie das Vergessen giebt! — Ich fühle mich einsam! Ich will Emmelinen rufen. Der Affe haßt mich! Gleichviel, sie soll und muß kommen!"

Legree trat in eine große Vorhalle hinaus, von welcher eine früher prächtige Wendeltreppe in das obere Stockwerk führte; aber der Boden war jetzt schmutzig und mit Kisten und Gerumpel verstellt. Die unbelegte Treppe schien sich in der Dunkelheit zu einer unbekannten Ferne hinaufzuwinden. Die blassen Mondstrahlen fielen durch ein zerbrochenes Fenster über der Thür herein, die Luft war ungesund und kalt wie die eines Grabgewölbes.

Legree blieb am Fuße der Treppe stehen und hörte eine Stimme singen. Sie kam ihm in dem alten, öden Hause seltsam und gespenstisch vor; vielleicht weil seine Nerven bereits erschüttert waren.

„Horch! was ist das?"

Eine rührende Stimme singt eine unter den Sklaven gewöhnliche Hymne:

„O einst wird man hören Jammer, Jammer, Jammer.
O einst wird man hören Jammer an Christi Richterthron!"

„Hol' der Teufel das Mädchen!" sagte Legree. „Ich werde sie erwürgen. — Emmeline! Emmeline!" rief er rauh; aber nur das spottende Echo der Wände antwortete ihm. Die liebliche Stimme sang weiter:

„Eltern und Kinder dort müssen scheiden!
Eltern und Kinder dort müssen scheiden!
Scheiden auf Nimmerwiedersehn!"

Und hell und laut hallte durch die leeren Räume der Refrain:

„O einst wird man hören Jammer, Jammer, Jammer!
O einst wird man hören Jammer an Christi Richterthron!"

Legree blieb stehen. Er würde sich geschämt haben es zu sagen; aber auf seiner Stirn standen große Schweißtropfen; sein Herz klopfte laut vor Angst; er glaubte sogar etwas Weißes sich erheben und im Zimmer vor ihm schimmern zu sehen, und er dachte mit Schaudern daran, daß die Gestalt seiner todten Mutter ihm plötzlich erscheinen könne.

„So viel weiß ich," sagte er zu sich, als er stolpernd in das Wohnzimmer zurückkehrte und sich niedersetzte, „von jetzt an werde ich den Burschen ungeschoren lassen. Habe ich sein verwünschtes Papier verlangt? Ich glaube wahrhaftig, ich bin behert! Ich habe seitdem beständig gezittert und geschwitzt! Woher er nur das Haar haben mag? Das konnte es nicht gewesen sein! Das hatte ich verbrannt, ich weiß, daß ich es verbrannt habe! Es wäre etwas ganz Neues, wenn Haare von den Todten auferstehen könnten!"

Ja, Legree, jene blonde Locke war in der That bezaubert! jedes Haar darin hatte seinen Zauberspruch des Schreckens und der Reue für Dich und

war von einer mächtigeren Hand dazu bestimmt worden, um Deine grausamen Hände zu binden, daß sie den Hilflosen nicht das äußerste Uebel zufügten.

„Holla!" rief Legree indem er aufstampfte und seinen Hunden pfiff, „wacht auf, Bestien, und leistet mir Gesellschaft!" Aber die Hunde öffneten nur schläfrig das eine Auge und schlossen es wieder.

„Sambo und Quimbo sollen heraufkommen und singen und einen von ihren Höllentänzen tanzen, um mir die entsetzlichen Ideen zu vertreiben," sagte Legree; und er setzte seinen Hut auf, ging in die Veranda und stieß in ein Horn, durch welches er gewöhnlich seine beiden schwarzen Sklaventreiber herbeirief.

Legree beschied, wenn er sich in gnädiger Laune befand, diese beiden Ehrenmänner oft in sein Zimmer, erhitzte sie durch Whisky und machte sich dann das Vergnügen, daß er sie je nach seiner Laune singen, tanzen oder sich raufen ließ.

Es war in jener Nacht zwischen ein und zwei Uhr, als Cassy auf dem Rückwege von ihren Liebesdiensten bei dem armen Tom ein wildes Kreischen, Brüllen und Singen, mit dem Bellen der Hunde und anderen Symptomen eines allgemeinen Lärms vermischt, im Wohnzimmer ertönen hörte.

Sie kam die Verandastufen herauf und blickte hinein. Legree und die Sklaventreiber befanden sich in einem Zustande völliger Betrunkenheit und sangen, schrieen, warfen Tische und Stühle um und machten einander alle möglichen komischen und abscheulichen Grimassen.

Sie legte ihre kleine zarte Hand auf das Fensterbret und blickte sie starr an. In ihren schwarzen Augen lag eine Welt von Pein, Verachtung und heftiger Erbitterung.

„Würde es eine Sünde sein, die Welt von einem solchen Bösewichte zu befreien?" sagte sie zu sich selbst.

Sie wendete sich hastig ab, eilte nach einem Hinterpförtchen, stieg die Treppe hinauf und klopfte an Emmelinen's Thür.

35. Emmeline und Cassy.

Cassy trat in das Zimmer und sah hier Emmelinen schreckensbleich in dem entlegensten Winkel sitzen.

Als sie eintrat, sprang das Mädchen ängstlich auf, kam jedoch, sobald sie Cassy erkannte, herbei, erfaßte ihren Arm und sagte:

„O, Cassy, bist Du es? Ich bin froh, daß Du gekommen bist. Ich fürchtete es sei — o, Du weißt nicht, welcher entsetzliche Lärm den ganzen Abend unten geherrscht hat."

„Ich muß es wohl wissen," erwiderte Cassy trocken, „ich habe ihn oft genug gehört."

„O, Cassy, sprich! können wir nicht von hier fortkommen? — gleichviel wohin — in die Sümpfe, unter die Schlangen — irgendwohin! Könnten wir nicht irgendwohin entfliehen?"

„Nirgendhin als in unser Grab," antwortete Cassy.

„Hast Du es schon einmal versucht?"

„Ich habe von den Versuchen und dem, was daraus folgt, genug gesehen," erwiderte Cassy.

„Ich würde gern in den Sümpfen leben und die Rinde von den Bäumen nagen; ich fürchte die Schlangen nicht! ich möchte viel lieber eine in meiner Nähe haben, als ihn!" sagte Emmeline mit Heftigkeit.

„Es sind hier schon Viele Deiner Meinung gewesen," versetzte Cassy; „aber

Du könntest nicht in den Sümpfen bleiben, Du würdest von den Hunden aufgespürt und zurückgebracht werden, und dann — und dann!"

„Was würde er thun?" fragte das Mädchen, indem sie ihr mit athemloser Spannung in's Gesicht blickte.

„Frage lieber, was er nicht thun würde," sagte Cassy, „er hat sein Gewerbe unter den Seeräubern in Westindien erlernt; Du würdest diese Nacht nicht besonders gut schlafen, wenn ich Dir Dinge erzählte, die ich gesehen habe — Dinge, die er zuweilen als ergötzliche Späße erzählt. Ich habe hier Geschrei gehört, das ich Wochen lang nicht aus meinen Ohren habe bringen können. Dort unten bei den Quartieren giebt es eine Stelle, wo Du einen schwarzen, verkohlten Baumstamm und den Boden rund umher mit schwarzer Asche bedeckt sehen kannst. Frage einmal Einen, was dort geschehen ist, und sieh zu, ob er wagen wird, es Dir zu sagen."

„O, was meinst Du damit?"

„Ich werde es Dir nicht erzählen. Schon der Gedanke daran ist mir verhaßt, und ich sage Dir, nur der Herr weiß, was wir vielleicht morgen zu sehen bekommen, wenn jener arme Bursche so fortfährt, wie er angefangen hat."

„Gräßlich!" rief Emmeline, der jeder Blutstropfen aus den Wangen wich. „O, Cassy, bitte, sage mir, was soll ich thun?"

„Was ich gethan habe — thue das Beste, was Du kannst — thue was Du mußt und gleiche es durch Haß und Fluch aus."

„Er wollte mich bewegen, seinen abscheulichen Branntwein zu trinken," sagte Emmeline, „und er ist mir doch so zuwider." —

„Trinke nur zu," entgegnete Cassy, „mir ist er auch zuwider gewesen und jetzt kann ich nicht mehr ohne ihn leben. Etwas muß man haben. Das Leben sieht nicht mehr so entsetzlich aus, wenn man ihn trinkt."

„Die Mutter hat mir gesagt, daß ich nie so etwas anrühren solle," sagte Emmeline.

„Die Mutter hat Dir es gesagt?" rief Cassy mit bitterer Betonung des Wortes Mutter. „Was nützt es den Müttern, wenn sie etwas sagen? Ihr seid Alle dazu bestimmt, gekauft und bezahlt zu werden, und Eure Seelen gehören Demjenigen, der Euch kauft. Ich sage Dir, trinke Branntwein, trinke, so viel Du kannst und es wird Dir Manches leichter werden."

„O, Cassy, bitte, habe Mitleid mit mir."

„Mitleid? habe ich das nicht? — Habe ich nicht eine Tochter? Gott weiß, wo sie ist und wem sie jetzt gehört! sie wird wahrscheinlich denselben Weg gehen, den ihre Mutter vor ihr eingeschlagen hat und auf dem ihre Kinder folgen müssen! Der Fluch dauert ewig!"

„Ich wollte, ich wäre nie geboren!" rief Emmeline die Hände ringend.

„Das ist ein alter Wunsch von mir," erwiderte Cassy, „ich bin es gewohnt, das zu wünschen. Ich würde sterben, wenn ich den Muth dazu hätte," setzte sie hinzu, indem sie mit der stillen, starren Verzweiflung, welches der gewöhnliche Ausdruck ihres Gesichts war, wenn sich dasselbe in Ruhe befand, in die Nacht hinausblickte.

„Es würde sündhaft sein, sich selbst das Leben zu nehmen!" sagte Emmeline.

„Ich wüßte nicht warum, es ist nicht sündhafter als Vieles, was wir im Leben täglich thun; aber als ich im Kloster war, haben mir die Schwestern Dinge gesagt, die mir Furcht vor dem Tode einflößen. Wenn damit für uns Alles vorbei wäre, ja dann —"

Emmeline wendete sich ab und verbarg das Gesicht in den Händen.

Während dieses Gespräch in Emmelinen's Zimmer stattfand, war Legree

vom Branntwein überwältigt in dem untern Gemache eingeschlafen. Legree war kein eigentlicher Trunkenbold. Seine rohe kräftige Natur forderte und ertrug einen fortwährenden Reiz, der eine zartere völlig zerstört und aufgerieben haben würde. Aber ein tiefliegender Geist der Vorsicht verhinderte ihn, sich seinem Hange oft in solchem Maße hinzugeben, daß er die Herrschaft über sich selbst verlor.

Diese Nacht hatte er jedoch in seinem fi berhaften Bemühen, die furchtbaren Elemente der Qualen und der Reue, welche in ihm erwacht waren, aus seinem Geiste zu verbannen, stärker als gewöhnlich getrunken, so daß er, nachdem er seine schwarzen Untergebenen fortgeschickt, auf einen Sessel gesunken und eingeschlafen war.

O wie kann die Seele des Bösen es wagen, das schattenhafte Reich des Schlafes zu betreten? — das Land, dessen nebelhafte Umrisse dem furchtbaren Schauplatze der Vergeltung so nahe liegen? Legree träumte. In seinem schweren, unruhigen Schlafe stand eine verschleierte Gestalt neben ihm und legte eine kalte, weiche Hand auf ihn. Er glaubte sie zu erkennen und schauderte entsetzt zusammen, obgleich ein Schleier ihr Gesicht verhüllte. Dann schien es ihm als ob sich jene Haarlocke um seine Finger schlinge, dann legte sie sich glatt um seinen Hals und zog sich immer enger und enger zusammen, so daß er nicht mehr athmen konnte, und dann war es ihm, als ob Stimmen flüsterten, und ihr Flüstern erfüllte ihn mit Entsetzen. Dann glaubte er am Rande eines furchtbaren Abgrundes zu stehen und sich festzuhalten und in Todesangst zu ringen, während ein Paar dunkle Hände auftauchten und ihn hinüber zogen, und Cassy lachend von hinten herbei kam und ihn hinabstieß. Dann stieg jene ernste verschleierte Gestalt empor und warf den Schleier zurück — es war seine Mutter, und sie wendete sich von ihm ab und er fiel tief, tief, tief hinunter, während ein wirrer Lärm von Geschrei und Stöhnen und dämonischem Gelächter erscholl — und Legree erwachte.

Das rosige Licht der Morgenröthe stahl sich ruhig in das Zimmer. Der Morgenstern blickte mit seinem heiligen ernsten Lichtauge von dem heller werdenden Himmel auf den Mann der Sünde herab. O, mit welcher Frische, mit welcher Feierlichkeit und Schönheit wird jeder neue Tag geboren, als ob er dem unempfindlichen Menschen sagen wollte: Siehe, Du hast noch eine Aussicht, strebe nach unvergänglichem Ruhm! Es giebt keine Sprache, in der diese Stimme nicht vernehmbar wäre, aber der ruchlose Mann hörte sie nicht. Er erwachte mit einem Fluch und einer Verwünschung. Was kümmerte ihn das Gold und der Purpur, das täglich wiederkehrende Wunder des Morgens? was achtete er des heiligen Schimmers des Sternes, den der Sohn Gottes zu seinem Sinnbild erwählt hat? Er sah ihn wie das Thier ohne ihn zu erkennen, schwankte an den Tisch, schenkte sich ein Glas Branntwein ein und trank die Hälfte davon.

„Ich habe eine Höllennacht gehabt,“ sagte er zu Cassy, die eben jetzt durch die ihm gegenüber befindliche Thür eintrat.

„Du wirst bald mehr solche haben,“ erwiderte sie trocken.

„Wie meinst Du das, Dirne?“

„Das wird Dir schon einmal offenbar werden,“ entgegnete Cassy in gleichem Tone. „Simon, ich will Dir einen Rath geben.“

„Geh zum Teufel damit!“

„Mein Rath ist der, daß Du Tom in Ruhe läßt,“ sagte Cassy fest, indem sie einige Gegenstände im Zimmer zu ordnen begann.

„Was geht das Dich an?“

„Mir könnte es in der That gleichgültig sein; wenn Du Zwölfhundert für

einen Sklaven bezahlen und ihn gerade in der dringendsten Jahreszeit unbrauchbar machen willst, nur um Deinen Groll an ihm auszulassen, so geht mich das allerdings nichts an. Ich habe für ihn gethan, was ich konnte."

„Wozu hattest Du Dich in meine Angelegenheiten zu mischen?"

„Allerdings aus keinem erdenklichen Grunde. Ich habe Dir zu verschiedenen Malen einige tausend Dollars erspart, indem ich für Deine Leute Sorge trug, und das ist der ganze Dank, der mir dafür zu Theil wird. Wenn Deine Ernte spärlicher auf den Markt kommt wie die irgend eines Andern, so wirst Du Deine Wette verlieren, Tomkins wird Dich auslachen und Du wirst Dein Geld bezahlen wie eine Dame, nicht wahr? Es ist mir schon als ob ich Dich sähe."

Legree kannte wie viele andere Pflanzer nur eine einzige Form des Ehrgeizes — die stärkste Ernte des Jahres zu haben, und er hatte in der nächsten Stadt schon mehrere Wetten auf den Ausfall der jetzigen gemacht. Cassy berührte daher mit weiblichem Scharfsinn die einzige Saite, welche sie zum fibriren bringen konnte.

„Nun gut, es soll mit dem, was er erhalten hat, genug sein," sagte Legree; „aber er muß mich um Verzeihung bitten und ein besseres Betragen versprechen."

„Das wird er nicht thun," versetzte Cassy.

„Er wird es nicht thun?"

„Nein."

„Ich möchte wissen warum, Mistreß," sagte Legree mit der äußersten Geringschätzung.

„Weil er recht gethan hat und es weiß und daher nicht sagen wird, daß er Unrecht habe."

„Wer Teufel kümmert sich um das, was er weiß? — Der Nigger soll sagen, was mir beliebt, oder —"

„Oder Du wirst Deine Wetten auf die Baumwollenernte verlieren, indem Du ihn gerade zu dieser Zeit vom Felde fern hältst."

„Aber er wird nachgeben, ganz gewiß wird er es. Weiß ich nicht recht gut, was Nigger sind? Er wird heute Morgen wie ein Hund betteln."

„Das wird er nicht, Simon; diese Art kennst Du noch nicht. Du kannst ihn zollweise tödten, ehe Du ein Wort eines Zugeständnisses aus ihm bringst."

„Das wollen wir sehen. Wo ist er?" fragte Legree indem er hinausging.

„Im Abfallzimmer des Maschinenhauses," sagte Cassy.

Legree verließ, obgleich er so zuversichtlich gegen Cassy sprach, das Haus doch mit einem bei ihm ungewöhnlichen Grade von Besorgniß. Seine Träume der verflossenen Nacht verbanden sich mit Cassy's Vorsicht empfehlenden Andeutungen und übten einen bedeutenden Einfluß auf seinen Geist aus. Er beschloß, daß Niemand seinem Zusammentreffen mit Tom beiwohnen solle und wenn er ihn nicht durch Drohungen unterwerfen könne, seine Rache bis zu einer passenderen Zeit zu verschieben.

Das ernste Licht der Morgendämmerung, die Engelsglorie des Morgensterns hatte durch das scheibenlose Fenster des Verschlages, worin sich Tom befand, herein geblickt und gleichsam auf jenem Sternenstrahle waren die feierlichen Worte herabgestiegen: „Ich bin die Wurzel und der Sprößling David's und der helle Morgenstern." Die geheimnißvollen Warnungen und Andeutungen Cassy's hatten keineswegs seine Seele entmuthigt, sondern sie endlich wie durch einen himmlischen Ruf aufgerichtet. Er glaubte, sein Todestag sei angebrochen und sein Herz klopfte vor Freude und Sehnsucht, als er dachte, daß das wunderbare All, worüber er sich oft in Träume verloren, der große weiße

Thron mit seinen stets strahlenden Regenbogen, die weißgekleideten Schaaren mit Stimmen wie die vieler rauschenden Gewässer, die Kränze, die Palmen, die Harfen — daß dies Alles seinem Auge sichtbar werden könne, ehe die Sonne wieder untergehen würde, und er hörte daher ohne Schaudern oder Beben die Stimme seines Peinigers, als dieser sich ihm näherte.

„Nun, mein Junge," sagte Legree mit einem verächtlichen Fußtritte, „wie befindest Du Dich? Hatte ich Dir nicht gesagt, daß ich Dir noch einiges beibringen würde? Wie gefällt Dir das, he? Wie sind Dir Deine Prügel bekommen, Tom? Bist nun wohl nicht mehr so vorlaut wie gestern Abend? Könntest Du nicht einem armen Sünder jetzt eine kleine Predigt halten?"

Tom antwortete nicht.

„Steh auf, Bestie!" rief Legree mit einem abermaligen Tritte.

Dies war für einen so zerschlagenen und erschöpften Menschen eine schwierige Aufgabe, und als Tom sich anstrengte, es zu thun, lachte Legree höhnisch.

„Was macht Dich diesen Morgen so sanft, Tom? Hast Du Dich gestern Abend vielleicht erkältet?"

Tom hatte sich jetzt aufgerichtet und stand seinem Herrn mit festem Blicke gegenüber.

„Den Teufel auch," sagte Legree indem er ihn vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete; „ich glaube wirklich, daß Du noch nicht genug hast. Nun, Tom, jetzt falle auf die Kniee und bitte mich wegen Deiner Thorheit von gestern Abend um Verzeihung."

Tom rührte sich nicht.

„Nieder, Hund!" rief Legree mit seiner Peitsche nach ihm schlagend.

„Master Legree," antworte Tom; „ich kann das nicht. Ich habe nur gethan, was ich für recht hielt. Ich werde es gerade wieder so machen, wenn es dahin kommen sollte. Ich werde nie eine Grausamkeit begehen. Es mag daraus werden was da will."

„Ja, aber Du weißt nicht, was daraus werden kann, Mr. Tom; Du denkst was Du bekommen hast, sei etwas? — ich sage Dir, es ist noch gar nichts. Wie würde es Dir gefallen, wenn man Dich an einen Baum bände und ein langsames Feuer um Dich anzündete? Würde das nicht angenehm sein, — he, Tom?"

„Master," sagte Tom, „ich weiß, daß Sie entsetzliche Dinge thun können, aber —" er richtete sich hoch empor und faltete die Hände; „aber wenn Sie den Leib getödtet haben, können Sie nichts mehr thun, und dann kommt die E w i g k e i t!"

E w i g k e i t! — Das Wort erfüllte die Seele des Negers mit Licht und Kraft. Es durchzuckte aber auch die Seele des Sünders wie der Stich eines Skorpions. Legree blickte ihn zähneknirschend an, aber der Grimm erhielt ihn stumm und Tom sprach wie ein Verklärter mit hellerer, freudigerer Stimme:

„Mr. Legree, da Sie mich gekauft haben, werde ich Ihnen ein treuer und guter Diener sein; ich werde Ihnen die ganze Arbeit meiner Hände, alle meine Zeit, alle meine Kräfte geben, aber meine Seele gebe ich keinem sterblichen Menschen. Ich werde an dem Herrn fest halten und seine Gebote Allem voranstellen; ich mag nun sterben oder leben, dessen können Sie sicher sein. Ich fürchte mich keineswegs vor dem Tode, Mr. Legree, ich möchte lieber sterben als nicht, Sie können mich peitschen, mich verhungern lassen, mich verbrennen — es wird mich nur früher dorthin senden, wohin ich zu gehen wünsche."

„Ich werde Dich aber mürbe machen, ehe ich mit Dir fertig bin!" rief Legree wüthend.

„Ich werde H i l f e haben," sagte Tom; „Sie werden es nie thun."

„Wer Teufel soll Dir helfen?" fragt Legree verächtlich.

„Gott, der Allmächtige," erwiderte Tom.

„Hol Dich der Teufel!" versetzte Legree, und er streckte Tom mit einem Faustschlage zu Boden.

In diesem Augenblicke berührte eine kalte weiche Hand die Legree's. Er wendete sich um. Es war Cassy.

Aber die kalte weiche Berührung erinnerte ihn an seinen Traum von voriger Nacht und durch die Kammern seines Gehirns blitzten alle die furchtbaren Bilder der vergangenen Nacht von einem Theile des mit ihnen verbundenen Entsetzens begleitet.

„Bist Du ein Narr?" sagte Cassy in französischer Sprache. „Laß ihn gehen! überlaß es mir, ihn wieder zur Feldarbeit tauglich zu machen. Ist es nicht ganz so wie ich Dir gesagt habe?"

Man sagt, daß der Alligator und das Rhinozeros trotz ihres kugelfesten Panzers eine verwundbare Stelle haben; bei wilden, rücksichtslosen, ungläubigen Bösewichtern ist diese Stelle gewöhnlich die abergläubische Furcht.

Legree wendete sich ab und beschloß die Sache für diesmal ruhen zu lassen.

„Nun, so thue was Du willst," sagte er störrisch zu Cassy.

„Hörst Du," rief er hierauf Tom zu; „ich werde mich jetzt nicht mit Dir befassen, weil die Arbeit drängt, und ich alle meine Arbeiter brauche: aber ich vergesse nie! Ich werde es Dir gut schreiben und mich schon noch einmal an Deiner alten schwarzen Haut bezahlt machen — verlaß Dich darauf!"

Legree wendete sich ab und ging hinaus.

„Da geht er," sagte Cassy, indem sie ihm düster nachblickte; „Deine Abrechnung wird auch noch kommen! — Wie geht es Dir, mein armer Tom?"

„Der Herr hat seine Engel gesendet und für dieses Mal den Rachen des Löwen geschlossen," antwortete Tom.

„Für dieses Mal ja," erwiderte Cassy; „aber jetzt hast Du seinen Groll auf Dir, der Dir Tag und Nacht folgen und an Dir hängen wird, wie ein Hund an Deiner Kehle, um Dir das Blut tropfenweis auszusaugen. Ich kenne den Mann!"

36. Die Freiheit.

Wir müssen Tom eine Zeitlang in den Händen seiner Peiniger lassen, während wir uns zu dem Schicksale George's und seiner Frau wenden, die unterdessen in freundlichen Händen unter dem Dache eines Farmhauses an der Straße geblieben sind.

Tom Loker lag stöhnend in einem reinlichen Quäkerbett unter der mütterlichen Pflege der Tante Dorcas, die an ihm einen eben so geduldigen Patienten fand, wie es ein kranker Büffel nur gewesen sein würde.

Denkt Euch eine hochgewachsene würdevolle Frau, deren weiße Mousselinhaube wallendes Silberhaar beschattet, das über einer breiten, offenen Stirn, welche ein Paar seelenvolle graue Augen überwölbt, gescheitelt ist. Ihren Busen verhüllt ein schneeweißes Tuch von gesticktem Krepp, ihr schimmerndes braunes Seidenkleid rauscht sanft und friedlich, während sie im Zimmer auf und ab schreitet.

„Teufel!" rief Tom Loker, indem er die Bettdecken von sich warf.

„Ich muß Dich bitten, Thomas, kein solches Wort zu gebrauchen," sagte Tante Dorcas, während sie ruhig das Bett wieder in Ordnung brachte.

„Nun, ich werde es nicht thun, Mütterchen, wenn ich kann," antwortete Tom; „aber es ist so verflucht heiß, daß man wohl fluchen muß."

Dorcas nahm eine wollene Decke vom Bett, strich die zurückgebliebene wieder glatt und stopfte sie unter, bis Tom wie eine Raupenpuppe aussah. Dabei sagte sie:

„Ich wünschte, Freund, daß Du vom Fluchen und Schwören abließest und über Dein Leben nachdächtest."

„Was Teufel!" rief Tom; „weshalb soll ich daran denken! Das wäre das Letzte, worüber ich nachdenken möchte. Es mag Alles zum Henker gehen!"

Und Tom drehte sich um und brachte Alles wieder in Unordnung.

„Der Bursche und die Dirne sind wahrscheinlich hier," sagte er nach einer Pause mürrisch.

„Allerdings!" antwortete Dorcas.

„Sie würden am besten thun, wenn sie sich nach dem See davon machten und zwar je eher je lieber!" sagte Tom.

„Wahrscheinlich werden sie das auch thun," erwiderte Tante Dorcas, indem sie sich ruhig mit ihrem Strickzeug beschäftigte.

„Und hören Sie," fügte Tom hinzu, „wir haben Correspondenten in Sandusky, welche für uns die Dampfboote überwachen. Ich mache mir jetzt nichts daraus, da ich hoffe, daß sie durchkommen werden; wäre es auch nur, um Marks einen Possen zu spielen! Der verwünschte Hund! — hol ihn der Schwarze!"

„Thomas!" ermahnte Dorcas.

„Ich sage Ihnen, Mütterchen, wenn Sie Einen zu fest zupfropfen, muß man bersten," sagte Tom. „Was aber das Mädchen betrifft — schärfen Sie ihr ein, daß sie sich verkleidet, damit sie nicht erkannt wird; ihr Signalement ist in Sandusky bekannt."

„Wir werden dies beachten," erwiderte Dorcas mit charakteristischer Ruhe.

Da wir hier von Tom Loker Abschied nehmen, wollen wir sagen, daß er, nachdem er drei Wochen an einem rheumatischen Fieber, welches sich seinen übrigen Leiden zugesellte, in dem Quäkerhause gelegen hatte, als ein etwas ruhigerer und besonnenerer Mann sein Bett verließ und das Sklavenfangen mit dem Leben in einer von den neuen Ansiedelungen vertauschte und dort seine Talente glücklicher im Fallenstellen für Bären, Wölfe und andere Bewohner des Waldes entwickelte, so daß er sich dadurch einen ordentlichen Namen im Lande machte. Tom sprach von den Quäkern stets mit Ehrerbietung. „Ganz nette Leutchen," pflegte er zu sagen, „sie wollten mich bekehren, aber sie konnten es doch nicht recht; aber ich will Euch was sagen, Fremder, sie behandeln einen Kranken ausgezeichnet, das läßt sich nicht leugnen; sie machen die besten Suppen und Leckerbischen."

Nach Tom's Mittheilung, daß die Flüchtlinge in Sandusky erwartet wurden, hielt man es für das Klügste, sie zu theilen. Jim wurde mit seiner alten Mutter vorausgeschickt, und einige Tage darauf fuhren George und Eliza mit ihrem Kinde insgeheim nach Sandusky, wo sie gastliche Aufnahme fanden, bis sie ihre letzte Ueberfahrt auf dem See unternehmen konnten.

Die Nacht neigte sich jetzt dem Morgen zu und der Morgenstern der Freiheit ging hell vor ihnen auf.

Freiheit! elektrisches Wort! was ist es — was ist es? Liegt darin etwas mehr als ein Name, als eine rhetorische Floskel? Warum, ihr Männer und Frauen von Amerika, warum klopft euer Herz höher bei diesem Worte, für welches

eure Väter geblutet und eure noch muthigeren Mütter sich dazu verstanden haben, ihre besten und edelsten Verwandten dem Tode zu weihen? Giebt es etwas Herrliches und Theures für eine Nation, das nicht auch für den Einzelnen herrlich und theuer wäre? — Was ist die Freiheit einer Nation Anderes, als die Freiheit jedes einzelnen Gliedes derselben? Was ist die Freiheit für den jungen Mann, der dort sitzt, die Arme über seiner breiten Brust gekreuzt und die Farbe des afrikanischen Blutes auf seinen Wangen, dessen dunkles Feuer in seinem Auge glüht — was ist die Freiheit für George Harris?

Für eure Väter war die Freiheit das Recht einer Nation, eine Nation zu sein, — für ihn ist sie das Recht eines Menschen, ein Mensch und nicht ein Thier zu sein; das Recht, das Weib seines Herzens seine Gattin zu nennen und sie vor gesetzlosen Gewaltthätigkeiten zu beschützen, das Recht, sein Kind zu beschützen und zu erziehen, das Recht, seinen eignen Heerd, seine eigne Religion, seinen eignen Charakter, der dem Willen Anderer nicht unterthänig ist, zu besitzen.

Alle diese Gedanken bewegten George's Brust, als er sinnend den Kopf auf die Hand gestützt dasaß und seine Frau betrachtete, welche die männlichen Kleidungsstücke, in denen man es für das Sicherste hielt, ihre Flucht zu bewerkstelligen, ihrer schlanken hübschen Gestalt anpaßte.

„Nun muß es geschehen," sagte sie, indem sie sich vor den Spiegel stellte und ihr reiches, seidenartiges schwarzes Lockenhaar schüttelte. „Ist es nicht darum schade, George?" setzte sie hinzu, indem sie eine Flechte davon scherzhaft emporhielt; „ist es nicht schade, daß es Alles herunter muß?"

George lächelte wehmüthig, antwortete aber nicht. Eliza wendete sich wieder zu dem Spiegel, die Scheere blitzte und eine lange Locke nach der andern wurde von ihrem Kopfe getrennt.

„So, das wird genug sein," sagte sie, eine Haarbürste nehmend; „nun noch ein paar Verschönerungsstriche. — So, bin ich nicht ein hübscher junger Bursche?" fragte sie, indem sie sich lachend und und erröthend zu ihrem Gatten umwendete.

„Du bist immer hübsch, Du magst thun, was Du willst."

„Was macht Dich so betrübt?" fragte Eliza, sich vor ihm auf ein Knie niederlassend und ihre Hand auf die seine legend. „Wir sind, wie wir gehört haben, nur noch vierundzwanzig Stunden von Canada entfernt, nur ein Tag und eine Nacht auf dem See, und dann — o dann!"

„O, Eliza!" erwiderte George, indem er sie an sich zog, „das ist es eben! Jetzt nähert sich mein Schicksal dem entscheidenden Punkte; so nahe zu kommen, das freie Land beinahe zu sehen, und dann Alles zu verlieren! ich würde es nicht überleben, Eliza."

„Fürchte nichts," entgegnete diese vertrauensvoll, „der liebe Gott würde uns nicht so weit gebracht haben, wenn er uns nicht hindurch führen wollte. Ich fühle, daß er mit uns ist, George."

„Du bist ein gesegnetes Weib, Eliza!" sagte George und er drückte sie krampfhaft an sich; „aber — o sprich! — kann diese große Gnade für uns bestimmt sein? Werden diese Jahre des Elends ihr Ende erreichen, werden wir frei sein?"

„Ich bin davon überzeugt," antwortete Eliza, indem sie aufblickte, während Thränen der Hoffnung und der Begeisterung an ihren langen dunkeln Wimpern perlten. „Ich fühle es in meinem Herzen, daß Gott uns noch heute aus der Knechtschaft erlösen wird."

„Ich will Dir glauben, Eliza," sagte George sich plötzlich erhebend, „ich will Dir glauben. Komm, wir müssen aufbrechen. Ja, wirklich," fuhr er fort,

indem er sie auf Armeslänge von sich hielt und sie bewundernd betrachtete, „Du bist ein hübscher kleiner Bursche. Die kleinen kurzen Locken stehen Dir ganz vortrefflich. Setze Deine Mütze auf — so — ein wenig auf die Seite — ich habe Dich nie so hübsch gesehen. Aber es ist beinahe Zeit, daß der Wagen kommt. Ich möchte wissen, ob Mrs. Smith unsern Harry aufgetakelt hat."

Die Thür öffnete sich und eine respektable Frau von mittlerem Alter trat, den kleinen Harry in Mädchenkleidern führend, ein.

„Welch ein hübsches Mädchen er abgiebt," sagte Eliza, indem sie ihn umwendete. „Wir nennen ihn Harriet — klingt der Name nicht ganz hübsch?"

Das Kind betrachtete ernst und in tiefem Schweigen seine Mutter in ihrer neuen und sonderbaren Kleidung. Von Zeit zu Zeit seufzte er tief auf und blickte unter seinen dunklen Locken hervor auf sie.

„Kennt Harry seine Mama?" fragte Eliza, indem sie ihm die Hand reichte.

Der Knabe schmiegte sich schüchtern an seine Mutter an.

„Komm, Eliza, warum versuchst Du ihn an Dich zu locken, da Du doch weißt, daß er von Dir fern bleiben muß?"

„Ich weiß, daß es thöricht ist," erwiderte Eliza, „und doch kann ich es nicht ertragen, daß er sich von mir abwendet; aber wo ist mein Mantel? — hier — wie nehmen die Männer ihre Mäntel um, George?"

„Du mußt ihn so tragen," sagte ihr Gatte, und er warf ihn über ihre Schultern.

„So also?" entgegnete Eliza, die Bewegung nachahmend; „und ich muß stark auftreten und lange Schritte machen und keck auszusehen versuchen?"

„Strenge Dich nicht an," sagte George, „es giebt auch bescheidene junge Männer, und ich glaube, daß es Dir leichter werden wird, diese Rolle zu spielen."

„Und diese Handschuhe! Gott sei mir gnädig!" rief Eliza, „soll ich den wirklich an eine Hand ziehen? — meine Hand verschwindet ganz darin."

„Ich rathe Dir, sie beständig anzubehalten," sagte George; „Dein kleines, schmales Händchen könnte Alles verrathen. Nun, Mrs. Smith, Sie reisen unter unserer Obhut und als unser Tantchen, vergessen Sie es nicht."

„Ich habe gehört," erwiderte Mrs. Smith, „daß Männer hier gewesen sind, die alle Schiffscapitaine vor einem Manne mit einer Frau und einem kleinen Knaben gewarnt haben."

„So?" versetzte George; „nun wenn wir solche Leute sehen, wollen wir sie darauf aufmerksam machen."

Jetzt fuhr eine Miethkutsche vor und die freundliche Familie, welche die Flüchtlinge aufgenommen hatte, drängte sich mit Abschiedsgrüßen um sie.

Die Verkleidung, in der sich die Gesellschaft befand, war in Folge der Winke Tom Loker's gewählt worden. Mrs. Smith, eine achtbare Frau aus der kanadischen Niederlassung, nach welcher sie flohen, war glücklicher Weise eben im Begriff, über den See zu gehen, um dorthin zurückzukehren, und hatte eingewilligt als Tante des kleinen Harry zu gelten.

Um ihn mehr an sie zu fesseln, hatte man ihn die letzten beiden Tage unter ihrer alleinigen Obhut gelassen, und eine Extra-Quantität von Liebkosungen in Verbindung mit einer unendlichen Masse von Kuchen und Kandiszucker hatte eine sehr innige Zuneigung in dem jungen Herrn geweckt.

Die Miethkutsche fuhr nach dem Quai. Die beiden jungen Männer gingen über die Planke in das Boot, wobei Eliza galant der Mrs. Smith den Arm bot, und George das Gepäck beaufsichtigte.

George stand an dem Bureau des Kapitäns und bezahlte für seine Gesellschaft, als er zwei Männer neben sich sprechen hörte:

„Ich habe Jeden, der an Bord gekommen ist, beobachtet," sagte der Eine, „und ich weiß, daß sie nicht auf diesem Boote sind."

Dieser war der Sekretär des Bootes; der Andere, welchen er anredete, war unser früherer Freund Marks, der mit der schätzbaren Ausdauer, die ihn charakterisirte, nach Sandusky gekommen war, um Beute zu suchen

„Man würde das Weib kaum von einer Weißen unterscheiden können," sagte Marks; „auch der Mann ist ein sehr heller Mulatte, er hat ein Brandmal in der einen Hand."

Die Hand, mit welcher George die Billets und das kleine Geld in Empfang nahm, zitterte ein wenig, aber er wendete sich kaltblütig um, warf unbemerkt einen Blick auf das Gesicht des Sprechenden und ging ruhig nach einem andern Theile des Bootes, wo Eliza ihn erwartete.

Mrs. Smith und der kleine Harry suchten die Abgeschiedenheit der Damenkajüte auf, wo die dunkle Schönheit des angeblichen kleinen Mädchens den Passagieren eine Menge von schmeichelhaften Bemerkungen entlockte.

George hatte, als die Glocke zur Abfahrt ertönte, die Freude, Marks über die Planke an's Ufer zurückkehren zu sehen, und er stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus, als das Boot eine kleine Entfernung erreicht hatte und es nicht mehr möglich war, ihn einzuholen.

Es war ein prächtiger Tag; die blauen Wellen des Eriesees tanzten kräuselnd und glitzernd im Sonnenschein, auf der Höhe wehte eine frische Brise und das majestätische Schiff durchpflügte die Wogen mit mächtigen Schlägen.

O, welche unermeßliche Welt in einem einzigen menschlichen Herzen liegt! Wer ahnete, als George ruhig mit seinem schüchternen Gefährten an der Seite auf dem Verdeck des Dampfbootes hin und her ging, was in seiner Brust glühte? Das Leben, welches sich jetzt zu nähern schien, kam ihm zu schön vor, um es sich je verwirklichen zu können, und er fürchtete jeden Augenblick, daß es ihm wieder entrissen werden könne.

Aber das Boot setzte seine Reise fort, — die Stunden verstrichen und endlich zeigte sich deutlich die gesegnete englische Küste — die von einem mächtigen Zauber erfüllte Küste, welche mit der ersten Berührung jeden Bann der Sklaverei, gleichviel in welcher Sprache er gethan oder durch welche andre Macht er bestätigt sein mag, aufhebt.

George und seine Gattin standen Arm in Arm beisammen, als das Boot sich der kleinen Stadt Amherstberg in Canada näherte.

Er athmete kurz und beklommen — vor seine Augen trat ein Nebel, er preßte schweigend die zitternd auf seinem Arme liegende kleine Hand. Die Glocke läutete — das Boot hielt an.

Ohne zu wissen, was er that, suchte er sein Gepäck zusammen und versammelte seine kleine Gesellschaft. Sie wurden am Ufer ausgesetzt, sie blieben stehen, bis das Boot wieder abgefahren war, dann knieeten der Gatte und die Gattin mit ihrem erstaunten Kinde in den Armen unter Thränen und Umarmungen nieder und erhoben ihre Herzen zu Gott.

Die kleine Gesellschaft wurde bald von Mrs. Smith zu der gastlichen Wohnung eines guten Missionairs geleitet, den die christliche Liebe als einen Hirten für verstoßene Wanderer, welche fortwährend auf dieser Küste eine Freistätte finden, hierher gesendet hat.

Wer kann die Segnungen der Ruhe ermessen, die sich auf das Lager des freien Mannes unter Gesetzen, die ihm die von Gott den Menschen gegebenen Richter sichern, niedersenkt? Wie schön und kostbar erschien dieser Mutter das Gesicht des schlafenden Kindes, das ihr durch die Erinnerung an tausend Gefahren noch theurer wurde! Wie unmöglich war es, im Besitz solcher Seligkeiten zu schlafen! Und doch besaßen diese Beiden keinen Acker Landes — kein Dach, welches sie das ihre nennen konnten — sie hatten ihre ganze Habe bis auf den letzten Dollar aufgezehrt, sie hatten nicht mehr als die Vögel in der Luft oder die Blumen auf dem Felde — und dennoch konnten sie vor Freude nicht schlafen. — O Ihr, die Ihr dem Menschen die Freiheit genommen habt, womit werdet Ihr Euch vor Gott verantworten?

37. Der Sieg.

Haben nicht Viele von uns auf dem mühseligen Wege des Lebens in manchen Stunden gefühlt, wie viel leichter es wäre zu sterben als zu leben?

Der Märtyrer findet selbst, wenn ihm ein Tod voll Qual und Schrecken entgegenstarrt, gerade in dem Entsetzlichen seines Schicksals einen starken Reiz. Es ist eine Aufregung, welche durch jedes Leiden, das die Geburtsstunde der ewigen Herrlichkeit und Ruhe ist, führen kann.

Aber zu leben, einen Tag nach dem andern eine harte, erniedrigende, peinigende Knechtschaft zu ertragen, während jeder Nerv erschlafft, jedes Gefühl allmälig erstickt wird — dieses lange verzehrende Märtyrerthum des Herzens, dieses langsame, tägliche Verbluten des innern Lebens — das ist der wahre Prüfstein des Menschen.

Als Tom seinem Verfolger gegenüberstand, und seine Drohungen hörte und in seiner Seele dachte, daß seine Stunde gekommen sei, hob sich sein Herz muthig und er war fest überzeugt, daß er Folter und Feuer und Alles ertragen könne, da er nur einen Schritt entfernt Jesus und den Himmel zu sehen erwarten durfte; als jener aber hinweggegangen und die gegenwärtige Aufregung vorüber war, kehrte der Schmerz seiner zerschlagenen und erschöpften Glieder wie das Gefühl seines völlig entwürdigten, hoffnungslosen Zustandes zurück, und der Tag schlich traurig dahin.

Lange ehe seine Wunden geheilt waren, bestand Legree darauf, daß er wieder die regelmäßige Feldarbeit beginne, und dann kam ein Tag des Schmerzes und der Mattigkeit nach dem andern, und alles dies wurde noch durch jede Ungerechtigkeit und Mißhandlung, die der böse Wille eines gemeinen boshaften Menschen nur ersinnen konnte, verschlimmert.

Wer in unsern Umständen den Schmerz selbst unter allen Erleichterungen, welche ihn für uns zu begleiten pflegen, kennen gelernt hat, muß wissen, welche Gereiztheit mit ihm eintritt. Tom wunderte sich nicht mehr über die zur Gewohnheit gewordene mürrische Laune seiner Genossen, ja er fand, daß die ruhige, stille Gemüthsart, die ihm während seines ganzen Lebens eigen gewesen war, durch die nämlichen Uebergriffe schwer geprüft wurde. Er hatte gehofft, daß er seine Bibel mit Muße werde lesen können, aber es gab hier keine Muße.

Wenn die Arbeit drängte, nahm Legree keinen Anstand, alle seine Arbeiter des Sonntags wie des Wochentags anzutreiben. Warum sollte er auch nicht? Er erlangte dadurch mehr Baumwolle und gewann seine Wette, und wenn auch einige Arbeiter darauf gingen, so konnte er dann bessere kaufen.

Anfangs pflegte Tom bei dem flackernden Feuer ein paar Verse aus seiner

Bibel zu lesen, nachdem er von seiner Tagesarbeit zurückgekehrt war. Aber nach der grausamen Behandlung, die ihm zu Theil geworden, kam er stets so erschöpft nach Hause, daß sich in seinem Kopfe Alles im Kreise drehte und seine Augen ihm den Dienst versagten, wenn er zu lesen versuchte; er mußte sich daher wohl in der äußersten Erschöpfung wie die Andern niederlegen.

Es kann nicht auffallen, daß der religiöse Friede und die Zuversicht, welche ihn bisher aufrecht erhalten hatten, sich in Unruhe und muthlose Düsterheit verwandelten. Das schwärzeste Problem dieses geheimnißvollen Lebens lag beständig vor seinen Augen: Seelen wurden niedergedrückt und verderbt, das Böse triumphirte und Gott schwieg. Wochen und Monate hindurch rang Tom in seiner Seele mit Dunkelheit und Schmerz — er dachte an Miß Ophelia's Brief an seine Freunde in Kentucky und betete innig, daß Gott ihm Erlösung senden möge, und dann wartete er einen Tag nach dem andern in der unbestimmten Hoffnung, Jemand zu seiner Loskaufung ankommen zu sehen, und wenn Niemand kam, so drängte er die bittern Gedanken, daß es vergeblich sei, Gott zu dienen, daß Gott ihn verlassen habe, in seine Seele zurück.

Zuweilen sah er Cassy und mitunter konnte er, wenn er in das Haus berufen wurde, einen Blick auf das niedergeschlagene Gesicht Emmelinen's werfen; aber er hielt nur sehr geringen Verkehr mit der Einen oder Andern. Er hatte auch gar keine Zeit mit irgend Jemand umzugehen.

Eines Abends saß er in der äußersten Niedergeschlagenheit und Erschöpfung bei einigen halb ausgebrannten Kohlen, über denen er seinen Abendkuchen buk. Er warf einige Reiser in's Feuer, damit es heller brennen solle, und zog dann seine zerlesene Bibel aus der Tasche. Sie enthielt noch alle die bezeichneten Stellen, welche so oft sein Herz ergriffen hatten — Worte von Patriarchen und Sehern, Dichtern und Weisen, die in frühen Zeiten dem Menschen Muth zugesprochen — Stimmen aus der großen Wolke von Zeugen, die uns bei dem Kampfe des Lebens stets umringen. Hatte das Wort seine Macht verloren oder konnten die trüben Augen und müden Sinne nicht mehr der Berührung jener mächtigen Begeisterung entsprechen — er steckte die Bibel mit einem tiefen Seufzer wieder in die Tasche.

Ein rohes Gelächter schreckte ihn auf; er blickte empor — Mr. Legree stand vor ihm.

„Nun, alter Junge,“ sagte er, „Du findest, wie mir scheint, daß Deine Religion nicht wirkt. Ich hatte wohl gedacht, daß ich endlich durch Deine Wolle kommen würde.“

Der grausame Hohn war schmerzlicher als Hunger und Kälte und Nacktheit. Tom schwieg.

„Du warst ein Narr,“ sagte Legree, „denn ich hatte Gutes mit Dir im Sinne, als ich Dich kaufte. Du hättest besser daran sein können als Sambo und Quimbo, hättest gute Zeit haben und anstatt alle Augenblicke gescholten und geprügelt zu werden, den Herrn spielen und die übrigen Nigger traktiren können, und dann und wann wäre Dir der Magen mit gutem Whiskypunsch gewärmt worden. Hältst Du es nicht für besser, vernünftig zu sein? Wirf den alten lächerlichen Plunder in's Feuer und tritt zu meiner Kirche über.“

„Das verhüte der Herr!“ antwortete Tom ernst.

„Du siehst, daß der Herr Dir nicht helfen wird. Wenn er es hätte thun wollen, so würde er nicht zugegeben haben, daß ich Dich bekam. Die Religion ist nichts als Lug und Trug, Tom; ich kenne die ganze Geschichte. Du thust am besten, wenn Du es mit mir hältst. Ich bin ein Mann von Gewicht und kann etwas thun.“

„Nein, Master," sagte Tom, „ich werde aushalten; der Herr mag mir helfen oder nicht, aber ich will an ihm fest hangen und bis zum letzten Augenblick an ihn glauben."

„Um so dümmer von Dir," versetzte Legree, indem er ihn verächtlich anspuckte und mit dem Fuße von sich stieß; „doch es thut nichts; ich werde Dich schon noch weich gerben und geschmeidig machen. Das wirst Du sehen."

Und Legree wendete sich ab.

Wenn eine schwere Last die Seele auf den tiefsten Punkt, wo das Ertragen noch möglich ist, herabdrückt, so tritt eine augenblicklich verzweifelte Anstrengung aller physischen und moralischen Nerven ein, um die Last abzuschütteln, und daher geht der schwersten Seelenqual oftmals eine Fluth von Freude und Muth voraus. So war es auch bei Tom. Der atheistische Spott seines grausamen Herrn drückte seine Seele auf die tiefste Ebbe herab, und obgleich die Hand des Glaubens immer noch an dem ewigen Felsen festhielt, so war es doch nur mit Verzweiflung und zunehmender Schwäche.

Tom saß wie betäubt an dem Feuer. Plötzlich schien Alles um ihn her zu verbleichen, und vor ihm erhob sich die Vision eines mit Dornen gekrönten, geschlagenen und blutenden Mannes. Tom blickte mit Ehrfurcht und Verwunderung auf die majestätische Geduld des Gesichts. Die dunklen Augen warfen ihre Blicke bis in das Innerste seines Herzens; seine Seele erwachte, als er mit einer Fluth von Gefühlen die Hände ausstreckte und auf die Knie fiel, und Alles veränderte sich. Die spitzen Dornen wurden zu leuchtenden Strahlen und er sah dasselbe Gesicht in einem unnennbaren Glanze sich mitleidig zu ihm herabbeugen, und eine Stimme sagte: — „Wer überwindet, soll mit mir auf meinem Throne sitzen, wie ich überwunden habe und bei meinem Vater auf seinem Throne sitze."

Wie lange Tom dalag, wußte er nicht. Als er wieder zu sich kam, war das Feuer ausgegangen, seine Kleider waren vom Nachtthau durchnäßt, aber die furchtbare Seelenkrisis war vorüber und über der ihn erfüllenden Freude fühlte er den Hunger, die Kälte und die Herabwürdigung, seine getäuschten Hoffnungen, das bittere Elend nicht mehr. Von tiefster Seele riß er sich in jener Stunde von jeder Hoffnung in diesem Leben los und brachte seinen Willen dem Unendlichen zum unbedingten Opfer dar. Tom blickte zu dem stummen ewigen Sterne, dem Symbol der englischen Heerschaaren, welche stets zum Menschen herabschauen, auf, und die Einsamkeit der Nacht hallte von den triumphirenden Worten einer Hymne wieder, die er oft in glücklicheren Tagen gesungen hatte, aber nie mit solchen Gefühlen wie jetzt.

Wie Schnee zerschmelzen wird die Welt,
Die Sonne nicht mehr scheinen;
Doch Gott, der mich hierher bestellt,
Bewahrt mich bei den Seinen.

Und wenn die Erdenhüll' verblich,
Und Fleisch und Sinne schwinden,
So werd' ich immer innerlich
Noch Freud' und Frieden finden.

Und wenn wir auch zehntausend Jahr
Verlebt im Himmelsgarten,
So haben wir noch ganz so viel
Dort oben zu erwarten.

Diejenigen, welche mit der religiösen Geschichte der Sklavenbevölkerung vertraut sind, wissen, daß Erzählungen wie die, welche wir berichtet haben, unter ihnen sehr häufig vorkommen. Wir haben von ihren eignen Lippen einige von höchst rührendem Charakter vernommen. Der Psycholog sagt uns von einem Zustande, in welchem die Empfindungen und Bilder des Geistes so herr-

schend und überwältigend werden, daß sie die äußeren Sinne zu ihrem Dienst zwingen und den Phantasieen eine greifbare Form geben.

Wer kann ermessen, was ein Alles durchdringender Geist mit den Fähigkeiten unserer Sterblichkeit thun, oder auf welche Weise er die entmuthigte Seele der Trostlosen aufmuntern kann? — Wenn der arme verlassene Sklave glaubt, daß Jesus ihm erschienen sei und ihn angeredet habe, wer wird ihm widersprechen? — Hat er nicht gesagt, daß seine Sendung zu allen Zeiten die sei, die Wunden zu verbinden und die Gedrückten von ihrem Joche zu befreien?

Als das trübe Morgengrauen die Schläfer zu ihrer Feldarbeit weckte, befand sich unter den zerlumpten, vor Frost zitternden Sklaven Einer, der mit triumphirendem Schritt einherging; denn fester als der Boden unter ihm war sein starker Glaube an die allgewaltige ewige Liebe. O, Legree, versuche jetzt alle Deine Kräfte!

Todespein, Wehe, Herabwürdigung, Mangel und Verlust aller Dinge werden nur den Vorgang beschleunigen, durch den er zu einem Könige und Priester Gottes gemacht werden soll.

Von dieser Zeit an umgab eine unverletzbare Sphäre des Friedens das arme Herz des Unterdrückten. Ein stets gegenwärtiger Heiland weihte es wie einen Tempel. An dem Bluten irdischer Kümmernisse — an seinen Schwankungen der Hoffnung und der Furcht und der Wünsche vorüber — war der menschliche Wille, welcher so lange gebeugt und blutend und ringend gewesen, jetzt völlig in dem Göttlichen aufgegangen. Die noch übrige Lebensreise schien jetzt so kurz — die ewige Seligkeit so nahe, so lebhaft zu sein — daß das äußerste Weh der Erde keine Gewalt mehr über ihn hatte.

Alle bemerkten die Veränderung in seinem Aeußeren; seine Heiterkeit und Rüstigkeit schienen zurückzukehren und er von einer Ruhe, die weder Schmähungen noch Mißhandlungen zu trüben vermochten, erfüllt zu sein.

„Was Teufel ist in Tom gefahren?“ sagte Legree zu Sambo; „vor Kurzem war er noch ganz niedergeschlagen und jetzt ist er munter wie ein Heimchen.“

„Weiß nicht, Master; vielleicht will er davonlaufen.“

„Ich möchte ihn das wohl einmal versuchen sehen,“ erwiderte Legree mit einem grimmigen Lächeln. „Du nicht auch, Sambo?“

„Das glaube ich wohl, hahaha!“ lachte der schwarze Gnome unterwürfig. „Gott, das wäre ein Spaß, wenn man ihn im Schlamme stecken und durch die Gebüsche laufen und springen sähe, während die Hunde ihn festhielten! Ich hätte vor Lachen bersten mögen, als wir damals Molly fingen. Ich dachte sie würde ganz zerrissen werden, ehe ich die Hunde losbringen konnte. Sie trägt die Spuren von dem Spaße noch an sich.“

„Ich glaube, daß sie sie bis an ihr Grab behalten wird,“ versetzte Legree; „aber nun paß auf, Sambo. Wenn der Nigger so etwas vor hat, so fange ihn auf.“

„Das überlassen Sie nur mir, Master,“ erwiderte Sambo; „ich werde ein scharfes Auge auf ihn haben.“

Dies wurde gesprochen, als Legree sein Pferd bestieg, um nach der nahen Stadt zu reiten. Als er am Abend zurückkehrte, fiel es ihm ein, nach den Quartieren zu gehen, um zu sehen, ob Alles richtig sei.

Es war eine herrliche Mondnacht, die Schatten der prächtigen Chinabäume lagen deutlich abgezeichnet auf dem Rasen und in der Luft herrschte die feierliche Stille, welche zu stören beinahe unheilig erscheint. Legree befand sich in einiger Entfernung von den Quartieren, als er die Stimme eines Singenden vernahm.

Es war hier kein gewöhnlicher Gesang, und er hielt an um zu lauschen. Eine wohlklingende Tenorstimme sang:

„Sobald in Himmelssicherheit
Verwandelt sich mein Sehnen,
Die Furcht ich werfe von mir weit
Und trockne meine Thränen.

Wenn auch das ganze Erdenrund,
Wenn Satan mich bekriegt,
So bleib' ich doch mit Gott im Bund
Die fromme Seele siegt.

Laß kommen nur der Sorgen Fluth,
Laß Leidensstürme wehen,
Ich stehe unter Gottes Huth
Werd' ein zum Himmel gehen."

„Oho!" sagte Legree zu sich; „er denkt so? Wie ich die verdammten Methodistenhymnen hasse! Halloh, Nigger!" rief er indem er plötzlich zu Tom trat und seine Reitpeitsche erhob; „wie kannst Du es wagen, hier solchen Spektakel zu machen, während Du im Bett sein solltest? Schließe Deine alte schwarze Schnauze und mache, daß Du hinein kommst!"

„Ja, Master," sagte Tom mit heiterer Bereitwilligkeit, indem er aufstand und hinein trat.

Legree wurde durch Tom's offenbar frohe Stimmung heftig aufgebracht, er ritt daher zu ihm heran und bearbeitete ihn über Kopf und Schultern.

„Da, Du Hund," sagte er; „sieh zu ob es Dir jetzt noch so behaglich sein wird."

Aber die Schläge fielen jetzt nur auf den äußern Menschen und nicht wie früher auf das Herz. Tom stand in der vollkommensten Unterwürfigkeit da, und doch konnte Legree sich selbst nicht verbergen, daß er die Macht über seinen Leibeigenen auf irgend eine ihm unbekannte Weise verloren habe, und als Tom in seiner Hütte verschwand und er sein Pferd plötzlich umwendete, zuckte durch seinen Geist einer von den feurigen Blitzen, welche oftmals das Licht des Gewissens auf die verdunkelte sündige Seele werfen; er begriff vollkommen, daß es Gott war, der zwischen ihm und seinem Opfer stand — und er lästerte ihn.

Der unterwürfige und stille Mann, den weder Spott, noch Drohungen, noch Striemen, noch Grausamkeiten irre machen konnten, erweckte in ihm eine Stimme, wie sie in alter Zeit sein Herr in der Dämonenseele erweckt hatte, und sagte. „Was haben wir mit Dir zu schaffen, Jesus von Nazareth? bist Du gekommen um uns vor der Zeit zu peinigen?"

Tom's ganze Seele strömte von Mitleid und Theilnahme für die armen Unglücklichen, von denen er umgeben war, über. Ihm war es, als ob seine Lebenskümmernisse jetzt vorbeigezogen seien und als ob er aus dem Schatze des Friedens und der Freude, mit welchem er von oben begabt worden war, einen Theil zur Linderung ihrer Schmerzen spenden müsse. Allerdings kam die Gelegenheit dazu nur selten; aber auf dem Wege nach den Feldern und wieder zurück, und während der Arbeit wurde es ihm zuweilen möglich, den Müden, den Niedergeschlagenen und den Muthlosen eine hilfreiche Hand zu reichen.

Die armen niedergedrückten, verthierten Geschöpfe konnten dies Anfangs kaum begreifen; als es aber eine Woche nach der andern und einen Monat nach dem andern fortgesetzt wurde, begann es lange stumm gewesene Saiten in ihrem betäubten Herzen zu erwecken. Allmälig und unmerklich erlangte der schweigsame, geduldige Mann, der bereit war, die Last eines Jeden zu tragen und der bei Keinem Hilfe suchte — der sich Allen nachstellte und zuletzt kam, immer das Wenigste nahm und dennoch der Erste war, das Seinige mit Jedem zu theilen — der Mann, der in kalten Nächten seine zerrissene Decke abtreten konnte, um einer im Fieber zitternden Sklavin ein wenig mehr Bequemlichkeit zu verschaffen, und der

die Körbe der Schwächeren auf dem Felde trotz der furchtbaren Gefahr der er sich aussetzte, wenn sein eignes Maaß nicht voll war, füllte — und der, obgleich ihr gemeinschaftlicher Tyrann ihn mit unbarmherziger Grausamkeit verfolgte, doch nie ein Wort der Schmähung oder des Fluches aussprach: dieser Mann erlangte endlich eine seltsame Macht über sie, und als die dringende Arbeitszeit vorüber war und man ihnen wieder den Sonntag zu ihrer eigenen Verwendung gestattete, sammelten sich Viele um ihn, um sich durch ihn von Jesus erzählen zu lassen. Sie würden sich gern versammelt haben, um an irgend einem Orte zu beten und zu singen, aber Legree duldete es nicht und jagte mehr als einmal solche Gruppen mit Flüchen und brutalen Verwünschungen auseinander, so daß das Evangelium von Einem zum Andern verbreitet werden mußte.

Wer vermag aber die einfache Freude zu beschreiben, womit Einige von diesen armen Ausgestoßenen, denen das Leben eine freudenleere Reise nach einem dunklen unbekannten Ziele war, von einem mitleidigen Erlöser und einer himmlischen Heimath hörten! Die Missionäre sagen, daß unter allen Racen der Erde keine das Evangelium mit begierigerem Eifer aufgenommen habe, als die afrikanische. Das Prinzip des zweifellosen Glaubens, welches seine Grundlage bildet, ist bei dieser Race mehr als bei irgend einer andern ein angeborenes Element, und es ist oft unter ihnen vorgekommen, daß ein verwehtes Samenkörnchen der Wahrheit, welches zufällig in die unwissendsten Herzen fiel, darin Früchte getragen hat, deren Reichlichkeit die einer höheren Kultur beschämt.

Die arme Mulattin, deren einfacher Glaube durch die auf sie eingestürmte Lawine von Grausamkeiten und Unrecht beinahe erdrückt worden war, fühlte wie ihre Seele durch die Hymnen und Bibelsprüche, welche dieser bescheidene Missionair von Zeit zu Zeit, wenn sie zur Arbeit ging, oder von ihr kam, in ihr Ohr flüsterte, erhoben; und selbst der verstörte, halb wahnsinnige Geist Cassy's wurde durch seine einfachen Einflüsse besänftigt und beruhigt.

Cassy, die durch die Qualen ihres Lebens zum Wahnsinn und zur Verzweiflung aufgestachelt worden war, hattel oftmals in ihrem Herzen beschlossen, daß eine Stunde der Vergeltung eintreten und ihre Hand an ihrem Peiniger alle Ungerechtigkeiten und Gausamkeiten rächen solle, deren Zeuge sie gewesen war, oder die sie selbst erfahren hatte.

Eines Nachts, als schon Alle in Tom's Hütte Befindlichen schliefen, wurde er plötzlich dadurch aufgemuntert, daß er ihr Gesicht an dem Wandloche, welches zum Fenster diente, wahrnahm. Sie winkte ihm mit einer stummen Geberde herauszukommen.

Tom trat vor die Thür. Es war zwischen ein und zwei Uhr Nachts — der Mond schien ruhig und hell. Tom bemerkte, als das Licht des Mondes auf Cassy's große Augen fiel, daß in ihnen eine wilde eigenthümliche Gluth leuchtete, welche ganz verschieden war von ihrem gewöhnlichen starren Ausdrucke.

„Komm her, Vater Tom," sagte sie, ihre kleine Hand auf seinen Arm legend und ihn mit einer Gewalt, als ob die Hand von Stahl wäre, vorwärts ziehend, „komm her, ich habe Nachrichten für Dich."

„Was, Missis Cassy?" fragte Tom ängstlich.

„Tom, möchtest Du nicht gern Deine Freiheit haben?"

„Ich werde sie erhalten, Missis, wenn es Gott gefällt;" sagte Tom.

„Ja, aber Du kannst sie diese Nacht erhalten," fügte Cassy mit plötzlich auflodernder Energie hinzu. „Komm mit!"

Tom zauderte.

„Komm," flüsterte sie, ihre schwarzen Augen auf ihn heftend, „komm mit! — er liegt in tiefem Schlaf; ich habe genug in seinen Branntwein gethan, da-

mit er so bald nicht erwacht. Ich wollte, ich hätte mehr gehabt, ich würde Dich dann nicht gebraucht haben. Aber komm, die Hinterthür ist offen — dort liegt eine Art — ich habe sie selbst hingelegt — die Thür seines Zimmers ist nicht verschlossen; ich werde Dir den Weg zeigen. Ich würde es selbst gethan haben, wenn nicht mein Arm so kraftlos wäre."

„Nicht um tausend Welten!" entgegnete Tom fest, indem er stehen blieb und sie zurückhielt.

„Aber denke an alle diese armen Geschöpfe," sagte Cassy, „wir könnten sie Alle in Freiheit setzen und irgend wohin in die Sümpfe gehen, eine Insel aufsuchen und unter uns leben. Ich habe gehört, daß dergleichen Dinge geschehen sind. Jede andere Lebensweise ist besser als diese."

„Nein!" rief Tom nochmals; „nein, aus Bösem kommt niemals Gutes. Ich würde eher meine rechte Hand abhacken."

„Dann werde ich es thun," sagte Cassy, indem sie sich umwendete.

„O, Missis," rief Tom ihr den Weg vertretend; „um des lieben Heilands willen, der für Sie gestorben ist, verkaufen Sie Ihre kostbare Seele nicht dem Teufel auf diese Weise! Es wird nichts als Böses daraus entstehen. Der Herr hat uns nicht zum Zorn berufen. Wir müssen dulden und unsre Zeit erwarten."

„Erwarten!" rief Cassy, „habe ich nicht gewartet? — gewartet bis mir der Kopf verwirrt und das Herz gebrochen ist? Was hat er mich leiden lassen? Was hat er Hunderte von armen Geschöpfen leiden lassen? Drückt es Dir nicht das Herz ab? Ich werde gerufen! sie rufen mich! seine Zeit ist gekommen und ich muß sein Blut haben."

„Nein, nein, nein!" rief Tom und er hielt ihre kleinen Hände, die mit krampfhafter Heftigkeit geballt waren; — „nein, Sie arme, verlorene Seele, das dürfen Sie nicht thun! Der theure, gesegnete Heiland hat nie anderes Blut vergossen als sein eigenes, und das vergoß er für uns, als wir seine Feinde waren. Gott helfe uns seinen Schritten folgen und unsere Feinde lieben!"

„Lieben?" sagte Cassy mit einem wilden Blicke — „wir sollen unsere Feinde lieben? Das liegt nicht in Fleisch und Blut."

„Allerdings nicht, Missis," sagte Tom aufblickend, „aber Er giebt es uns und das ist der Sieg; wenn wir bei Allem, was uns geschieht, lieben und beten können, so ist der Kampf vorüber und der Sieg errungen. Ehre sei Gott!"

Und der Neger blickte, während er diese Worte mit feuchten Augen und erstickter Stimme sprach, zum Himmel empor.

Die tiefe Innigkeit und Milde seiner Stimme und seine Thränen fielen wie Thau auf den wilden verstörten Geist der Armen; das Feuer ihrer Augen erlosch, sie blickte zu Boden und Tom konnte fühlen, wie die Muskeln ihrer Hand schlaffer wurden, als sie sagte:

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß böse Geister mich verfolgen? O, Vater Tom, ich kann nicht beten — ich wünschte, ich könnte es! Ich habe es nie wieder gethan seit meine Kinder verkauft wurden! Was Du sagst, muß recht sein, ich weiß, daß es das sein muß, aber wenn ich zu beten versuche, kann ich nur hassen und fluchen. Ich vermag nicht zu beten!"

„Arme Seele," sprach Tom mitleidig. „Der Satan will Sie versuchen. Ich will zu Gott für Sie beten. O Missis Cassy, wenden Sie Sich zu dem theuern Herrn Jesus; er ist gekommen, die Wunden zu verbinden und die Betrübten zu trösten."

Cassy stand schweigend da, während große Thränen aus ihren niedergeschlagenen Augen rannen.

„Missis Cassy," fuhr Tom zaudernd fort, nachdem er sie einige Augenblicke

schweigend betrachtet hatte, „wenn Sie nur von hier fortkommen könnten — wenn es möglich wäre, so würde ich Ihnen und Emmelinen rathen, es zu thun. Das heißt, wenn Sie ohne Blutschuld gehen könnten — sonst nicht!"

„Würdest Du es mit uns versuchen, Vater Tom?"

„Nein!" antwortete Tom; „es hat eine Zeit gegeben, wo ich es gethan haben würde, aber der Herr hat mir eine Arbeit unter diesen armen Seelen hier zugewiesen und ich werde bei ihnen ausharren und mein Kreuz mit ihnen bis an's Ende tragen. Bei Ihnen ist es anders! für Sie ist es ein Fallstrick — es ist mehr als Sie überwinden können und Sie würden am besten thun, wenn Sie gingen, so bald Sie können."

„Ich kenne keinen andern Weg als durch das Grab," sagte Cassy; „es giebt kein Thier, keinen Vogel, der nicht irgendwo ein Asyl finden könnte; selbst die Schlangen und Alligatoren haben ihre Plätze, wo sie sich niederlegen und ruhig sind, aber für uns giebt es keine Stätte; selbst in den schwarzen Sümpfen spüren uns die Hunde auf und finden uns. Alles ist gegen uns! selbst die Thiere nehmen gegen uns Partei; wohin sollen wir gehen?"

Tom stand schweigend da, und endlich sagte er:

„Er, der ~~David~~ aus der Löwengrube gerettet — der die Männer im feurigen ×Daniel
Ofen erlös't — er, der über das Meer gegangen ist und dem Winde Stille geboten hat, er lebt noch und ich glaube, daß er Sie erlösen kann. Versuchen Sie es und ich werde von ganzen Kräften für Sie beten."

Welches seltsame Gesetz des Geistes ist es, das eine lange übersehene und als nutzlosen Stein in den Staub getretene Idee plötzlich gleich einem entdeckten Diamant in einem neuen Lichte blitzen läßt?

Cassy hatte oft Stunden lang über alle möglichen Fluchtpläne nachgesonnen und sie alle als hoffnungslos und unausführbar verworfen; aber in diesem Augenblicke blitzte in ihrem Geist ein so einfacher und so leicht ausführbarer Plan auf, daß er augenblickliche Hoffnung erregte.

„Vater Tom, ich werde es versuchen," sagte sie plötzlich.

„Amen!" versetzte Tom, „der Herr sei mit Ihnen."

38. Die Kriegslist.

Der Dachboden des Hauses, welches Legree bewohnte, war, wie die meisten andern Dachböden, ein großer, öder, staubiger mit Spinnegeweben behangener und mit altem Gerumpel angefüllter Raum. Die wohlhabende Familie, der das Haus in den Tagen seines Glanzes gehört, hatte eine große Quantität prächtiger Möbeln vom Auslande kommen lassen, und einige davon mitgenommen, während andere einsam und verlassen in moderigen, unbewohnten Zimmern stehen geblieben oder in diesem Raume aufbewahrt worden waren. Einige große Packkisten, in denen diese Möbel angekommen waren, standen an den Wänden des Bodens. Er hatte ein kleines Fenster, das durch seine trüben bestaubten Scheiben ein spärliches Licht auf die großen hochlehnigen Stühle und staubigen Tische, die einst bessere Tage gesehen hatten, warfen.

Der Raum sah im Ganzen unheimlich und gespenstisch aus und überdies fehlte es nicht an Legenden unter den abergläubischen Niggern, die seine Schrekken vergrößerten. Vor einigen Jahren war eine Negerin, welche sich Legree's Ungnade zugezogen hatte, dort mehrere Wochen lang eingesperrt gewesen. Wir wollen nicht beschreiben, was dort vorging, die Neger pflegten es sich geheimnißvoll zuzuflüstern; aber es war bekannt, daß eines Tags der Leichnam des un-

glücklichen Geschöpfes von dort herabgelassen und begraben wurde, und von da an hieß es, daß Flüche und Verwünschungen und der Schall von heftigen Schlägen mit dem Jammer und Stöhnen der Verzweiflung vermischt, sich oft auf jenem alten Boden vernehmen ließe. Als Legree einmal zufällig etwas Derartiges hörte, gerieth er in die heftigste Wuth und schwur, daß der Nächste, welcher Geschichten über jenen Dachboden erzählte, die Gelegenheit erhalten solle, kennen zu lernen, was sich dort befinde, indem er ihn eine Woche lang dort anketten werde.

Dieser Wink genügte, um das Gerede zu unterdrücken, wiewohl es natürlich den Glauben an die Geschichte nicht im Mindesten beeinträchtigte.

Allmälig vermieden alle Bewohner des Hauses die zum Dachboden führende Treppe und selbst den mit ihr in Verbindung stehenden Gang — Alle fürchteten, davon zu sprechen und die Sage gerieth mit der Zeit in Vergessenheit. Es war plötzlich Cassy eingefallen, Legree's Aberglauben zum Zweck ihrer Befreiung und der ihrer Leidensgefährtin zu benutzen.

Das Schlafzimmer Cassy's lag gerade unter dem Boden. Eines Tages ließ sie ohne Legree zu befragen, plötzlich mit bedeutender Auffälligkeit alle Möbeln und sonstigen Einrichtungen des Zimmers nach einem andern in ziemlicher Entfernung liegenden bringen. Die untere Dienerschaft, welche herbeigerufen worden war, um diesen Umzug zu bewerkstelligen, lief mit eifriger Geschäftigkeit hin und her, als Legree von einem Ritte zurückkehrte.

„Hollah, Cassy," rief Legree; „was ist wieder im Winde!"

„Nichts! ich habe nur ein anderes Zimmer haben wollen," antwortete Cassy mürrisch.

„Und darf ich fragen wozu?" fragte Legree.

„Es beliebt mir so," erwiderte Cassy.

„Warum, zum Teufel?"

„Ich möchte dann und wann einmal ein wenig schlafen."

„Schlafen? — Was hindert Dich am Schlafen?"

„Ich glaube, daß ich es sagen könnte, wenn Du es hören willst," sagte Cassy trocken.

„Heraus damit, Dirne!" rief Legree.

„O, es ist nichts, es wird Dich wahrscheinlich nicht berühren. Es ist weiter nichts als Stöhnen nnd Winseln und ein Geräusch, als ob Leute mit einander rängen, und sich auf dem Boden der Dachkammer umherwälzten, und das dauert die halbe Nacht von Zwölf bis zum Morgen."

„Leute oben in der Dachstube?" sagte Legree erschrocken, aber mit einem erzwungenen Lächeln. „Wer sind sie, Cassy?"

Cassy erhob ihre stechenden schwarzen Augen und blickte mit einem Ausdruck, von dem Legree das Mark in den Gebeinen erstarrte, zu ihm auf, indem sie sagte:

„Ja, Simon, wer sind sie? — es wäre mir lieb, wenn Du mir das sagtest. Du weißt es wahrscheinlich nicht."

Legree stieß einen Fluch aus und schlug mit seiner Reitpeitsche nach ihr, aber sie sprang zur Seite und entfernte sich, und als sie unter der Thür war, blickte sie zurück und sagte:

„Wenn Du in dem Zimmer schlafen willst, so wirst Du Alles erfahren, vielleicht wäre es am besten, wenn Du es versuchtest."

Darauf schlug sie die Thür zu und verschloß sie augenblicklich.

Legree fluchte und schimpfte und drohte die Thür einzuschlagen, besann sich aber dem Anschein nach eines Bessern und ging ängstlich in das Wohnzimmer. Cassy bemerkte, daß ihr Pfeil getroffen hatte und von dieser Stunde an hörte sie

nicht auf, mit der ausgesuchtesten Geschicklichkeit die Kette von Einwirkungen, welche sie begonnen hatte, weiter zu schmieden.

In ein Astloch der Dachstube hatte sie den Hals einer alten Flasche so gesteckt, daß bei dem geringsten Windhauche die kläglichsten Jammertöne erzeugt wurden, die sich bei einem heftigeren Winde zu einem wahren Kreischen verstärkten, das leichtgläubigen und abergläubischen Ohren wie das des Entsetzens und der Verzweiflung klingen konnte.

Die Dienerschaft hörte von Zeit zu Zeit diese Töne und sie riefen die Erinnerung an die alte Gespenstergeschichte wieder hervor. Das Haus schien von einem abermaligen Schrecken erfüllt zu sein und wenn auch Niemand wagte, Legree etwas davon zu sagen, so fühlte er sich doch davon umgeben wie von einer Atmosphäre.

Es giebt keinen abergläubischeren Menschen als einen Gottlosen. Der Christ wird von dem Glauben an einen weisen, Alles lenkenden Vater beruhigt, dessen Gegenwart den unbekannten leeren Raum mit Licht und Ordnung erfüllt, aber für den Mann, der Gott verleugnet, ist das Geisterland wirklich ein Land der Finsterniß und der Todesschatten, ohne alle Ordnung, worin das Licht der Finsterniß gleicht. Leben und Tod sind für ihn mit Gespenstern und mit unbestimmten, aber entsetzlichen Koboldgestalten angefüllt.

In Legree war durch seinen Verkehr mit Tom das schlummernde moralische Element geweckt worden — aber nur, um den entschlossensten Widerstand von Seiten der Macht des Bösen zu finden; dessenungeachtet wurde aber durch jedes Wort, jedes Gebet, jede Hymne ein Beben und eine Bewegung der finstern innern Welt erregt, die abergläubische Furcht hervorrief.

Der Einfluß, welchen Cassy auf ihn ausübte, war von seltsamer und eigenthümlicher Art. Er war ihr Eigenthümer, ihr Tyrann und Quälgeist. Sie war, wie er wußte, ganz und ohne Möglichkeit der Hilfe oder Unterstützung in seinen Händen, und doch zeigte es sich auch hier, daß der roheste Mann nicht beständig unter einem starken weiblichen Einfluß leben kann, ohne bedeutend davon beherrscht zu werden. Als er sie kaufte, war sie, wie sie Tom erzählt hatte, ein feingebildetes Wesen und er hatte sie zu jener Zeit unbedenklich mit seiner Brutalität niedergetreten, als aber die Zeit und erniedrigende Einflüsse und Verzweiflung das weibliche Gefühl in ihr erstickten und das Feuer heftiger Leidenschaften weckten, war sie gewissermaßen seine Gebieterin geworden, und er war abwechselnd ihr Tyrann und ihr Sklave.

Dieser Einfluß war noch entschiedener und peinlicher geworden, seit ein theilweiser Wahnsinn allen ihren Worten und Bewegungen eine unheimliche Färbung ertheilt hatten.

Einige Abende darauf saß Legree in dem Wohnzimmer vor einem flackernden Holzfeuer, welches das Zimmer schwach erleuchtete. Es war eine jener stürmischen Nächte, welche ganze Regimenter von unbeschreiblichen Tönen und Klängen in alten Häusern wecken. Die Fenster klapperten, die Läden knarrten in ihren Angeln, der Wind heulte im Schornstein und trieb von Zeit zu Zeit Rauch und Asche in das Zimmer, als ob ihnen eine Legion von Geistern nachkomme. Legree hatte Rechnungen geschrieben und Zeitungen gelesen, wärend Cassy in einer Ecke saß und stumm in's Feuer blickte. Legree warf seine Zeitung weg, und als er ein altes Buch auf dem Tische liegen sah, worin, wie er bemerkt hatte, Cassy den größten Theil des Abends gelesen hatte, nahm er es und begann es durchzublättern. Es war eine jener Sammlungen von Geschichten blutiger Mordthaten, Gespenstersagen und übernatürlicher Erscheinungen, welche mit ihren groben Illusionen auf Denjenigen, der sie zu lesen anfängt, einen fesselnden Zauber ausüben.

„Dummes Zeug! Unsinn!" sagte Legree, las aber ein Blatt nach dem andern und immer weiter bis er endlich das Buch mit einem Fluche hinwarf.

„Glaubst Du an Gespenster, Cassy?" sagte er, indem er die Feuerzange nahm und das Feuer anschürte. „Ich hätte gedacht, daß Du mehr Verstand besäßest."

„Gleichviel was ich glaube!" erwiderte Cassy mürrisch.

„Auf dem Meere haben mir die Matrosen auch mit ihren Geschichten Angst machen wollen," fuhr Legree fort; „es ist ihnen aber nie gelungen. Ich bin für solchen Unsinn zu zähe, das sage ich Dir."

Cassy blickte ihn aus ihrem dunklen Winkel mit glühenden Augen an. Das seltsame Feuer derselben machte auf Legree stets einen unheimlichen Eindruck.

„Der Lärm war nichts als die Ratten und der Wind," fuhr Legree fort; „die Ratten machen einen verteufelten Lärm; ich habe sie zuweilen unten im Schiffsraume gehört, und der Wind — Du lieber Gott mit dem Winde kann man Alles anfangen."

Cassy wußte, daß Legree unter dem Einflusse ihres Blickes bange wurde, und sie antwortete daher nicht, sondern heftete ihre Augen mit dem unveränderten geisterhaften Ausdrucke auf ihn.

„Sprich, Weib! Denkst Du nicht auch so?"

„Können Ratten die Treppe auf und nieder gehen und durch den Saal schreiten und Thüren öffnen, wenn man sie verschlossen und den Stuhl davor gestellt hat?" fragte Cassy; — „können sie an's Bett kommen und ihre Hände so ausstrecken?"

Cassy hielt während dieser Worte ihre blitzenden Augen auf Legree geheftet und er starrte sie an, als ob ihn der Alp drücke, bis er, als sie zuletzt ihre eisig kalten Hände auf die seinen legte, mit einem Fluche aufsprang.

„Weib, was meinst Du damit? das hat Niemand gethan?"

„O nein — gewiß nicht — habe ich gesagt, daß es Jemand gethan habe?" fragte Cassy mit einem Lächeln voll kalten Hohnes.

„Aber — hast — Du — es wirklich gesehen? Nun, Cassy, was ist es, rede!"

„Du kannst selbst dort schlafen, wenn Du es wissen willst," sagte Cassy.

„Ist es aus der Dachkammer gekommen?"

„Es — was?" fragte, Cassy.

„Nun das, wovon Du erzähltst."

„Ich habe Dir von nichts erzählt," versetzte Cassy verstockt.

Legree ging aufgeregt im Zimmer auf und ab.

„Ich muß das untersuchen. Ich werde noch heute Abend nachsehen und meine Pistolen mitnehmen."

„Thue es," sagte Cassy; „schlafe in dem Zimmer, es soll mich freuen. Feure Deine Pistolen ab — thue es."

Legree stampfte mit den Füßen und fluchte heftig.

„Fluche nicht! man weiß nicht, wer Dich vielleicht hört. Horch! — was war das?"

„Was?" fragte Legree zusammenschreckend.

Eine alte Schwarzwälder Uhr in der Ecke des Zimmers begann langsam die zwölfte Stunde zu schlagen.

Legree bewegte sich eine Zeitlang nicht und sprach kein Wort; eine unbestimmte Angst hatte sich seiner bemächtigt, während Cassy ihn mit einem spöttischen durchbohrenden Blicke ansah und die Schläge zählte.

„Zwölf Uhr; nun jetzt wollen wir sehen," sagte sie, indem sie sich um-

wendete, die in den Gang führende Thür öffnete und dort stehen blieb wie um zu lauschen.

„Horch, was ist das?“ fragte sie, die Hand erhebend.

„Es ist nur der Wind,“ sagte Legree; „hörst Du nicht, wie verwünscht er heult?“

„Simon, komm her,“ flüsterte Cassy, und sie ergriff seine Hand und führte ihn an den Fuß der Treppe. „Weißt Du, was das ist? — horch!“

Ein wilder Schrei ertönte von oben herab — er kam aus dem Dachzimmer. Legree's Knie schlotterten, sein Gesicht wurde kreideweiß.

„Willst Du Deine Pistolen nehmen?“ fragte Cassy mit einem spöttischen Ausdrucke, welcher Legree's Blut zum Erstarren brachte. „Es ist Zeit, daß die Sache untersucht wird, es wäre mir lieb, wenn Du jetzt hinauf gingest — sie haben wieder angefangen!“

„Ich will nicht gehen,“ sagte Legree mit einem Fluche.

„Warum nicht? es giebt ja keine Gespenster. Komm!“ —

Und Cassy flog die Wendeltreppe lachend und sich nach ihm umblickend hinauf. „Komm mit!“

„Ich glaube wirklich, daß Du der Teufel bist,“ sagte Legree; „komm zurück, Hexe, komm zurück, Cassy — Du sollst nicht gehen.“

Cassy aber lachte wild und eilte weiter hinauf. Er hörte, wie sie die zum Dachzimmer führende Thür öffnete. Ein heftiger Windstoß fegte herab, löschte das Licht aus, welches er in der Hand hielt, und mit ihm kam das furchtbare gespenstische Kreischen. Es war ihm als ob ihm Jemand in's Ohr schrie.

Legree floh entsetzt in das Zimmer, wohin Cassy ihm nach einigen Augenblicken folgte.

Sie war bleich, aber ruhig und kalt wie ein rächender Geist, und das frühere unheimliche Feuer blitzte immer noch in ihren Augen.

„Du wirst hoffentlich jetzt zufrieden sein,“ sagte sie.

„Hol Dich der Teufel, Cassy!“ rief Legree.

„Weshalb?“ versetzte Cassy; „ich bin hinaufgegangen und habe die Thür geschlossen. Was meinst Du, Simon? — was ist's mit der Dachkammer?“

„Das geht Dich nichts an,“ erwiderte der Mann.

„O, wirklich nicht? Nun,“ sagte Cassy, „jedenfalls bin ich froh, daß ich nicht darunter schlafe.“

Cassy, die an jenem Abende das Stärkerwerden des Windes erwartet hatte, war schon früher hinaufgegangen, um das Fenster der Dachstube zu öffnen. Natürlich war, sobald die Thür aufgerissen wurde, der Wind herabgebraust und hatte das Licht ausgelöscht.

Dies mag als eine Probe des Spieles dienen, welches Cassy mit Legree trieb, bis er lieber seinen Kopf in den Rachen eines Löwen gesteckt, als diesen Boden besucht haben würde.

Mittlerweile häufte Cassy des Nachts, wenn alle Andern schliefen, langsam und vorsichtig dort einen Vorrath von Lebensmitteln auf, welcher für einige Zeit hinlänglich war; dann schaffte sie den größten Theil ihrer und Emmelinen's Garderobe Stück für Stück hinauf. Sobald Alles in Ordnung war, erwartete sie nur eine passende Gelegenheit, um ihre Pläne zur Ausführung zu bringen.

Durch Schmeichelworte und die Benutzung einiger seltenen Anfälle von Gutherzigkeit hatte Cassy Legree dazu vermocht, sie mit nach der benachbarten Stadt, die am Red-River lag, zu nehmen. Sie merkte sich mit ihrem außerordentlich scharfen Gedächtniß jede Wendung des Weges und berechnete im Stillen die Zeit, welche ein Fußgänger zum Durchmessen desselben brauchen würde.

Jetzt war Alles zur Ausführung reif und unsere Leser werden vielleicht gern einen Blick hinter die Coulissen werfen, um Zeugen von dem letzten Streiche Cassy's zu sein.

Der Tag neigte sich zu Ende. Legree war abwesend und auf ein benachbartes Gut geritten. Schon seit mehreren Tagen war Cassy ungewöhnlich nachgiebig und gnädig gewesen, und sie hatte dem Anscheine nach mit Legree im besten Vernehmen gestanden. Gegenwärtig können wir sie und Emmelinen im Zimmer der Letzteren mit dem Zusammenknüpfen zweier kleiner Bündel beschäftigt sehen.

„So, diese werden groß genug sein," sagte Cassy, „nun setze Deinen Hut auf und laß uns aufbrechen. Es ist die rechte Zeit."

„Man kann uns aber noch sehen!"

„Das soll man auch," erwiderte Cassy kaltblütig. „Weißt Du nicht, daß sie jedenfalls Jagd auf uns machen werden? Die Sache muß auf folgende Art geschehen. Wir werden uns durch diese Hinterthür hinausschleichen und am Quartier vorüberlaufen. Sambo und Quimbo werden uns gewiß sehen; sie werden uns verfolgen, und wir laufen in den Sumpf. Sie können uns dann nicht weiter folgen. Ehe sie hier herauf gegangen sind und Lärm gemacht, die Hunde herausgelassen haben u. s. w., und während sie noch umhereilen und über ihre eigenen Beine fallen, wie sie es stets thun, werden wir Beide nach dem Sumpfe hinter dem Hause gelangen und darin fortwaden, bis wir der Hinterthür gegenüber ankommen. Das wird die Hunde irre machen, denn im Wasser können sie eine Spur nicht verfolgen. Die sämmtlichen Bewohner des Hauses werden herabkommen, um uns zu suchen, und dann springen wir zur Hinterthür herein und in die Dachstube hinauf, wo ich in einer von den großen Kisten ein Bett zurecht gemacht habe. Wir müssen eine ziemliche Zeit dort bleiben, denn ich sage Dir, daß er Himmel und Erde in Bewegung setzen wird, um uns zu fangen. Er wird einige von den alten Aufsehern der übrigen Pflanzungen zusammenbringen und eine große Jagd veranstalten, und sie werden jeden Zoll breit Land im Sumpfe durchsuchen. Er prahlt damit, daß ihm nie Jemand entwischt sei. Er mag also nach Belieben jagen."

„Cassy, Dein Plan ist sehr gut ausgedacht," sagte Emmeline; „wer außer Dir wäre auf so etwas gekommen?"

In Cassy's Augen lag weder Freude noch Triumph — nichts als verzweifelte Festigkeit.

„Komm," sagte sie, indem sie Emmelinen bei der Hand nahm.

Die beiden Flüchtlinge glitten geräuschlos aus dem Hause und unter dem Schutze der einbrechenden Dunkelheit nach den Quartieren hinab.

Der Mond, der wie eine silberne Sichel am westlichen Himmel stand, verzögerte den Eintritt der Nacht noch ein wenig. Wie Cassy erwartet hatte, hörten sie, als sie ziemlich an den Rand der Sümpfe, welche die Pflanzung umgaben, gekommen waren, eine Stimme, die ihnen stehen zu bleiben befahl. Es war jedoch nicht Sambo, sondern Legree, der sie mit den heftigsten Verwünschungen verfolgte.

Als Emmeline diese Stimme vernahm, verließ sie ihr schwacher Muth; sie erfaßte Cassy's Arm und sagte:

„O, Cassy, ich werde ohnmächtig!"

„Wenn Du das thust, so bringe ich Dich um," erwiderte Cassy, indem sie ein kleines Stilet hervorzog und vor den Augen des Mädchens blitzen ließ.

Dieses Mittel that seine Wirkung; Emmeline wurde nicht ohnmächtig, und es gelang ihr, mit Cassy einen so tiefen und finstern Theil des Sumpflabyrinthes

zu erreichen, daß es Legree unmöglich wurde, ihnen ohne Unterstützung weiter zu folgen.

„Nun," rief er mit einem rohen Gelächter — „jedenfalls ist die Bagage jetzt selbst in die Falle gerannt. Sie können mir nicht entgehen, und sie sollen dafür schwitzen! Holla! Sambo! Quimbo!" schrie Legree als er zu den Quartieren kam, wohin die Sklaven eben von der Arbeit zurückkehrten. „Im Sumpfe sind zwei Ausreißer! Ich werde demjenigen Neger, der sie fängt, fünf Dollars geben. Laßt die Hunde los — bringt Tiger und Fury und die übrigen!"

Diese Neuigkeit erregte augenblicklich die größte Sensation. Viele von den Männern sprangen diensteifrig herbei, sei es in der Hoffnung auf den Lohn oder in Folge der kriechenden Liebedienerei, welche eine von den schmachvollsten Wirkungen der Sklaverei ist. Die Einen liefen hierhin, Andere dorthin, Einige holten Kienfackeln, Andere banden die Hunde los, deren dumpfes, wüthendes Gebell zur Belebung des Schauspiels nicht wenig beitrug.

„Master, sollen wir sie niederschießen, wenn wir sie nicht fangen können?" fragte Sambo, dem sein Herr eine Büchse gebracht hatte.

„Du kannst auf Cassy feuern, wenn Du willst. Es ist Zeit, daß sie zum Teufel geht, wohin sie gehört. Aber auf das Mädchen nicht," setzte Legree hinzu; „und nun, Burschen, seid munter und rührt Euch. Fünf Dollars dem, der sie fängt und ein Glas Branntwein Jedem von Euch!"

Die ganze Bande begab sich beim Scheine der Fackeln, unter Jauchzen und Schreien und wüthendem Gebrüll nach dem Sumpf hinab und die Dienerschaft des Hauses folgte ihr in einiger Entfernung. Das Haus war völlig verlassen, als Cassy und Emmeline zur Hinterthür herein schlüpften. Das Geschrei und Jauchzen ihrer Verfolger erfüllte noch immer die Luft, und die beiden Frauen konnten von den Fenstern des Wohnzimmers aus die Truppe mit ihren Fackeln sich am Rande des Sumpfes zerstreuen sehen.

„Sieh dort," sagte Emmeline, indem sie mit dem Finger hinaus deutete; „die Jagd hat begonnen; sieh wie die Lichter umhertanzen! Hörst Du die Hunde? — vernimmst Du sie nicht? Wenn wir dort wären, so würde unsere Aussicht auf Flucht keine Picayune werth sein. O um Gotteswillen, wir wollen uns rasch verbergen!"

„Es hat keine Eile," erwiderte Cassy kaltblütig; „sie sind Alle auf der Jagd — das ist die Unterhaltung des Abends. Wir werden schon noch hinaufgehen. Unterdessen," sagte sie bedächtig einen Schlüssel aus der Tasche eines Rockes nehmend, den Legree in der Eile ausgezogen hatte, unterdessen werde ich etwas nehmen, damit wir die Kosten unserer Flucht bestreiten können."

Sie schloß das Pult auf, nahm ein Packet Banknoten heraus und zählte sie schnell durch.

„O, wir wollen das nicht thun!" sagte Emmeline.

„Warum nicht?" fragte Cassy; „was ist Dir lieber — in den Sümpfen zu verhungern oder die Mittel zu haben, um nach den freien Staaten zu gelangen? Mit Geld läßt sich Alles anfangen, Mädchen!" So sprechend, verbarg sie das Geld in ihrem Busen.

„Das hieße stehlen!" flüsterte Emmeline unruhig.

„Stehlen?" versetzte Cassy mit spöttischem Lachen. „Diejenigen, welche Leib und Seele stehlen, sollen uns deshalb keinen Vorwurf machen. Jede von diesen Banknoten ist gestohlen — von armen, hungernden Geschöpfen gestohlen, die endlich zu seinem Nutzen zum Teufel gehen müssen. Er soll mir vom Stehlen reden! Aber komm — es wird wohl am besten sein, wenn wir auf den Boden hinaufgehen. Ich habe dort einen Vorrath von Kerzen und einige Bücher, um

uns die Zeit zu vertreiben. Du kannst ziemlich sicher sein, daß sie nicht dort hinauf kommen, um sich nach uns zu erkundigen. Und sollten sie es thun, dann werde ich zu ihrem Nutzen und Vergnügen das Gespenst spielen."

Als Emmeline die Dachkammer erreichte, fand sie eine ungeheure Kiste, in der einst schwere Möbelstücken hergebracht worden waren, auf der Seite liegen, so daß die Oeffnung der Wand oder vielmehr dem Dache zugekehrt war. Cassy zündete eine kleine Lampe an, schlüpfte in die Kiste und machte es sich darin bequem.

Sie enthielt ein paar kleine Matratzen und einige Kissen. Ein anderer Kasten war reichlich mit Kerzen, Mundvorräthen und allen für ihre Reise nöthigen Kleidungsstücken, welche Cassy in Bündel von erstaunlich geringem Umfange zusammen gebracht hatte, angefüllt.

„Da," sagte Cassy, indem sie die Lampe an den kleinen Haken hing, den sie zu diesem Zwecke in die Seite des Kastens eingeschlagen hatte, befestigte; „das muß für jetzt unsere Wohnung sein. Wie gefällt sie Dir?"

„Bist Du sicher, daß sie nicht kommen und die Dachkammer durchsuchen werden?"

„Dazu hat Simon Legree gewiß nicht den Muth," sagte Cassy. „Er wird froh sein, wenn er fortbleiben kann. Was die Dienerschaft betrifft, so würden sie Alle lieber mit der Büchse auf sich schießen lassen, als hier ihr Gesicht zu zeigen."

Emmeline machte es sich, hierdurch einigermaßen beruhigt, auf ihren Kissen bequem.

„Was hast Du damit gemeint, Cassy, daß Du sagtest, Du wolltest mich umbringen?" fragte sie dann.

„Ich wollte Dich verhindern, ohnmächtig zu werden," antwortete Cassy, „und es ist mir gelungen. Auch so lange wir hier sind, darfst Du um des Himmels willen nicht ohnmächtig werden, es mag kommen was da will. Wenn ich es nicht verhindert hätte, würde der Bösewicht Dich jetzt in seinen Händen haben."

Emmeline schauderte.

Die Beiden schwiegen jetzt eine Zeitlang. Cassy beschäftigte sich mit einem französischen Buche, während Emmeline von der Erschöpfung überwältigt, in einen Schlummer fiel und eine Zeitlang schlief. Sie wurde durch lautes Rufen und Geschrei und Pferdegetrappel und Hundegebell geweckt. Mit einem schwachen Schrei fuhr sie empor.

„Es ist weiter nichts als daß die Jäger zurückkehren," sagte Cassy kaltblütig. „Fürchte nichts. Blicke durch dieses Astloch. Siehst Du sie dort unten nicht Alle? Simon muß sich für diese Nacht zur Ruhe begeben. Sieh, wie kothig sein Pferd von dem Umherwaden im Sumpfe ist. Auch die Hunde sehen ziemlich niedergeschlagen aus. O mein guter Mann, Du wirst die Hetze anderwärts versuchen müssen, — das Wild ist nicht dort."

„Ach, sprich kein Wort!" bat Emmeline; „wenn Dich Jemand hörte!"

„Wenn man etwas hört, so wird man darin nur einen Grund mehr finden, um von uns fern zu bleiben," sagte Cassy. „Es hat keine Gefahr, wir können so viel Lärm machen als wir wollen, der Effekt wird dadurch nur verstärkt werden."

Endlich ließ sich die Stille der Mitternacht auf dem Hause nieder, Legree begab sich unter Verwünschungen seines schlechten Erfolges und unter Schwüren der furchtbarsten Rache für morgen zu Bett.

39. Der Märtyrer.

Der längste Weg muß ein Ende haben — die finsterste Nacht wird nicht ohne einen Morgen bleiben. Ein ewiges, unerbittliches Verstreichen von Augen-

blicken treibt beständig den Tag des Bösen zu einer ewigen Nacht, und die Nacht des Gerechten zu einem ewigen Tage weiter. Wir haben unsern bescheidenen Freund bis hierher durch das Thal der Sklaverei begleitet, zuerst durch blumige Auen der Behaglichkeit und des Wohllebens, dann durch herzbrechende Trennungen von Allem, was ihm theuer ist. Ferner haben wir mit ihm auf einer sonnigen Insel verweilt, wo großmüthige Hände seine Ketten mit Blumen umwanden, und endlich sind wir ihm gefolgt, als der letzte Strahl irdischer Hoffnung in Nacht unterging und haben gesehen, wie in der Schwärze irdischer Finsterniß am Firmament des Himmels Sterne von neuem bedeutungsvollen Glanze aufgingen.

Jetzt steht der Morgenstern über den Bergen und nicht der Erde angehörige Lüfte zeigen, daß sich die Pforten des Tages öffnen.

Das Entrinnen Cassy's und Emmelinen's erbitterte den vorher schon mürrischen Charakter Legree's auf's äußerste und sein Grimm fiel, wie sich erwarten ließ, auf das schutzlose Haupt Tom's. Als er in hastigen Worten seinen Leuten die Nachricht verkündete, blitzte in Tom's Augen ein plötzliches Licht auf, welches ihm nicht entging. Er sah, daß er sich den Verfolgern nicht anschloß, er dachte daran, ihn dazu zu zwingen; da er aber von früher her seine Unbeugsamkeit, wenn es galt sich an irgend einer unmenschlichen That zu betheiligen, kannte, so wollte er sich in seiner Eile nicht mit ihm aufhalten.

Tom blieb daher mit Einigen, welche von ihm beten gelernt hatten, zurück und betete für das Entkommen der Flüchtlinge.

Als Legree in seinen Erwartungen getäuscht zurückkehrte, begann der ganze, schon längst kochende Haß seiner Seele gegen seinen Sklaven eine tödtliche, verzweifelte Gestalt anzunehmen. Hatte nicht dieser Mann ihm seit der Zeit, wo er ihn gekauft, beständig und unwiderstehlich Trotz geboten? war er nicht von einem Geiste beseelt, welcher trotz seiner Stummheit in Legree's Seele wie Feuer der Verdammniß brannte?

„Ich hasse ihn," sagte Legree jenen Abend, als er sich zu Bett begab; „ich hasse ihn! Und ist er nicht mein? Kann ich nicht mit ihm thun, was ich will? Ich möchte wissen, wer mich daran hindern könnte!" Und Legree ballte die Fäuste und schüttelte sie, als ob er etwas in seinen Händen habe, was er in Stücke zerreißen könne.

Tom war aber ein treuer, werthvoller Diener und obgleich ihn Legree deshalb nur um so stärker haßte, so hielt ihn diese Rücksicht doch immer noch einigermaßen zurück.

Am folgenden Morgen beschloß er noch nichts zu sagen, sondern eine Anzahl Leute aus benachbarten Pflanzungen mit Hunden und Gewehren zu versammeln, den Sumpf zu umstellen und die Jagd systematisch zu beginnen. Gelang sie, so war es gut, gelang sie aber nicht, so wollte er Tom vor sich fordern und — seine Zähne knirschten und sein Blut kochte — dann wollte er den Muth des Burschen brechen oder — er vernahm ein grimmiges, inneres Flüstern, welchem seine Seele beistimmte.

Ihr sagt, daß der E i g e n n u t z des Herrn eine hinlängliche Schutzwehr für den Sklaven sei. In der Wuth seines wahnsinnigen Willens ist aber der Mensch im Stande, selbstbewußt und mit offenen Augen seine eigne Seele dem Teufel zu verkaufen, um seinen Zweck zu erreichen, und glaubt Ihr, daß er mit dem Leibe seines Nächsten vorsichtiger umgehen wird?

„Nun," sagte Cassy am folgenden Tage, als sie von der Dachstube aus durch das Astloch hinabspähte, „die Jagd wird heute wieder beginnen."

Drei bis vier Berittene courbetirten auf dem Raume vor dem Hause umher und ein paar Koppeln fremder Hunde zerrten gegen einander bellend an den Riemen, womit sie die Neger hielten.

Zwei von den Männern waren Aufseher von Pflanzungen in der Nachbarschaft und die übrigen bestanden aus Legree's Zechgenossen in der Schenke einer benachbarten Stadt, die des Vergnügens der Jagd wegen herüber gekommen waren. Man konnte sich kaum eine häßlichere Bande vorstellen. Legree spendete ihnen reichliche Quantitäten von Branntwein, und das gleiche Verfahren fand gegen die Neger statt, welche zu diesem Dienste von den verschiedenen Pflanzungen in der Nähe geholt worden waren, denn man sah darauf, jeden derartigen Dienst für die Neger so viel als möglich zu einem Festtage zu machen.

Cassy legte ihr Ohr an das Astloch, und da der Morgenwind gerade auf das Haus zu wehte, konnte sie einen großen Theil der Gespräche verstehen. Ein ernstes Spottlächeln zog über ihr düsteres Gesicht, als sie die Worte der Untenbefindlichen vernahm und hörte wie man die Posten vertheilte, die verschiedenen Vorzüge der Hunde besprach und Befehle in Bezug auf das Feuern und die Behandlung der Flüchtlinge gab, für den Fall, daß sie gefangen werden sollten.

Cassy zog sich zurück, faltete die Hände, blickte zum Himmel auf und sagte:

„O, großer, allmächtiger Gott! wir sind Alle Sünder, aber was haben *wir* mehr als die übrigen Menschen gethan, um eine solche Behandlung zu verdienen?“

In ihrem Gesicht und in ihrer Stimme lag bei diesen Worten ein entsetzlicher Ernst.

„Wenn es nicht um *Deinetwillen* wäre, Kind,“ sagte sie mit einem Blicke auf Emmelinen, „so würde ich zu ihnen hinausgehen und Demjenigen, der mich niederschösse, danken, denn was wird mir die Freiheit helfen? Kann sie mir meine Kinder zurückgeben oder mich wieder zu dem machen, was ich einst war?“

Emmeline fürchtete sich in ihrer kindlichen Einfalt fast vor den düsteren Launen Cassy's; sie machte ein verlegenes Gesicht, gab aber keine Antwort, sondern erfaßte nur ihre Hand mit einer sanften, liebkosenden Bewegung.

„Thue das nicht,“ sagte Cassy mit einem Versuche ihre Hand hinwegzuziehen, „Du würdest mich nur dazu bringen, Dich zu lieben, und ich will nie wieder ein menschliches Wesen lieb haben!“

„Arme Cassy!“ erwiderte Emmeline, „sprich nicht so! Wenn der Herr uns die Freiheit giebt, so wird er Dir vielleicht auch Deine Tochter wiederschenken. Jedenfalls will ich Tochterstelle bei Dir vertreten. Ich weiß, daß ich meine arme alte Mutter nie wieder sehen werde; ich will Dich lieben, Du magst mich nun wieder lieben oder nicht.“

Der milde kindliche Geist siegte. Cassy setzte sich zu ihr nieder, schlang ihren Arm um Emmelinen's Nacken, streichelte ihr reiches, braunes Haar, und Emmeline wunderte sich jetzt über die Schönheit ihrer herrlichen von Thränen gemilderten Augen.

„O, Emmeline,“ sagte Cassy, „ich habe nach meinen Kindern gehungert und gedürstet und meine Augen sind von der Sehnsucht nach ihnen trübe geworden! Hier! hier!“ fügte sie an ihre Brust schlagend hinzu, „hier ist Alles öde und leer. Wenn Gott mir meine Kinder wieder gäbe, dann könnte ich beten.“

„Du mußt ihm vertrauen,“ versetzte Emmeline, „er ist unser Vater.“

„Sein Zorn lastet auf uns!“ antwortete Cassy, „er hat sein Antlitz von uns abgewendet.“

„Nein, Cassy, er wird gütig gegen uns sein, laß uns auf ihn hoffen; ich habe stets Hoffnung gehabt.“

Die Jagd war lang, lebhaft und völlig erfolglos, und Cassy blickte mit ironischem Triumph auf Legree herab, als dieser müde und erschöpft vom Pferde stieg.

„Nun, Quimbo,“ sagte Legree, als er sich im Wohnzimmer auf ein Sopha warf, „jetzt geh zu Tom und bringe ihn direkt hierher. Der alte Hund weiß um die ganze Sache und ich werde es aus seiner alten schwarzen Haut bringen, oder er soll erfahren, was es heißt, mir zu trotzen.“

Sambo und Quimbo vereinigten sich trotz ihres Hasses gegen einander doch zu einem noch tieferen gegen Tom. Legree hatte ihnen, als er Tom auf das Gut brachte, gesagt, daß er ihn zum allgemeinen Aufseher für den Fall seiner Abwesenheit bestimme, und hierdurch eine Abneigung bei ihnen erregt, welche sich in ihren entarteten Knechtsnaturen verstärkte, als sie sahen, wie er sich das Mißfallen ihres Herrn zuzog. Quimbo entfernte sich daher mit dem besten Willen, dem ihm ertheilten Befehle nachzukommen.

Tom hörte die Botschaft mit ahnendem Herzen, denn er kannte den ganzen Fluchtplan der Entronnenen und den Ort ihres gegenwärtigen Verstecks. Er war mit dem dämonischen Charakter des Mannes, mit welchem er es zu thun hatte und seiner despotischen Macht nicht unbekannt; aber er fühlte sich stark, eher dem Tode entgegen zu treten, als an den Hilflosen zum Verräther zu werden.

Er setzte seinen Korb nieder, blickte nach oben und sagte:

„In Deine Hände befehle ich meinen Geist! Du hast mich erlös't, o Gott der Wahrheit!“ Darauf ließ er sich von Quimbo, der ihn mit roher Gewalt erfaßt hatte, willig fortführen.

„Ja, ja,“ sagte der Riese, als er ihn mit sich fortschleppte, „jetzt wirst Du es kriegen. Der Master ist borstig geworden. Jetzt wirst Du nicht mehr so durchkommen! Ich sage Dir, Du wirst es kriegen, darauf kannst Du Dich verlassen. Du wirst Dich wundern, wie es Dir dafür ergehen wird, daß Du den Niggern des Masters zum Entlaufen behilflich bist.“

Von diesen Worten drang kein einziges zu seinem Ohre — eine höhere Stimme sprach zu ihm: „Fürchte die nicht, die den Leib tödten, es giebt danach nichts mehr, was sie thun können.“ Der Körper des armen Mannes erbebte, als ob er von dem Finger Gottes berührt worden sei und er fühlte die Kraft von tausend starken Seelen in der seinigen. Während er dahin ging, schienen die Bäume und Büsche, die Hütten seiner Knechtschaft und seiner ganzen Erniedrigungszeit an ihm vorüberzuwirbeln wie die Landschaft an dem dahinbrausenden Eisenbahnzuge. Seine Seele war in Extase— er erblickte seine ewige Heimath — und die Stunde der Erlösung schien ihm nahe zu sein.

„Nun, Tom,“ sagte Legree, indem er zu ihm herantrat und ihn grimmig am Rockkragen erfaßte, in einem wahren Paroxismus von Wuth, „weißt Du, daß ich mich entschlossen habe, Dich todtzuschlagen?“

„Das ist leicht möglich, Master,“ sagte Tom ruhig.

„Ich — ich — werde — es thun,“ fuhr Legree mit entsetzlicher Ruhe fort, „wenn Du mir nicht sagst, was Du von den Dirnen weißt, Tom.“

Tom schwieg.

„Hörst Du's?“ rief Legree aufstampfend mit dem Brüllen eines gereizten Löwen. „Sprich!“

„Ich habe nichts zu sagen, Master,“ antwortete Tom langsam und fest.

„Wagst Du mir zu sagen, daß Du nichts von ihnen wüßtest, Du alter schwarzer Christenhund?“

Tom schwieg.

„Sprich!“ donnerte Legree, indem er ihn wüthend schlug. „Weißt Du etwas?“

„Ja, Master; aber ich kann nichts sagen — ich kann sterben.“

Legree athmete tief auf, ergriff mit unterdrücktem Grimme Tom's Arm; brachte sein Gesicht fast dicht an das des Negers und sagte mit furchtbarer Stimme:

„Höre, Tom, Du denkst, daß ich nicht im Ernste spreche, weil ich Dich schon einmal durchgelassen habe; diesmal aber habe ich mich entschlossen, und die Kosten berechnet. Du hast mir bisher stets getrotzt — jetzt werde ich Dich bändigen oder Dich umbringen; das Eine oder das Andere. Ich werde jeden Blutstropfen zählen, der in Dir ist, und Dir einen nach dem andern abzapfen bis Du nachgiebst.“

Tom blickte zu seinem Herrn auf und antwortete:

„Master, wenn Sie krank oder in Noth wären, oder im Sterben lägen und ich Sie retten könnte, so würde ich Ihnen mein Herzblut geben, und wenn Ihre unschätzbare Seele dadurch errettet würde, daß Sie jeden Blutstropfen aus diesem armen alten Körper nähmen, so würde ich sie alle eben so gern wie der Herr sein Blut für mich dahin gegeben hat, vergießen. O, Master, laden Sie diese große Sünde nicht auf Ihre Seele! Es wird Ihnen mehr schaden als mir. Thun Sie das Schlimmste, was Sie können, meine Noth wird bald vorüber sein, wenn Sie aber nicht bereuen, so wird die Ihrige nie enden.“

Gleich einem in der momentanen Pause eines Sturmes vernommenen Himmelsklange brachte dieser Ausbruch des Gefühls eine kurze Stille hervor. Legree blickte Tom wie versteinert an und es herrschte eine so tiefe Stille, daß man den Pendelschlag der alten Wanduhr vernehmen konnte, welcher die letzten Augenblicke der Gnade und Prüfung für jenes verhärtete Herz abmaß.

Es dauerte nur einen Moment; eine kleine Pause des Zauderns und der Unschlüssigkeit — dann kam der Geist des Bösen mit siebenfacher Heftigkeit zurück und Legree schlug wuthschäumend sein Schlachtopfer zu Boden.

Scenen des Bluts und der Grausamkeit sind unserm Ohr und Herzen ein Abscheu. Was der Mensch zu thun den Muth hat, besitzt der Mensch zu hören nicht Festigkeit genug; was der Nebenmensch und christliche Bruder dulden muß, peinigt die Seele so sehr, daß es uns selbst in unserm geheimen Kämmerlein nicht gesagt werden darf, und doch, o mein Vaterland, werden diese Dinge unter dem Schatten Deiner Gesetze verübt! O Christus! Deine Kirche sieht sie beinahe stillschweigend mit an!

Aber vor alter Zeit gab es Einen, dessen Leiden ein Werkzeug der Qual, Entwürdigung und Schande in ein Symbol der Herrlichkeit, Ehre und des unsterblichen Lebens verwandelte, und wo sein Geist waltet, vermögen weder Striemen noch Blut noch Schmähungen den letzten Kampf des Christen weniger herrlich zu machen.

War er allein in jener langen Nacht? war es nur sein muthiger, liebevoller Geist, der ihn in jener Marterkammer gegen rohe Streiche aufrecht erhielt? Nein, bei ihm stand Einer, den nur Er erblickte — Einer in seiner Herrlichkeit wie der Sohn Gottes. —

Auch der Versucher stand bei ihm und trieb ihn vom blinden despotischen Willen unterstützt an, durch den Verrath der Unschuldigen die Schmerzen von sich abzuwälzen. Aber das wackere treue Herz ruhte fest auf dem ewigen Felsen. Gleich seinem Heiland wußte er, daß er sich nicht retten könne, wenn er Andere retten wolle und die äußerste Qual vermochte ihm nichts Andres auszupressen als Worte des Gebetes und des frommen Vertrauens.

„Es ist bald aus mit ihm, Master,“ sagte Sambo, der von der Geduld seines Opfers unwillkürlich gerührt wurde.

„Schlag zu bis er nachgiebt. Gieb es ihm! gieb es ihm!“ schrie Legree; „ich will ihm den letzten Blutstropfen entreißen, wenn er nicht bekennt!“

Tom öffnete die Augen und blickte auf seinen Herrn.

„Du armes, elendes Geschöpf,“ sagte er, „Du kannst nicht mehr thun! ich vergebe Dir von ganzem Herzen!“ und er wurde völlig ohnmächtig.

„Ich glaube meiner Seel, daß es mit ihm aus ist,“ sagte Legree, indem er hinzu trat, um ihn zu betrachten. „Ja, es ist so! Nun, endlich ist ihm doch das Maul gestopft — das ist wenigstens ein Trost.“

Ja, Legree, aber wer wird die Stimme in Deiner Seele zum Schweigen bringen? in der Seele, die ohne Reue, ohne Gebet und ohne Hoffnung schon von dem Feuer ergriffen ist, welches nie verlöschen wird?

Und doch war Tom noch nicht ganz todt; seine Worte und frommen Gebete hatten selbst die Herzen der verthierten Neger, welche sich zu Werkzeugen der Grausamkeit an ihm hergaben, gerührt, und sobald sich Legree entfernt hatte, banden sie ihn vom Marterpfahle los und suchten ihn in ihrer Unwissenheit in's Leben zurückzurufen, als ob das für ihn eine Wohlthat gewesen wäre.

„Wir haben wahrhaftig etwas Schändliches gethan,“ sagte Sambo, „ich hoffe, daß der Master sich dafür zu verantworten haben wird und nicht wir.“

Sie wuschen seine Wunden — sie bereiteten ihm ein rohes Lager von Baumwollenabfall und Einer von ihnen eilte nach dem Hause und bettelte von Legree unter dem Vorwande, daß er müde sei und es für sich selbst brauche, ein Glas Branntwein. Er kam damit zurück und schüttete es Tom in den Mund.

„O, Tom,“ sagte Quimbo, „wir sind gegen Dich entsetzlich schlecht gewesen.“

„Ich vergebe Euch von ganzem Herzen,“ sagte Tom schwach.

„O, Tom, sage uns, wer der Jesus ist,“ fragte Sambo, „der Jesus, der die ganze Nacht so bei Dir gestanden hat! — Wer ist er?“

Das Wort rief den entfliehenden Geist wieder zurück, er sprach einige energische Worte über jenes wunderbare Wesen — sein Leben, seinen Tod, seine ewige Gegenwart und seine rettende Kraft.

Die beiden entarteten Menschen weinten.

„Warum habe ich nicht eher davon gehört!“ sagte Sambo, „aber ich glaube daran — ich kann mir nicht helfen! Herr Jesus sei uns gnädig.“

„Ihr armen Geschöpfe!“ erwiderte Tom, „ich will gern alle meine Leiden ertragen, wenn sie Euch nur zu Christus bringen. O, Herr, ich bitte Dich, gieb mir diese beiden Seelen!“

Sein Gebet wurde erhört.

40. Der junge Herr.

Zwei Tage darauf fuhr ein junger Mann mit einem leichten Wagen durch die Allee von Chinabäumen, warf den Pferden hastig die Zügel auf den Hals, sprang heraus und fragte nach dem Besitzer des Hauses.

Es war George Shelby, und um zu zeigen, wie er dorthin kam, müssen wir in unserer Geschichte zurückgehen.

Das Schreiben Miß Ophelia's an Mrs. Shelby war durch irgend einen unglücklichen Zufall in einem abgelegenen Postbureau einige Monate liegen geblieben, ehe es seinen Bestimmungsort erreichte, und bevor es eintraf, war Tom natürlich schon hinter den fernen Sümpfen am Red-River verschwunden.

Mrs. Shelby las die Nachricht mit der tiefsten Bekümmerniß, aber es war unmöglich, unmittelbar darauf etwas zu thun. Sie mußte die Pflege am Krankenlager ihres Gatten, welcher in heftigem Fieber lag, besorgen. Mr. George Shelby, der sich unterdessen aus einem Knaben in einen hochgewachsenen jungen Mann verwandelt hatte, war ihr steter treuer Gehilfe und ihre einzige Zuflucht für die Beaufsichtigung der Angelegenheiten seines Vaters. Miß Ophelia hatte die Vorsichtsmaßregel ergriffen, den Namen des Advokaten, welcher die Rechtsgeschäfte der St. Clare's besorgte, einzusenden und das Aeußerste, was sich unter den obwaltenden Umständen thun ließ, war, einen Erkundigungsbrief an ihn zu schreiben. Der wenige Tage darauf eingetretene plötzliche Tod Mr. Shelby's zog natürlicher Weise auf einige Zeit eine Menge anderer dringender Geschäfte nach sich.

Mr. Shelby bewies sein Vertrauen zu den Fähigkeiten seiner Gattin dadurch, daß er sie zur einzigen Verwalterin seiner Güter und Vormünderin seines Sohnes einsetzte, und so lag ihr eine große und complicirte Geschäftsmasse auf den Schultern.

Mrs. Shelby ging mit charakteristischer Energie an's Werk, um das verworrene Gewebe ihrer Angelegenheiten zu ordnen, und sie und George waren eine Zeitlang mit dem Einfordern und Untersuchen von Rechnungen, dem Verkaufen von Eigenthum und Bezahlen von Schulden beschäftigt, denn Mrs. Shelby war entschlossen, Alles in leicht erkennbare Formen zu bringen, gleichviel, welche Folgen für sie daraus entspringen mochten. Unterdessen erhielten sie ein Schreiben von dem Advokaten, an den Miß Ophelia sie verwiesen hatte, worin er sagte, daß er nichts von der Sache wisse, daß der Mann öffentlich versteigert worden sei und daß er außer der Empfangnahme des Geldes mit der Sache nichts zu thun gehabt habe.

Weder George noch Mrs. Shelby konnte sich bei diesem Resultate beruhigen, und etwa sechs Monate darauf beschloß daher der Erstere, welcher für seine Mutter Geschäfte zu besorgen hatte, New-Orleans persönlich zu besuchen und in der Hoffnung Tom's Aufenthalt zu entdecken und ihn wieder an sich zu kaufen, eifrige Nachforschungen anzustellen.

Nachdem George einige Monate lang erfolglos gesucht hatte, stieß er zufällig in New-Orleans auf einen Mann, welcher ihm die gewünschte Auskunft geben konnte, und der junge Mann bestieg mit dem nöthigen Gelde in der Tasche ein nach dem Red-River abgehendes Dampfboot, um seinen alten Freund wieder aufzusuchen und zurückzukaufen.

Er wurde bald in das Haus geführt, wo er Legree im Wohnzimmer fand.

Legree empfing den Fremden mit einer gewissen mürrischen Gastlichkeit.

„Wie ich höre," sagte der junge Mann, „haben Sie in New-Orleans einen Neger Namens Tom gekauft. Er war früher auf dem Gute meines Vaters und ich komme um zu sehen, ob ich ihn nicht zurückkaufen kann."

Legree's Stirn runzelte sich und er rief leidenschaftlich:

„Ja, ich habe einen solchen Burschen gekauft — es war ein Höllengeschäft. Er war der widerspenstigste, vorlauteste, unverschämteste Hund von der Welt. Er hat meine Nigger zum Entlaufen aufgestachelt, und zwei Dirnen, von denen

jede achthundert bis tausend Dollars werth war, zur Flucht verholfen. Er gestand es ein, und als ich ihm befahl, mir zu sagen, wo sie wären, sagte er, daß er es wisse, sie aber nicht verrathen wolle, und dabei blieb er, obgleich ich ihm die mächtigste Tracht Schläge gab, welche je ein Nigger von mir erhalten hat. Ich glaube, daß er zu sterben versucht, weiß aber nicht, ob er es zu wege bringen wird."

„Wo ist er?" fragte George heftig. „Lassen Sie mich ihn sehen." Die Wangen des jungen Mannes waren purpurroth und seine Augen sprühten, aber er sagte wohlweislich vor der Hand noch nichts.

„Er ist dort in dem Schuppen," sagte ein kleiner Bursche, welcher herbeigekommen war, um George's Pferd zu halten.

Legree gab dem Knaben fluchend einen Fußtritt, aber George wendete sich, ohne weiter ein Wort zu sprechen, ab und schritt nach der angedeuteten Stelle.

Tom hatte seit jener Schreckensnacht zwei Tage lang dagelegen — nicht leidend, denn jeder leidensfähige Nerv war abgestumpft oder zerstört. Er lag meistens in einer stillen Betäubung da, denn sein kräftiger Körper ließ den Geist nicht so schnell entfliehen. Im Dunkel der Nacht waren verstohlen einige von den armen, bedrückten Geschöpfen zu ihm gekommen und hatten sich einen Theil ihrer spärlichen Ruhestunden abgedarbt, um ihm die Liebesdienste mit denen er stets so freigebig gewesen war, einigermaßen zu vergelten. Allerdings hatten die Armen nur wenig zu geben, nur einen Becher kalten Wassers; dieser aber wurde mit aufrichtigem Herzen dargebracht.

Auf das redliche bewußtlose Gesicht waren Thränen herabgeströmt, Thränen später Reue von Seiten der armen unwissenden Heiden, welche seine Liebe und Geduld im Todeskampfe zur Buße erweckt hatte, und innige Gebete waren an seiner Seite einem spätgefundenen Heiland dargebracht worden, von dem sie kaum mehr als den Namen kannten, den aber das sehnende unwissende Menschenherz niemals vergeblich anruft.

Cassy, die aus ihrem Versteck geschlüpft war und durch Lauschen das für sie und Emmelinen gebrachte Opfer erfahren, hatte sich in der vorigen Nacht, der Gefahr der Entdeckung trotzend, zu ihm begeben und die wenigen letzten Worte, welche die liebevolle Seele noch auszuhauchen vermochte, hatten den langen Winter der Verzweiflung, das Eis von Jahren hinweggethaut, und das düstere, verzweifelnde Weib hatte geweint und gebetet.

Als George in den Schuppen trat, schwindelte ihn und sein Herz erbebte.

„Ist es möglich! — ist es möglich?" rief er neben ihm niederknieend. „Onkel Tom! mein armer, armer, alter Freund!"

Die Stimme drang bis an das Ohr des Sterbenden. Er bewegte leise den Kopf, lächelte und sprach:

„Jesus kann ein Sterbebett
Weich wie Flaumenkissen machen."

Thränen, die sein Mannesherz ehrten, entströmten den Augen des jungen Mannes, als er sich über seinen unglücklichen Freund beugte.

„O, lieber Onkel Tom, bitte, wach auf! bitte, sprich noch einmal! Blicke auf! hier ist Mr. George, Dein kleiner Mr. George. Kennst Du mich nicht?"

„Mr. George!" sagte Tom die Augen aufschlagend, mit schwacher Stimme „Mr. George?" Er blickte verwirrt um sich.

Allmälig schien die Idee seine Seele zu erfüllen und das trübe Auge klärte sich, das ganze Gesicht heiterte sich auf, die harten Hände wurden gefaltet und über seine Wangen rollten Thränen herab

„Gesegnet sei der Herr — mehr — mehr — habe ich nicht gewollt! Sie haben mich nicht vergessen. Es erwärmt meine Seele — es thut meinem alten Herzen wohl — jetzt will ich gern sterben. — Segne den Herrn, o meine Seele!"

„Du sollst nicht sterben! Du darfst nicht sterben! Du darfst nicht daran denken. Ich bin gekommen, um Dich zu kaufen und heim zu bringen," sagte George mit ungestümer Hast.

„O, Mr. George, Sie kommen zu spät; der Herr hat mich gekauft und wird mich heimführen, und ich sehne mich nach ihm. Im Himmel ist es besser als in Kentuck."

„O, stirb nicht! es wird mich umbringen — das Herz bricht mir, wenn ich denke, was Du gelitten hast — und hier in diesem alten Schuppen liegen zu müssen! — Armer, armer Bursche!"

„Nennen Sie mich nicht einen armen Burschen," sagte Tom feierlich; „ich bin ein armer Bursche gewesen, aber das ist jetzt Alles vorüber. Ich stehe an der Thür, um zur Herrlichkeit einzugehen. O, Mr. George der Himmel ist gekommen, ich habe den Sieg errungen, der Herr hat ihn mir gegeben. Gesegnet sei sein Name!"

George wurde von der Kraft, der Heftigkeit, der Gewalt, womit er jene abgebrochenen Sätze ausstieß, erschüttert. Er blickte ihn schweigend an.

Tom erfaßte seine Hand und fuhr fort:

„Sie dürfen Chloe, der armen Seele, nicht sagen, wie Sie mich gefunden haben, es würde für sie zu entsetzlich sein. Sagen Sie ihr nur, daß Sie mich gefunden haben, als ich eben zur Herrlichkeit einging, daß ich nicht länger habe bleiben können, daß der Herr mir überall und stets beigestanden und mir Alles leicht gemacht hat. O, die armen Kinder — und das Jüngste! mein altes Herz ist um ihretwillen beinahe gebrochen. Sagen Sie ihnen Allen, daß sie mir nachfolgen sollen! — Bringen Sie dem Master und der lieben guten Missis und Allen auf dem Gute meine Grüße, Sie wissen nicht, wie lieb ich sie Alle habe — ich liebe jedes Geschöpf auf Erden! — es ist nichts als Liebe! o, Mr. George, wie schön ist es, ein Christ zu sein."

In diesem Augenblicke trat Legree an die Thür des Schuppens, blickte mit der verstockten Miene affektirter Gleichgültigkeit herein und wendete sich wieder ab.

„Der alte Satan!" rief George in seiner Entrüstung; „es ist ein Trost, daß der Teufel ihn wohl noch einmal bezahlen wird."

„O, sprechen Sie nicht so. O, Sie müssen nicht so reden!" sagte Tom, indem er seine Hand erfaßte; „er ist ein armes, elendes Geschöpf; es ist entsetzlich, wenn man daran denkt. O, wenn er nur bereuen könnte! Der Herr würde ihm noch jetzt verzeihen, aber ich fürchte, daß er nie Reue fühlen wird."

„Das hoffe ich," sagte George, „ich möchte ihn nie im Himmel sehen."

„O, sein Sie still, Mr. George, es thut mir weh! er hat mir eigentlich nichts Böses zugefügt — er hat mir nur die Pforten des Paradieses geöffnet — das ist Alles."

In diesem Augenblicke verschwand die momentane durch die Freude erzeugte Kraft, welche die Ankunft seines jungen Herrn erregt hatte. Er schloß die Augen und über seine Züge ging die geheimnißvolle, erhabene Veränderung, welche das Nahen anderer Welten verkündet.

Er begann in langen tiefen Zügen zu athmen, und seine breite Brust hob und senkte sich mühsam. Der Ausdruck seines Gesichts war der eines Siegers.

„Wer — wer — wer kann uns von der Liebe Christi trennen?" sagte er

mit einer Stimme, welche mit der irdischen Schwäche kämpfte, und er schlummerte lächelnd ein.

George saß in feierlicher Ehrfurcht neben ihm. Es war ihm, als ob der Ort geheiligt sei, und als er die leblosen Augen schloß und von dem Todten aufstand, war er nur von einem einzigen Gedanken erfüllt, den, welchen sein einfacher alter Freund ausgesprochen hatte: Wie schön ist es ein Christ zu sein!

Er wendete sich ab. Legree stand mürrisch hinter ihm.

Ein gewisses Etwas in jener Sterbescene hatte die natürliche Heftigkeit des jugendlichen Zornes gezügelt. Der Anblick des Mannes war George nur widerlich und er fühlte nichts weiter als den Wunsch, mit so wenigen Worten als möglich von ihm hinweg zu kommen.

Er heftete seine dunkeln leuchtenden Augen auf Legree und sagte, indem er einfach auf den Todten deutete:

„Sie haben Alles von ihm erlangt, was Sie konnten. Was soll ich Ihnen für den Körper bezahlen? Ich will ihn mit fortnehmen und anständig begraben.“

„Ich verkaufe keine todten Nigger,“ erwiderte Legree störrisch. „Sie mögen ihn begraben, wann und wie Sie wollen.“

„Kommt her, Burschen,“ sagte George in gebieterischem Tone zu einigen Negern, welche dastanden und den Körper anblickten; „helft mir ihn aufheben und nach meinem Wagen tragen, und bringt mir einen Spaten.“

Einer von ihnen lief nach einem Spaten, während die andern Beiden mit George den Leichnam nach dem Wagen trugen.

George redete Legree weder an noch blickte er auf ihn, und dieser widersprach seinen Befehlen nicht, sondern stand pfeifend und mit der Miene erzwungener Gleichgültigkeit dabei. Er folgte ihnen mürrisch bis zu dem vor der Thür stehenden Wagen.

George breitete seinen Mantel in dem Wagen aus und ließ die Leiche vorsichtig darauf legen, indem er den Sitz so rückte, daß hinlänglich Platz für sie wurde. Dann wendete er sich um, heftete seine Augen auf Legree und sprach mit erzwungener Ruhe:

„Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, was ich von dieser abscheulichen Geschichte halte. Hier ist dazu weder die Zeit noch der Ort, aber Sir, dem unschuldigen Blute soll Gerechtigkeit zu Theil werden. Ich werde diesen Mord bekannt machen. Ich werde zu dem ersten Friedensrichter gehen und Sie anzeigen.“

„Thun Sie das,“ erwiderte Legree, indem er höhnisch mit den Fingern schnippte. „Es soll mir sehr angenehm sein. Woher wollen Sie Zeugen nehmen? Wie wollen Sie es beweisen? — sagen Sie mir das.“

George erkannte sofort die Richtigkeit dieser Bemerkung. Auf dem ganzen Gute befand sich keine einzige weiße Person, und in allen südlichen Gerichtshöfen gilt das Zeugniß des farbigen Blutes nichts. Er hatte in diesem Augenblicke das Gefühl, als ob er den Himmel mit seinem entrüsteten Herzschrei nach Gerechtigkeit erstürmen könne; aber vergebens.

Welch ein Lärm um einen todten Nigger!“ sagte Legree.

Das Wort wirkte wie ein Funken auf ein Pulvermagazin. Die Vorsicht war nie eine Cardinaltugend des jungen Kentuckyers gewesen; George wendete sich um und streckte mit einem einzigen furchtbaren Schlage Legree zu Boden, und als er so von Zorn und Wuth schäumend vor ihm stand, würde er kein schlechtes Bild seines großen den Drachen besiegenden Namensvetter abgegeben haben.

Manche Menschen werden jedoch dadurch, daß man sie zu Boden schlägt, um ein Bedeutendes gebessert; wenn Einer sie ohne weiteres in den Staub schleu-

dert, so scheinen sie augenblicklich eine gewisse Achtung vor ihm zu erhalten, und Legree gehörte zu dieser Art. Als er daher aufstand und sich den Staub von den Kleidern schüttelte, schaute er dem sich langsam entfernenden Wagen mit unverkennbarem Respekt nach und öffnete den Mund nicht eher, als bis jener verschwunden war.

Jenseits der Grenze der Pflanzung hatte George einen von einigen Bäumen beschatteten, trocknen sandigen Hügel bemerkt; hier wurde das Grab gemacht.

„Sollen wir den Mantel abnehmen, Master?" fragten die Neger, sobald das Grab fertig war.

„Nein, nein, begrabt ihn mit ihm. Es ist Alles, was ich Dir noch geben kann, armer Tom. Du sollst ihn behalten."

Sie legten ihn in das Grab und die Männer schaufelten es schweigend zu, worauf sie den Hügel mit grünem Rasen bedeckten.

„Jetzt könnt Ihr gehen, Burschen," sagte George, indem er Jeden von ihnen einen viertel Dollar in die Hand gleiten ließ. Sie zögerten jedoch.

„Wenn der junge Master so gut sein wollte, uns zu kaufen!" sagte der Eine.

„Wir würden ihm treu dienen," fügte der Andere hinzu.

„Hier giebt es schlimme Zeit, Master," bemerkte der Erstere; „bitte, kaufen Sie uns!"

„Ich kann nicht! ich kann nicht!" sagte George mit schwerem Herzen, indem er ihnen hinwegwinkte, „es ist unmöglich!"

Die armen Neger machten niedergeschlagene Gesichter und entfernten sich schweigend.

„Sei mein Zeuge, ewiger Gott!" rief George indem er auf dem Grabe seines alten Freundes niederkniete, „sei mein Zeuge, daß ich von dieser Stunde an thun will, was ein Mann vermag, um diesen Fluch der Sklaverei von meinem Vaterlande zu wälzen!"

Die letzte Ruhestätte des alten Tom wird durch kein Monument bezeichnet — er bedarf eines solchen nicht; sein Herr weiß, wo er liegt, und Er wird ihn zum unsterblichen Leben auferwecken, um mit ihm zu erscheinen, wenn er in seiner Herrlichkeit kommen wird.

Beklagt ihn nicht! ein solches Leben und ein solcher Tod sind nicht beklagenswerth. Nicht in den Reichthümern der Allmacht liegt der größte Gottesruhm, sondern in selbstverleugnender, duldender Liebe, und gesegnet sind die Menschen, die er zu sich beruft und die ihm mit Geduld ihr Kreuz nachtragen. Von solchen steht geschrieben: „Gesegnet sind die Leidtragenden, denn sie werden Trost finden."

41. Eine wirkliche Gespenstergeschichte.

Aus irgend einem auffallenden Grunde waren um diese Zeit unter der Dienerschaft auf Legree's Gute die Gespenstergeschichten ungemein häufig.

Es wurde flüsternd behauptet, daß man in stiller Nacht Schritte die Dachtreppe herabkommen und im Hause umherpatrouilliren höre. Umsonst wurden die Thüren des obern Eingangs verschlossen gehalten, das Gespenst hatte entweder einen Nachschlüssel oder bediente sich des uralten Vorrechts der Geister, durch das Schlüsselloch zu schlüpfen, und spazierte wie früher mit einer besorgnißerregenden Freiheit umher.

Ueber die äußere Gestalt des Geistes waren die Angaben verschieden, was von einer unter den Negern und so viel wir wissen auch unter den Weißen herr-

schenden Gewohnheit herrührte, bei dergleichen Anlässen stets die Augen zu schließen und den Kopf in Bettdecken, Unterröcken oder was sonst gerade bei der Hand sein mochte, zu verbergen. Natürlich sind, wie Jedermann weiß, wenn die leiblichen Augen auf diese Weise kampfunfähig gemacht worden, die geistigen ungemein lebhaft und scharf, und daher gab es einen Ueberfluß von malerischen Portraits des Geistes, welche reichlich beschworen und bezeugt wurden und wie bei Portraits oftmals der Fall ist, in keiner andern Hinsicht mit einander übereinstimmten, als der allgemeinen Familieneigenthümlichkeit der Gespenster: einem weißen Tuche.

Wie dem jedoch auch sein mochte, so haben wir doch unsere besonderen Gründe, um zu wissen, daß eine lange Gestalt in einem weißen Tuche zu den anerkannten Gespensterstunden in dem Legree'schen Hause umging, aus den Thüren schritt, im Hause umherschlüpfte, von Zeit zu Zeit verschwand und wieder erschien, über die stille Treppe in jenes furchtbare Dachzimmer hinaufging und daß am Morgen die Zugangsthüren sämmtlich eben so fest wie sonst verriegelt und verschlossen gefunden wurden.

Legree mußte nothwendiger Weise dieses Flüstern vernehmen, und es ängstigte ihn um so mehr, je größere Mühe man sich gab, um es vor ihm verborgen zu halten. Er trank mehr Branntwein als gewöhnlich, trug den Kopf höher und fluchte am Tage lauter als je; aber er hatte böse Träume und die nächtlichen Visionen seines Geistes waren keineswegs angenehm.

Den Abend darauf, nachdem Tom's Leiche fortgebracht worden war, ritt er in die nächste Stadt zu einem Zechgelage. Er kam spät und müde nach Hause, verschloß seine Thür, zog den Schlüssel ab und legte sich nieder.

Wie viel Mühe die Menschen sich auch geben mögen, um sie zu betäuben, so ist die menschliche Seele für einen Schlechten doch ein furchtbares, gespenstisches, unruhiges Besitzthum. Wer kennt ihre Grenzen und ihr Maß? wer kennt alle ihre furchtbaren Wahrscheinlichkeiten? — das Schaudern und Beben, welches sie eben so wenig unterdrücken kann, wie sie ihre eigne Ewigkeit zu überleben vermag? Welch ein Thor ist derjenige, der seine Thür verschließt, um die Geister draußen zu erhalten, wenn er in seiner eignen Brust einen Geist hat, dem er nicht allein entgegenzutreten wagt — dessen Stimme, mag man sie unterdrücken und mit irdischen Gebirgen belasten, dennoch der Posaune des jüngsten Gerichts gleicht!

Aber Legree verschloß seine Thür und setzte einen Stuhl davor; er stellte eine Nachtlampe an das Kopfende seines Bettes und legte seine Pistolen daneben. Er untersuchte die Fensterläden, schwor darauf, „daß er sich nichts aus den Teufel und seinen Gesellen mache" und ging zu Bett.

Nun, er schlief, denn er war müde — er schlief fest; endlich aber trat in seinen Schlaf ein Schatten, — ein Schreckbild — eine Besorgniß vor etwas Furchtbarem, das über ihm hing. Es kam ihm vor, als ob es das Leichentuch seiner Mutter wäre; aber Cassy trug es und hielt es empor und zeigte es ihm. Er hörte einen verworrenen Lärm von kreischenden und stöhnenden Tönen und bei alledem wußte er, daß er schlief und bemühte sich, zu erwachen. Er war halb wach, er war überzeugt, daß irgend Etwas in das Zimmer kam; er wußte, daß sich die Thür öffnete, aber er konnte weder Hand noch Fuß rühren. Endlich wendete er sich entsetzt um — die Thür stand wirklich offen, und er sah eine Hand das Licht verlöschen.

Es war eine bewölkte nebelige Mondnacht, und er sah es — etwas Weißes kam hereingeglitten; er hörte das stille Rascheln der gespenstischen Gewänder; es stand an seinem Bette still; eine kalte Hand berührte die seine; eine Stimme

rief dreimal mit einem leisen, furchtbarem Flüstern: „Komm! komm! komm!“ und während er in Angstschweiß gebadet dalag, war das Ding verschwunden, ohne daß er bemerkt hätte, wie oder wann. Er sprang aus dem Bett und zog an der Thür — sie war fest verschlossen, und Legree fiel ohnmächtig nieder.

Von nun an wurde Legree ein stärkerer Trinker als je zuvor; er trank nicht mehr vorsichtig, sondern in einem unklugen, rücksichtslosen Grade.

Bald darauf verbreitete sich in der Gegend das Gerücht, daß er krank sei und auf den Tod darniederliege. Die Unmäßigkeit hatte die furchtbare Krankheit herbeigeführt, welche die grellen Schatten einer herannahenden Vergeltung in das gegenwärtige Leben zurückzuwerfen scheint. Keiner von seinen Leuten vermochte die Schrecken jenes Krankenzimmers zu ertragen, wenn er tobte und schrie und von Gesichten sprach, daß Denjenigen, welche ihn hörten, das Blut in den Adern erstarrte, und an seinem Sterbebette stand eine strenge, weiße, unerbittliche Gestalt, welche sagte: „Komm! komm! komm!“

Durch ein sonderbares Zusammentreffen fand man am Morgen nach der Nacht, in welcher Legree diese Vision erschien, die Hausthür offen, und einige von den Negern hatten zwei weiße Gestalten die nach der Landstraße führende Allee hinab eilen sehen.

Es war gegen Sonnenaufgang, als Cassy und Emmeline auf einen Augenblick unter einer kleinen Baumgruppe in der Nähe der Stadt anhielten.

Cassy war nach Art der spanischen Kreolinnen ganz in Schwarz gekleidet. Ein mit einem dichten gestickten Schleier versehener Hut verbarg ihr Gesicht. Die Beiden waren überein gekommen, daß Cassy auf ihrer Flucht die Rolle einer Kreolin und Emmeline die ihrer Dienerin spielen sollte.

Von Jugend auf an den Umgang mit der vornehmsten Welt gewöhnt, stimmten die Sprache, das Benehmen und die Haltung Cassy's völlig zu dieser Angabe, und sie hatte noch genug von einer einst glänzenden Garderobe und von ihren Juwelen bei sich, um ihren Charakter gut durchführen zu können.

Sie hielt vor einem Hause der Vorstadt an, wo sie zum Verkauf ausgestellte Koffer bemerkt hatte, und kaufte einen solchen, worauf sie den Verkäufer bat, ihr denselben mitzusenden. Sie trat demnach, von einem Burschen, der ihren Koffer auf einem Schubkarren fuhr, und von Emmelinen, die ihre Reisetasche und verschiedene Bündel trug, begleitet, in dem kleinen Gasthause als eine vornehme Dame auf.

Die erste Person, welche nach ihrer Ankunft ihren Blicken begegnete, war George Shelby, der das nächste Dampfboot erwartend, hier verweilte.

Cassy hatte den jungen Mann von ihrem Spähloche im Dachzimmer aus bemerkt, sie sah, wie er die Leiche Tom's fortschaffte, und beobachtete mit geheimer Freude sein Benehmen gegen Legree. Später hatte sie aus den Gesprächen, welche sie unter den Negern belauscht, wenn sie des Nachts in ihrer gespenstischen Verkleidung umherwandelte, entnommen, wer er war und in welchem Verhältnisse er zu Tom stand. Sie war daher hocherfreut, als sie erfuhr, daß er gleich ihr das nächste Boot erwartete.

Cassy's Benehmen und Haltung, sowie das Geld, welches sie zur Verfügung zu haben schien, verhinderte in dem Hotel jedes Aufsteigen von Verdacht. Die Menschen fragen nie zu argwöhnisch nach Leuten welche gut bezahlen. — Cassy hatte das sehr wohl gewußt, als sie sich mit Geld versah.

Gegen Abend hörte man ein Boot ankommen. George Shelby führte Cassy mit der jedem Kentuckyer angebornen Artigkeit an Bord und bemühte sich, ihr eine gute Kajüte zu verschaffen.

Cassy hütete unter dem Vorwande von Krankheit während ihrer ganzen

Fahrt auf dem Red-River das Zimmer und Bett und wurde von ihrer Begleiterin mit dienstfertiger Ergebenheit gepflegt.

Als sie auf den Mississippi kamen, schlug George, welcher erfahren hatte, daß die fremde Dame ebenfalls stromaufwärts reiste, ihr vor auf dem nämlichen Boote mit ihm eine Kajüte zu nehmen, denn er fühlte Mitleid für ihre schwache Gesundheit und wünschte Alles, was er konnte, zu thun, um ihr die Reise angenehm zu machen.

Wir sehen also jetzt die ganze Gesellschaft wohlbehalten auf den guten Dampfer „Mississippi" übergesiedelt und unter einer gewaltigen Dampfwolke stromaufwärts fahren.

Cassy's Gesundheit hatte sich bedeutend gebessert. Sie saß häufig auf dem Verdeck, kam zur Tafel und wurde auf dem Boote als eine Dame, die einst sehr hübsch gewesen sein müsse, bemerkt.

Von dem Augenblicke an, wo George ihr Gesicht zum ersten Male erblickte, verfolgte ihn eine der flüchtigen, unbestimmten Erinnerungen, welche fast Jedermann kennt. Er konnte sich nicht enthalten, sie beständig anzublicken und zu beobachten. Mochte sie nun bei Tische sein oder an der Thür ihrer Kajüte sitzen — stets begegnete sie den Augen des jungen Mannes, welche auf sie geheftet waren und höflich wieder abgelenkt wurden, wenn sie durch ihre Miene zu verstehen gab, daß sie die Beobachtung bemerkte.

Cassy wurde ängstlich. Sie kam auf den Gedanken, daß er etwas argwöhne, weshalb sie endlich beschloß, sich völlig seiner Großmuth anzuvertrauen und ihm ihre ganze Geschichte mitzutheilen.

George war von Herzen geneigt mit jeder von Legree's Pflanzung, — einem Orte, dessen er sich nicht mit Gleichgültigkeit erinnern und von dem er nur mit Abscheu sprechen konnte — entflohenen Person zu sympathisiren, und versicherte ihr mit der muthigen Achtlosigkeit gegen die Folgen, welche sein Alter und seine Landsleute charakterisirt, daß er Alles, was in seinen Kräften stehe, thun werde, um sie zu beschützen und zu ihrem Entkommen behilflich zu sein.

Die Kajüte, welche an die Cassy's stieß, befand sich im Besitz einer französischen Dame, Namens de Thour, welche eine hübsche, etwa zwölfjährige Tochter bei sich hatte.

Diese Dame hatte aus George's Gespräche entnommen, daß er aus Kentucky war und schien offenbar geneigt zu sein, seine nähere Bekanntschaft zu machen, in welcher Absicht sie durch die Anmuth ihres Töchterchens, das eins von den hübschesten Spielzeugen war, welche jemals die Langeweile einer vierzehntägigen Dampfbootreise zerstreut haben, unterstützt wurde.

George's Stuhl war oft an ihrer Kajütenthür sichtbar, und Cassy konnte, wenn sie auf dem Verdeck saß, ihre Unterhaltung hören.

Madame de Thour erkundigte sich genau nach Kentucky, in welchem Staate sie sich, ihrer Angabe nach, in früherer Zeit aufgehalten hatte. George entdeckte zu seinem Erstaunen, daß ihr ehemaliger Aufenthaltsort sich in seiner eigenen Nähe befunden haben mußte, und ihre Erkundigungen bewiesen eine Kenntniß von Menschen und Dingen in seiner Gegend, die ihm wahrhaft überraschend war.

„Kennen Sie in der Nähe Ihres Wohnorts einen Mann Namens Harris?" fragte ihn eines Tages Madame de Thour.

„Ein alter Mann dieses Namens wohnt unweit meines väterlichen Gutes," antwortete George; „wir haben allerdings nie viel Verkehr mit ihm gehabt."

„Er ist, glaube ich, ein bedeutender Sklavenbesitzer," sagte Madame de Thour in einem Tone, welcher größeres Interesse an dem Umstande zu verrathen schien, als sie zu zeigen wünschte.

„Allerdings," erwiderte George, über ihr Benehmen ziemlich erstaunt.

„Wissen Sie, ob er — vielleicht haben Sie gehört, daß er — einen Mulatten, Namens George, besitzt?"

„O gewiß — George Harris — ich kenne ihn recht gut; er hat eine Dienerin meiner Mutter geheirathet, ist aber nach Canada entflohen."

„Wirklich!" rief Madame de Thour lebhaft; „Gott sei Dank!"

George machte ein überraschtes fragendes Gesicht, sagte aber nichts.

Madame de Thour stützte den Kopf auf die Hand und brach in Thränen aus

„Er ist mein Bruder," sagte sie.

„Wie?" rief George mit dem höchsten Erstaunen.

„Ja!" wiederholte Madame de Thour, indem sie stolz den Kopf erhob und ihre Thränen trocknete; „ja, Mr. Shelby, George Harris ist mein Bruder."

„Ich bin wahrhaft überrascht," sagte George, indem er seinen Stuhl einige Fuß zurückschob und Madame de Thour fest ansah.

„Ich bin nach dem Süden verkauft worden, als er noch ein Knabe war," fuhr sie fort. „Ich wurde von einem guten, edelmüthigen Manne gekauft, der mich mit nach Westindien nahm, mir die Freiheit gab und mich heirathete. Er ist erst vor Kurzem gestorben, und ich war im Begriff, nach Kentucky herauf zu kommen, um zu sehen, ob ich meinen Bruder finden und loskaufen kann."

„Ich habe ihn von einer Schwester, Namens Emilie, die nach dem Süden verkauft worden ist, sprechen hören."

„Diese Schwester bin ich," antwortete Madame de Thour. „Sagen Sie mir was für ein —"

„Er war trotz des auf ihn lastenden Fluches der Sklaverei ein sehr wackerer junger Mann," fiel George ein; „seine Intelligenz sowohl wie seine guten Grundsätze machten ihn allgemein beliebt. Ich weiß es, wie Sie sehen," fügte er hinzu, „weil er in unser Haus geheirathet hat."

„Was für ein Mädchen?" fragte Madame de Thour eifrig.

„Einen wahren Schatz," antwortete George, „sie war ein schönes, intelligentes, liebenswürdiges, sehr frommes Mädchen. Meine Mutter hatte sie fast so sorgfältig, wie eine Tochter erzogen. Sie konnte lesen und schreiben, sticken und nähen und sang ausgezeichnet schön."

„War sie in Ihrem Hause geboren?" fragte Madame de Thour.

„Nein, mein Vater hatte sie einst auf einer seiner Reisen nach New-Orleans gekauft und als Geschenk für meine Mutter mitgebracht. Sie war damals acht bis neun Jahre alt. Mein Vater hatte meiner Mutter nie sagen wollen, wie theuer er sie bezahlt, aber als wir unlängst seine alten Papiere durchsahen, fanden wir den Kaufbrief. Er hatte eine wahrhaft ungeheure Summe für sie bezahlt — wahrscheinlich wegen ihrer ungewöhnlichen Schönheit."

George wendete Cassy den Rücken zu, und er konnte daher den aufmerksamen Ausdruck ihres Gesichts, als er diese Mittheilungen machte, nicht wahrnehmen.

Als er bei diesem Punkte seiner Erzählung angelangt war, berührte sie seinen Arm und sagte mit einem Gesicht, aus welchem die Spannung alles Blut vertrieben zu haben schien:

„Kennen Sie die Namen der Leute, von denen er sie gekauft hat?"

„Ein Mann, Namens Simmons, war meines Wissens, die Hauptperson bei dem Geschäft, wenigstens denke ich, daß dies der Name war, welcher auf dem Kaufbriefe stand."

„O mein Gott!" rief Cassy und fiel bewußtlos nieder.

George und Madame de Thour machten jetzt große Augen; obgleich sie

den Grund der Ohnmacht Cassy's nicht errathen konnten, erregte sie doch den in solchen Fällen gewöhnlichen Tumult. George warf in der Wärme seiner Humanität einen Wasserkrug um und zerbrach zwei Gläser, und sobald die Damen in der Kajüte hörten, daß Jemand ohnmächtig geworden sei, drängten sie sich um die Thür des Privatverschlags und versperrten der frischen Luft so viel sie nur immer konnten den Zutritt, so daß im Ganzen Alles, was sich erwarten ließ, gethan wurde.

Die arme Cassy kehrte, nachdem sie wieder zu sich gekommen war, ihr Gesicht gegen die Wand und weinte und schluchzte wie ein Kind. Vielleicht vermögen die Mütter unter meinen Lesern zu sagen, woran sie dachte. Vielleicht können sie es auch nicht, aber sie war in jener Stunde eben so fest überzeugt, daß Gott mit ihr Erbarmen gehabt, und daß sie ihre Tochter wiedersehen würde, als sie es einige Monate darauf — doch wir greifen dem Laufe der Ereignisse vor.

42. Resultate.

Die letzten Ereignisse unserer Geschichte lassen sich in der Kürze erzählen.

George Shelby, den, wie es vielleicht bei jedem andern jungen Mann der Fall gewesen sein würde, das Romantische des Ereignisses interessirte und der nicht weniger von Gefühlen der Humanität dazu bewogen wurde, übersendete Cassy den Eliza betreffenden Kaufbrief, dessen Datum und Name mit ihrer Kenntniß von den Umständen übereinstimmten und ihr keinen Zweifel an der Identität ihres Kindes ließen; es war jetzt nur noch nöthig, den Weg, welchen die Flüchtlinge eingeschlagen hatten, zu erforschen.

Sie begab sich mit der durch die eigenthümliche Aehnlichkeit ihrer Schicksale an sie geknüpften Madame de Thour sofort nach Canada und begann eine Untersuchungsreise nach den verschiedenen Stationen, wo die zahlreichen Flüchtlinge aus den Sklavenstaaten untergebracht sind. In Amherstberg fanden sie den Missionair, bei welchem George und Eliza bei ihrer Ankunft ein Obdach gefunden, und durch ihn wurden sie in den Stand gesetzt, der Familie bis nach Montreal zu folgen.

George und Eliza befanden sich jetzt seit fünf Jahren in Freiheit. George hatte fortwährende Beschäftigung in der Werkstätte eines wackern Maschinenbauers gefunden, in welcher er einen hinlänglichen Verdienst fand, um den Lebensunterhalt seiner Familie, die sich unterdessen durch die Ankunft eines Töchterchens verstärkt hatte, zu erwerben.

Der kleine Harry, der zu einem hübschen, munteren Burschen aufgewachsen war, besuchte eine gute Schule und machte schnelle Fortschritte im Wissen.

Der wackere Pfarrer der Station Amherstberg, wo George bei seiner Ankunft gelandet war, nahm an den Angaben Cassy's und der Madame de Thour so großes Interesse, daß er den Bitten der Letzteren, sie auf der Reise nach Montreal, deren Kosten sie allein tragen wollte, zu begleiten, nachgab.

Wir treten jetzt in ein kleines, nettes Häuschen in einer der Vorstädte von Montreal. Es ist Abend. Im Kamin lodert ein munteres Feuer, ein mit einem schneeweißen Tuche gedeckter Theetisch steht für die Abendmahlzeit hergerichtet, davor. In der einen Ecke des Zimmers befindet sich ein mit grünem Tuche überzogener Tisch, auf welchem ein offenes Schreibzeug, Federn und Papier liegen, und über demselben hängt ein mit guten Büchern angefülltes Regal.

Dies war George's Studirzimmer. Derselbe Eifer sich auszubilden, welcher ihn angetrieben hatte, mitten unter Hindernissen sich die ersehnte Kenntniß des

Lesens und Schreibens anzueignen, veranlaßte ihn immer noch, seine ganze Mußezeit der Selbstausbildung zu widmen.

Jetzt sehen wir ihn am Tische sitzen und aus einem Bande der Familienbibliothek, in welchem er gelesen hat, Notizen machen.

„Komm, George," sagte Eliza, „Du bist den ganzen Tag nicht zu Hause gewesen; lege Dein Buch hin und laß uns von etwas Vernünftigem reden, während ich den Thee bereite."

Und die kleine Eliza unterstützt das Verlangen ihrer Mutter, indem sie zu ihrem Vater heranschwankt, ihm das Buch aus der Hand nimmt und sich statt dessen auf seinem Schooße niederzulassen versucht.

„Warte, Du kleine Hexe!" sagt George, und er giebt nach, wie es unter solchen Umständen der Mann stets thun muß.

„Das ist recht," versetzt Eliza, während sie das Brod anschneidet. Sie sieht etwas älter und ihre Gestalt ein wenig voller aus; auch ihr Haar ist matronenhafter geordnet wie sonst, aber offenbar ist sie so glücklich und zufrieden, wie es eine Frau nur immer sein kann.

„Harry, mein Junge, wie hast Du heute Dein Exempel herausgebracht?" fragte George, indem er die Hand auf den Kopf seines Sohnes legte.

Harry hat seine Locken eingebüßt, aber er kann die Augen und Wimpern und die kühne offne Stirn nicht verlieren, welche vom Stolz geröthet wird als er sagt:

„Ich habe das Ganze selbst gerechnet, Vater, es hat mir kein Mensch dabei geholfen."

„Das freut mich," sagt sein Vater; „verlasse Dich immer auf Dich selbst, mein Sohn, Du hast bessere Aussichten als sie Dein armer Vater je besessen hat."

In diesem Augenblicke klopft es an der Thür und Eliza geht hinaus, um zu öffnen. Das entzückte: „Ei, Sie sind's!" ruft ihren Gatten herbei und der gute Pastor von Amherstberg wird bewillkommnet. Bei ihm befinden sich zwei Damen und Eliza ladet sie ein sich niederzusetzen.

Nun hatte, wenn wir die Wahrheit gestehen sollen, der brave Pfarrer ein kleines Programm entworfen, nach welchem sich diese Angelegenheit entwickeln sollte und auf dem Herwege hatten Alle einander auf das Vorsichtigste ermahnt, die Sache nur der getroffenen Verabredung gemäß einzuleiten.

Man denke sich daher die Bestürzung des guten Mannes als gerade nachdem er den Damen zu Stühlen verholfen hatte und sein Taschentuch herauszog, um sich den Mund zu wischen, damit er seine Einleitungsrede in guter Ordnung halten könne, Madame de Thour den ganzen Plan über den Haufen warf, indem sie George um den Hals fiel und Alles auf einmal herauskommen ließ, indem sie rief:

„O George, kennst Du mich nicht mehr? Ich bin Deine Schwester Emilie!"

Cassy hatte sich gefaßter niedergesetzt und würde ihre Rolle sehr gut gespielt haben, wenn nicht plötzlich vor ihr die kleine Eliza, ganz in derselben Gestalt und Form und in jedem Umrisse und Löckchen gerade so wie ihre Tochter zur Zeit, wo sie sie das letztemal gesehen, erschienen wäre. Das kleine Ding lugte ihr in's Gesicht und Cassy schloß sie in ihre Arme, drückte sie an die Brust und sagte, was sie in diesem Augenblicke auch wirklich glaubte:

„Herzkind, ich bin Deine Mutter!"

In der That war es eine schwierige Aufgabe, eine gewisse Ordnung herzustellen. Dem guten Geistlichen gelang es jedoch endlich, Alle zum Schweigen zu bringen und die Rede, mit der er die Angelegenheit zu eröffnen beabsichtigt

hatte, zu halten, welche denn auch so gut ausfiel, daß seine ganze Zuhörerschaft um ihn her auf eine Weise schluchzte, welche jeden Redner der alten wie der Neuzeit hätte zufrieden stellen können.

Sie knieeten zusammen nieder und der gute Mann betete — denn es giebt so heftige und stürmische Gefühle, daß sie nur dadurch beschwichtigt werden können, daß man sie in den Schooß der allmächtigen Liebe ausschüttet. — Dann erhob sich die Familie, welche sich so merkwürdig zusammen gefunden hatte, mit einem heiligen Vertrauen auf Den, der sie nach solchen Gefahren und Trübsalen und auf so unerforschlichen Wegen zusammengeführt hatte.

Das Notizbuch eines Missionairs unter den canadischen Flüchtlingen enthält Thatsachen, welche seltsamer sind als irgend eine Dichtung. Wie kann es anders sein, wenn in einem Lande ein System herrscht, welches Familien umherwirft und ihre Mitglieder zerstreut, wie der Wind das Herbstlaub? Diese Küsten der Zuflucht vereinigen oft, gleich denen des ewigen Lebens, Herzen, die einander Jahre lang als verloren betrauert haben, in froher Gemeinschaft wieder. Unaussprechlich rührend ist die Innigkeit, mit der jeder neue Ankömmling unter ihnen aufgenommen wird, wenn er vielleicht Nachrichten von Mutter, Schwester, Weib oder Kind, die noch im Schatten der Sklaverei den Augen verborgen sind, mitbringt.

Hier werden Heldenthaten vollbracht, welche größer sind als die, von denen wir in Romanen lesen, wenn der Flüchtling der Tortur und selbst dem Tode trotzend, freiwillig zu den Gefahren und Schrecken jenes dunklen Landes zurückkehrt, um seine Schwester oder Mutter oder Gattin aufzusuchen

Ein Missionair hat uns von einem jungen Manne erzählt, welcher zweimal wieder eingefangen wurde und der nach erlittener schmachvoller Züchtigung abermals glücklich entkam. In einem Briefe, der uns vorgelesen worden ist, theilt er seinen Freunden mit, daß er zum dritten Male zurückkehren wolle, um seine Schwester wenn möglich endlich zu befreien. Ist dieser junge Mann ein Held oder ein Verbrecher? Wer würde für seine Schwester nicht das Nämliche thun? Wer kann ihn tadeln?

Aber wir kehren zu unsern Freunden zurück, die wir verlassen haben, während sie sich die Augen trockneten und sich von einer zu großen und plötzlichen Freude erholten. Sie sitzen jetzt um den Tisch und werden gesprächig, nur daß Cassy, welche die kleine Eliza auf ihrem Schooße hat, von Zeit zu Zeit das kleine Mädchen auf eine sie in Erstaunen setzende Weise an sich drückt und sich hartnäckig weigert, sich den Mund in dem Maße, wie die Kleine es wünscht, mit Kuchen stopfen zu lassen, indem sie zur Verwunderung des Kindes behauptet, daß sie etwas Besseres als Kuchen genossen habe und nicht so sehr nach ihm verlange.

In der That ist im Laufe von zwei bis drei Tagen mit Cassy eine solche Veränderung vorgegangen, daß unsere Leser sie kaum wieder erkennen würden. Der verzweifelte, verstörte Ausdruck ihres Gesichts war dem eines sanften Vertrauens gewichen. Sie schien gleichsam an den Busen der Familie zu sinken und die Kleinen als etwas, worauf ihr Herz lange gewartet, in dasselbe zu schließen. In der That war es, als ob sich ihre Liebe eher der kleinen Eliza als ihrer eignen Tochter zuwende, denn sie war das genaue Bild des Kindes, das sie verloren hatte. Die Kleine bildete ein blumiges Band zwischen Mutter und Tochter, durch welches Bekanntschaft und Zuneigung entstand. Eliza's durch das beständige Lesen der heiligen Schrift geregelte, ruhige, consequente Frömmigkeit, machte diese zu einer passenden Führerin für den müden und verstörten Geist ihrer

Mutter. Cassy gab sich sofort mit ganzer Seele jedem guten Einflusse hin und wurde eine fromme, liebevolle Christin.

Nach einigen Tagen theilte Madame de Thoux ihrem Bruder die Lage, in der sie sich befand, ausführlicher mit. Der Tod ihres Gatten hatte sie in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gebracht, welches sie sich großmüthig mit der Familie zu theilen erbot. Als sie ihren Bruder fragte, auf welche Weise sie es am besten für ihn anwenden könne, antwortete er:

„Gieb mir eine gute Erziehung, Emilie, das ist stets der Wunsch meines Herzens gewesen; nachher kann ich alles Uebrige selbst thun."

Nach reiflicher Ueberlegung wurde beschlossen, daß die ganze Familie auf einige Jahre nach Frankreich gehen solle, wohin sie, von Emmelinen begleitet, absegelte.

Das hübsche Gesicht der Letzteren erwarb ihr die Zuneigung des ersten Lieutenants auf dem Schiffe, und sie wurde kurz nach ihrer Ankunft im Hafen dessen Gattin.

George besuchte vier Jahre eine französische Universität, arbeitete dort mit ununterbrochenem Fleiß und verschaffte sich eine ausgezeichnete Bildung.

Die politischen Unruhen in Frankreich veranlaßten die Familie endlich wieder eine Freistätte in Amerika zu suchen, und hier faßte George den Entschluß, seine Kräfte und Bildung darauf zu verwenden, die Race seiner Mutter zu heben, zu welchem Zwecke er sich mit seiner Familie nach Liberia begab, von wo die Welt, wenn wir uns nicht täuschen, noch von ihm hören wird.

George's Gesinnungen und Ansichten mögen am besten durch einen Brief an einen seiner Feunde geschildert werden:

„Ich bin noch einigermaßen in Zweifel hinsichtlich meines künftigen Verhaltens. Wohl könnte ich mich, wie Sie mir sagten, in die Kreise der Weißen des Landes mischen, da meine Farbe so hell und die meiner Frau und Familie kaum bemerkbar ist. Vielleicht würde ich dies im Nothfall thun; aber aufrichtig gesagt, wünsche ich es nicht.

„Meine Sympathieen gehören nicht dem Stamme meines Vaters, sondern dem meiner Mutter. Für ihn war ich nichts weiter, als ein schöner Hund oder ein gutes Pferd; für meine arme Mutter war ich ein Kind, und obgleich ich sie nie wieder sah, nachdem jener grausame Verkauf uns getrennt hatte, bis sie starb, so weiß ich doch, daß sie mich immer herzlich geliebt hat. Mein eignes Herz sagt mir das. Wenn ich an alles denke, was sie litt, so wie an meine eignen frühern Leiden, an die Kämpfe meines heldenmüthigen Weibes, an meine Schwester, die auf dem Sklavenmarkte von New-Orleans verkauft wurde, so hoffe ich, daß man mich entschuldigen wird, wenn ich nicht wünsche, für einen Amerikaner zu gelten oder mich mit ihnen zu identificiren, obgleich ich hoffe, daß ich keine unchristlichen Gefühle hege.

„Mit dem bedrückten, in Ketten geschlagenen afrikanischen Stamme fühle ich mich verbunden, und wenn ich etwas wünschte, so wäre es, daß ich lieber zwei Schattirungen dunkler, als eine heller wäre.

„Der Wunsch und das Sehnen meiner Seele geht nach einer afrikanischen Nationalität. Ich bedarf eines Volkes, das eine kostbare, gesonderte, eigne Existenz hat, und wo soll ich das suchen? Nicht in Haiti; denn in Haiti hatten sie nichts, worauf sie sich stützen konnten. Ein Strom kann sich nicht über seine Quelle erheben. Das Geschlecht, welches den Charakter der Haitier bildete, war ein ausgemergeltes, verweichlichtes, und natürlich wird es Jahrhunderte bedürfen, um es zu irgend Etwas zu erheben.

„Wo also soll ich danach suchen? An den Küsten von Afrika sehe ich eine

Republik — eine Republik, gebildet durch auserlesene Männer, welche durch Kraft und selbstbildende Entschlossenheit sich in vielen Fällen individuell über den Zustand der Sklaverei erhoben haben. Nachdem sie manchen vorbereitenden Grad der Schwäche durchgemacht, ist diese Republik endlich eine von der ganzen Erde anerkannte Nation geworden, anerkannt durch Frankreich und England. Dahin wünsche ich zu gehen und selbst ein Volk zu finden.

„Ich weiß wohl, daß ich Euch Alle gegen mich haben werde, doch ehe Ihr mich verurtheilt, hört mich an. Während meines Aufenthalts in Frankreich habe ich mit dem größten Interesse die Geschichte meines Volkes in Amerika verfolgt. Ich habe den Kampf zwischen Abolitionisten und Colonisationisten geprüft und als ferner Zuschauer einige Eindrücke empfangen, die als Theilnehmer nie möglich gewesen wären. Ich gebe zu, daß dieses Liberia alle Arten von Zwecken begünstigt haben mag, indem sie in den Händen unserer Unterdrücker gegen uns angewendet wurde. Ohne Zweifel mag das System auf nicht zu rechtfertigende Weise als Mittel zur Verzögerung unserer Emancipation benutzt worden sein, aber ich frage: Giebt es nicht einen Gott, der über alle menschlichen Pläne erhaben ist? Kann er nicht ihre Absichten beherrscht und für uns durch sie eine Nation gegründet haben?

„In unseren Zeiten wird eine Nation in einem Tage geboren. Eine Nation erhebt sich jetzt mit all den großen Problemen des republikanischen Lebens und der Civilisation fertig zur Hand, sie hat sie nicht zu entdecken, sondern nur anzuwenden. Laßt uns daher mit ganzer Kraft zusammenhalten und sehen, was wir mit dieser neuen Unternehmung vermögen, so wird der ganze Continent Afrika's sich uns und unsern Kindern öffnen. Unsere Nation wird die Fluth der Civilisation und des Christenthums über seine Küsten ergießen und mächtige Republiken begründen, die mit der Schnelligkeit tropischer Vegetation wachsend für alle kommenden Zeitalter bestehen werden.

„Sagen Sie, daß ich meine in Sklaverei gefesselten Brüder verlasse? Ich glaube nicht. Wenn ich sie eine Stunde, einen Augenblick meines Lebens vergesse, so möge Gott mich vergessen! Doch was kann ich hier für sie thun? Kann ich ihre Ketten brechen? Nein, ich als Einzelner vermag dies nicht, doch lassen Sie mich gehen und einen Theil einer Nation bilden, welche eine Stimme in dem Rathe der Nationen haben wird, und dann können wir sprechen. Eine Nation hat das Recht, die Sache ihres Stammes zu vertreten und Vorstellungen zu machen, welches ein Individuum nicht hat.

„Wenn Europa jemals ein großer Rath freier Nationen wird — wie ich zu Gott hoffe, wenn dort Leibeigenschaft und alle ungerechte und bedrückende sociale Ungleichheiten beseitigt werden; wenn, wie von Seiten Frankreich's und England's, unsere Stellung anerkannt wird, dann werden wir bei dem großen Congresse der Nationen unsere Sache anbringen und für unsern in Ketten geschlagenen und leidenden Stamm sprechen; und das freie aufgeklärte Amerika wird dann ohne Zweifel wünschen, von seinem Wappenschilde den schmachvollen Flecken zu vertilgen, der ihn unter den Nationen herabsetzt und gewiß für das Land eben so ein Fluch ist, wie für die Geknechteten.

„Sie werden mir sagen, unser Stamm habe gleiche Rechte, sich unter die Bewohner der amerikanischen Republik zu mischen, wie die Irländer, die Deutschen, die Schweden. Zugestanden, er hat sie; wir sollten frei sein, uns mit ihnen zu vermischen und durch unsern individuellen Werth zu erheben, ohne Rücksicht auf Stamm oder Farbe, und die, welche uns dieses Recht verweigern, sind falsch gegen ihre eignen Grundsätze der Gleichheit aller Menschen. Wir sollten besonders hier zugelassen werden. Wir haben mehr, als die Rechte

der gewöhnlichen Menschen — wir haben die Ansprüche eines beleidigten Stammes auf Genugthuung. Aber ich will das nicht; ich will ein eignes Land, eine eigne Nation. Ich denke, daß der afrikanische Stamm seine Eigenthümlichkeiten hat, die noch in dem Lichte der Civilisation und des Christenthums entfaltet werden können, und welche, wenn nicht dieselben, wie bei den Angelsachen, doch moralisch sogar von einem höhern Typus sein können.

„Dem englischen Stamme sind die Geschicke der Welt während ihrer Zeit des Kampfes und des Ringens anvertraut gewesen. Zu dieser Mission waren seine strengen, unbeugsamen, entschlossenen Elemente wohl geeignet, doch als Christ sehe ich einer andern Aera entgegen. An ihren Grenzen stehen wir, wie ich hoffe und die Wehen, welche jetzt die Nationen durchzucken, sind meiner Hoffnung nach nur die Geburtswehen einer Zeit des allgemeinen Friedens und allgemeiner Brüderschaft.

„Ich bin überzeugt, daß die Entwicklung Afrika's eine wesentlich christliche sein wird. Ist der afrikanische Stamm kein herrschender und gebietender, so ist er wenigstens ein gefühlvoller, großherziger, verzeihender. Nachdem er in der Hölle der Ungerechtigkeit und Bedrückung geschmachtet, muß er nur um so fester die erhabene Lehre der Liebe und Verzeihung in sein Herz schließen, durch welche allein er erobern kann und deren Verbreitung über den Continent von Afrika seine Mission ist.

„Ich selbst, ich gestehe es, bin zu schwach dazu — die Hälfte des Blutes in meinen Adern ist das heiße sächsische; aber ich habe einen beredten Vertheidiger des Altars beständig an meiner Seite in der Person meiner schönen Frau. Schweife ich ab, so führt ihr milderer Geist mich stets zurück und stellt mir den christlichen Beruf und die Mission unsers Stammes vor Augen. Als christlicher Patriot, als ein Lehrer des Christenthums, gehe ich nach meinem Vaterlande — meinem erwählten, meinem glorreichen Afrika! Und in meinem Herzen wende ich auf dasselbe zuweilen die herrlichen prophetischen Worte an: Wo du verlassen und verhaßt warst, so daß Niemand von dir wissen wollte, da will ich dich zu ewigem Ruhm erheben und zur Freude vieler Generationen! — Sie werden mich einen Enthusiasten nennen, werden sagen, daß ich nicht wol erwogen habe, was ich unternehmen will. Aber ich habe erwogen und die Kosten berechnet. Ich gehe nach Liberia, nicht wie nach einem romantischen Elysium, sondern wie auf ein Feld der Arbeit. Ich bin gefaßt darauf, mit beiden Händen zu arbeiten — schwer zu arbeiten; gegen alle möglichen Schwierigkeiten und Entmuthigungen zu kämpfen und zu arbeiten, bis ich sterbe. Das ist mein Ziel und ich bin überzeugt, daß ich mich darin nicht getäuscht haben werde.

„Was Sie auch von meinem Entschluß halten mögen, entziehen Sie mir deshalb Ihr Vertrauen nicht, und glauben Sie, daß ich bei Allem, was ich thue, mit einem Herzen handle, das ganz meinem Volke angehört."

„George Harris."

Ueber unsere übrigen Personen haben wir nichts besonderes zu sagen, außer einige Worte in Bezug auf Ophelia und Topsy und ein Abschiedskapitel, welches wir George Shelby widmen werden.

Miß Ophelia nahm Topsy zur großen Ueberraschung der ernsthaften bedächtigen Personen, welche ein Neuengländer unter der Bezeichnung „unsere Leute" anerkennt, mit nach Vermont. „Unsere Leute" hielten sie Anfangs für einen sonderbaren, unnöthigen Zuwachs ihres gut eingerichteten Hauswesens, aber Miß Ophelia war in ihrem gewissenhaften Bemühen, an ihrem Zöglinge ihre Pflicht zu erfüllen, so glücklich, daß das Kind bei der Familie und der Nachbarschaft schnell an Gunst und Gnade zunahm. Als sie zu reiferen Jahren ge-

langte, wurde sie auf ihr eignes Ansuchen getauft und ein Mitglied der christlichen Kirche des Ortes, und sie bewies so viel Verstand, Thätigkeit, Glaubenseifer und Verlangen, in der Welt Gutes zu thun, daß sie endlich für eine von den Stationen in Afrika als Missionairin empfohlen und angenommen wurde. Wir haben gehört, daß dieselbe Thätigkeitsliebe und Intelligenz, welche sie als Kind so vielfältig und rastlos in ihrer Ausbildung machte, jetzt auf eine heilsamere und bessere Weise zur Belehrung der Kinder ihres Vaterlandes verwendet wird.

Nachschrift. Es wird für manche Mütter angenehm sein, zu hören, daß die von Madame de Thour unternommenen Forschungen vor Kurzem mit der Entdeckung des Sohnes Cassy's geendet haben. Er war ein junger Mann von Energie geworden, war einige Jahre früher als seine Mutter entflohen und von Freunden der Unterdrückten im Norden aufgenommen und erzogen worden. Er wird seiner Familie in Kurzem nach Afrika folgen.

43. Der Befreier.

George Shelby hatte an seine Mutter nur einige Zeilen geschrieben, worin er den Tag seiner zu erwartenden Heimkehr bestimmte. Er hatte nicht den Muth, etwas über die Todesstunde seines alten Freundes zu berichten. Er hatte es mehrmals versucht, aber es war ihm nie gelungen, und er hatte stets damit geendet, daß er das Papier zerriß, sich die Augen trocknete und irgend wohin eilte, um Ruhe zu finden.

An dem Tage, an welchem der junge Master George erwartet wurde, herrschte in dem Shelby'schen Hause eine freudige Geschäftigkeit.

Mrs. Shelby saß in ihrem behaglichen Zimmer, wo ein munteres Hickoryfeuer die Kühle des späten Herbstabends milderte. Ein von Silbergeschirr und geschliffenen Gläsern blitzender Tisch, über dessen Arrangements unsere Freundin, die alte Chloe, die Aufsicht führte, war zur Abendtafel vorgerichtet.

Mit einem neuen Kattunkleide, einer blendend weißen Schürze und einem hohen, gutgestärkten Turban angethan und mit freudestrahlendem Gesichte, verweilte sie mit unnöthiger Genauigkeit bei den Zurüstungen zur Tafel, um einen Vorwand zu haben, ein wenig mit ihrer Herrin zu plaudern.

„So wird's ihm wohl gefallen," sagte sie; „da, ich habe seinen Teller nahe an's Feuer gesetzt, wo er sich am liebsten niederläßt. Mr. George verlangt stets den wärmsten Sitz. O, warum hat Sally nicht die beste Theekanne herausgenommen — die kleine neue, die Mr. George der Missis an Weihnachten geschenkt hat? Die muß ich noch holen! Die Missis hat also von Mr. George gehört?" fragte sie dann.

„Ja, Chloe, aber er hat mir nur eine Zeile geschrieben, um mir zu melden, daß er diesen Abend eintreffen würde, wenn er könne, das ist Alles."

„Er hat wohl nichts von meinem Alten gesagt?" fragte Chloe weiter, indem sie immer noch an den Theetassen rückte.

„Nein, er hat gar nichts von ihm erwähnt, Chloe. Er hat gesagt, daß er Alles erzählen würde, wenn er nach Hause kommt."

„Das sieht dem Mr. George ganz ähnlich; er will immer Alles selbst erzählen. Ich habe das an Mr. George stets bemerkt. Ich meines Theils sehe auch nicht ein, wie die Weißen so viel schreiben können, wie sie es gewöhnlich thun — das Schreiben ist eine so langweilige, unbequeme Arbeit."

Mrs. Shelby lächelte.

„Ich glaube, daß mein Alter die Jungen und die Kleine gar nicht wieder erkennen wird. Gott, Polly ist eine dicke Dirne geworden und wie hübsch und klug ist sie dabei! Jetzt ist sie zu Hause und bäckt die Waffeln. Die hat mein Alter immer so gern gegessen; ich habe sie ihm noch an dem Morgen, wo er fortgeschleppt wurde, gebacken. Gott weiß es, was ich an dem Morgen gefühlt habe!"

Mrs. Shelby seufzte und fühlte bei dieser Anspielung eine schwere Last auf ihrem Herzen; sie war schon seit der Ankunft des Briefes von ihrem Sohne besorgt, denn sie fürchtete, daß etwas hinter dem Schleier seines Stillschweigens verborgen sein könne.

„Hat die Missis die Banknoten?" fragte Chloe ängstlich.

„Ja, Chloe. Warum?"

„Weil ich meinem Alten dieselben Papiere zeigen möchte, die mir der Perfectioner gegeben hat. Chloe, sagte er, ich wollte Du bliebst länger bei mir! — Danke schön, Master, sagte ich, ich würde es gern thun, aber mein Alter kommt nach Hause und die Missis kann ohne mich nicht mehr durchkommen. — Das waren genau die Worte, die ich ihm gesagt habe. Mr. Jones war ein recht netter Mann."

Chloe hatte beharrlich darauf bestanden, daß dieselben Banknoten, in welchen ihr Lohn ausgezahlt worden war, aufbewahrt wurden, um sie ihrem Gatten zum Beweis ihrer Fähigkeiten zu zeigen, und Mrs. Shelby hatte gern das Verlangen erfüllt.

„Mein Alter wird Polly gar nicht wiederkennen," sagte Chloe. „Gott, es sind schon fünf Jahre verflossen, seit man ihn fortgeschleppt hat. Sie war damals noch ganz klein und konnte kaum stehen. Ich weiß noch wie er lachte, wenn sie jedesmal auf die Nase fiel, sobald sie zu gehen versuchte. Du lieber Gott!"

In diesem Augenblicke vernahm man das Rollen eines Wagens.

„Mr. George!" rief Tante Chloe, indem sie an das Fenster sprang.

Mrs. Shelby eilte nach der Hausthür und ihr Sohn flog in ihre Arme. Tante Chloe stand ängstlich da und strengte ihre Augen an, um die Finsterniß zu durchdringen.

„Ach, arme Tante Chloe!" sagte George, indem er mitleidig stehen blieb und ihre harte schwarze Hand drückte; „ich würde mein ganzes Vermögen darum gegeben haben; wenn ich ihn hätte mitbringen können, aber er ist nach einem bessern Lande gegangen."

Mrs. Shelby stieß einen heftigen Schrei aus, aber Tante Chloe sagte nichts.

Sie traten in das Speisezimmer. Das Geld, auf welches Chloe so stolz war, lag noch auf dem Tische.

„Da," sagte sie, indem sie es zusammenraffte und mit zitternder Hand ihrer Herrin reichte, „ich will nichts mehr davon sehen, noch hören; es ist gerade so gekommen wie ich es mir gedacht habe — er ist auf die alten Pflanzungen verkauft und dort zu Tode gequält worden."

Chloe wendete sich stolz ab, um das Zimmer zu verlassen. Mrs. Shelby folgte ihr leise, ergriff ihre Hand, zog sie auf einen Stuhl und setzte sich neben ihr nieder.

„Meine arme gute Chloe!" sagte sie.

Chloe lehnte den Kopf auf die Schulter ihrer Herrin und schluchzte.

„O Missis, verzeihen Sie mir, mein Herz ist gebrochen, das ist Alles."

„Ich weiß, daß es so ist," erwiderte Mrs. Shelby unter Thränen, „und ich vermag es nicht zu heilen, aber Jesus kann es. Er heilt die, so gebrochenen Herzens sind und verbindet ihre Wunden."

Eine Zeitlang herrschte tiefe Stille und Alle weinten zusammen. Endlich setzte sich George neben der Trauernden nieder, ergriff ihre Hand und theilte ihr mit einfachen Worten die feierliche Scene des Todes ihres Gatten und seine letzten Liebesaufträge mit.

Etwa einen Monat darauf wurden sämmtliche Diener und Arbeiter des Gutes in den großen Saal des Hauses berufen, wo ihnen ihr junger Herr einige Worte mittheilen wollte.

Zu Aller Erstaunen trat er mit einem Bündel von Papieren in der Hand, welches Freilassungsscheine für sämmtliche auf dem Gute befindliche Sklaven enthielt, unter sie, verlas die Dokumente und überreichte sie den schluchzenden und weinenden Leuten.

Viele von diesen drängten sich jedoch um ihn, baten ihn flehendlich sie nicht fortzuschicken, und wollten ihm ihre Freischeine zurückgeben.

„Wir wollen nicht freier sein als wir sind. Wir haben stets Alles gehabt, was wir brauchten, wir wollen das alte Haus, den Master und die Missis nicht verlassen," äußerte sie.

„Meine guten Freunde," sagte George sobald er zu Worte kommen konnte, „es wird nicht nothwendig sein, daß Ihr mich verlaßt. Wir brauchen zur Bestellung des Gutes noch eben so viele Leute wie sonst. Auch im Hause sind noch eben so viele Diener nöthig wie früher, aber Ihr seid jetzt freie Leute; ich werde Euch für Eure Arbeit den Lohn bezahlen, über den wir uns einigen. Der Vortheil, den Ihr dabei habt ist der, daß Ihr, wenn ich in Schulden gerathen oder sterben sollte, was Beides mögliche Dinge sind, nicht verkauft werden könnt. Ich gedenke das Gut fort zu bewirthschaften und Euch etwas zu lehren, zu dessen Erlernung Ihr einiger Zeit bedürfen werdet, — wie man nämlich die Rechte, die ich Euch verliehen habe, als freie Menschen benutzt. Ich erwarte, daß Ihr gut und lernbegierig sein werdet und hoffe zu Gott, daß ich meinem Vorsatze getreu und zum Lehren bereitwillig bleiben werde. Und nun, meine Freunde schaut empor und dankt Gott für die Segnungen der Freiheit."

Ein greiser Negerpatriarch, der auf dem Gut alt und blind geworden war, stand jetzt auf, erhob seine zitternde Hand und sagte: „Lasset uns dem Herrn danken!" Alle fielen auf ihre Knie und kein von Orgelklängen, Glockengeläute und Kanonendonner getragenes Te deum konnte rührender zum Himmel emporsteigen, als das von diesem alten Manne gesprochene Gebet.

„Noch Eins," sagte George, die Dankesbezeugungen der Menge unterbrechend, „Ihr Alle werdet Euch wohl unseres guten alten Onkel Tom erinnern?" Hierauf erzählte er in Kürze die letzten Augenblicke des Geschiedenen, und theilte dessen liebevolles Lebewohl an Alle auf dem Gute Befindlichen mit, worauf er hinzufügte:

„An seinem Grabe war es, meine Freunde, wo ich vor Gott den Beschluß faßte, nie mehr einen Sklaven zu halten, so lange es möglich wäre, ihn in Freiheit zu setzen, und keinen durch mich je Gefahr laufen zu lassen, von Heimath und Freunden getrennt zu werden und, wie er, auf einer einsamen Pflanzung zu sterben. Wenn Ihr Euch an Eurer Freiheit erlabt, so bedenkt, daß Ihr sie jenem guten alten Mann verdankt und vergeltet es ihm durch Güte gegen seine Frau und Kinder. Denkt jedesmal, wenn Ihr Onkel Tom's Hütte erblickt, an Eure Befreiung und betrachtet sie als Erinnerungszeichen, damit Ihr seinen Fußtapfen folgen und eben so rechtschaffen und treu und eben so gute Christen werden möget, wie er einer war."

44. Schlußbemerkungen.

Die Verfasserin ist oft aus verschiedenen Theilen des Landes brieflich gefragt worden, ob diese Erzählung wahr sei; auf diese Fragen will sie hier eine allgemeine Antwort geben.

Die einzelnen Ereignisse, welche die Erzählung bilden, sind in großer Ausdehnung authentisch, und viele derselben trugen sich entweder unter ihren eignen Augen oder unter denen ihrer persönlichen Freunde zu. Sie oder ihre Freunde haben Charaktere beobachtet, welche fast allen denen gleichen, die hier eingeführt sind; viele ihrer Gespräche sind Wort für Wort so, wie sie selbst sie hörte oder sie ihr mitgetheilt wurden.

Die Person Eliza's und der ihr beigelegte Charakter sind Schilderungen aus dem Leben. Die unbestechliche Treue, Frömmigkeit und Redlichkeit Onkel Tom's sind Eigenschaften, welche die Verfasserin mehr als einmal zu beobachten Gelegenheit hatte. Einige der traurigsten und romantischsten Ereignisse, einige der fürchterlichsten Umstände, gehören ebenfalls der Wirklichkeit an. Das Erlebniß der Mutter, welche über das Eis des Ohioflusses ging, ist eine wohlbekannte Thatsache. Die Geschichte der alten Prue trug sich unter der persönlichen Beobachtung eines Bruders der Verfasserin zu, der damals Cassirer eines großen Handlungshauses in Neu-Orleans war. Aus derselben Quelle wurde der Charakter des Pflanzers Legree geschöpft. Von ihm schrieb ihr Bruder als er von einem Besuche auf seiner Pflanzung zum Behuf der Einziehung von Geldern sprach: „Er ließ mich seine Faust fühlen, die hart war, wie ein Schmiedehammer, und sagte mir, er hätte sie dadurch gehärtet, daß er Niggers damit niedergeschlagen. — Als ich die Pflanzung verließ, athmete ich tief auf, und es war mir zu Muthe, als wäre ich der Höhle eines Währwolfs entflohen."

Daß das tragische Schicksal Tom's in der Wirklichkeit auch oft vorkam, kann durch lebende Zeugen im ganzen Lande bestätigt werden. Man bedenke, daß es in allen südlichen Staaten ein Rechtsgrundsatz ist, daß keine farbige Person jemals in einem Processe gegen einen Weißen zeugen kann, und leicht wird man einsehen, daß ein solcher Fall sich überall ereignen kann, wo die Leidenschaften eines Menschen die Rücksichten auf seinen Vortheil überwiegen und ein Sklave genug Muth oder Grundsätze hat, um seinem Willen zu widerstehen. Es giebt in der That nichts, was das Leben des Sklaven beschützen kann, als der Charakter des Herrn. Thatsachen, die zu erschütternd sind, um nicht gelegentlich in Erwägung gezogen zu werden, finden ihren Weg in die Oeffentlichkeit, und die Bemerkungen, die man oft darüber machen hört, sind noch niederschlagender als die Sache selbst. Es wird gesagt: „Wohl mögen solche Fälle dann und wann vorkommen, aber sie sind kein Beleg für die allgemeine Praxis." — Wenn die Gesetze von Neu-England so beschaffen wären, daß ein Lehrherr dann und wann einen Lehrling bis zum Tode martern könnte, ohne die Möglichkeit, deshalb vor Gericht gestellt zu werden, würde man dies mit eben solchem Gleichmuth hinnehmen? Würde man sagen: Diese Fälle sind selten und kein Beleg der allgemeinen Praxis? — Diese Ungerechtigkeit ist eine Eigenthümlichkeit des Sklavensystems und kann ohne dasselbe nicht existiren. Der öffentliche und schamlose Verkauf reizender Mulatten- und Quadronenmädchen ist durch die Ereignisse, welche auf die Wegnahme der „Perle" folgten, notorisch erwiesen worden. Wir entnehmen das Folgende der Rede des Mr. Horace Mann, eines der gesetzlichen Rathgeber für die Vertheidiger jener Sache. Er sagt: „Unter den 76 Personen, welche 1848 aus dem Distrikt Columbia auf dem Schooner „Perle" zu entfliehen versuchten und deren Führer

ich vertheidigen half, waren mehrere junge und gesunde Mädchen, welche die besonderen Reize der Formen und Gesichtszüge hatten, die Kenner so hoch schätzen. Elisabeth Russell war eine von ihnen. Sie fiel unmittelbar in des Sklavenhändlers Klauen und wurde für den Markt von New-Orleans bestimmt. Die Herzen derer, die sie sahen, wurden von Mitleid mit ihrem Schicksal ergriffen, sie boten 1800 Dollars, um sie loszukaufen, aber der Teufel von Sklavenhändler war unerbittlich. Sie wurde nach New-Orleans geschickt; doch auf dem halben Wege dahin erbarmte sich Gott ihrer und erlöste sie durch den Tod. Zwei Mädchen, Namens Edmundson, waren in derselben Gesellschaft. Als sie auf denselben Markt geschickt werden sollten, kam eine ältere Schwester zu der Fleischbank, um den Elenden, dem sie gehörten, bei der Liebe Gottes anzuflehen, seiner Opfer zu schonen. Er lachte sie aus und sagte ihr, was für schöne Kleider und Schmucksachen sie bekommen würden. — „Ja," entgegnete sie, „das mag in diesem Leben ganz gut sein, aber was wird in jenem aus ihnen werden?" — Auch sie wurden nach New-Orleans geschickt, später aber um eine große Summe losgekauft und zurückgebracht."

„Geht daraus nicht klar hervor, daß die Geschichten von Emmelinen und Cassy viele Seitenstücke haben können?"

Die Gerechtigkeit verpflichtet die Verfasserin, auch zu erwähnen, daß die Freundlichkeit und Großmuth, welche St. Clare zugeschrieben werden, nicht ohne Parallele sind, wie die folgende Anekdote zeigen wird. Vor einigen Jahren war ein junger Gentleman aus dem Süden in Cincinnati mit einem Lieblingssklaven, der von Kindheit an sein persönlicher Diener gewesen war. Dieser benutzte die Gelegenheit, um seine Freiheit zu erlangen und entfloh unter dem Schutze eines Quäkers, der in Angelegenheiten dieser Art sehr bekannt war. Der Besitzer war im höchsten Grade aufgebracht. Er hatte den Sklaven immer mit so viel Nachsicht behandelt, und sein Vertrauen zu dessen Zuneigung war so groß, daß er glaubte, man habe ihn verführt. Er besuchte den Quäker in sehr zorniger Stimmung, doch da er eine ungewöhnliche Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit besaß, wurde er bald durch dessen Gründe und Vorstellungen beschwichtigt. Die Sache wurde ihm unter einem Gesichtspunkt dargestellt, den er noch nie gehört, an den er noch nie gedacht hatte, und augenblicklich sagte er dem Quäker, wenn sein Sklave ihm in das Gesicht sagen wollte, er wünsche frei zu sein, so würde er ihn frei lassen. Es fand eine Unterredung statt, und Nathan wurde von seinem jungen Herrn gefragt, ob er je Ursache gehabt habe, sich über seine Behandlung in irgend einer Beziehung zu beklagen.

„Nein, Master," antwortete Nathan, „Sie sind immer gut gegen mich gewesen."

„Nun, warum verlässest Du mich dann?"

„Master kann sterben, und wer wird mich dann bekommen? Ich möchte lieber ein freier Mann sein."

Nach kurzer Ueberlegung sagte der junge Mann: „Nathan, ich glaube, an Deiner Stelle würde ich eben so denken. Du bist frei."

Er gab ihm augenblicklich einen Freibrief, deponirte eine Summe Geldes in die Hände des Quäkers, um auf zweckmäßige Weise dazu angewendet zu werden, ihm fortzuhelfen, und ließ einen sehr gefühlvollen und freundlichen Brief mit Rathschlägen für den jungen Mann zurück. Dieser Brief war einige Zeit in den Händen der Verfasserin.

Die Verfasserin hofft, daß sie der Hochherzigkeit, Freigebigkeit und Menschlichkeit, welche viele Individuen im Süden charakterisirt, Gerechtigkeit widerfahren ließ. Solche Beispiele bewahren uns vor der äußersten Verzweiflung.

Aber sie fragt Jeden, der die Welt kennt, sind solche Charaktere irgendwo *gewöhnlich*?

Viele Jahre ihres Lebens vermied die Verfasserin, irgend etwas über die Sklaverei zu lesen, da sie es für zu peinlich hielt, näher in eine Sache einzugehen, welche durch die zunehmende Aufklärung und Civilisation ganz gewiß unterdrückt werden würde. Aber als sie durch das Gesetz von 1850 zu ihrem schmerzlichen Erstaunen erfuhr, daß christliche, menschliche Leute in der That die Auslieferung Flüchtiger in die Sklaverei als eine Pflicht für gute Bürger empfehlen — als sie auf allen Seiten von gütigen, theilnahmvollen, achtungswerthen Menschen in den freien Staaten des Nordens Berathschlagungen und Erörterungen darüber hörte, was christliche Pflicht in dieser Sache gebieten könnte, da dachte sie nur: diese Menschen und Christen können nicht wissen, was Sklaverei ist; wüßten sie es, so könnte eine solche Frage nicht erst in Erwägung gezogen werden. Daraus entstand das Verlangen, sie in *lebendiger, dramatischer Wirklichkeit* darzustellen. Sie hat versucht, sie in ihren besten und schlimmsten Phasen zu schildern. In ihrer besten Darstellung ist sie vielleicht erfolgreich gewesen, doch ach, wer kann sagen, was aus dem Thal des Todesschattens, das auf der andern Seite liegt, noch unerzählt bleibt?

An Euch, Ihr großmüthigen, edelherzigen Männer und Frauen des Südens, an Euch, deren Tugend, Hochherzigkeit und Reinheit des Charakters um so größer sind, je schwerer die Versuchung war, die er zu bestehen hatte — an Euch appellire ich. Habt Ihr nicht in Eueren geheimen Gedanken, in Euern vertraulichen Gesprächen gefühlt, daß in diesem von Gott verfluchten Systeme Leiden und Uebel lagen, die weit über das hinausgehen, was hier geschildert wurde oder geschildert werden kann? Ist es anders möglich? Ist *der Mensch* ein Geschöpf, das man mit gänzlich unverantwortlicher Gewalt bekleiden darf? Macht nicht das Sklavensystem, indem es dem Sklaven jedes gesetzliche Recht abspricht, den Besitzer zu einem unverantwortlichen Despoten? Kann irgend Jemand sich enthalten, den Schluß zu ziehen, was der praktische Erfolg davon sein wird? Wenn, wie wir zugestehen, ein öffentliches Gefühl unter Euch, Ihr Männer von Ehre, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, herrscht, giebt es dann nicht auch eine andere Art öffentlichen Gefühls unter den Schändlichen, Rohen und Entarteten? Und kann nicht der Schurke, der Rohe, der Entartete durch das Sklavengesetz gerade so viel Sklaven besitzen, als der Beste und Reinste? Sind die Ehrenwerthen, die Gerechten, die Großherzigen, die Mitleidigen irgendwo in dieser Welt die Majorität?

Der Sklavenhandel wird von den amerikanischen Gesetzen als eine Räuberei betrachtet. Doch ein Sklavenhandel, eben so systematisch, als er je an den Küsten Afrika's betrieben wurde, ist eine unvermeidliche Folge der amerikanischen Sklaverei. *Können* ihre Gräul und herzbrechenden Umstände geschildert werden?

Die Verfasserin hat nur ein schwaches Gemälde der Angst und Verzweiflung entworfen, welche in eben diesem Augenblicke Tausende von Herzen zerreißen, Tausende von Familien zersprengen und einen hilflosen und gefühlvollen Stamm zu Wahnsinn und Verzweiflung treiben. Es leben Viele, welche wissen, daß Mütter durch diesen verfluchten Handel zu der Ermordung ihrer Kinder getrieben wurden, und selbst im Tode Schutz gegen das suchten, was sie mehr fürchten, als den Tod. Es kann nichts Tragisches geschrieben, erzählt oder erfunden werden, was der furchtbaren Wirklichkeit der Scenen gleich käme, die sich täglich und stündlich an unsern Küsten unter dem Schutze amerikanischer Gesetze, unter dem Schutze des Kreuzes Christi ereignen.

Und jetzt frage ich Euch, Ihr Männer und Frauen Amerika's, ist dies eine

Sache, die leicht genommen, vertheidigt oder mit Schweigen übergangen werden kann? Ihr Farmer von Massachusetts, von New-Hampshire, von Vermont, von Connecticut, die Ihr dies Buch bei dem Scheine Eurer Abendfeuer leset; — Ihr starkherzigen und edelmüthigen Seeleute und Schiffseigner von Maine, ist dies für Euch eine Sache der Unterstützung und Ermuthigung? Ihr braven, edlen Männer von New-York, Ihr Farmer des reichen und heitern Ohio, und Ihr aus den weiten Prairien-Staaten, antwortet mir, ist dies für Euch eine Sache, die Ihr unterstützen und befördern müßt? Und Ihr, Mütter Amerika's, die Ihr an der Wiege Eurer eignen Kinder gelernt habt, für die ganze Menschheit zu fühlen; bei der heiligen Liebe, die Ihr für Euer Kind hegt; bei Eurer Freude an seiner herrlichen, fleckenlosen Kindheit; bei der mütterlichen Theilnahme und Zärtlichkeit, mit der Ihr sein Wachsthum überwachet; bei Eurer Sorge für seine Erziehung; bei den Gebeten, die Ihr für sein ewiges Seelenheil zum Himmel sendet, — flehe ich Euch an, habt Mitleid mit der Mutter, welche alle Eure Neigungen hat und nicht ein gesetzliches Recht, das Kind ihres Busens zu beschützen, zu leiten oder zu erziehen! Bei den Krankenstunden Eures Kindes; bei den im Tode brechenden Augen, die Ihr nie vergessen könnt; bei dem Schrei, der sich Eurer Brust entrang, wenn Ihr weder retten noch helfen konntet; bei der Verzweiflung über den Anblick der leeren Wiege, des öden Krankenzimmers, beschwöre ich Euch, habt Mitleid mit den Müttern, welche durch den amerikanischen Sklavenhandel fortwährend kinderlos gemacht werden! Und sagt, Ihr Mütter Amerika's, ist das eine Sache, die vertheidigt, gebilligt, mit Stillschweigen übergangen werden kann?

Sagt Ihr, die Bewohner der freien Staaten hätten damit nichts zu schaffen und könnten darin nichts thun? Wollte Gott, dem wäre so! Aber es ist nicht wahr. Die Bewohner der freien Staaten haben sie vertheidigt, ermuthigt, Theil daran genommen, und sind deshalb vor Gott eben so schuldig, als der Süden, weil sie **nicht** die Entschuldigung der Erziehung und Gewohnheit für sich haben.

Wenn die Mütter der freien Staaten in vergangenen Zeiten alles das gefühlt hätten, was sie fühlen sollten, so würden die Söhne der freien Staaten nicht Sklavenbesitzer und sprichwörtlich die härtesten Herren gewesen sein; die Söhne der freien Staaten würden dann nicht zur Ausbreitung der Sklaverei in unserem Nationalkörper beigetragen haben; die Söhne der freien Staaten würden dann nicht, wie sie dies thun, die Seelen und Körper von Menschen bei ihrem Handelsverkehr als ein Aequivalent des Geldes betrachten. Kaufleute in nördlichen Städten besitzen für einige Zeit eine Menge Sklaven, die sie dann wieder verkaufen; darf also die ganze Schuld an der Schmach der Sklaverei nur auf den Süden fallen?

Die Männer, Mütter und Christen des Nordens haben Nöthigeres zu thun, als ihre Brüder des Südens anzuklagen: sie haben vor ihrer eignen Thür zu kehren.

Doch was kann ein Einzelner thun? Darüber kann jeder Einzelne urtheilen. **Eines** aber kann jeder Einzelne thun; er kann darauf sehen, **daß man recht fühle.** Eine Atmosphäre sympathetischen Einflusses umgiebt jedes Individuum: und der Mann oder die Frau, welche über die großen Interessen der Menschheit stark, gesund und recht **denken**, sind fortwährende Wohlthäter des Menschengeschlechtes. Man achte daher auf seine Sympathien in dieser Angelegenheit. Sind sie in Uebereinstimmung mit den Sympathien Christi, oder sind sie durch die Sophistereien weltlicher Politik irre geleitet und verderbt?

Christliche Männer und christliche Frauen des Nordens, Ihr könnt noch etwas thun: Ihr könnt **beten.** Glaubt Ihr an die Kraft des Gebetes, oder

ist es eine unbestimmte, apostolische Tradition geworden? Ihr betet für die Heiden in der Ferne; betet auch für die in der Heimath. Und betet auch für die unglücklichen Christen, deren ganze Aussicht religiöser Verbesserung auf dem Zufalle des Handels beruht, für welche die Befolgung christlicher Moral in vielen Fällen eine Unmöglichkeit ist, es müßte ihnen denn von Oben der Muth und die Gnade des Märtyrerthums verliehen werden.

Doch noch mehr. An den Küsten unserer freien Staaten landen die armen zerstreuten Ueberbleibsel auseinandergerissener Familien, Männer und Weiber, durch wunderbare Fügungen der Vorsehung der Geißel der Sklaverei entronnen, schwach im Wissen, und in vielen Fällen moralisch krank, in Folge eines Systemes, welches jeden Grundsatz des Christenthums und der Moral entstellt oder verwirrt. Sie kommen, um unter Euch eine Zufluchtstätte zu suchen; sie kommen, um Erziehung, Kenntnisse, Christenthum zu suchen.

Was seid Ihr diesen armen Unglücklichen schuldig, Ihr Christen? Ist nicht jeder amerikanische Christ dem afrikanischen Stamme zu irgend einer Anstrengung verpflichtet, um das Unrecht zu vergüten, das die amerikanische Nation ihm zugefügt hat? Sollen die Thüren der Kirchen und Schulen ihnen verschlossen sein? Sollen Staaten aufstehen und sie ausstoßen? Soll die Kirche Christi schweigend den Hohn dulden, der ihnen zugefügt wird, vor der hilflosen Hand, die sie ausstrecken, zurückweichen, und durch ihr Schweigen die Grausamkeit ermuthigen, die sie von unsern Küsten vertreiben will? Muß es so sein, dann wird es ein trauriges Schauspiel geben. Muß es so sein, dann wird das Land Ursache haben, zu zittern, wenn es daran denkt, daß das Geschick der Nationen in den Händen Eines liegt, der mitleidig und barmherzig ist.

Sagt Ihr: „Wir brauchen sie hier nicht; mögen sie nach Afrika gehen?"

Daß die Vorsehung Gottes ihnen in Afrika eine Zufluchtsstätte bewahrt, ist allerdings eine große und bemerkenswerthe Thatsache; doch das ist kein Grund, der die Kirche Christi von der Verantwortlichkeit gegen diesen ausgestoßenen Stamm freispricht, die ihr Glaube ihr auferlegt.

Liberia mit einem unwissenden, unerfahrenen, halbbarbarischen Geschlechte anzufüllen, das eben erst den Fesseln der Sklaverei entrann, würde nur auf Menschenalter hinaus die Kämpfe verlängern, welche von jeder neuen Unternehmung unzertrennlich sind. Möge die Kirche des Nordens diese armen Dulder in dem Geiste Christi aufnehmen, ihnen die Vortheile einer christlich-republikanischen Gesellschaft und Erziehung gewähren, bis sie einen Grad moralischer und geistiger Reife erreicht haben, und dann sei man ihnen zur Ueberfahrt nach den Küsten behilflich, wo sie das, was sie in Amerika gelernt haben, zur Ausübung bringen mögen.

Es giebt einen verhältnißmäßig kleinen Verein von Männern im Norden, die dies gethan haben, und als Resultat davon hat dieses Land schon Beispiele von Männern gesehen, welche früher Sklaven waren, und schnell Bildung, Ruf and Vermögen erworben haben. Es ist Talent entwickelt worden, welches mit Berücksichtigung der Umstände gewiß sehr bemerkenswerth war; und in Beziehung auf moralische Züge von Rechtschaffenheit, Güte und Zärtlichkeit der Gefühle oder heldenmüthiger Anstrengung und Selbstverleugnung zur Befreiung von Brüdern und Freunden, die noch in der Sklaverei schmachteten, haben sie sich in einem Grade ausgezeichnet, der in Erwägung der Umstände, unter denen sie geboren wurden, wahrhaft staunenerregend ist.

Die Verfasserin lebte viele Jahre an der Grenze der Sklavenstaaten und hatte oft Gelegenheit, ehemalige Sklaven zu beobachten. Es waren einige als Diener in ihrer eigenen Familie, und in Ermangelung einer andern Schule zu

ihrer Aufnahme, hat sie dieselben häufig an dem häuslichen Unterrichtre ihre eigenen Kinder Theil nehmen lassen. Mit ihren Beobachtungen stimmen die mehrerer Missionaire unter den Flüchtlingen in Canada überein; die Schlüsse, die sie daraus in Bezug auf die Bildungsfähigkeit des Stammes zog, sind im höchsten Grade ermuthigend.

Das erste Verlangen der emancipirten Sklaven geht in der Regel auf Unterricht. Sie sind bereit, für den Unterricht ihrer Kinder Alles zu geben oder zu thun, und so weit als die Verfasserin selbst es bemerkte oder Lehrer unter ihnen dafür Zeugniß ablegten, sind sie auffallend mit Verstand begabt und lernen sehr schnell. Der Erfolg der Schulen, welche wohlwollende Personen für sie in Cincinnati errichtet haben, bestätigt dies vollkommen.

Die Verfasserin stützt sich bei den folgenden Angaben auf das Zeugniß des Professors C. E. Stowe, damals am Lane-Seminar in Ohio, in Beziehung auf die emancipirten Sklaven, die jetzt in Cincinnati leben. Sie sind aufgezeichnet worden, um die Fähigkeiten des Stammes, selbst ohne besonderen Beistand oder Aufmunterung darzuthun.

Es werden nur die Anfangsbuchstaben gegeben. Alle sind Bewohner von Cincinnati.

„B—. Furniturenmacher; zwanzig Jahre in dieser Stadt; Vermögen zehntausend Dollars, Alles eigner Verdienst. Baptist.

„C—. Ganz schwarz; in Afrika geraubt; in New-Orleans verkauft; frei nach funfzehn Jahren; zahlte für sich selbst sechshundert Dollars; Besitzer mehrerer Farms in Indiana; Presbyterianer; wahrscheinlich fünfzehn bis zwanzigtausend Dollars reich, sämmtlich selbst verdient.

„K—. Ganz schwarz; Güter-Mäkler; dreißigtausend Dollars reich; ungefähr vierzig Jahre alt; frei seit sechs Jahren; zahlte achtzehnhundert Dollars für seine Familie; Mitglied der Baptistenkirche; empfing ein Legat von seinem früheren Herrn, das er zu vermehren verstand.

„G—. Ganz schwarz; Kohlenhändler; etwa dreißig Jahre alt; achtzehntausend Dollars reich; zahlte zweimal für sich, da er einmal um sechshundert Dollars betrogen wurde; erwarb sich all sein Geld durch eigene Anstrengung, viel davon, während er noch Sklave war, indem er seine Zeit von seinem Herrn miethete, und für sich selbst arbeitete; ein hübscher, anständiger Mensch.

„W—. Drei Viertel schwarz; Barbier und Kellner; aus Kentucky; seit neunzehn Jahren frei; zahlte für sich selbst und seine Familie über dreitausend Dollars; zwanzigtausend Dollars reich, ganz sein eigener Verdienst; Almosenpfleger der Baptistenkirche.

„G. D—. Drei Viertel schwarz; Stubenweißer; von Kentucky; seit neun Jahren frei; zahlte fünfzehnhundert Dollars für sich und seine Familie; starb unlängst, sechzig Jahre alt und sechstausend Dollars reich."

Professor Stowe sagt: „Mit alle diesen, G. ausgenommen, bin ich seit mehreren Jahren persönlich bekannt und machte meine Angaben nach genauer Kenntniß."

Die Verfasserin erinnert sich sehr gut einer bejahrten farbigen Frau, die als Wäscherin in ihres Vaters Familie verwendet wurde. Die Tochter dieser Frau heirathete einen Sklaven. Sie war eine außerordentlich thätige und geschickte junge Frau, und durch ihre Anstrengungen, ihre Sparsamkeit und die ausdauerndste Selbstverleugnung, erwarb sie neunhundert Dollars, die sie, wie sie das Geld verdiente, für die Freilassung ihres Mannes in die Hände seines Herrn zahlte. Sie war noch hundert Dollars schuldig, als ihr Mann starb, und sie bekam von dem Gelde nie wieder etwas zurück.

Dies sind nur wenige Thatsachen unter der großen Menge, die man als Belege für die Selbstverleugnung, Energie, Geduld und Rechtschaffenheit anführen könnte, welche diese Sklaven in einem freien Lande an den Tag legten.

Dabei bedenke man, daß diese Leute verhältnißmäßig großen Reichthum und eine gesellschaftliche Stellung errangen, während sie mit allen Nachtheilen und Entmuthigungen zu kämpfen hatten. Nach den Gesetzen von Ohio kann der Farbige nicht Wähler sein, und bis vor wenigen Jahren wurde ihm sogar das Recht verweigert, in Rechtsstreitigkeiten als gültiger Zeuge gegen einen Weißen aufzutreten. In allen Staaten der Union sehen wir Menschen, welche erst gestern die Fesseln der Sklaverei abschüttelten und sich durch eigene Kraft, die nicht genug bewundert werden kann, zu hochachtbaren Stellungen in der Gesellschaft emporgeschwungen haben. Pennington unter den Geistlichen, Douglas und Ward unter den Redacteuren, sind bekannte Beispiele.

Wenn dieser verfolgte Stamm bei allen möglichen Entmuthigungen und Nachtheilen so viel vermochte, wie viel würde er erst vermögen, wenn die christliche Kirche gegen denselben in dem Geiste ihres Stifters handelte?

Wir leben in einer Zeit, wo die Nationen erschüttert und von Krämpfen durchzuckt werden. Ein gewaltiger Einfluß rüttelt die Welt wie in einem Erdbeben. Und ist Amerika frei davon? Jede Nation, die in ihrem Schooße noch fortbestehende große Ungerechtigkeiten trägt, hat auch die Elemente dieser Erschütterungen in sich.

Zu was erweckt dieser gewaltige Einfluß so in allen Nationen und Sprachen diese Seufzer nach Freiheit und Gleichheit der Menschen, die nicht in Worten sich äußern dürfen?

O, Kirche Christi, lies die Zeichen der Zeit! Ist diese Gewalt nicht Sein Geist, dessen Reich noch kommen soll und dessen Wille auf Erden geschehen muß, wie im Himmel?

Doch wer mag den Tag seines Erscheinens erwarten? „Denn der Tag wird brennen wie ein Ofen; und er wird mit rasender Schnelligkeit einherfahren gegen die, so den Diener in seinem Solde bedrücken, die Wittwen und die Waisen, und die den Fremden in seinen Rechten bei Seite setzen und er wird den Bedrücker in Stücken zerhauen."

Sind das nicht furchtbare Worte für eine Nation, die in ihrem Schooße eine so große Ungerechtigkeit birgt? Christen, könnt Ihr, so oft Ihr betet, daß das Reich Christi kommen möge, vergessen, daß die Prophezeihung im traurigen Verein damit den Tag der Rache verheißt?

Ein Tag der Gnade ist uns noch geboten. Beide, Nord und Süd, sind vor Gott strafbar gewesen; und die christliche Kirche hat eine schwere Rechenschaft abzulegen. Nicht durch den Verein, Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu beschützen und ein gemeinsames Stammgeld der Sünde zu bilden, kann die Union gerettet werden, sondern nur durch Reue, Gerechtigkeit und Gnade; denn nicht gewisser ist das ewige Gesetz, nach welchem der Mühlstein im Meere versinkt, als das stärkere Gesetz, nach welchem Ungerechtigkeit und Grausamkeit den Zorn des allmächtigen Gottes über die Nationen bringen!

Druck und Stereotypie von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Vorrede des Uebersetzers.

Wir glauben das vorliegende Werk nicht besser beim Publikum einführen zu können, als indem wir nachstehend einen Auszug des Briefes geben, welchen uns der mit der Uebersetzung desselben beauftragte Gelehrte in Folge unserer Bitte um Mittheilung seiner Ansicht über das Werk zukommen ließ:

„Sie wünschen mein unumwundenes Urtheil über den „Schlüssel zu Onkel Tom's Hütte" zu erfahren. Nun, soll ich ganz aufrichtig sein, so muß ich gestehen, daß dieser „Schlüssel" einen größern Werth als „Onkel Tom's Hütte" selbst hat, in der ich mich jetzt erst, ungeblendet durch die schillernden Farben der Phantasie, mit völliger Deutlichkeit umsehen kann. In Angelegenheiten, wie diejenige, welcher Mrs. Beecher-Stowe ihre literarische Thätigkeit zugewendet hat, nimmt thatsächliche Wahrheit ein ungleich höheres Interesse in Anspruch, als die lieblichste Dichtung. Dennoch hat es die Verfasserin mit feinem Takt vermieden, uns eine bloße trockene aktenmäßige Darstellung zu geben. Durch die geschickte Vertheilung und Benutzung des ihr in überreicher Fülle zugeflossenen Stoffes bringt sie eine Mosaik zu Stande, welche durch ihre beständig wechselnden und lebensvollen Bilder auf gleich anziehende Weise das Nachdenken beschäftigt und das Gemüth ergreift. — Das Werk ist gleichsam eine zweite Novelle über das Negerleben und die Zustände der Sklaverei in den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten, nur aus wirklichen und vollständig beglaubigten Begebenheiten zusammengesetzt. Derselbe Geist der Menschenliebe, der ungeheuchelten Gottesfurcht und einer erleuchteten Religiosität durchweht alle Theile des Werkes, bringt warm an das Herz des Lesers, erfüllt es mit edlen Empfindungen und regt es zu großen Entschlüssen an. Nie habe ich mich während der Durchlesung ermüdet gefühlt, nie beschlich mich die Langeweile, vielmehr ward ich, je weiter ich vordrang, um so begieriger, das ganze Gerüst kennen zu lernen, aus dem „Onkel Tom's Hütte" gebildet ward, und den vollständigen Ueberblick über die Gesetzgebung, die Gerichtsverfassung, die gerichtlichen Verhandlungen, die Einrichtungen und wirklichen Zustände, welche sich auf das Verhältniß der Sklavenhalter und ihrer Leibeigenen beziehen, zu gewinnen.

Zugleich aber wird uns durch dieses Werk eine genaue Bekanntschaft mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten der Union vermittelt; wir hören ihre eignen Worte und das Auge dringt um so leichter und tiefer in das Innere dieser Charaktere ein, als sie sich mit Wärme, sei es für oder gegen, in dieser Sache aussprechen. Wenn sich ein Mensch mit kaltem Blute äußert, so geht er vorsichtiger zu Werke und breitet gleichsam einen Schleier über sich, der uns seine Gestalt nicht klar wahrnehmen läßt. Die leidenschaftlichere Aufwallung dagegen, welche sich bei dieser Veranlassung kund giebt, enthüllt das verborgene Wesen des Menschen und giebt lange verschwiegen gehaltenen Gedanken einen Ausdruck.

Aber nicht blos die herrschenden Ansichten über die Sklavenfrage werden uns mitgetheilt. Diese gerade jetzt so stark in den Vordergrund getretene Angelegenheit kann auf dem Boden Nordamerika's nicht besprochen werden, ohne andere Zustände zu berühren, und so lernen wir denn Menschen und Dinge mit einer Unmittelbarkeit kennen, die uns keine Reisebeschreibung verschaffen kann. Diese schildert uns das Vorhandene nur in dem Reflex, den es auf den Beobachter hervorbrachte; in dem „Schlüssel zu Onkel

Tom's Hütte" treten aber die Persönlichkeiten selbst, wie in einem Drama, jedoch ohne Kostüm und eingelernte Rolle hervor. Das Buch ist ein Sprechsaal, worin sich jeder vernehmen läßt, der über die Sache ein Urtheil abzugeben und einen gewichtigen Einfluß darauf auszuüben hat.

Während uns aber die Ansichten über amerikanisches Staatsleben entfaltet werden, gleiten unzählige Streiflichter über europäische, zumal festländische Zustände hinweg, die wie Blitze Stellen beleuchten, an denen unsere Presse jetzt mit ausgelöschter Lampe stumm vorübergehen muß. In dieser Beziehung ist das Buch eine Art Einleitung in die neuere Geschichte, bietet Gegenbilder in Menge dar, fordert zu Vergleichen auf und belehrt uns über tausend Dinge, die mit dem Inhalte des Buches in Verwandtschaft stehen.

Nach alle dem werden Sie an meiner im Eingange abgegebenen Erklärung, daß das Werk meine gespannte Aufmerksamkeit beschäftigt hat, nicht länger zweifeln, und wenn das deutsche Publikum zu einem richtigen Verständniß über Inhalt, Zweck und Bedeutung des Buches gelangt, so muß ich glauben, daß dasselbe noch zahlreichere Leser, als der weltberühmte Roman selbst finden wird, und viele, die den „Schlüssel" zur Hand nehmen, ohne „Onkel Tom's Hütte" vorher gelesen zu haben, nun erst begierig werden dürften, diese kennen zu lernen."

Vorrede der Verfasserin.

Das Werk, welches die Verfasserin hiermit dem Publikum darbietet, ist eine Arbeit, an welche sie nicht mit Vergnügen Hand angelegt und die ihr viel Sorgen bereitet hat.

Bei Schöpfungen der Phantasie ist es gestattet, das Rauhe und Schreckliche durch Scenen und Charaktere von einnehmender Natur zu mildern. Diese Hilfsquelle fehlt bei einem Werke, das nur Thatsächliches enthält, und leider ist das gegenwärtige ein solches, bei dem die Wahrheit, ungeschminkt erzählt, mit Entsetzen erfüllt. Die Sklaverei im Allgemeinen bietet keine Lichtseiten dar. Selbst solche Zustände, welche durch die Herzensgüte und Großmuth einzelner Herren oder Herrinnen erhellt werden, würden noch ungleich freundlicher leuchten, wenn ihr Hintergrund nicht die Sklaverei wäre. Alles, was die Familienanhänglichkeit alter Diener in freien Ländern herzgewinnendes und malerisches hat, erscheint im Sklavenstande in getrübter Färbung. Die Pächter eines englischen Gutsherrn beweisen ihm oft mehr Ergebenheit und Treue, als wenn sie seine Sklaven wären. Sklaverei ist mithin nicht das Element, aus dem sich liebliche und ansprechende Bilder unseres südlichen Lebens schöpfen lassen. Was irgend der Sklaverei eigenthümlich ist und sie von der freien Dienstleistung unterscheidet, ist und bleibt unter allen Umständen ein Uebel.

Die Arbeit ist der Verfasserin, während sie damit beschäftigt war, über den Kopf gewachsen und umfänglicher geworden, als es ursprünglich in ihrer Absicht lag. Die vorgesteckten Grenzen wurden durch den zuströmenden Stoff so überschritten, daß sie eine ganze Abtheilung weglassen mußte, welche die Charakteristik und die Entwickelung der farbigen Race in andern Ländern und unter verschiedenen Umständen enthalten sollte. Diese Darstellung würde einen Band allein gefüllt haben; aber sie hofft, daß ein Freund, dem sie das gesammelte Material übergeben hat, sich dieser Arbeit unterziehen wird.

Die Verfasserin ist den Herren aus dem Stande der Rechtsgelehrten, welche ihr bei Behandlung gesetzlicher Fragen ihren Beistand geliehen haben, zum besonderen Danke verpflichtet. Ueberhaupt spricht sie hiermit Allen, aus dem Norden und Süden, welche ihr den benöthigten Stoff so bereitwillig zugehen ließen, ihre Erkenntlichkeit öffentlich aus, wenn sie auch viel von dem, was ihr zukam, des Raumes wegen, nicht verwenden konnte. Berge-hoch lag das Material, aus dem sie den Inhalt zu diesem Werke wählte.

Zweck der Verfasserin war, so weit als möglich, die reine Wahrheit zu sagen und zwar ohne Berücksichtigung der Wirkung, den diese auf Personen oder Parteien hervorbringen könnte. Sie hofft dagegen, daß das, was sie sagt, ohne Bitterkeit, vielmehr in jenem ernsten und bedächtigen Geiste geprüft werden wird, den die Untersuchung einer so ernsten Sache erfordert. Es wäre thöricht, wollte sie sich mit der Hoffnung schmeicheln, völlig frei von Irrthum zu sein. Auf dem weiten Felde, das sie zu überschreiten sich vorgesetzt hat, ist die Möglichkeit einer Verirrung vorhanden. Nur darauf kann sie sich berufen, daß es ihr ernstes und redliches Streben gewesen ist, die Wahrheit kennen zu lernen.

Sie empfiehlt ihr Buch der liebevollen Berücksichtigung und dem aufrichtigen Gebete jedes wahren Christen in der ganzen Welt. Mögen diese vereinigten Gebete den Erfog haben, die Christenheit von einem so großen Schandfleck zu befreien, als die Sklaverei ist.

Harriet Beecher-Stowe.

Inhaltsverzeichniß.

Dritte Abtheilung. — Kap. 1. **Nimmt die öffentliche Meinung den Sklaven in Schutz?** — Kap 2. **Die Beschaffenheit der öffentlichen Meinung ist wesentlich abhängig von der Erziehnng.** (Die erste Erziehung. — Der Geist der Presse.) — Kap. 3. **Familientrennung.** (Thatsachen. — Menschenhändler. — Erfordernisse des Handels.) — Kap. 4. **Der Sklavenhandel.** (Was hält die Sklaverei aufrecht? — Wieder Facta und Commentare von Südländern. — Die Poesie des Sklavenhandels.) — Kap. 5. **Einzelne Fälle aus dem gesetzlichen Handel, Thatsachen, die noch über Dichtung gehen.** (Violet's und George's häusliche Gefühle und Ansichten. — Zeugniß eines Schiffskapitains und eines entflohenen Sklaven.) — Kap. 6 **Milly Edmonson.** (Die alte Milly und ihr Hauswesen. — Freiheit und Gleichheit. — Der Schooner „Perle" — Ein amerikanisches Sklavenschiff. — Einfangen der Flüchtlinge. — Entrüstnng. — Einkerkerung der Gefangenen. — Reise nach New-Orleans und zurück. — Rührende Umstände. — Endliche Erlösung.) — Kap. 7. **Emily Russel.** (Preis für ihre Freilassung. — Er wird nicht aufgebracht. — Emily wird nach dem Süden geschickt. — Der Tod erlöst sie. — Daniel Bell und seine Familie. — Der arme Tom Ducket. — Facsimile seines Briefes.) — Kap. 8 **Menschenraub.** (Ursachen, welche zum Stehlen freier Neger und Weißen führen. — Solomon Northrop. — Er wird nach dem Red-River geschleppt. — Parallele zu Onkel Tom. — Rachel Parker und ihre Schwester.) — Kap. 9. **Die Sklaven wie sie sind, nach dem Zeugniß ihrer Besitzer.** (Die Farbe. — Narben. — Intelligenz. — Verkauf derjenigen, die sich für frei ausgeben. — Anzeigen. — Folgerungen.) — Kap. 10. **Das weiße Proletariat.** (Die Sklaverei entwürdigt die armen Weißen. — Ursachen und Wirkungen. — Stoff für den Pöbel. — Einfluß der Sklaverei auf die Erziehung. — Auswanderung aus den Sklavenstaaten. — R. B. Watson's Verfolgung. — John Cornutt gelyncht. — Er findet keinen Schutz vor Gericht. — Der ehrw. Mathews gelyncht. — Der Vorfall mit Jesse Mc. Bride.)

Vierte Abtheilung. — Kap. 1. **Der Einfluß der amerikanischen Kirche auf die Sklaverei.** (Macht der Geistlichkeit. — Einfluß der Kirche. — Gesinnung der geistlichen Körperschaften. — Gutheißung der Sklaverei wie sie ist durch südliche Körperschaften. — Resultate.) — Kap. 2. **Die amerikanische Kirche und die Sklaverei.** (Prozeß wegen Ketzerei. — Verfahren der methodistischen Kirche. — Verfahren der presbyterianischen Kirche vor der Spaltung. — Verfahren der alten und der neuen Schule. — Resultate. — Die Congregationalisten. — Der Convent von Albany. — Die Gesellschaft für innere Mission. — Practische Wirkungen des allgemeinen Systems. — Beschönigung der Unthätigkeit. — Aufruf an die Kirche.) — Kap. 3. **Märtyrerthum.** (Leviathans Macht. — E. P. Lovejoy in St. Louis. — In Alton. — Convent. — Rede. — Der Pöbel. — Der Tod.) — Kap. 4. **Knechtschaft in der frühesten Kirche verglichen mit amerikanischer Sklaverei.** (Grundprinzipien des Reiches Christi. — Beziehungen zur Sklaverei. — Apostolische Gebote. — Onesimus.) — Kap. 5. **Lehre und Stellung der Apostel.** (Die Apostel und ersten Christen keine Gesetzgeber. — Predigten moderner Gesetzgeber.) — Kap. 6. **Lehre der Apostel von der Emanzipation.** — Kap. 7. **Abschaffung der Sklaverei durch das Christenthum.** (Zustand der Gesellschaft. — Verfahren der Concilien. — Einfluß der Bischöfe auf die Freiheit. — Loskaufung von Gefangenen. — Contrast.) — Kap. 8. **Recht und Billigkeit contra Sklaverei.** (Die Regelung der Sklaverei unmöglich. — Ihre Grundsätze und Einrichtungen widerstreiten der Gerechtigkeit und Billigkeit.) — Kap. 9. **Ist das Religionssystem, welches dem Sklaven gelehrt wird, das Evangelium?** (Was wird gelehrt? — Nothwendige Resultate des Systems. — Beispiele von Religionsunterricht und Kritik derselben.) — Kap. 10. **Was muß geschehen?** (Aufgabe der Kirche in Amerika. — Gefühle der Christen in allen andern Ländern. — Ausrottung des Kastengeistes und Aufhebung der sündhaften Gesetze gegen die freien Farbigen. — Verschiedene andere Pflichten und Maßregeln in Bezug auf die Sklaverei. — Schließlicher Aufruf.)

Anhang.

Thatsachen gegen Zahlen, oder die neun arabischen Brüder.